Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MINNESOTA
CLASS 906
BOOK H62

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

Neue Folge · Vierzehnter Band

Der ganzen Reihe 54. Band

Berlin SW 68
Weidmannsche Buchhandlung
1926

Digitized by Google

THE LIBRARY OF
THE UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

906
H62

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Anzeigen, Kurze	58—64, 120—128
Aulard, Politische Geschichte der Französischen Revolution. (Sternfeld)	109
Beloch, Römische Geschichte bis zum Beginn der Punischen Kriege. (Cauer)	138
v. Below, Georg, Die deutsche Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen. (Bleich)	5
v. d. Belt, Von Gorlice bis zur russischen Revolution. (Schuster)	30
Bernhard, Ludwig, Das System Mussolini. (Lulvès)	84
Bethe, Griechische Literatur. (Bleich)	173
Bettag, Die Eroberung von Nowo Georgiewsk. (Schuster)	31
Bleich, Erich: Geschichtschreibung und Geschichtsauffassung	1 ff.
Böhmer, Luthers erste Vorlesung. (Wolf)	78
Brandt, Otto, Geistesleben und Politik in Schleswig-Holstein um die Wende des 18. Jahrhunderts. (Hesse)	214
Burckhardt, Jakob, Die Zeit Konstantins des Großen. 4. Aufl. (Bleich)	180
—, Die Kultur der Renaissance. 14. Aufl. (Bleich)	180
—, Der Cicerone. Neudruck der Urausgabe. (Bleich)	181
Buschbell, Selbstbezeugungen des Kardinals Bellarmin. (Wolf)	81
Caietanus, de divina institutione etc. ed. Lauchert. (Wolf)	23
Cardauns, Von Nizza bis Crépy. (Wolf)	82
Cauer, Friedrich: Probleme der älteren römischen Geschichte	138 ff.
Cohn, Willy, Das Zeitalter der Hohenstaufen in Sizilien. (Sternfeld)	38
Dessau, Geschichte der römischen Kaiserzeit. 2. Bd. (Cauer)	187
Egelhaaf, Geschichte des 19. Jahrhunderts vom Wiener Kongreß usw. (Schuster)	112
—, Historisch-politische Jahresübersicht für 1925. (Schuster)	211
Eisler, Orphisch-dionysische Mysteriengedanken in der christlichen Antike. (Berfu)	95
Emser, de disputatione Lipsiensi etc. ed. Thurnhofer. (Wolf)	22
Engel, Winand, Absolutismus und Demokratie. (Herse)	171
Epistolae obscurorum virorum ed. Bömer (Wolf)	79
Fester, Die Politik Kaiser Karls und der Wendepunkt des Weltkrieges (Helmolt)	116
Flemming, Geschichte des Jesuitentheaters usw. (Wolf)	80
Förster, Reformbestrebungen Adolfs III. von Schaumburg. (Wolf)	21
Francke, Die Kulturwerte der deutschen Literatur usw. Bd 2 (Bleich)	183
Friedrich III., Kaiser: Kriegstagebuch 1870/71. (Haake)	49
Geschichtbuch der Hutterischen Brüder. (Wolf)	79
Gothein, Schriften zur Kulturgeschichte der Renaissance usw. (Wolf)	74
Grisar, Luthers Kampfbilder. (Wolf)	77
—, Luther. Nachträge zur 3. Auflage. (Wolf)	78
Gudemann, Geschichte der Lateinischen Literatur. (Bleich)	179
—, Geschichte der altchristlichen lateinischen Literatur. (Bleich)	179
Güterbock, Mussolini und der Faschismus (Lulvès)	83
v. Haase, Georg, Der deutsche Sieg vor dem Skagerrak. (Graefe)	210
Hampe, Kaiser Friedrich II. in der Auffassung der Nachwelt. (Sternfeld)	39
Haußherr, Der Staat in Calvins Gedankenwelt. (Wolf)	19
Heinl, Witold v. Litauen. (Sternfeld)	39
Helmolt, Friedrich der Große und sein Preußen. (Schuster)	41
Herrmann, A., Die Bedeutung Homers für die griechische Geographie. (Bleich)	175
Hessel, Geschichte der Bibliotheken. (Abb)	117
Holl, Karl, Die Geschichte des deutschen Lustspiels. (Bleich)	184
Homan, Geschichtliches im Nibelungenlied. (Gumlich)	192
Hoogeweg, Die Stifter und Klöster der Provinz Pommern. Bd. 2. (Abb)	215
Jaeger, Aristoteles (Lasson)	35
Jean Paul, Ein Lebensroman in Briefen. (Bleich)	184
Jesse, Quellenbuch zur Münz- und Geldgeschichte des Mittelalters. (Regling)	196
Kalkoff, Die Kaiserwahl Friedrichs IV. und Karls IX. (Wolf)	74
—, Ulrich von Huttens Vagantenzeit. (Wolf)	75
Kiderlen-Wächter, Der Staatsmann und Mensch. (Haake)	205

538038

Digitized by Google

Seite
Klassiker der Politik. Bd. 9: Sieyès; Bd. 10: Cobden. (Herse) 172
Köchling, Untersuchungen über die Anfänge des öffentl. Notariats in Deutschland. (Koehne) 102
Köhler, Walter, Zwingli und Luther. (Wolf) 71
Körte, Die hellenistische Dichtung. (Bleich) 176
Köster, Schiffahrt und Handelsverkehr des östlichen Mittelmeers im 2. und 3. Jahrtausend v. Chr. (Geyer) 84
Krieg, Der große, 1914—1918, herausgegeben von Schwarte. (Schuster) 24
Kroner, Von Kant bis Hegel. II. (Lasson) 43
Lasson, Georg: Zur Geschichte des Papsttums der Renaissance und der Gegenreformation . . . . . 147 ff.
Latomus, Zwei Streitschriften gegen Luther ed. Keil 22
Lenz, Max: Richard Sternfeld † . . . . . 129 ff.
Lietzmann, Christliche Literatur. (Bleich) 180
Luther, Ausgewählte Werke ed. Borchardt. (Wolf) 76
Meisner, Schleiermacher als Mensch (Amling) 46
Meister, Ernst, Moderne Geschichtswissenschaft. (Bleich) 4
Michels, Sozialismus und Faschismus in Italien. (Lulvès) 85
Mussolini, Benito, Reden. Auswahl, herausgegeben von Max H. Meyer 85
Norden, Eduard, Die Geburt des Kindes. (Lasson 98
—, Römische Literatur. (Bleich) 178
Ottenthal-Festschrift. (Wretschko) 104
Papsttum und Kaisertum. Kehr-Festschrift. (Cohn) 193
Pastor, L. v., Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. 3, 9. Bd. (Lasson) 147
—, Die Sixtinische Kapelle. (Bleich) 181
Pierrefeu, Plutarch hat gelogen. (Schuster) 208
Poehlmann, Geschichte der sozialen Frage u. des Sozialismus in der antiken Welt. (Geyer) 85
Pohlenz, Griechische Literatur. (Bleich) 176
Precht, Englands Stellung zur deutschen Einheit 1848—50. (Rieß) 118
Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Wolf) 73
Regesta pontificum Romanorum ed. Kehr. (Holtzmann) 100
Renouvin, Les origines immédiates de la guerre. (Helmolt) 115
Ried, Moritz v. Hutten. (Wolf) 20
Rieß, Ludwig, Felix Liebermann (1851—1925) . . . . . 65 ff.
Rohden, die Hauptprobleme des politischen Denkens usw. (Herse) 171
Roller, Georg Andreas Reimer und sein Kreis. (Herse) 172
Sacri sacerdotii defensio ed. Schmeink. (Wolf) 23
Sahrmann, Pfalz oder Salzburg? (Wretschko) 212
Salomon, Felix, Die deutschen Parteiprogramme usw. (Herse) 172
v. Scheffer, Homer und seine Zeit. (Bleich) 175
Schillmann, Gren.-Regt. König Friedrich Wilhelm I. im Weltkriege. (Schuster) . . . 33
Schmidt, Ludwig, Geschichte der germanischen Frühzeit. (Philipp) 190
Schneider, Fedor, Rom und Romgedanke im Mittelalter. (Holtzmann) 198
Schnitzer, Peter Delfin. (Holtzmann) 199
Schotthöfer, Il Fascio. (Lulvès) 83
v. Schrötter, Das preußische Münzwesen 1806—73. (Suhle) 201
Schwartz, Paul, Der erste Kulturkampf in Preußen (1788—98). (Schuster) . . . . 158 ff.
Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft 216
Smend, Das evangelische Lied von 1524. (Wolf) 19
Spies, Kultur und Sprache im neuen England. (Rieß) 52
Stählin, Das hellenische Thessalien. (Geyer) 185
Stegemann, Der Kampf um den Rhein. (Bleich) 106
Stern, Selma, Der preußische Staat und die Juden. (Cohn) 40
Steuber, „Jildirim". (Schuster) 32
Stolz, Politisch-historische Landesbeschreibung von Tirol. 1. Teil. (Wretschko) 55
Strich, Liselotte von Kurpfalz. (Helmolt) 108
Taeger, Thukydides. (Cauer) 88
—, Alkibiades. (Cauer) 90
Vogel, Walther, Die Kämpfe um Baranowitschi. (Schuster) 30
Vogt, Joseph, Römische Politik in Ägypten. (Geyer) 37
—, Die alexandrinischen Münzen. (Geyer) 96
Waas, Vogtei und Bede in der deutschen Kaiserzeit. 2. Teil. (Wretschko) 101
Wackernagel, Rudolf, Humanismus und Reformation in Basel. (Wolf) 70
Waetzoldt, Deutsche Kunsthistoriker. (Bleich) 182
Wilfert, Philipp v. Leyden. (Herse) 171
Wopfner, Urkunden zur deutschen Agrargeschichte. (Koehne) 98

Digitized by Google

Bnd in Covers

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

Neue Folge ▪ Vierzehnter Band

Der ganzen Reihe 54. Band

Erstes Heft

Berlin

Weidmannsche Buchhandlung

1926

UNIVF MAR 9 1927 LIBRARY

Digitized by Google

Wissenschaftliche Neuerscheinungen:

Geschichte der römischen Kaiserzeit

Von **Hermann Dessau**

Zweiter Band, erste Hälfte: **Die Kaiser von Tiberius bis Vitellius**
Gr. 8°. (VIII u. 400 Seiten.) 1926. Geh. 14 RM, geb. 16 RM

Früher erschien:

Erster Band: **Bis zum ersten Thronwechsel**
Gr. 8°. (VIII u. 585 S.) 1924. Geh. 18 RM, geb. 20 RM

Dessaus Römische Kaisergeschichte ist beim Erscheinen des ersten Bandes eines der bedeutendsten Werke über die Geschichte des alten Rom genannt worden, und diesen Rang wird ihr auch der zweite Band in vollem Umfange erhalten. Der jetzt erschienene erste Teil führt die Geschichte der römischen Kaiser bis zu Vitellius weiter, der zweite wird die Geschichte der Landschaften des Reichs im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit zur Darstellung bringen.

Die Fragmente der griechischen Historiker

Von **Felix Jacoby**

Zweiter Teil: **Zeitgeschichte**

A. Universalgeschichte und Hellenika
Gr. 8°. (IX und 504 S., Anhang 7 Seiten.) 1926.

C. Kommentar zu 64—105. Gr. 8°. 340 Seiten. 1926.

Beide Abteilungen zusammen, geh. 40 RM

Früher erschien:

Erster Teil: **Genealogie und Mythographie**
Gr. 8°. (IX und 536 S.) 1923. Geh. 18 RM

„Ohne die neue Fragmentsammlung wird kein Historiker des Altertums in Zukunft arbeiten können" schrieb die „Klio" bei Erscheinen des ersten Bandes dieses monumentalen Werkes. Der zweite Teil ist für die Wissenschaft um seines Inhalts willen der allerwichtigste, er wird darum auch erhöhtes Interesse bei den Gelehrten der ganzen Welt finden.

GREGORII NYSSENI OPERA

VOLUMINIS VIII FASCICULUS II:

EPISTULAE

edidit

GEORGIUS PASQUALI

Gr. 8°. (LXXXII und 94 S.) 1925. Geh. 9 RM

Früher erschienen folgende Teile:

VOLUMEN I: **CONTRA EUNOMIUM LIBRI** ed. VERNERUS JAEGER
Pars prior, Liber I et II (Vulgo I et XII^{b}). Gr. 8°. (XII u. 391 S.) 1921. Geh. 12 RM

VOLUMEN II: **CONTRA EUNOMIUM LIBRI** ed. VERNERUS JAEGER
Pars altera, Liber III (vulgo III—XII). Refutatio confessionis Eunomii (Vulgo Lib. II). Gr. 8°. (LXXII u. 391 S.) 1922. Geh. 15 RM

Seit der auf wenigen wertlosen Handschriften beruhenden ersten Publikation der Werke des Kirchenvaters (Paris 1615) sind nur Nachdrucke von dieser erschienen. Vorliegende Ausgabe ist also als editio princeps anzusehen, insofern sie die erste ist, die sich auf dem gesamten vorhandenen Handschriftenmaterial aufbaut.

Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68

Digitized by Google

Geschichtschreibung und Geschichtsauffassung.

Erwägungen und Gedanken zur historischen Propädeutik

von Erich Bleich.

Below, Georg v.: Die deutsche Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unsern Tagen. Geschichtschreibung und Geschichtsauffassung. Mit einer Beigabe: Die deutsche wirtschaftsgeschichtliche Literatur und der Ursprung des Marxismus. 2., wesentlich erweiterte Auflage. (= Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, herausgegeben von G. v. Below und F. Meinecke. Abteilung I: Allgemeines.) 8°, XVI und 207 S. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1924.

Meister, Ernst: Moderne Geschichtswissenschaft. Eine Einführung in ihre Probleme. (= Perthes Bildungsbücherei.) VI und 77 S. Gotha-Stuttgart, F. A. Perthes, 1924.

Wenn Geschichte sowohl menschheitliche Entwicklung von allerlei Art und zumal Entfaltung geistig-sittlichen Wesens als auch Erzählung beglaubigt überlieferter Vorgänge solch menschlichen Gemeinschaftslebens bedeutet, wenn Geschichtswissenschaft demnach ebenso in der Feststellung von bedeutsamen Tatsachen besteht wie in der Darstellung von Geschehnissen, welche aus der mit allen methodischen und kritischen Hilfsmitteln bearbeiteten Überlieferung gewonnen sind, so dürfte der Verlauf der geschichtswissenschaftlichen Bewegung oder die Geschichte der Geschichtschreibung die Anteilnahme des Historikers in doppelter Hinsicht erregen, einmal insofern als sich ihm darin eine geistige Bewegung gelehrter Natur darstellt, die sich in ausgeprägter und hochwertiger literarischer Typenbildung vollzieht, sodann dadurch, daß sie, recht erfaßt und wohl erkannt, ihn als Gelehrten und Forscher in denjenigen Kreisen heimisch macht, deren Luft er atmet, deren Ideen ihn beherrschen. Mit anderen Worten: die Geschichte der Historiographie scheint uns notwendig in den Kreis der historischen Einleitungswissenschaften zu gehören, die wir unter Wiederaufnahme einer unseres Wissens zuerst von Rühs (1811) und sodann von Rehm verwendeten Bezeichnung „Historische Propädeutik" nennen möchten. In der Tat gibt es neben der historischen Methodik und neben der Geschichtsphilosophie, die ja beide schon von Bernheim bereits in dem Titel seines jedem Historiker wohlbekannten Lehrbuches zusammengestellt werden, keine andere Disziplin, die sich an Bedeutung und Gewicht mit der Geschichte der Historiographie vergleichen ließe. Diese drei sind für die sichere Grundlegung geschichtswissenschaftlicher Bildung und Betätigung schlechterdings unumgänglich.

Digitized by Google

Da aber das, was gedanklich notwendig erscheint, sich keineswegs immer wirklichen Daseins erfreut, so haben sich auch jene drei Zweige geschichtswissenschaftlicher Vor- und Allgemeinbildung höchst ungleich entwickelt und ganz verschiedene Wertschätzung erfahren. Immer neue Triebe angesetzt hat der Zweig der historischen Methodik. Sie steht auch in Bernheims Lehrbuch voran; und dies mit bestem Recht, da ja recht erlernte und geübte Methode den Wissenschaftler kennzeichnet und den ernsten Forscher vom freundlichen Dilettanten, diesem Liebhaber bester Art, reinlich und scharf sondert. Denn der Forscher will einwandfreie und unanfechtbare Ergebnisse; wie aber könnte er solche gewinnen und sicherstellen ohne geschickte Handhabung der bewährten Methode? Geschichtswissenschaftliche Betätigung oder Forschung gründet sich eben auf klar erkannte und zielsicher verwandte Methoden, welche gedankliche oder Erkenntnishilfen darstellen und hauptsächlich durch das Studium der sogenannten Hilfswissenschaften erworben werden.

Um ein gut Teil weniger wird die Bedeutung einer eigenen, von methodischer Ausbildung und Fertigkeit verschiedenen geschichtswissenschaftlichen Bildung anerkannt. Vielen scheint sie damit gegeben, daß man, methodisch geschult, den überlieferten Stoff historisch-kritisch zuzubereiten oder gar rückschließend neuen Stoff in haltbaren Vermutungen zu schaffen vermag: die Möglichkeit solcher aus fachlicher Sonderbildung erwachsender Betätigung verbürgt ihnen das Vorhandensein historischer Allgemeinbildung. Obgleich doch jede Bildung, die nicht lediglich formaler Art sein will, über die Methoden als über bloße, Wissen vermittelnde Hilfen hinaus zur Erkenntnis, zum gedanklichen Gehalt, zur Auffassung vordringen muß. In Anwendung der historischen Methode wird aber eben nur der geschichtliche Stoff zusammengebracht, bestehend aus der Tatsachenfolge, aus der Vorgangsreihe. Indessen wird selbst dieser Stoff kaum zusammengebracht, ohne daß dem Forschenden eine Auffassung („wie es eigentlich gewesen") erwächst; und gerade darauf kommt es an, daß diese Auffassung eine möglichst getreu dem tatsächlichen Verlauf entsprechende, durch parteiische Ansicht ungetrübte ist. Der Forschungsmethode, die sich auf Einzelnes, Tatsächliches, exakt zu Ermittelndes bezieht, muß eine Methode der Auffassung zur Seite treten, eine Geschichtstheorie oder wie man es sonst nennen will. Eine solche Geschichtstheorie, auch wohl Historik genannt, ist als bestimmt nachweisbarer Zweig der Geschichtswissenschaft von Chladenius und Wachsmuth über Gervinus und Droysen bis zu Breysig und Rieß nicht bloß vorhanden gewesen, sondern, wie die zuletzt genannten Namen bekunden, auch heute vorhanden; freilich so wenig bemerkt, daß man, um gewichtig von ihr zu sprechen, sie für so sicher historisch verankert wird erklären müssen, wie sie es wirklich ist.

Ein anderer Zweig der Geschichtswissenschaft hat diese Historik verdrängt, des Lichtes und der Luft beraubt: die Geschichtsphilosophie. Sie ist seit langem — auch der Titel des Bernheimschen Lehrbuches beweist dies — für Laien wie für den Fachhistoriker, obgleich von letzterem nicht sehr beachtet und noch weniger geachtet, an Stelle der

Digitized by Google

Geschichtstheorie getreten. Demnach müßte die Methode der Geschichtsauffassung oder die Geschichtstheorie Sache der Geschichtsphilosophie geworden sein, also jenes Zweiges geschichtswissenschaftlicher Allgemeinbildung, der einst im Frühlingszauber und sommerlichen Segen philosophischer Zeitalter reich prangend blühte, dann durch die rauhen Herbststürme materialistischen Wütens und bloß empirischen Besserwissens entblättert ward, um schließlich unter dem eisigen Anhauch öder Zweifelsucht zu ersterben. Und so ist es auch geschehen. Denn dasjenige, was man heute Geschichtsphilosophie nennt, besteht einmal in erkenntnistheoretischen und wertwissenschaftlichen Erwägungen und Darlegungen, denen der Historiker allerdings, wenn überhaupt, nur zögernd folgt, obgleich in ihnen eine Art Geschichtstheorie steckt; andrerseits strebt man, dem alten, nicht im besten Rufe stehenden Wortsinne Geschichtsphilosophie entsprechend, eine philosophische Auffassung oder Ansicht der Weltgeschichte zu erreichen. Der ursprünglich als Geschichtsphilosophie bezeichnete Zweig der Geschichtswissenschaft birgt somit heute in sich die formale, erkenntnistheoretische Disziplin der Geschichtslogik und die alte, durch Hegel zu kurzem Weltruf gelangte, durchaus substanzielle Geschichtsphilosophie, welche seit Hegels Zeiten, trotz eines Lotze, Conrad Hermann, Rocholl und Windelband, zumeist im Dunkel geblieben ist. Dazu trug nicht wenig bei, daß dasjenige, was der Geschichtsphilosophie einst Zulauf brachte, nämlich der Versuch als Historiosophie auf den zukünftigen Geschichtsablauf zu schließen, nicht eben besonders glückte, ja durch manche völlig verfehlte Prophezeiung zum Lachen reizte; und dabei konnte der Ernst der Wissenschaft nicht bestehen. Diese Art Geschichtsphilosophie wurde von dem Fluche des Lächerlichen getroffen, woran sie zugrunde ging. Mit ihr haben wir nichts zu schaffen, wie sie nichts mit der Geschichtstheorie, Historik oder Geschichtslogik. Jene besser geartete Geschichtsphilosophie jedoch, die eine universalhistorische Übersicht der Vergangenheit — nicht aber, wie die Historiosophie, der Zukunft — bieten möchte, sie würde in der Darstellung der wechselnden Geschichtsauffassungen ihre Stelle finden: eine dieses Namens wirklich werte Geschichtsphilosophie als Universalgeschichtsansicht könnte recht wohl in die Entwicklung der Geschichtschreibung und Geschichtsauffassung einbezogen werden.

Damit aber würden wir die berechtigten Ansprüche auf Geltung, welche die Geschichtsphilosophie erhebt, im Namen der Geschichte der Historiographie erheben, die nicht bloß von Forschern und Forschungsergebnissen, sondern auch von Auffassungen und Wertungen sowie von einer ihnen entsprechenden Zusammenfassung in Darstellungen zu berichten weiß, und nicht zuletzt von jenen Männern, welche den Verlauf der Geschichte epochenweise oder nach ihrem ganzen Umfange in weltgeschichtlichem Überblick zu deuten suchten.

So finden wir in der Entwicklung der historischen Einleitungswissenschaften die Methodik einschließlich der zugehörigen Hilfswissenschaften eigentlich stets gepflegt, wo und sofern man historische Erkenntnis anstrebt. Dagegen tritt uns die Geschichtsauffassung im

Digitized by Google

Wechsel der Zeiten zunächst in getrennten Linien als Geschichtstheorie oder Historik und als Geschichtsphilosophie entgegen, um in unseren Tagen als Geschichtslogik und universalhistorische „Ansicht" zwar unter dem Namen Geschichtsphilosophie zusammenzulaufen, aber dennoch, durch weite Kluft geschieden, ziemlich beziehungslos beieinanderzustehen, die eine im wesentlichen formale Denkelemente, die andere vornehmlich substanzielle Ideen verarbeitend. Darum behagt die Geschichtslogik dem Historiker wenig oder gar nicht; und die universalhistorische Ansicht bietet dem Erkenntnistheoretiker keine rechte Aussicht. Es wird die Geschichtslogik wieder Geschichtstheorie werden und den Historikern (einem anderen Wachsmuth oder Droysen) vorbehalten bleiben müssen; denn jene Geschichtsphilosophie, die in rechtem historischen Geist und wahrhaft fachmännischer Einsicht eine Ansicht der Weltgeschichte gewinnen oder erneuern muß, bleibt ihm ohnehin als unantastbares, unveräußerliches Erbe. Nähert sie sich doch offenbar stark oder wird sogar gänzlich zur Geschichtschreibung, zur praktisch erprobten und durchgeführten, zur gestalteten Geschichtsauffassung. Und deshalb erscheint uns — wir kommen damit auf unseren Ausgangspunkt zurück — die Geschichte der Historiographie so bedeutsam, weil sie in geschichtlicher Form eine Vorstellung von der Fülle all dessen zu geben sucht, was als übersichtliche Zusammenfassung sicherer Ergebnisse im Geiste wirklichkeitsgetreuer Auffassung vorgetragen oder mit historischem Sinne zu künstlerischer Darstellung gebracht worden ist.

Es sei erlaubt, die Probe auf das Exempel zu machen und die vorstehenden Auseinandersetzungen an der Hand eines geschichtstheoretischen Werkchens zu prüfen. Ernst Meister hat in einer volkstümlich gerichteten Darstellung: „Moderne Geschichtswissenschaft" eine durch diesen Titel umschriebene Einteilung des Stoffgebietes vorgenommen. Methodik und Geschichtstheorie beiseite lassend oder höchstens berücksichtigend, sofern sie in der Geschichtschreibung praktische Verwendung finden, befaßt er sich einerseits eben mit der Geschichtschreibung und andrerseits mit der Geschichtsphilosophie; diese aber ist ihm teils Wissenschaftslehre, deren Grundlagen Psychologie, Logik und Erkenntnistheorie abgeben sollen, teils Weltanschauungslehre. Wenn er freilich laut Inhaltsverzeichnis unter II die Geschichtschreibung seit 1850 in ihrer Entwicklung wie in ihren Problemen behandeln will und dies (S. 15—47) sodann tut, so biegt er hier augenscheinlich von der Darstellung der Entwicklung der Historiographie zur Erörterung der wesentlichen Gesichtspunkte der Geschichtstheorie ab, und die Herausstellung der wichtigsten Typen wird ihm zur Hauptsache. Er unterscheidet durch folgende Überschriften: 1. die politisch-nationale Geschichtschreibung (Sybel, Treitschke); 2. der ökonomisch-naturwissenschaftliche Einfluß auf die Geschichtschreibung; 3. Karl Lamprecht; 4. der gegenwärtige Stand der Geschichtschreibung. Die logische Haltung dieser Unterscheidung dürfte allerdings starke Bedenken erregen; denn Nr. 2 und 3 müßten wohl zusammengefaßt werden, etwa als: ökonomisch-kollektivistische Geschichtschreibung (Karl

Digitized by Google

Lamprecht). Die Namen der vier Beeinflussenden: Karl Marx, Spencer, Comte, Gumplowicz wären dann gefallen; da ihre Träger zum Teil Widersacher der Historie sind oder Geschichte betreiben, um ihr Beweisstücke gegen die Vernunft und die Gerechtigkeit der geschichtlichen Entwicklung zu entnehmen, passen sie recht schlecht in ein Werk über „Moderne Geschichtswissenschaft". Für III (Die Geschichtsphilosophie seit 1850, S. 47—73) wirkt es fast beschämend, daß hier lediglich Philosophen aufgeführt werden. Doch stellen wir andrerseits mit Befriedigung fest, daß die „Geschichtsphilosophie als Wissenschaftslehre" etwa dem entspricht, was wir oben unter dem Vorgang anderer Geschichtslogik nannten, während die nicht gerade glücklich gewählte Bezeichnung „Weltanschauungslehre" wohl auf die geschichtsphilosophische Gesamtansicht hindeuten soll.

Das erste der obengenannten uns vorliegenden Bücher, v. Belows „Deutsche Geschichtschreibung", gehört dem Handbuche der Mittelalterlichen und Neueren Geschichte an, und zwar dessen Allgemeinem Teil, welcher neben Darstellungen der mittelalterlichen und neuzeitlichen Weltanschauungen sowie einer Geschichte des Papsttums (alle drei stehen noch aus, sie befinden sich in Vorbereitung) nur noch zwei Darstellungen enthält, und zwar solche historiographischer Entwicklungen, nämlich die Geschichte der neueren Historiographie von Fueter und eben v. Belows Behandlung der entsprechenden deutschen Entwicklung im 19. Jahrhundert. Das groß angelegte, nach v. Below selber und Meinecke benannte Handbuch bietet demnach weder die systematische Behandlung dessen, was wir als Historik oder Geschichtstheorie bezeichneten, noch berücksichtigt es die in starker, wenn auch vielfach nicht erfreulicher Entwicklung befindliche, jedenfalls vorhandene Geschichtsphilosophie. Dagegen ist die historische Methode, die freilich zum besten Teil durch angestrengte Arbeit in den sogenannten Hilfswissenschaften erworben wird, in diesem Handbuche wie in dem Aloys Meisterschen Grundriß der Geschichtswissenschaft durch die systematische Behandlung der Hilfswissenschaften ausgiebig und vortrefflich vertreten. Meisters Grundriß gibt übrigens auch, freilich in gar kurzem Abriß, sowohl eine besondere Geschichtsmethodik (nebst Ansätzen zu einer Geschichtstheorie), wie einen Abriß der geschichtsphilosophischen Entwicklung; und da in dem v. Below-Meineckeschen Handbuch beides fehlt (wenn nicht etwa die Darstellungen der mittelalterlichen und neuzeitlichen Weltanschauungen als geschichtsphilosophische Darlegungen gedacht sind), so müßte man es, wenigstens was die neuere und neueste deutsche Entwicklung angeht, bei v. Below berührt finden, worauf der Untertitel durch das Wort Geschichtsauffassung in der Tat schließen läßt. Denn unter Geschichtsauffassung darf man, wenigstens in dem oben entwickelten Sinne, sowohl die in genauester Verbindung mit der historischen Methodik stehende und in ihrem Rahmen behandelte Geschichtstheorie oder Historik verstehen wie auch die formal-philosophische Geschichtslogik und die substanziellere Geschichtsphilosophie. Die Geschichtsauffassung, von der Forschung ausgehend und vielfach mit oder in der Forschung gegeben, findet ihren

Digitized by Google

Ausdruck in der Geschichtschreibung: sie ist das zwischen Geschichtsforschung und Geschichtschreibung mitten innestehende, der aus dem Wurzelgeflecht der Forschung zum mächtigen Wipfel künstlerischer Geschichtschreibung emporstrebende Stamm.

Aus diesen Gedankengängen heraus begrüßen wir die 2. Auflage des Belowschen Werkes mit derselben Freude, mit der wir die erste willkommen hießen (siehe „Mitteilungen" 51, S. 5). Eine weitere Erwägung bestärkt uns in unserer freudigen Empfindung: Geschichte der Historiographie ist nicht bloß ein ernstes und fast erstes Anliegen des rechten Historikers, der ihrer bedarf, um seine Stellung im Wissenschaftsbetriebe einzunehmen und wissensgeschichtlich zu begründen; sondern sie erfährt diese subjektive Wertschätzung nur als ein objektives Gebilde geisteswissenschaftlicher Natur, welches durch die Arbeit so vieler erleuchteter und gelehrter Männer auferbaut wird und sich in dem Streben kundtut, Ziele und Zusammenhänge menschlichen Gemeinschaftslebens den besten Überlieferungen getreu mit vollstem Bewußtsein zu erfassen. Insofern die Entwicklung der Geschichtschreibung und Geschichtsauffassung damit als ein bedeutsames Stück geistesgeschichtlicher Forschung und literarhistorischer Einfühlung erscheint, stellt sie die höchsten Anforderungen mannigfacher Art, nicht zuletzt solche an die Belesenheit. Sie setzt ein ungewöhnliches Interesse für Bücherkenntnis, welche den Inhalt betrachtet, wie für eine äußerlicher geartete Bücherkunde voraus. Hat sich doch das historische Schrifttum in erstaunlicher Breite entfaltet und auch von dem Reichtum dadurch erschlossener Forschungsergebnisse müßte die Geschichte der Historiographie eine Vorstellung erwecken. Sie darf sicherlich nicht bei der einzelnen Größe verweilen, mag dies auch noch so verlockend und eine dankbarere Aufgabe sein; sondern sie muß Gruppen bilden und die Gesamtheit der Geschichte Schreibenden wenigstens in Vertretern bestimmter Richtungen vorführen.

Allein so mühsam die damit gesteckte Aufgabe, die Entwicklung der deutschen Geschichtschreibung zu schildern, auch sein mag, so sehr auch die in der Bezwingung des gewaltigen und schier unübersehbaren Stoffes liegenden Schwierigkeiten schrecken mögen: — der an diese Aufgabe herangegangen, war wie nur wenige Mitlebende geeignet, sie zu lösen und die etwa aufstoßenden Hemmnisse zu überwinden. Georg v. Below, einer der Altmeister unseres Faches, hat als Forscher und Denker in scharfsinnigen Abhandlungen wie in geistvollen Aufsätzen wichtige und nicht gerade die am bequemsten zu bestellenden Gebiete der Geschichtswissenschaft behandelt: Verfassungs-, Verwaltungs-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte haben durch ihn mannigfachste Förderung erfahren, und die Ergebnisse seiner Forschungen sind ebenso bedeutsam wie seine kritische Behandlung schwieriger Probleme vorbildlich, seine Beweisführung einleuchtend ist. Zudem hat v. Below an der zweiten Hälfte der von ihm in dem vorliegenden Werke geschilderten Entwicklung regsten Anteil genommen und wenigstens zweimal zu den berufenen „Rufern im Streit" gehört: vor mehr als einem Menschenalter, da die „Kulturgeschichte" sich nachdrücklichst

Digitized by Google

gegen die „politische Geschichte“ wandte und ihr die Daseinsberechtigung fast abzusprechen geneigt schien; sodann in einem fast noch wichtigeren Kampfe, in dem ein Teilgebiet der Kulturgeschichte, und zwar das materiell am stärksten gebundene, nämlich die ökonomische Geschichte versuchte, sich für das maßgebendste Geschehen auszugeben, weil in dieser unserer erdhaft bedingten Wirklichkeit die Futter-, Kleider- und Wohnfrage nun einmal vorweg beantwortet sein müssen. Diese Wirtschaftshistoriker waren sicherlich alle mit Fr. Theod. Vischer davon überzeugt, daß „das Moralische sich immer von selbst verstehe“; sie bedachten dagegen anscheinend gar nicht, daß die Bedeutung des Ökonomischen eine Binsenwahrheit ausmache, von der zu sprechen man kaum Veranlassung habe; ja deren Selbstverständlichkeit man auch gar nicht erst einmal zu konstatieren brauche.

Die beiden ersten Abschnitte des v. Belowschen Buches suchen die beiden bedeutsamsten geistigen Richtungen der neueren und neuesten Geschichte zu kennzeichnen: Aufklärung und Romantik. Wir sagen: geistige Richtungen, könnten aber auch von Weltanschauungsgebilden oder geistigen Strukturzusammenhängen sprechen. Denn es handelt sich hier in der Tat nicht bloß um literatur- oder kunstgeschichtliche Unterscheidungen, nicht bloß um geistige Antriebe, die sich in der Welt der Schriftsteller und Gelehrten auswirken, sondern um die großen Gegensätze menschlicher Gesamthaltung oder Weltanschauung, die sich auf dem Gebiete der Politik in weitester Verbreitung und mit besonderer Klarheit ausprägen. Romantik bedeutet das klare Bekenntnis zur beseelten Empfindung, zum Gefühl (wir Deutschen können sagen: zum Gemüt) und erscheint deshalb, weil Gefühl menschlicherweise nicht ohne Gedankenbildung vorkommt, aller Aufklärung als dem unbedingten Bekenntnis zum bloßen Verstande durchaus überlegen; sie beachtet jenes Grundgesetz des Beharrungsvermögens und bestreitet die Richtigkeit des Satzes vom Fortschritt; sie sagt dem neuerungssüchtigen Verstande ab und hält sich viel mehr an das treu anhängliche Gemüt; sie wendet sich in sorgsam gepflegter Erinnerung zur Vergangenheit hin, obgleich diese von einer fortschrittlüsternen Aufklärung in dünkelhafter Selbstbespiegelung mißachtet wird.

Der Aufklärer betrachtet das Leben lediglich von der Seite des Verstandes. Die Romantik berücksichtigt viel mehr das Ganze des Lebens, die intellektuelle wie die voluntaristische Sphäre auch in ihrer wechselseitigen Bedingtheit; sie ist umfassender, und deshalb mag sie, wie v. Below will, realistisch anmuten, während die Aufklärung nüchtern daherfährt. Nach alledem ist es deutlich, daß eine rechte Geschichtschreibung sich allein bei der so aufgefaßten Romantik finden kann; und in der Tat ist ja das 19. Jahrhundert einmal im Fortwirken aufklärerischer Antriebe eine Glanzzeit für die Naturwissenschaften, sodann aber auch in rechter Entfaltung romantischer Ideen eine Blütezeit der Geschichtswissenschaft geworden. Dies ergibt sich auch als v. Belows Grundauffassung. Und wenn der erste Abschnitt seines Buches laut der Überschrift dem 18. Jahrhundert eine besonders großzügige historische Einstellung zuschreibt, indem er ihm den „Ur-

Digitized by Google

sprung der Kulturgeschichte" zuweist, so erfährt diese Anschauung eine höchst bedeutsame Einschränkung, insofern der zweite Abschnitt (S. 4 bis 17: „Die romantische Bewegung") den Nachweis führt, daß „das kulturgeschichtliche Programm erst durch die Romantiker in wissenschaftlichem Sinne durchgeführt" sei. Dies erweist sich als durchaus richtig; so richtig, daß man sogar jenes „kulturgeschichtliche Programm" erst durch die Romantik selbst aufgestellt sein lassen könnte (wenn Romantik nicht um vieles mehr geistige Tat als glatte Rede wäre) und im 18. Jahrhundert weniger den Ursprung der vollhaltigen Kultur- als der mageren Zivilisationsgeschichte suchen möchte. Denn selbst Herder, der unter diesen Aufklärern (da er ja Hamannscher und anti-kantischer Richtung war) noch am ersten als Kulturhistoriker gelten könnte, zeigt nichts von dem der Romantik natürlichen Empfinden, als schildere er ein Zeitalter um seiner selbst willen, als setze er es in Beziehung nur zu dem Urquell geschichtlichen Daseins, der immer strömt; sondern, geleitet von der Idee der Humanität, sieht er in dieser allein das erstrebenswerte Ziel, und alles geschichtliche Leben erhält ihm nur Wert, sofern es diese Humanität befördert. Die Ströme menschlichen Geschehens sind ihm nur Wassermassen, die zum Weltmeer der Humanität getragen werden; daß der Strom auch für sich selber etwas bedeutet, und mag er dem nüchternen Betrachter noch so wässerig erscheinen, dies kommt kaum in Frage.

Rechte, des Namens würdige Kultur ist geistige Wirkung, Geist aber besteht nicht ohne Sprache, und diese wieder stellt sich nicht anders denn als Eigentum eines Volkes dar: das Volk aber bildet seine Eigenart im Staate aus. Im Staatsleben offenbart sich das Dasein des Volkes am offensichtlichsten; und die staatliche Ordnung umschließt am sichersten all die reiche Entfaltung kulturell erhöhten oder vertieften und materiell gehobenen oder gesteigerten Lebens. So walten zwischen Staat und Kultur überaus wichtige Beziehungen, denen Historiker und Philosophen gern nachgegangen sind. Dies bezeugen mannigfache Darlegungen Rankes, der die tiefsten Einsichten in dieses wunderbare Gefüge geschichtlichen Daseins, in dieses Verbundensein aller Seiten menschlichen Wesens gewonnen hatte; und Hegel hat dieses Substrat, das Staat wie Volk in allen ihren Beziehungen in sich begreift, Volksgeist genannt, mit einem Worte also, das romantischer Grundauffassungen durchaus würdig ist.

Andere hingegen haben im Staatsleben nicht nur die bedeutsamste, sondern die fast einzig in Frage kommende Seite des geschichtlichen Daseins gesehen, demgemäß der politischen Geschichte das Hauptgewicht beigemessen und sie allein einer eingehenden Darstellung würdig erachtet. Diesen politischen Historikern widmet v. Below seinen fünften Abschnitt (S. 38—63), den er überschreibt: Die Opposition gegen Ranke und die gesamte Romantik. Es darf bemerkt werden, daß dieser Teil des Belowschen Buches die historische Folge in etwas stört. Denn es geht nicht ohne weiteres an, Schlosser oder gar Rotteck als „Opposition gegen Ranke" hinzustellen; beide sind sie fast 20 Jahre älter als Ranke und gehören in ihrer Grund-

Digitized by Google

richtung dem 18. Jahrhundert an: Rotteck mit seiner an Rousseau geschulten demokratischen Auffassung ganz und gar; Schlosser, in moralisierender Gebundenheit ihm verwandt, allerdings auch romantisch in den Bahnen des Mystizismus wandelnd und um den Tiefsinn Dantes bemüht, übrigens in der Zweiteilung des Stoffes nach äußerer und Geistesgeschichte ein Vorläufer Treitschkes. Und wenn man Dahlmann im Hinblick auf Ranke behandelt, so mag das eine sehr lehrreiche historisch-politische Betrachtung ergeben, allein die historiographische Würdigung müßte Dahlmann vor Ranke bedenken. Zum dritten will uns bedünken, Mommsen stünde unter den politischen Geschichtschreibern nicht an der rechten Stelle. Denn während die Droysen und Sybel, die Gervinus und Häußer aus den von ihnen behandelten historischen Stoffen heraus wie von selbst politisch wurden, hat Mommsen politisch sein wollen und einen philologisch-antiquarischen Stoff politisch verbrämt, wodurch er wahrhaftig nicht gewonnen hat. Man wird diesem wissenschaftlich überragenden Manne, diesem als Philologe, Jurist und Historiker gleich ausgezeichneten Gelehrten nicht gerecht, wenn man ihn der politischen Note wegen, die wirklich nur Außen- und Nebenwerk darstellt, unter den politischen Historikern aufführt: den damit gegebenen Rahmen scheint Mommsen nicht bloß zu sprengen, wie v. Below betont, sondern er sprengt ihn tatsächlich.

In den Überschriften der acht Abschnitte, in welche v. Below den reichhaltigen Stoff gegliedert hat, kommt nur eine Jahreszahl vor, werden nur drei Namen genannt. Die Jahreszahl ist 1878; von diesem Jahre datiert v. Below jenen „neuen Aufschwung der deutschen Historiographie", den er im siebenten Abschnitt als „Vertiefung und Sieg der politischen Geschichtschreibung" schildert. Nebenbei bemerkt, möchte mit diesem Jahr zugleich etwa die Zeit beginnen, welche v. Below selbst mit vollstem wissenschaftlichem Bewußtsein durchlebt hat.

Die drei Überschrift gebenden Namen aber sind: Leo, Ranke und Hegel, und zwar betitelt sich der dritte Abschnitt (S. 17—29): H. Leo, Ranke und seine Schule; der vierte aber (S. 29—37): Die Stellung der Geschichtswissenschaft zu Hegel. So sehr man sich der damit doch in gewisser Weise gegebenen Gleichordnung Leos mit Ranke freut, so wenig sieht man sie, da „Ranke und seine Schule" dem Hallenser Historiker gegenübergestellt wird, im Verfolge aufrechterhalten, denn der Gruppe „Ranke und seine Schule" kann Leo, der wenn auch noch so bedeutende Antipode Rankes, freilich als einzelner nicht die Wage halten; und nähere Vertrautheit mit den Ausführungen des dritten Abschnittes zeigt, daß Leo als Typus einer andersartigen Geschichtsauffassung und -methode gewählt ist, die zwar der Rankeschen nicht gleichkommt, aber durch ihren Träger geadelt und veredelt erscheint, um so mehr als der Träger durch seine Gelehrtenpersönlichkeit augenscheinlich v. Belows Sympathie erworben hat. So sehr man weiterhin im vierten Abschnitt der bedeutsamen Hervorhebung Hegels zustimmt, laut welcher die Gesamtgeschichtswissenschaft zu diesem

Digitized by Google

einzelnen Philosophen in Beziehung gesetzt wird, so stark beginnt man an der Architektonik, an der völligen Ausgeglichenheit eines Werkes zu zweifeln, das zwei große oder größte, jedenfalls zum mindesten einen großen und einen größten Historiker in einem Abschnitt unterbringt, in einem anderen, wenn auch kürzeren dagegen einen einzigen Philosophen namhaft macht, als zu welchem die Geschichtswissenschaft Stellung nimmt, während in Wahrheit der Philosoph (und heiße er Hegel) alle Ursache hatte, zu der Geschichtswissenschaft Stellung zu nehmen, was er übrigens, seiner sachlichen Denkweise entsprechend, tatsächlich mit aller, aus regem Fleiß und wärmster Anteilnahme erwachsenden Einsicht getan hat.

Denn es muß doch nachdrücklichst betont werden, daß Hegel der Geschichtsphilosoph alten Schlages ist, dem es in erster Linie darauf ankommt, die geschichtliche Substanz mit aller Kraft der Erkenntnis zu durchdringen, den in ihr wirkenden Geist oder ihr Wesen zu erfassen, den Volksgeist in seine Momente zu zerlegen oder in seiner Entfaltung darzustellen, den Weltgeist aber in seiner fortschreitenden Entwicklung zu verfolgen. Seine Geschichtsphilosophie hat mit unserer neueren fast nur den Namen gemein; denn diese lebt und webt als Wissenschaftslehre in abstrakten Denkgebilden und rein begrifflichen Erörterungen (die nach der sprachlichen Seite um so schwieriger geraten, je mehr sie, von lateinischer oder griechischer Terminologie absehend, sich deutsch zu halten suchen). Als Historiker könnte man sich nicht selten versucht fühlen, diese geschichtsphilosophische Haltung der Zeitgenossen „vorgeschichtlich" in dem Sinne zu nennen, daß nicht Kern und Stern geschichtlicher Dinge (das sind die Tatsachen), sondern allgemein logische und erkenntnistheoretische Dinge behandelt werden, die gewissermaßen vor aller Geschichte und außerhalb des Kreises empirischer Beobachtungen und Erfahrungen liegen. Wir wissen, wie gründlich Hegel vorgegangen ist, um sich in den Besitz der geschichtlichen Substanz zu setzen, um das Wissen von den bedeutsamen Vorgängen und den kennzeichnenden Zuständen zu erringen. Dieser Philosoph war trotz allem ein Empiriker, der mit starker Empfindung an dieser Welt der Erscheinungen, an der Realität der Dinge hing, aber zugleich die stärkere Anlage hatte, die wogende Sinnenwelt zu durchgeistigen und in das stille Reich des Gedankens zu erheben.

Der siebente Abschnitt (S. 84—124) bildet mit dem achten (S. 124—161) zusammen die zweite Hälfte des Werkes, welche demnach die Entwicklung der deutschen Historiographie eben seit 1878 in großen Zügen schildert sowie im achten Abschnitt einen Überblick über die zeitgenössische Produktion unter dem Titel „Leistungen und Aufgaben" bietet. Der siebente Abschnitt gipfelt in der Gegenüberstellung Treitschkes und Lamprechts, findet aber „die Vertiefung und den Sieg der politischen Geschichtschreibung" in Treitschkes historiographischem Wirken gegeben, welches die breite, lebengesättigte kulturgeschichtliche Schilderung mit der eindringenden Darstellung des politischen Verlaufes zu verbinden wisse, so daß der bestimmte Eindruck einer alle Seiten des Daseins organisch vereinigenden Entwicklung erwachse,

Digitized by Google

während Lamprecht allmählich ein Schema kulturhistorischen Denkens erarbeitet habe, demgemäß er den Stoff zu behandeln suche. So richtig dieser Gegensatz im großen erfaßt ist und so fein er nach allen wesentlichen Gesichtspunkten erörtert wird, scheint dem Rezensenten doch eines nicht recht zur Geltung zu kommen: für Treitschke streitet die historiographische Überlieferung, welcher, von der Romantik herkommend, als höchstes Ziel vorschwebte, das Gesamtbild eines Zeitalters, einer Epoche, eines Volksganzen, einer universalen Entwicklung zu geben; für ihn spricht die hohe Künstlerschaft, mit der er im Sinne der Überlieferung, aber zugleich durchaus zeitgemäß politische und Kulturgeschichte, kompositorisch wie stilistisch gleich befähigt, zum gehaltvollen Kunstwerk zusammenfügte; für ihn zeugt ein, wenn auch nicht zu Ende geführtes, doch vollendetes Werk. Für Lamprecht als einen, der neue Wege suchte, spricht gewiß auch das, was er historiographisch geleistet, aber fast noch mehr, was er gewollt und erstrebt hat. Ihn hatte die Unrast des Denkens ergriffen; er wollte hinter die Dinge kommen; er grübelte über den Urgrund, aus dem alles geschichtliche Leben aufsteigt, auf den es gedanklich zurückzuführen ist. Nicht „den farbigen Abglanz des Lebens" nachzubilden, das rastlose bunte Getriebe der historischen Welt im Spiegel des Künstlers aufzufangen, war sein Ziel, sondern die beherrschenden Ideen aufzuspüren, das Gedankengeflecht bloßzulegen, von dem alles menschliche Geschehen gehalten wird.

Jedenfalls möchten wir, das Ganze der Entwicklung angesehen, in Lamprecht den Vollender der kulturgeschichtlichen Bestrebungen sehen, wie sie durch v. Below im sechsten Abschnitt (S. 63—84) dargelegt werden. Denn selbst was Männer wie Gustav Freytag, Riehl, Burckhardt auf dem Gebiete der kulturhistorischen Schilderung und Charakterisierung im einzelnen Großes geleistet haben, es hält den Vergleich mit Lamprechts Gesamtwerk nicht aus. Gewiß, ihre einzelnen Werke mögen den Darbietungen Lamprechts überlegen sein; denn jene Männer haben, wie sie ja Dichter, Künstler, Kunstgelehrte waren, historische Kunstwerke geschaffen. Lamprechts historiographisches Hauptverdienst bleibt die Konzeption einer großen Idee, die Prägung des Begriffes der Kulturzeitalter, die er in der deutschen Geschichte nachgewiesen zu haben glaubte und in der Universalgeschichte auffinden zu können vermeinte. Und mag ihn jener Glaube getäuscht, mag ihn diese Meinung irregeführt haben, mag der Begriff der Kulturzeitalter zum Schlagwort geworden, mag er in der Anwendung scholastisch erstarrt, in der Durchführung bedenklich mechanisiert worden sein: diesen Begriff gefaßt und damit die Grundlegung der Geschichte als einer exakten Wissenschaft erfaßt und erstrebt zu haben, dies war etwas Besonderes, Neues. Darum darf man wohl Bedenken tragen, Treitschke nach der Weise v. Belows unbedingt über Lamprecht zu stellen. Treitschke wandelt mit neuer Kraft in alten Bahnen; was Schlosser in der ersten, vollbringt Treitschke mit größerer Meisterschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; er ist der begnadete Darsteller erschauter Geschichte, ein Herodot neuerer Prägung, ein

Digitized by Google

historischer Künstler ersten Ranges. Lamprecht ist ihm gegenüber der Nurwissenschaftler; und wenn man auch für ihn alte Wege sucht, die er mit neuen Zielen begeht, so würde man vielleicht auf die Straße Hegels gelangen, auf der auch Ranke gar manchmal und für entscheidende Partien seiner Werke betroffen wurde: klingt es da nicht von Ideen, von Tendenzen, von der „Mär der Weltgeschichte"? Ist diese „Mär" dem Historiker etwas anderes als dem Scholastiker die summa theologiae? Ist der Versuch, diese Mär aufzufinden, nicht das in ein schlicht-bescheidenes Wort gefaßte Bemühen, die Formel für Weltgeschehen und Menschenschicksal zu finden?

Lamprecht ist neuzeitlicher Historiker, spezifischer Geschichtswissenschaftler. Er war beseelt vom Drange der Wahrheit; er wollte die letzten Dinge ergreifen, den Geist erfassen, der in den Erscheinungen und Vorgängen des Daseins beschlossen liegt, in ihrer Entwicklung sichtbar wird. Er begnügte sich nicht mit dem Anschauen eines reichen, lebendigen Daseins und mit der Freude des Künstlers, die sich in der Wiedergabe des Geschauten befriedigt fühlt. Seine Gaben waren andere: analytisches Denken und Formung abstrakter Gedanken. Darin liegt das fast tragisch Anmutende seiner Gestalt: es ist wahrhaftig ein schweres Werk, die empirischen Geschehnisse in logische Notwendigkeiten umzuformen; und es wird eine schwere Last, wenn der, dem es annähernd gelungen zu sein scheint, vielleicht hier und da erkennen zu müssen glaubt, daß er statt des Brotes der Gedanken die Steine scholastischer Formeln gewonnen. Aber trotz alledem neigen wir uns in Ehrfurcht auch vor diesem Manne; denn an ihm wird, sollte man auch all seinem Forschen und Denken zweifelnd gegenüberstehen, die Wahrheit des Wortes offenbart: es bedeutet viel, das Große angestrebt zu haben.

Indem wir Lamprechts Namen nennen, rühren wir zugleich wieder an die beiden Punkte, um welche sich der geschichtsmethodologische Streit im letzten Menschenalter vielfach gedreht hat: Lamprecht war der bemerkenswerteste Wortführer der kulturhistorischen Methode, und er hatte als Forscher auf dem Gebiete der Wirtschaftsgeschichte mit einer bedeutsamen Monographie begonnen. Während aber die Wissenschaft mit den auf kulturhistorische Methode wie auf materialistisch-ökonomische Geschichtsauffassung bezüglichen Fragenkomplexen längst fertig ist, gibt es allerdings noch jetzt recht viele Leute, die von einem neu erschienenen Buche nichts Besseres lobend zu sagen wissen als, es „berücksichtige auch das Kulturgeschichtliche". Selten haben sich Ahnungslosigkeit und mangelhaftes Unterscheidungsvermögen oder logische Unzulänglichkeit inniger zu einer wuchtig hingepflanzten Torheit verschmolzen als in diesem Wort. Ahnungslosigkeit oder genauer: erstaunliche Unwissenheit. Denn es gibt schlechterdings im ganzen 19. Jahrhundert keinen Historiker, der das Kulturgeschichtliche *nicht* berücksichtigt hätte, wenn es ihm auf die Schilderung der Breite des Lebens ankam; und gar für die Behandlung der antiken Geschichte hat das sogenannte Kulturgeschichtliche immer im Vordergrunde gestanden. Nichts ist natürlicher, denn die Geschichte als Darstellung

Digitized by Google

des Bedeutsamen entfaltet sich auf dem Untergrunde des Alltäglichen; und dieses Alltägliche muß für zurückliegende Zeitläufte als ganz anders geartet gründlichst geschildert werden, während der Zeitgeschichtschreiber davon absehen kann: denn das Alltägliche umgibt ihn wie seine Leser, und nur das Bedeutsame kommt in Frage. Überdem ist die Kulturgeschichte als solche von Wachsmuth und Klemm bis zu Steinhausen und der Hartmannschen Weltgeschichte hin reichlichst behandelt worden. Darauf kam es auch bei jenem Streite gar nicht an, ob Kulturgeschichte zu schreiben oder, ganz zahm ausgedrückt, „Kulturgeschichtliches zu berücksichtigen" sei, sondern die Frage hatte sich letzten Endes dahin zugespitzt, ob Geschichte zuerst politische, oder ob sie vor allem Kulturgeschichte sei, ob sie unter dem wichtigsten kulturhistorischen, d. h. dem staatspolitischen Gesichtspunkte oder nach kulturhistorischer Methode schlechthin geschrieben werden solle. Seine besondere Färbung erhielt der Streit durch die verschiedene Parteizugehörigkeit der Streitenden. Schon der Mann, dem man gewöhnlich die Ehre antut, ihn für den Vater der Kulturhistorie anzusehen, schon Voltaire ist der Typus des humanen Liberalen und hat durchaus eben als solcher von der Kulturgeschichte mehr geredet als *Kulturgeschichte geschrieben*. Gut bürgerlich, ereiferte er sich über Kriege und Schlachten, spottete er über eine Geschichte, die nur von Königen und Feldherren, ränkesüchtigen Staatsmännern und herrschsüchtigen Priestern zu berichten wisse. Ein rechter Aufklärer, der stark verblasene Gefühle hegte (nur Ruhm- und Habsucht, Eitelkeit, Neid und Rachsucht waren bei ihm noch echt!), sieht er in den Religionskriegen bedauernswerte Verirrungen menschlicher Torheit, in Karl dem Großen einen Räuberhauptmann. Nichtsdestoweniger verherrlicht er als Dichter wie als Geschichtschreiber Könige und Helden (Heinrich IV., Karl XII.); sein Zeitalter Ludwigs XIV. weicht von der üblichen Geschichtschreibung der Haupt- und Staatsaktionen nicht merklich ab, und sein essai sur les moeurs wird am besten als zivilisationstrunkene Kulturphilosophie bezeichnet. Daß Buckle ihn über alles lobte, Brandes ihm neuerdings eine Biographie widmete, charakterisiert unter wechselseitiger Erhellung den Gelobten wie die Lobenden. Voltaire ist der große Schriftsteller, der Geschichte macht, wenn auch nur in einer alles auflösenden Aufklärungszeit; Geschichte zu schreiben, dazu fehlen ihm die notwendigen Stücke: Ehrfurcht vor der Vergangenheit und gelehrtes Eindringen in Vorgänge, Geist und Leben vergangener Zeiten. Der zivilisationsfrohe Fortschrittsmann kann kein rechter Historiker sein.

Wie wir in der Auffassung der kulturgeschichtlichen Methode mit v. Below im ganzen übereinstimmen, nur in der Einschätzung Voltaires merklich von ihm abweichen, so folgen wir ihm uneingeschränkt in der Beurteilung der anderen Frage, nämlich der sogenannten ökonomischen Geschichtsauffassung, mit der sich v. Below in der oben angeführten Beigabe (S. 161—194) besonders auseinandersetzt. Er erörtert dort, unter Berufung auf die Arbeiten von Andreas und Paul Voigt, in glücklicher Beweisführung, daß von Raumer Georg Wilhelm (seiner Zeit der Leiter der preußischen Archivverwaltung) die ökonomische Geschichts-

Digitized by Google

auffassung nicht bloß vor Marx, sondern auch erheblich klarer als dieser vertreten habe; er sei eben auf dem Wege geschichtlicher Forschung und aus der unbefangenen Betrachtung der historischen Vorgänge heraus zu der natürlich erwachsenden Ansicht gelangt, daß wirtschaftliche Verhältnisse das alltägliche Leben durchsetzen und bedingen, daß sie vielfach die Voraussetzungen für soziale Schichtung oder soziologische Differenzierung bilden, und daß sie dementsprechend gar nicht verfehlen können, einen starken, allerdings nur in seinen letzten Auswirkungen offen zutage tretenden Einfluß auszuüben. Während aber Raumer seinen Satz in geschichtlicher Beweisführung erhärtet, oder besser, während seine Forschungen diese These als Grundauffassung hervortreiben, stellt Marx dieselbe Ansicht als kühne Behauptung auf; und sein Beweis ruht nicht auf wissenschaftlichen Darlegungen, sondern er ist vornehmlich darin gegeben, daß die zwar notwendig eintretenden, aber doch hassenswerten Folgen der wirtschaftlichen Ungleichheit als ein wohlberechnetes System ausbeuterischer Machtgier hingestellt werden, und zwar vor solchen, denen grüngelber Neid und die nimmersatte Begehrlichkeit jede derartige Behauptung bewiesen erscheinen lassen.

Raumers diesen Gegenstand betreffende Ausführungen stehen übrigens keineswegs vereinzelt da; eine große Anzahl von Lokal- u. Territorialhistorikern haben — dem ist v. Belows fernerer Nachweis gewidmet — wirtschaftsgeschichtliche Vorgänge und Verhältnisse mindestens in ihrer Bedeutsamkeit durchaus richtig erkannt und geschildert; und Nationalökonomen wie Roscher und Knies konnten bei tiefer gehender historischer Begründung der wichtigsten Kapitel ihres Lehrgebietes wohl nicht anders als ökonomiegeschichtliche Verknüpfungen und Beziehungen im Leben der Vergangenheit wahrnehmen. Bei so reicher Entfaltung einer mannigfaltigen wirtschaftsgeschichtlichen Literatur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, bei dem Vorhandensein so klarer theoretischer Einsicht in den fraglichen Interessenkreis, wie sie bei Georg Wilhelm von Raumer vorliegt, kann man sich füglich nur wundern, daß die Verfasser des Kommunistischen Manifestes von 1848, Marx und Engels, so gar nichts von daher rührender Beeinflussung zeigen. Es ist das eben nur wieder ein Beweis dafür, daß sie von wahrhaft wissenschaftlichem Streben, dem es allein auf die klare Erkenntnis der Sache und der Sachlage ankommt, weit entfernt waren, daß es ihnen nur auf Behauptungen ankam, die, je dreister ausgesprochen, von Scheelsucht und haßerfüllter Habgier desto leichter als bewiesen angesehen wurden. Ja, zur Ehre der beiden Männer muß man sogar annehmen, daß sie, dem Ausländischen nachlaufend, nichts von den betreffenden deutschen Schriften wußten oder kannten; andernfalls würden sie wissentlich Falsches verkündet haben.

Um so merkwürdiger mutet es an, „daß Verwandtschaften zwischen dem ‚Manifest' und den romantischen Schriften bestehen" (S. 190), allerdings nur unter dem allgemeinen Gesichtspunkt des dem „Bourgeois" gewidmeten Hasses, der den Romantiker erfüllt, weil „die Bourgeoisie die feudalen, patriarchalischen Verhältnisse zerstört hat"

Digitized by Google

den Manifest-Gläubigen aber, weil er in dem „Bourgeois" das Haupthindernis für die Heraufführung seines kommunistischen Idealstaates sieht.

Nirgends finden wir so deutlich wie hier den Todfeind aller Geschichtswissenschaft am Werke: ihre uneingeschränkte, unverantwortliche Ausbeutung durch Leute, denen der gesamte geschichtliche Prozeß nur als ein fortlaufender Akt der Ungerechtigkeit erscheint, als Ausbeutung der vielen wirtschaftlich Schwachen und politisch Abhängigen durch die wenigen Reichen und Machthaber. Und nirgends empfinden wir so deutlich wie hier die Größe der Aufgaben, welche der Geschichtswissenschaft erwachsen und gestellt sind. v. Below hat diese Aufgaben im Zusammenhang mit den derzeitigen Leistungen im achten Abschnitt behandelt, mit dem er sein löbliches, vortreffliches Werk zum Abschluß bringt. Auch wir dürfen dem damit berührten Hauptanliegen nicht ausweichen, um so weniger, als wir geneigt sind, den Aufgabenkreis des Historikers unter dem wichtigen Gesichtspunkt des Zeitgeschichtlichen zu erweitern. Des rechten Historikers harrt die Geschichte des Weltkrieges, vor allem die Geschichte seines Ursprunges und seines Ausganges. Es ist unsere Pflicht, die Wahrheit ans Licht zu bringen und die Kriegsschuldlüge mit allem Eifer zu tilgen; es ist unsere Pflicht, das „alte System" in seiner historischen Bedingtheit zu verstehen, aber auch in seinem guten Recht anzuerkennen. Wir müssen überhaupt immer mehr zu würdigen wissen „die Systeme", d. h. das innige Verbundensein aller Umstände, Tendenzen und Belange, welche ein Zeitalter charakterisieren. Wir wollen uns der großen Männer freuen, aber nie vergessen, daß sie Kinder ihrer Zeit sind, daß sie bestenfalls als deren Vertreter, als Verkörperung der Zeit gelten können.

Wir fassen die Geschichte als die Summe wertvollster Überlieferungen auf, die uns von strebsamen und treuen Vorfahren übermacht sind; und wir fühlen uns berufen, sie vor den täppischen Händen derer zu schützen, die sie parteipolitisch oder gar demagogisch verhetzend ausbeuten wollen: sonst wird sie kein Spiegel vergangenen Lebens, sondern ein Zerrbild sein. Wir aber dürfen sie nicht in willkürlichem Beginnen vergewaltigen lassen, sondern wir sollen uns in treuer Hingebung unter ihre Gewalt stellen, aus ihr lernen. Historia magistra vitae ist wohl das rechte Wort, wenn der Lehrerin nur die rechten Schüler zu Füßen sitzen, die nicht superklug und vorteilheischend erwarten, daß ihnen Geschichtskunde die rechten Wege der Lebensführung und Menschenbehandlung erwerben und geben werde, sondern die sich genügen lassen an der einen großen Erkenntnis, daß ein Geschick über uns waltet, hier wohl einmal in leichten Zufällen mit uns spielend, dort in festgefügten Bildungen Glück oder Unglück verhängend.

Digitized by Google

Neuere reformationsgeschichtliche Forschungen.

I.

Das Archiv für Reformationsgeschichte hat 1923 seinen 20. Jahrgang vollendet und bei dieser Gelegenheit ein Inhaltsverzeichnis über die bisher veröffentlichten Bände gebracht. Bekanntlich hat der Herausgeber Friedensburg von Anfang an weniger danach gestrebt, größere zusammenhängende Abhandlungen allgemeiner Natur aufzunehmen, wie das die Historische Zeitschrift beliebt, sondern unsere quellenmäßige Kenntnis des 16. Jahrhunderts zu erweitern. Deshalb überwiegen im „Archiv" die Veröffentlichungen ungedruckten Materials und Aufsätze, welche entweder einzelnen Gegenden oder einzelnen Personen gewidmet sind. Hat daher das „Archiv" nicht eine überraschend neue Auffassung der Reformationsgeschichte oder wichtiger Fragen begründet, so ist es an kleinen, für sich allein unscheinbaren, für das Gesamte aber unentbehrlichen Bausteinen um so reicher. Aber sie können erst durch ein solches Register, wie es jetzt Friedensburg für die ersten 20 Bände bietet, nutzbar gemacht werden. Enthält dasselbe doch in seinem systematischen Teil vor allem alphabetisch angeordnete Verzeichnisse der Personen und Orte, welchen Aufsätze gewidmet worden sind, sowie ein chronologisches Verzeichnis sämtlicher abgedruckter Quellenstücke!

Von den einzelnen Abhandlungen der letzten Jahrgänge können hier nur wenige besprochen werden. Seit Grisar die These aufgestellt hat, Luthers Abfall von der Observanz hätte seine Charakterentwicklung ungünstig beeinflußt und schließlich zu seinem Bruche mit der Kirche geführt, ist diesem früher recht wenig beachteten Ereignisse größere Aufmerksamkeit geschenkt worden. So hat Hch. Böhmer in „Luthers Romfahrt" (1914) die Streitigkeiten, welche Luther zunächst nach Italien führten und dann veranlaßten, sich im Gegensatze zu seinen Auftraggebern Staupitz anzuschließen, eingehend behandelt und im Zusammenhang damit den von Grisar behaupteten Gegensatz zwischen einer regeleifrigeren und einer freiheitlicheren Partei, welch letzterer Luther beigetreten wäre, zurückgewiesen. Alfons Müller[1]) setzt diese Studien fort. Sein Artikel bietet schon rein quellenkritisch Interesse: während noch Böhmer als zuverlässigste Grundlage das Manualregister des Augustinergenerals Egidius von Viterbo betrachtete, weist Müller ungenaue sachliche Angaben und falsche Datierungen nach, welche unerklärlich wären, wenn die Einträge regelmäßig nach den ein- und ausgehenden Schreiben erfolgt wären. Bedeutsamer ist der Inhalt von Müllers Forschungsergebnissen. Böhmer hatte Staupitz' Plan, 25 noch nicht reformierte Klöster an die Augustinerkongregation anzugliedern, teils auf Egidius von Viterbo, mit dem er sich darum in „Luthers Romfahrt" eingehend beschäftigte, teils auf Staupitz' Wunsch zurückgeführt, den Reformgedanken der Observanz

[1]) „Der Augustinerobservantismus und die Kritik und Psychologie Luthers" (= Archiv für Reformationsgeschichte, Bd. 18, 1 ff.).

Digitized by Google

weiter auszudehnen; den Widerstand der sieben Observanzklöster, die Luther zwecks Protestes nach Rom schickten, nannte er kurzsichtig. Durch Müller erscheint Staupitz in einem ganz neuen Lichte: Triebfeder seines keineswegs konsequenten Handelns war persönlicher Ehrgeiz, verbunden mit beschämenden Niederlagen. Dagegen läßt Müller Luthers Parteiwechsel aus Achtung vor seiner Gehorsamspflicht entspringen. — Wie andere Arbeiten Lösches verrät auch sein unten angeführter Artikel [1]) den Bienenfleiß dieses Gelehrten. Derselbe gab die niederösterreichische Kirchenordnung von 1571, die Vorschriften von Steyr i. O. aus dem späteren 16. und beginnenden 17. Jahrhundert und die zwar längst, namentlich durch Loserths Forschungen, bekannte, aber wegen ihres großen Umfangs noch ungedruckte Kirchenordnung für Steiermark, Kärnten und Krain mit sorgfältigen Erläuterungen und Literaturangaben heraus. Außerdem verzeichnet er einleitungsweise die schon gedruckten Ordnungen, ebenfalls mit genauen bibliographischen Notizen. Da diese Ordnungen sich auf alle Zweige des religiösen Lebens, sowohl die Glaubenslehren als die kirchliche Verwaltung, erstrecken, interessieren sie ebensosehr den Theologen wie den Historiker und Kanonisten. — Kalkoffs Artikel [2]) ist offenbar eine Vorarbeit zu seinem Buche über den „Wormser Reichstag" (siehe „Mitteilungen" 51, 69). Sein Urteil ist durch die Tatsache bestimmt, daß Schiner Mitarbeiter am Wormser Edikt und letzteres für Kalkoff eine betrügerische Handlung war. Es weicht ebensosehr von Büchis Meinung ab, welcher in Schiner zwar einen rastlosen Politiker, aber zugleich einen national gesinnten Schweizer und ernsten kirchlichen Reformer erblickte, wie von verschiedenen Gelehrten, die ihn zu einem zeitweiligen Anhänger Luthers und Zwinglis gemacht und ihm einen späteren Gesinnungswechsel vorgeworfen haben. Nun hat Schiner gewiß in der kurzen Zeit, als er sich den bischöflichen Verwaltungsgeschäften widmete, nichts Durchgreifendes geschaffen und bei seinen Plänen, die Kurie zu reformieren, sprachen politische Erwägungen stark mit. Auch besaß Schiner keine tieferen religiösen Sachkenntnisse. Anderseits urteilte Kalkoff noch ohne die umfangreichen Schinerkorrespondenzen, aus welchen Büchi schöpfen konnte. Und die gehäuften Schlagwörter wie „Bandenführer im geistlichen Gewande", „skrupellose Verschlagenheit", „zynische Selbstsucht" usw. sind ebenso verfehlt wie der Vergleich Schiners mit Christian von Halberstadt im 30jährigen Kriege. — Der Artikel von K. Schornbaum [3]), welcher hauptsächlich auf den Ansbachischen Religionsakten und den Nürnberger Ratsverlässen beruht, ist wohl gleich anderen Studien Schornbaums, z. B. über die Ansbacher Synode (s. Beiträge zur bayrischen Kirchengeschichte, Bd. 27), eine Vorarbeit zu einem größeren Werke über die fränkische Kirchengeschichte des späteren 16. Jahrhunderts. Schorn-

[1]) Die reformatorischen Kirchenordnungen Ober- und Innerösterreichs (= Archiv für Reformationsgeschichte, Bd. 17, 209 ff., 277 ff.; Bd. 18, 35 ff., 121 ff.).
[2]) Kardinal Schiner (= Archiv für Reformationsgeschichte, Bd. 18, 81 ff.).
[3]) Die brandenburgisch-nürnbergische norma doctrinae von 1573 (= Archiv für Reformationsgeschichte, Bd. 19, 161 ff.; Bd. 20, 5 ff. und 102 ff.).

Digitized by Google

baum zeigt die Streitigkeiten unter den Nürnberger Predigern, das Streben des Stadtrats, die Gegensätze zu mildern oder wenigstens zu verbergen, das Anlehnungsbedürfnis an die benachbarte brandenburgische Regierung und den von Georg Karg ausgegangenen, zunächst in der Markgrafschaft und dann auch in Nürnberg ausgeführten Gedanken, zu den Schriften des in Kursachsen gültigen corpus doctrinae Philippicum noch einige strenger lutherische hinzuzufügen, welche mit jenen gemeinsam die Lehrnorm in beiden, einst schon durch die Kirchenordnung von 1533 eng verbundenen Gebieten bilden sollten. Außer der Kleinlichkeit der dogmatischen Auseinandersetzungen, in welche offenbar auch persönliche Beweggründe stark hineinspielten, ist der Mangel überragender Charaktere unter den Melanchthonianern wie unter den Lutheranern Nürnbergs bemerkenswert. Bezeichnend ist auch gerade angesichts der behutsamen Religionspolitik des Rates die starke Abneigung gegen Flacius, während selbst gegen die Anhänger Schwenckfelds Milde geübt wurde. — Auch K. Bauers Arbeit [1]) fußt vielfach auf ungedrucktem Material, obgleich ältere wie neuere Sammler schon einen reichen Stoff zugänglich gemacht haben und sich Bauer weniger um neue Einzelheiten als um eine veränderte Gesamtauffassung kümmerte. In Frankfurt a. M. sind ähnlich wie in Straßburg und an vielen anderen Orten während des späteren 16. Jahrhunderts die strengen Lutheraner durchgedrungen und haben die geschichtlichen Anschauungen beeinflußt. Zunächst gilt dies vom „Evangelischen Denkmal der Stadt Frankfurt a. M.", welches zum 200. Jubiläum der dortigen Reformation der Sproß einer in Frankfurt ansässigen Theologenfamilie, Joh. Balthasar Ritter, „aus bewährten schriftlichen Dokumenten und anderen Urkunden", d. h. hauptsächlich aus dem Nachlaß seines Vorfahren Matthias Ritter, eines Freundes von Flacius, herausgab. Aber auch spätere Forscher wie Steitz und Dechent haben einen ähnlichen Standpunkt festgehalten; hat doch jener vor allem Hartmann Beyer, dem lutherischen Heißsporn unter den Frankfurter Predigern, eine ausführliche Biographie gewidmet. Von solchen Grundansichten aus ist Poullain, der 1554 für sich und vertriebene wallonische Familien vom Frankfurter Magistrat Bürgerrecht und eine Kirche begehrte, der Lüge beschuldigt worden. Denn weil er das Aufnahmegesuch auf die Behauptung gestützt hat „wir sind eurer Religion", warfen ihm schon die zeitgenössischen Lutheraner vor, daß er als Zwinglianer den lutherischen Charakter der Frankfurter Kirche mißachtet hätte. Dieser Anklage tritt Bauer durch eine ausführliche Schilderung der Frankfurter Reformation entgegen; er will zeigen, daß sie von Haus aus kein lutherisches, sondern ein unionistisches Gepräge getragen und deshalb Poullain durchaus mit Recht die Übereinstimmung zwischen seiner eigenen und der ortsüblichen Lehranschauung geltend gemacht habe. Als Beweisgründe dienen ihm die Tatsachen, daß streng lutherische Bekenntnisschriften wie die schmal-

[1]) Bekenntnisstand der Reichsstadt Frankfurt a. M. (Archiv für Reformationsgeschichte, Bd. 19, 194ff.; Bd. 20, 127ff.; Bd. 21, 1ff., 206ff.).

Digitized by Google

kaldischen Artikel in Frankfurt keinen Boden fanden und daß den wirklich angenommenen Glaubensbekenntnissen, soweit sie später als antiunionistisch ausgelegt worden, ursprünglich in Frankfurt dieser Sinn nicht beigelegt wurde. — Endlich erwähnen wir noch Irmgard von Schuberts Abhandlung[1]). Gegen Troeltsch, welcher zwischen Personal- und Berufsethik scheidet, betont die Verfasserin die Einheitlichkeit aller von Luther an das zeitgenössische Wirtschaftsleben angelegten Maßstäbe.

Von den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte erschien 1923 und 1924 jährlich nur ein Heft. Hans Haußherr schilderte Calvins politische Anschauungen in einer von der herrschenden Auffassung vielfach abweichenden Weise[2]). Während es üblich ist, Luther als den Propheten des leidenden Gehorsams und Calvin als Vertreter des Widerstandsrechts der Untertanen hinzustellen und von dieser Kontrastierung aus den Calvinismus für politisch gesünder und staatsmännisch fruchtbarer als das Luthertum zu halten, betont Haußherr, daß im Mittelpunkt der Gedankenwelt Calvins Gott als souveräner Herrscher steht, alle irdische Obrigkeit auf göttlichem Auftrage beruht und deshalb der Obrigkeit widerstreben Gott widerstreben heißt. Mit anderen Worten: der allgemein behauptete Gegensatz zwischen Calvin und Luther ist nach Haußherr nicht vorhanden; vielmehr folgt jener diesem in der Ablehnung des scholastischen Standpunktes, daß die menschliche Vernunft, weil ebenfalls ein Ausfluß des göttlichen Willens, notwendig und überall mit diesem übereinstimmen müßte. Was also bei Calvin originell ist, wäre nach Haußherr nicht die grundsätzliche Staatsauffassung, sondern die praktische Gestaltung zunächst in Genf selbst und der Einfluß dieser auf Calvins weitere Erwägungen. Bemerkenswert ist, daß diese Ansicht sich großenteils mit den Forschungsergebnissen deckt, welche H. v. Schubert in seinem Calvinaufsatz in den „Meistern der Politik" niedergelegt hat. — Smends Schrift[3]) war eine Festgabe zum 400jährigen Jubiläum des ersten lutherischen Gesangbuchs. Sie enthält keine neuen eigenen Forschungen und nimmt auch zu den mannigfachen Streitfragen, welche sich an die Lutherlieder gerade neuerdings anknüpfen, nur gelegentlich Stellung; sie lehnt z. B. Spittas Hypothese von der Entstehungszeit ab. Vielmehr würdigt Smend auf Grund einer eingehenden Kenntnis und eines tiefen Verständnisses nicht nur auf historischem, sondern auf dem ganzen liturgischen und musikalischen Gebiete der verschiedenen Epochen die Bedeutung der Lutherlieder für die gesamte neuzeitliche Kulturgeschichte, namentlich für den heutigen Protestantismus, und charakterisiert erst innerhalb dieses Rahmens die Gesangbücher von 1524 nebst ihren einzelnen Bestandteilen.

[1]) Wirtschaftsethische Entscheidungen Luthers (Archiv für Reformationsgeschichte, Bd. 21, 49 ff.).

[2]) Der Staat in Calvins Gedankenwelt (Nr. 136), 73 S. Leipzig, Eger & Sievers, 1923.

[3]) Das evangelische Lied von 1524 (Nr. 137), ebenda 1924.

Digitized by Google

Die Veröffentlichungen der Luthergesellschaft beanspruchen nicht das gleiche Interesse der Gelehrtenkreise wie die Publikationen des Vereins für Reformationsgeschichte, enthalten aber doch ebenfalls manches Beachtliche. So umfaßt das „Lutherjahrbuch" von 1923 drei bemerkenswerte Aufsätze. Namentlich würdigt G. Röthe[1]) die Gesamtleistung der lutherischen Übersetzung des neuen Testaments vom sprachgeschichtlichen wie vom kulturhistorischen Standpunkte aus in anregender und feinsinniger Weise. Kalkoffs[2]) Artikel bietet dem Kenner seiner Huttenbücher nichts Neues. Da diese jedoch mit vielen Einzelheiten belastet sind, welche an sich höchst interessant, den Leser immer wieder vom Hauptthema abziehen und hierdurch den Überblick erschweren, ist zu begrüßen, daß Kalkoff im Lutherjahrbuch seine Ergebnisse nochmals zusammengefaßt hat. Mit ihnen steht die Arbeit von Hedwig Delekat[3]) in merkwürdigem Gegensatz. Sie entstand 1918 noch vor Kalkoffs Huttenbüchern ursprünglich als Berliner Dissertation und atmet noch ganz den alten romantischen Geist. Im Vordergrunde steht nicht Huttens Umwelt oder der von ihm und auf ihn geübte Einfluß, sondern Huttens eigene Schriftstellerei. Ihr aufmerksames Studium bildet die Grundlage, auf welcher sich nicht nur die biographischen Schilderungen, sondern auch die Werturteile aufbauen, während Kalkoff die Analyse von Huttens Werken hinter seine einzigartigen sachlichen und persönlichen allgemeingeschichtlichen Spezialkenntnisse zurückschiebt, die nur ein jahrzehntelang dem quellenmäßigen Studium der Zeit von 1517 bis 1524 gewidmetes Forscherleben gewinnen konnte. Doch ist bei allen Meinungsverschiedenheiten von Kalkoff und Frau Delekat beiden die Überzeugung gemeinsam, daß Hutten den Neukarsthans nicht geschrieben hat. — Im nächsten Jahrgang vergegenwärtigt W. Stoltze[4]) einem breiteren Leserkreise, daß und warum durch den seit 1400 in den mittelalterlichen Lehnsstaat eindringenden neuen Geist die alten Ständeunterschiede zwar nicht geändert wurden, aber einen neuen Inhalt gewannen und wie dieser Umwandlungsprozeß Lage und Stimmung der Bauern beeinflußte.

Auch die beiden Unternehmen des katholischen Verlags von Aschendorff in Münster sind während der letzten Jahre weiter gediehen. Von den reformationsgeschichtlichen Studien und Texten erschienen 1925 zwei Doppelhefte. Im ersten (43/44) behandelte K. Ried den Eichstätter Bischof Moritz von Hutten[5]). Es wäre erwünscht gewesen, wenn er mit seinen Forschungen etwa

[1]) Luthers Septemberbibel: im Lutherjahrbuch 5, 1ff.

[2]) Der geschichtliche Ulrich von Hutten in seinem Verhältnis zu Luther, ebenda 5, 22ff.

[3]) Ulrich von Huttens Charakter und Bedeutung im Lichte seiner Entwicklung, ebenda 5, 56ff.

[4]) Die Lage des deutschen Bauernstandes im Zeitalter des Bauernkrieges, ebenda 6, 38ff.

[5]) Moritz von Hutten, Fürstbischof von Eichstätt (1539—1557) [sic!] und die Glaubensspaltung. Auf Grund archivalischer Quellen, XII und 197 S., 1925.

Digitized by Google

ein Jahrzehnt früher eingesetzt und zunächst die Regierungen der vorhergehenden Bischöfe Gabriel von Eyb und Christof von Pappenheim dargestellt hätte. Denn als Moritz seine Herrschaft anfing, befand sich die Entwicklung schon im Flusse und Ried ist genötigt, die wichtigsten Begebenheiten unter seinen Vorgängern in der Einleitung kursorisch zusammenzufassen, weil sonst seine Schilderung ganz in der Luft schweben würde. Offenbar hat ihn die Persönlichkeit des Moritz von Hutten biographisch gereizt. Einmal war sein Wirken zwar in vielen Büchern gelegentlich gestreift, niemals aber zum Gegenstand einer eigenen ausführlichen Arbeit gemacht worden; zweitens gehörte er zu den tüchtigsten Bischöfen jener Zeit. Freilich gewinnt man gerade aus Rieds Schrift den Eindruck, daß seiner Tätigkeit nur enge Grenzen gesteckt waren. Die Auseinandersetzungen mit den evangelisch gewordenen Nachbarn, deren Gebiete teilweise zur Diözese Eichstätt gehörten, und mit den Klerikern hohen und niederen Grades, die den ernstesten Reformbestrebungen heftig und hartnäckig widerstrebten, erschöpften die Arbeitskraft des Bischofs, ohne daß er nachhaltigen Erfolg hatte, und nehmen auch in Rieds Darstellung den breitesten Raum ein. Seine Vorliebe gehört natürlich dem Bischof, und im Vorgehen der evangelischen Stände gegen einzelne katholische Einrichtungen, Anstalten und Gebräuche sieht Ried unberechtigte Gewaltakte. Doch teilt er manche, auch über die Eichstätter Bistumsgeschichte hinaus interessante Züge mit. So ist bemerkenswert, daß sich das Verhältnis des Bischofs zum Pfalzgrafen Ottheinrich anders gestaltete wie zum Markgrafen von Ansbach oder zur Stadt Nürnberg und daß die politischen Beziehungen von den kirchlichen Gegensätzen oft auffallend wenig beeinflußt wurden. — Im anderen Doppelhefte (45/46) beschäftigt sich Hans Förster[1]) mit der Kölner Provinzialsynode von 1549, ihren Vorbereitungen und Nachwirkungen. Dem Erzbischof tut er meines Erachtens persönlich zu viel Ehre an. Gewiß war Adolf gut katholisch und gerade deshalb gegen den evangelischen Vorgänger Hermann von Wied seitens der Partei Gropper auf den Schild erhoben worden. Aber ich hatte bei den Vorstudien zu meiner Monographie über Kurköln nicht den Eindruck, als ob man dabei Adolf eine große eigene Initiative und Energie zuschreiben dürfte, sondern ich habe ihn mehr für ein Werkzeug der Billick und Gropper gehalten. Was Förster beibringt, reicht nicht hin, diese Auffassung zu erschüttern. Freilich ist hervorzuheben, daß gerade Quellen, welche uns nach dieser Richtung Aufschluß geben sollten, z. B. die Domkapitelprotokolle entweder nur fragmentarisch erhalten sind oder inhaltlich versagen, daß wir also über Adolfs Regierung schlechter unterrichtet sind wie über die späteren Erzbischöfe. Jedoch abgesehen von dieser persönlichen Bewertung Adolfs, der ich nicht beistimmen kann, bietet Försters Schrift manche recht beachtliche Ausführungen. Namentlich begrüße ich, daß zum ersten Male die Vorschriften einer

[1]) Reformbestrebungen Adolfs III. von Schaumburg (1547—56) in der Kölner Kirchenprovinz. 1925.

Digitized by Google

der Provinzial- und Diözesansynoden, die sich an den Augsburger Reichstag von 1547/48 und die dortige kirchliche Gesetzgebung Karls V. anschlossen, systematisch dargestellt sind und daß dabei nicht bloß ein Kommentar zu den einzelnen Bestimmungen geboten, sondern auch ihre Entstehung und Durchberatung berücksichtigt wird. So ist Försters Buch ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der gesamtdeutschen katholischen Reformation überhaupt. Natürlich behandelt Förster auch häufig die Beziehungen des Erzbischofs zu den geistlichen und weltlichen Nachbarn, besonders zu Jülich. Seine Schilderungen verändern das Gesamtbild nicht wesentlich, bereichern es aber durch manchen bisher unbekannten Einzelzug.

Vom Corpus Catholicorum liegen ebenfalls mehrere neue Hefte vor. Zunächst erwähne ich die mir erst nachträglich zugegangenen Schriften Emsers, welche an die Leipziger Disputation [1]) anknüpften und mit welchen der große Streit zwischen ihm und Luther begann. Es handelt sich erstens um Emsers Brief an den Prager Bistumsverweser, der formell Luther gegen den Vorwurf der hussitischen Ketzerei verteidigte, wohl um die Böhmen vom Eintreten für die lutherische Sache zurückzuhalten, der aber hierbei Luther als Unruhestifter und Wirrkopf bloßzustellen suchte, und zweitens um Emsers „Antwort auf Luthers verrückte Jagd", d. h. auf Luthers Polemik gegen den ersterwähnten Brief. Während die Streitschriften des Jahres 1521 mustergültig von Enders in den „Neudrucken" veröffentlicht sind, fehlte bisher eine handliche Textausgabe der beiden früheren Emserschriften aus dem Jahre 1519, so daß Thurnhofers Publikation willkommen ist. Ihre biographische Einleitung beruht im wesentlichen auf Kawerau. — Die Streitschriften des Bartholomaeus Latomus führen uns auf den Boden der Kölner Reformation Hermann von Wieds [2]). Latomus war nicht Theolog, sondern Jurist und sein Eingreifen in den Kampf um Köln, welches teils der Besorgnis vor dessen Ausdehnung auf die Trierer Diözese teils den früheren Beziehungen zwischen Latomus und Butzer entsprang, bildet an sich nur eine Episode im ganzen Drama. Man darf deshalb fragen, ob nicht bei dem großen Arbeitsgebiete des corpus catholicorum vorerst nur Schriften von Männern gebracht werden sollten, welche in der damaligen konfessionellen Polemik einen hervorragenderen Platz eingenommen haben. Entschließt sich aber die Gesellschaft einmal dazu, schon jetzt auch Autoren von geringerer Bedeutung zu berücksichtigen, so müßte meines Erachtens der gesamte Stoff vorgelegt werden. Die Streitliteratur entsprang nämlich aus einem Briefwechsel, der zunächst privater Natur war, infolge unbefugter Abschriften

[1]) Hieronymus Emser, de disputatione Lipsiensi, quantum ad Boëmos obiter deflexa est (1519). A. venatione Lutheriana aegocerotis assertio (1519) herausgegeben von Fr. X. Thurnhofer (= Corp. Cath. 4), III und 111 S. Münster, W. Aschendorff, 1921.

[2]) Bartholomaeus Latomus, Zwei Streitschriften gegen Martin Luther (1543—1545), herausgegeben von Leonh. Keil (= Corp. Cath. 8). XXIV und 167 S., ebenda 1924.

Digitized by Google

gedruckt wurde und dadurch weitere Auseinandersetzungen veranlaßte. Der Herausgeber Keil druckt aber von Butzer nur den ersten, die Erörterungen beginnenden Brief und seine vorläufige kurze Antwort auf Latomus' Gegenschreiben, nicht aber seine ausführlichere responsio altera et solida ab, deren Kenntnis bei der Lektüre der folgenden defensio des Latomus vorausgesetzt wird. So muß man sich, wenn man nicht zufällig einen alten Druck von Butzers responsio erreichen kann, mit dem Auszug bei Varrentrapp begnügen. Dankenswert ist, daß Keil in der biographischen Einleitung auch die sonstige Schriftstellerei des Latomus berücksichtigt und charakterisiert. — Die Veröffentlichung der Apologie des Priesterstandes durch den englischen Bischof John Fisher[1]) ist schon wegen der hervorragenden Persönlichkeit des Autors zu begrüßen. Fisher wurde durch Luthers Schrift „de abroganda missa privata" und durch die Wittenberger Gottesdienstreformen veranlaßt, die Notwendigkeit eines von den Laien abgesonderten Klerus im Widerspruch zur Lehre vom allgemeinen Priestertum zu verteidigen, nachdem er schon einmal literarisch gegen Luther aufgetreten war. Wenn der Herausgeber Keil in diesem Zusammenhange der Weimarischen Lutherausgabe vorwirft, Fishers Traktat nicht näher gewürdigt, ja nicht einmal erwähnt zu haben, so scheint mir dieser Tadel unberechtigt; denn Keil gibt selbst zu, daß Luther nicht geantwortet hat, und nur im entgegengesetzten Falle hätte die Weimarische Lutherausgabe Veranlassung gehabt, sich mit Fishers Schrift zu beschäftigen. — Auf Cajetans[2]) Schrift „Von der göttlichen Einsetzung des Papsttums" hatte der Herausgeber Lauchert schon in seinem Werke „Die italienischen literarischen Gegner Luthers" (1912) hingewiesen, ihren Inhalt genau analysiert und den Gedankenaufbau beschrieben. Trotzdem ist es erfreulich, daß dem Benutzer jetzt der Wortlaut in einer handlichen Ausgabe geboten wird. Denn obgleich Cajetan an keiner Stelle den Namen Luther erwähnt, so wendet er sich sachlich gegen dessen resolutio super propositione XIII. de potestate papae und, wie man das vom bedeutendsten Vorkämpfer des Kurialismus auf dem Laterankonzil nicht anders erwarten darf, wie ich das auch schon in meiner Quellenkunde hervorhob, zeichnet sich Cajetans Schrift durch scharfes Herausarbeiten der maßgebenden Streitpunkte aus. Auch geht Lauchert in der Einleitung auf verschiedene in seinem früheren Buche nicht berührte Gegenstände ein, z. B. auf Cajetans vorherige literarische Beschäftigung mit den gleichen Fragen und auf die benutzten literarischen Quellen.

Gustav Wolf.

---

[1]) Sacri sacerdotii defensio contra Lutherum (1525), herausgegeben von Kl. Schmeink (= Corp. Cath. 9). XXIII und 92 S., ebenda 1925.

[2]) Thomas de Vio Caietanus, O.Pr., de divina institutione pontificatus Romani pontificis (1521), herausgegeben von Fried. Lauchert (= Corp. Cath. 10). Ebenda 1925.

Digitized by Google

Zur Literatur über den Weltkrieg.

VIII.

Das von dem Generalleutnant Schwarte herausgegebene, auf umfassenden Forschungen beruhende, alle erreichbaren Quellen — auch die des Auslandes — heranziehende, trefflich ausgestattete Monumentalwerk nähert sich seinem Ende[1]). Die vorliegenden neuen Bände vereinigen in sich alle Vorzüge der früheren: einfache, klare, übersichtliche Gruppierung des unermeßlichen Stoffes und eine Darstellung, die ihn meist vollkommen durchdringt und beherrscht, die, ohne in ermüdenden Einzelheiten stecken zu bleiben, alle wesentlichen Momente der militärischen Geschehnisse nicht nur — auch die auf feindlicher Seite —, sondern auch die dabei mitspielenden politischen, wirtschaftlichen, geistigen und moralischen Faktoren berücksichtigt, die in ihrer gefälligen, ruhigen, sachlichen und fesselnden Art einen nachhaltigen Eindruck auf den Leser zu hinterlassen geeignet ist. Und dies um so mehr, als sie uns teils eine Fülle neuer Ergebnisse erschließt, teils unsere Kenntnis von den Vorgängen der Jahre 1914—18 bestätigt oder vertieft. Vor allem auf politischem Gebiete.

Erschütternd ist z. B. die Wahrnehmung, wie unsicher häufig die politischen Grundlagen waren, die der Obersten Heeresleitung für ihre folgenschweren Entschlüsse zur Verfügung standen: Die Reichsleitung hat mehrfach „bewußt und absichtlich" die Oberste Heeresleitung in Unkenntnis gelassen über die außen- und innenpolitische Lage, über die „eigenen Ansichten und Auffassungen", sogar in Fällen, wo die Oberste Heeresleitung sie als notwendige Voraussetzung für

---

[1]) Der große Krieg 1914—1918, in 10 Bänden, herausgegeben von M. Schwarte. Der deutsche Landkrieg. II. Teil: Vom Frühjahr 1915 bis zum Winter 1916/17. Mit 3 Karten und 32 Textskizzen. Bearbeitet von Major A. v. Wallenberg, Oberst G. v. Bartenwerffer, Oberstleutnant P. Fleck, Generalleutnant M. Schwarte, Generalleutnant W. Balck, Oberst Th. Jochim, Oberst Fr. Immanuel, Oberst R. Frantz. XII und 673 S. Im gemeinsamen Verlage von Joh. Ambr. Barth-Leipzig, Dt. Verlagsanstalt-Stuttgart, Duncker & Humblot-München usw., Weidmannsche Buchhandlung-Berlin, 1921. Ganzleinen Mk. 18.—. — III. Teil: Vom Winter 1916/17 bis zum Kriegsende. Mit 4 Skizzen auf einer Beilage und 26 Textskizzen. Bearbeitet von Generalleutnant M. Schwarte, Oberstleutnant P. Fleck, Generalmajor R. v. Borries, Generalleutnant A. Fortmüller, Major F. W. Frhr. v. Willisen, Oberstleutnant H. Garcke, Oberst Th. Jochim, General der Infanterie H. v. Zwehl. XI und 694 S. 1925. Ganzleinen Mk. 18.—. — Die Organisationen der Kriegführung. I. Teil: Die für den Kampf unmittelbar arbeitenden Organisationen. Mit 2 Karten und 1 Textskizze. Bearbeitet von Generalmajor E. v. Wrisberg, Generalmajor Hans Först, Generalmajor L. Wurtzbacher, Oberstleutnant F. Augustin, Hauptmann Rud. Schmidt, Oberst v. Velsen, Hauptmann W. Sußdorf, Oberstleutnant S. Boelcke, Oberst W. Nicolai. XII und 517 S. 1921. Ganzleinen Mk. 18.—. — II. Teil: Die Organisationen für die Versorgung des Heeres. Mit einer Anlage, Textskizzen und Tabellen. Bearbeitet von Ministerialrat K. Lau, Generalmajor E. v. Flotow, Oberstleutnant K. Schroeder, Vizeadmiral B. Rösing, Oberpostrat H. Senger, Generalarzt C. Altgelt, Stabsapotheker R. Hanslian, Stabsveterinär K. Schulze, Oberstabsveterinär W. Otto. IX und 603 S. 1923. Ganzleinen Mk. 18.—.

Digitized by Google

ihre Maßnahmen begehrte. Nicht selten war die von den maßgebenden Instanzen in Berlin ausgegangene Orientierung unvollständig, zuweilen sogar geradezu unrichtig. Es ist auch vorgekommen, daß die Reichsleitung die Entwicklung der ihr mitgeteilten militärischen Entschließungen, wie u. a. in der Frage des U-Boot-Krieges, ruhig mit angesehen hat, um sie dann aber im Stadium ihrer Durchführung zu sabotieren oder gänzlich zu hintertreiben. „Vernachlässigung der militärischen Notwendigkeiten von seiten der Berliner Zentralstelle in außen- und innenpolitischen Fragen wurde zu einer ständigen Erscheinung." Auf „diese Unaufrichtigkeit in der gemeinsamen Arbeit" fällt ein volles Maß von Schuld an dem furchtbaren Kriegsausgange.

Bemerkenswert sind ferner mancherlei Beiträge zum Kapitel „Politische Generale". Des deutschen Volkes berufene politische Führer waren, wie sich sehr bald herausstellte, den gewaltigen Aufgaben des Krieges in keiner Weise gewachsen. Sie verstanden auch nicht, die großen militärischen Erfolge politisch nutzbringend zu verwerten. Und völlig fremd war ihnen und dem Volke das Wesen des Krieges und die Erkenntnis, daß es um Tod und Leben ging. Auch dann noch nicht, als der Krieg sich seinem Ende näherte. In dieser Not sahen sich die militärischen Führer, deren Charakter härter und deren Wille stärker war, wider ihre An- und Absicht gezwungen, Einfluß auf die Führung der Politik auszuüben. Meist mit unzulänglichen Mitteln. In dem Ringen mit den politischen Gewalten „erschöpfte sich die Kraft der Obersten Heeresleitung vielleicht noch mehr als im militärischen Kampf gegen die äußeren Feinde". Dabei unterlag endlich Ludendorff. Mit ihm schied aus der Obersten Heeresleitung — weshalb diese ihn kampflos preisgegeben hat, ist noch nicht mit Sicherheit zu erkennen — die „unbeugsame Energie des Widerstandes". Es unterliegt keinem Zweifel, daß er den Zusammenbruch weniger vernichtend gestaltet hätte.

In scharfer Beleuchtung erscheinen weiter die Beziehungen des Reiches zu seinen Verbündeten. Bitter rächte sich, daß man deutscherseits im Frieden verabsäumt hatte, mit Österreich eine Klärung der „beiderseitigen Befehlsverhältnisse herbeizuführen und die gegenseitigen Interessen genau abzugrenzen". Hierzu kamen später das hinterhaltige Doppelspiel Kaiser Karls und die verräterischen Treibereien der dem evangelischen deutschen Kaisertum ganz und gar abgeneigten Damenpolitik am Wiener Hofe. Die aus solchem Neben- und Gegeneinander sich ergebenden „Reibungen und gegenseitigen Unaufrichtigkeiten" führten im Jahre 1916 zu schweren Rückschlägen. Auch stand von vornherein fest, daß Deutschland auf die Unterstützung seiner Bundesgenossen weniger zu rechnen haben würde als mit deren Forderungen und Wünschen nach deutscher Hilfe. Der Sinn für die Erfüllung vertragsmäßiger Verpflichtungen war auf befreundeter Seite nicht sonderlich ausgebildet.

Schon im Jahre 1915 war die Erkenntnis durchgedrungen, daß alle militärischen Entschlüsse und die Art ihrer operativen und taktischen Durchführung in entscheidendem Maße abhängig wären von der

Digitized by Google

Größe und der Kraft der Mittel, die die bedrängte Heimat dem schwer ringenden Feldheere zuführen konnte. An und für sich beschränkt, erlitten diese Mittel erhebliche Einbuße dadurch, daß sie in steigendem Maße den Bundesgenossen zugewendet werden mußten, um sie einigermaßen kampffähig zu erhalten. So kam es denn, daß häufig auf entscheidende Maßnahmen im Hinblick auf die geschwächte Leistungsfähigkeit der Heimat verzichtet werden mußte.

Aber nicht um die äußeren Mittel der Kriegführung handelte es sich allein. In mindestens ebenso hohem Maße bedurfte die Front der politischen, seelischen und moralischen Stütze. An ihr aber gebrach es an allen Ecken und Enden. Da die politischen Führer versagten, nicht die zum Kriegführen notwendige Willensstärke aufzubringen vermochten, so versagte auch das deutsche Volk. In seiner Mehrzahl unselbständig und von beklagenswerter Willensschwäche, bedarf es mehr als andere Nationen starker, zielsicherer Leitung. Daß unter dem langsam einsetzenden und dann unaufhörlich zunehmenden Versagen der unentbehrlichen seelischen Hilfe der Heimat der Krieg bei aller Energie und Kunst der Führung und aller Hingabe des Heeres schließlich verloren gehen mußte, ward frühzeitig allen tiefer Blickenden zu unumstößlicher Gewißheit.

Schließlich sei auch auf einige Ergebnisse kriegsgeschichtlicher Art hingewiesen: Im Frühjahr 1915 herrschten an der Westfront ziemlich verworrene Befehlsverhältnisse. Es fehlte vor allem an Reserven und an Munition. Die Reserven trafen meistens zu spät ein, wurden mehrfach überhastet eingesetzt und zerschellten im feindlichen Feuer. Man hatte also aus den Erfahrungen der ersten Ypernschlacht (Oktober 1914) noch nichts gelernt. — Der Angriff auf Verdun scheiterte infolge taktisch ungünstiger Maßnahmen und der Unterschätzung der französischen Hilfsquellen. Die Nachteile der Falkenhaynschen Kriegführung traten seit dem Frühjahr 1916 mehr und mehr in den Vordergrund. Und als Falkenhayn im Sommer 1916 aus der Obersten Heeresleitung schied, war die militärische Lage geradezu verzweifelt. Und buchstäblich traf zu, was Hindenburg in seinem Buche sagt (S. 379): Die rumänische Kriegserklärung am 27. August 1916 traf uns „in einer nahezu völlig wehrlosen Lage". — Aufs glänzendste bewährten sich deutsche Führerkunst und deutsche Truppenleistungen besonders in den Kämpfen gegen Serbien, Rumänien und Italien, obwohl der serbische Feldzugsplan nicht gerade zweckmäßig angelegt war.

Auch die Lösung des Saloniki-Problems erfährt (II, 3. und 6. Abschnitt) eine bedeutsame Förderung. Während wir bisher, auch in Einzeldarstellungen, über den Kern der Frage in Ungewißheit gehalten wurden — weshalb, ist schwer verständlich —, erfahren wir jetzt, daß der Angriff auf Saloniki von dem General v. Seeckt, dem Stabschef Mackensens, sorgsam vorbereitet war, aber im letzten Augenblick im Hinblick auf die sehr zweifelhafte Haltung der Bulgaren, namentlich des ententefreundlichen bulgarischen Generalstabschefs Jostoff, aufgegeben werden mußte. Sie hatten ja mit deutscher Hilfe ihren

Digitized by Google

Rachedurst an den Serben, ihren Todfeinden, gründlich gekühlt und hatten erreicht, was sie erstrebt: Großbulgarien. Fortan waren sie nur noch mit halbem Herzen bei der Sache. Und für die Kriegsziele ihrer Verbündeten einen Finger zu rühren, kam ihnen nicht in den Sinn. So ward auf dem Balkan nur halbe Arbeit geleistet. Eine Gefahrenquelle ohnegleichen blieb bestehen. Und im Herbst 1918 begann dort mit Hilfe der verbündeten Bulgaren der letzte Akt der deutschen Tragödie.

Im einzelnen werden in dem vorliegenden 2. und 3. Bande behandelt: Die politischen und militärischen Grundlagen für die Entschlüsse der Obersten Heeresleitung und die Tätigkeit der Obersten Heeresleitung. In diesem Abschnitt (II. und III., 3) finden u. a. Berücksichtigung: die Regelung der Befehlsverhältnisse im Frühjahr 1915, das Verhältnis zu Italien, Serbien und Rumänien und Bulgariens Anschluß an die Mittelmächte, der österreichische, ohne Vorwissen der Obersten Heeresleitung vorbereitete und durchgeführte Angriff auf Montenegro, die daraus sich ergebende, tiefgehende Entfremdung zwischen Falkenhayn und Conrad, die Selbständigkeitserklärung Polens, Conrads Ausscheiden aus seinem Amte als Generalstabschef, das Verhältnis Kaiser Karls zu Deutschland, die Denkschrift Czernins, die Friedensverhandlungen mit Rußland und Rumänien und die Piave-Offensive.

Es folgt aus der bewährten Feder des Generalleutnants Schwarte die gründliche, außerordentlich befriedigende Darlegung der „großen Offensive im Osten", des Durchbruches bei Gorlice-Tarnow und bei Lemberg, der „Offensive über den Narew", der Einnahme von Warschau und des Vormarsches auf Wilna.

Generalleutnant Balck beschreibt eindringlich und klar die Abwehrkämpfe im Westen 1915 und 1916, insbesondere die Schlacht in der Woëvre-Ebene, die Kämpfe in den Vogesen, in den Argonnen, die zweite Schlacht bei Ypern (April-Mai), die Schlachten bei La Bassée und Arras, in der Champagne und im Artois, den Angriff auf Verdun und die verlustreiche Schlacht an der Somme. Dabei findet auch das neue französische Angriffsverfahren eingehende Würdigung.

Höchst beachtenswert sind die Schilderungen, die Oberst Jochim von dem Feldzuge in Serbien entwirft und von der deutsch-österreichischen Offensive in Oberitalien (Herbst 1917), Oberst Immanuel von den russischen Frühjahrs-, Sommer- und Herbstangriffen 1916, den Kämpfen im Dünaabschnitt und Oberst Frantz von dem Feldzug gegen Rumänien.

Eine überaus schwierige, in allen wesentlichen Punkten aber als durchaus gelungen zu bezeichnende Aufgabe hat Generalmajor v. Borries gelöst: Die Schilderung der Kämpfe bei der „Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht von Bayern" im Jahre 1917, insbesondere der Arrasschlacht (April und Mai), der französischen Flandernoffensive (August bis November), der Cambraischlachten (November bis Dezember), der deutschen Angriffe von 1918.

Digitized by Google

Die kriegerischen Ereignisse bei der „Heeresgruppe Deutscher Kronprinz“ von 1917 bis März 1918 erörtert übersichtlich und sorgfältig Generalleutnant Fortmüller und Major Frhr. v. Willisen die bei der „Heeresgruppe Herzog Albrecht“ 1917/18. Gewürdigt werden vor allem die Doppelschlacht an der Aisne und in der Champagne (April und Mai 1917), die Sommer- und Herbstkämpfe 1917 vor Verdun und die französischen Angriffe auf die Laffaux-Ecke im Oktober 1917.

Der „Krieg im Osten 1917/18“ findet in Oberst Garcke einen ebenso sachkundigen wie gewandten Interpreten.

Zuverlässig in jeder Beziehung ist endlich auch das Bild, das General der Infanterie v. Zwehl entwirft von den Schlußkämpfen an der Westfront, dem Waffenstillstand, dem Zusammenbruch des Heeres, der Zurückführung der Truppen, der militärischen Seiten des Vertrages von Versailles. Eine zusammenfassende hoffnungsvolle Schlußbetrachtung aus der gleichen Feder und ein beschränktes, aber zuverlässiges Namen- und Sachverzeichnis, ein nicht zu unterschätzendes Verdienst des Herausgebers, schließen die Schilderung der kriegerischen Ereignisse würdig ab. —

Der ungeheuere Aufschwung der Technik in den letzten 50 Jahren hat auf nahezu allen Gebieten des Daseins umwälzend gewirkt. Nicht zuletzt auf dem der Kriegführung. Hier haben die technischen Mächte die Kunst des Feldherrn, die physische und seelische Kraft der Truppen empfindlich beeinflußt. Die Zahl der Kampfmittel ist in ungeheurem Maße gestiegen. Und die Waffen haben in bezug auf Kaliber, Feuergeschwindigkeit, Treffsicherheit, Fernwirkung usw. eine außerordentliche Verbesserung erfahren. Infolgedessen hat ihr Munitionsbedürfnis einen Umfang angenommen, dem im Ernstfalle kaum genügt werden kann. In dieser Beziehung war während der langen Friedenszeit bei uns „nahezu alles“ versäumt worden. Was unser opferwilliges Volk dann aber geleistet hat, um die Versäumnisse der Vorkriegszeit wieder wettzumachen und den gewaltigen Vorsprung der Feinde einzuholen, kommt den Heldentaten an der Kampffront nahezu gleich und darf nicht der Vergessenheit anheimfallen. Zu bedenken ist dabei vor allem, daß die Heimat die für den Widerstand unentbehrlichen Kampfmittel gewissermaßen „aus dem Nichts“ hervorbringen mußte, und zwar unter Anspannung aller geistigen und körperlichen Kräfte. „Eine Größe des Handelns und Schaffens, unerhört in der Vergangenheit und aufstiegversprechend für die Zukunft.“

Diese Großtaten des deutschen Volkes stehen gewissermaßen im Mittelpunkt der beiden folgenden Bände. Der erste erzählt eingehend und lehrreich von dem „Ausbau und der Ergänzung des Heeres“, von dem Pferdeersatz während des Krieges, von den „Pionieren und ihren Kampfmitteln“, dem Militäreisenbahn- und dem Feldkraftfahrwesen, von Kolonnen und Trains, Karten- und Nachrichtenwesen. Besonders wertvoll erscheinen der 3. und 5. Abschnitt des 1. Bandes. Dort schildert Generalmajor Wurtzbacher „die Versorgung des

Digitized by Google

Heeres mit Waffen und Munition". Wir erhalten wertvolle Aufschlüsse über die Gründung der dem Kriegsministerium angegliederten „Kriegsrohstoffabteilung", die Rohstoffgesellschaften zur Durchführung der Rohstoffbewirtschaftung, über die Versorgung der Kriegsindustrie mit Arbeitskräften, Maschinen, Zeichnungen, Mustern, über die Stickstofferzeugung — eine Glanzleistung der deutschen Technik —, über die Herstellung von Geschützen, Maschinengewehren, Handwaffen, Stahlhelmen usw.; über das Hindenburg-Programm, das Hilfsdienstgesetz, die Lage des Kohlenmarktes u. a. Im 5. Abschnitt äußert sich Hauptmann Rud. Schmidt in dankenswerter Weise über die Feldtelegraphentruppe und ihre vielgestaltigen, schwierigen Aufgaben. Höchst willkommen sind namentlich seine Mitteilungen über das „Mithören und Mitlesen feindlicher Nachrichten" und die darauf beruhenden Entschlüsse und Maßnahmen der höheren Führung, über das Nachrichtenwesen auf dem Balkan, in Italien, Asien und unseren Kolonien.

Eine sehr harte Probe hat das deutsche Organisationstalent erfolgreich bestanden in der Sicherung des Lebensunterhaltes der Front. Sie ist ja die Vorbedingung des kriegerischen Erfolges. Die Anforderungen, die in dieser Beziehung während des Weltkrieges an das deutsche Volk gestellt werden mußten, waren so unerhört, so ungeheuer groß, daß nur unerschütterlicher Opfermut sie zu erfüllen vermochte. Und „nur eine vorzüglich arbeitende, nie ermüdende Organisation" war imstande, ihnen gerecht zu werden. „Nur eine bis aufs höchste gesteigerte Streckung der eigenen Erzeugnisse und nur durch peinlichste Ausnutzung auch der geringsten Mittel" war es möglich, das eigene Volk notdürftig über Wasser zu halten, die zahlreichen Kriegsgefangenen zu ernähren, den Verbündeten von den kargen Vorräten abzugeben und auch den besetzten Gebieten Nahrung zuzuführen.

Über diesen unentbehrlichsten aller Bestandteile der Kriegführung verbreitet sich der zweite Teil. Er unterrichtet über die Beschaffung und Bewirtschaftung der einzelnen Verpflegungsmittel: Brot und Fleisch, Kartoffeln und Gemüse, Milch und anderer Getränke, Fett, Zucker, Tabak usw., der Bekleidung, über die Regelung des Nachschubs, über Wesen und Aufgabe der Etappe, die Verwaltung des besetzten Gebietes usw.

Nicht minder wichtig sind die Nachrichten über das Nachschubwesen der Marine, die Ausrüstung der Hilfskriegsschiffe, die Versorgung der Auslandskreuzer, über den Feldpostbetrieb usw.

Besondere Fürsorge erfordern naturgemäß die Verwundeten und Erkrankten. Daher ist auch das weite Gebiet des Feldsanitätswesens mit umfassender Sachkunde und liebevoller Hingabe geschildert worden. Ähnlich das Militärapotheken- und Militär-Veterinärwesen.

Auch der 8. Abschnitt, der sich mit der Organisation und den Aufgaben des „Deutschen Roten Kreuzes" befaßt, ist dankbar zu begrüßen.

Digitized by Google

Die eindringenden kritischen Untersuchungen und Betrachtungen des Obersten van den Belt sind bis zur dritten Studie[1]) vorgeschritten. Sie beschäftigt sich mit den kriegerischen Ereignissen vom 1. Mai 1915 bis zum Frühjahr 1917 und gelangt dabei zu Ergebnissen, die teils den Anschauungen der deutschen kriegswissenschaftlichen Forschung (Foerster, Hesse usw.) entsprechen, teils über sie hinausgehen.

Die Voraussetzung für den Endsieg im Westen war die von Hindenburg-Ludendorff erstrebte Vernichtung des russischen Heeres. Dazu bot sich im Sommer 1915 abermals Gelegenheit: Nach dem Durchbruch bei Gorlice hätte die von Oberost geplante Umfassungsoperation über Kowno-Wilna, vielleicht auch über Kobrin, durchgeführt werden müssen. In diesem Falle wäre die Lösung der rumänischen, der Balkan- und Dardanellenfrage ein Kinderspiel gewesen. Aber der Obersten Heeresleitung fehlte der „Genius des Handelns". Eine von ihr durch den Angriff auf Verdun erstrebte Entscheidung war mit den verfügbaren Mitteln nicht zu erreichen. Die Lage der Mittelmächte im August 1916 sprach über Falkenhayns „strategisches Können" das Urteil. Er war eine „militärische Persönlichkeit", ein „energischer General", aber kein „Feldherr". Ein Glück war es für die Mittelmächte, daß die militärischen „Führer der Entente ihre Aufgabe nur in handwerksmäßigem Schablonentum zu lösen vermochten". Sehr mißlich für das Ansehen der Mittelmächte war dagegen das nach dem Ableben Kaiser Franz Josephs zunehmende Zerwürfnis zwischen Deutschland und Österreich und ihre verfehlte Polenpolitik. Das offenbarte die Aufnahme ihres Friedensangebotes im Lager der Entente — trotz der Niederwerfung Rumäniens.

Viel zu spät setzte der uneingeschränkte U-Krieg ein. Die Lage war nicht mehr zu retten, als die Vereinigten Staaten sich anschickten, in den Krieg einzugreifen. Ihre geschäftlichen Interessen waren mit dem Schicksal der Entente viel zu eng verknüpft. Dem „zu spät" gegenüber blieb das geniale Handeln der dritten Obersten Heeresleitung fruchtlos. Die Entente-Generale im „Westen" und „Südwesten" verstanden nur ihre Armeen wie Sturmböcke zum Angriff zu führen. Es war die Kriegskunst in „ihrer elementarsten Form".

Aufmerksame Beachtungen verdienen schließlich auch van den Belts Ausführungen über die „Lage Ende 1923" (S. 113 ff.).

Von den unter Mitwirkung des Reichsarchives bearbeiteten „Schlachten des Weltkrieges in Einzeldarstellungen" liegen drei weitere Hefte vor: Major Walther Vogel[2]), ehedem Hauptmann beim Stabe des Oberbefehlshabers Ost, schildert die schweren Kämpfe, die die Armee-Abteilung Woyrsch im Juni und Juli 1916 bei Baranowitschi

[1]) Von Gorlice bis zur russischen Revolution (Frühjahr 1915 bis 1917). Mit einer Kartenanlage. VII und 119 S. Berlin, E. S. Mittler & S., 1924.

[2]) Die Kämpfe um Baranowitschi Sommer 1916. Unter Benutzung der amtlichen Quellen des Reichsarchivs. Mit 6 Karten, 2 Anlagen und 12 Abbildungen. 77 S. Oldenburg i. O., Gerhard Stalling, 1921.

Digitized by Google

zu bestehen hatte, einem Platze von außerordentlicher strategischer Bedeutung. Die Darstellung, obwohl häufig durch Schilderungen erhebender Einzelheiten unterbrochen, gewährt trotzdem ein übersichtliches und anschauliches Bild von den kriegerischen Vorgängen in jenen heißen Sommertagen und der rühmenswerten Haltung der tapferen schlesischen Landwehr- und Landsturmtruppen. Anzuerkennen ist auch, daß wir nicht nur einen willkommenen Einblick in die Entstehung der Führerentschlüsse erhalten, sondern auch über die Vorgänge auf feindlicher Seite ausreichend unterrichtet werden. Vorangeschickt ist der Darstellung ein mannhaftes Geleitwort des „alten Woyrsch" aus den letzten Tagen seines reichen Lebens.

Der Verfasser kennzeichnet zunächst kurz die Wirkung der Brussilow-Offensive in Wolhynien, deren Ziel der Durchbruch auf Kowel war. Dann schildert er die drei Schlachten bei Baranowitschi am 13. Juni, vom 2.—9. Juli, vom 25.—29. Juli 1916. Es waren ruhmreiche, aber an Führer und Mannschaften die höchsten Anforderungen stellende Abwehrkämpfe. Die russische Sturmflut, als deren Ziel Brest-Litowsk erkannt wurde, zerbrach an dem schlesischen Damm.

Beachtung und Anerkennung verdient auch die Schrift des früheren Hauptmanns Franz Bettag[1]). Auf Grund eines reichen, wertvollen, sorgfältig und kritisch gesichteten Materials entwirft er eine erschöpfende, eindrucksvolle Schilderung von der Eroberung von Nowo Georgiewsk, Rußlands gewaltigstem, wenn auch damals nicht mehr ganz zeitgemäßem Bollwerk.

Der Verfasser berührt zunächst kurz die im zweiten Kriegsjahr in der Festung vorherrschenden Verhältnisse — auch im weiteren Verlauf der überaus fesselnden und anregenden Darstellung werden wir stets über die Lage in ihrem Innern unterrichtet — den Anmarsch der deutschen Truppen und die Einschließung der Feste. Nicht geringe Schwierigkeiten verursachte dabei die elende Beschaffenheit der Bahnanlagen, der Wege und Straßen. Den Oberbefehl über die Einschließungstruppen auf dem nördlichen Weichselufer, der schwierigsten Angriffsfront, führte der Eroberer von Antwerpen, General v. Beseler. Von einer förmlichen Belagerung wurde Abstand genommen. Sie hätte auf längere Zeit hinaus starke Kräfte gefesselt. Man vertraute dem frischen Angriffsgeist der deutschen Infanterie und der gewaltigen Wirkung der schweren Artillerie. Diese Rechnung sollte nicht zuschanden werden.

In der Zeit vom 10.—12. August 1915 wurden, wie im weiteren eingehend dargetan wird, die Vorbereitungen zum Angriff getroffen. Am 13. August begann der Kampf um die Feldstellung. Daran schloß sich der Einbruch in die äußere Fortlinie (14.—18.), die Fortführung des Angriffs an den Haupt- und Nebenfronten (17.—18.).

[1]) Die Eroberung von Nowo Georgiewsk. Unter Benutzung der amtlichen Quellen des Reichsarchivs, persönlicher Aufzeichnungen von Mitkämpfern und einer Darstellung des Majors und 1. Generalstabsoffiziers der Belagerungsarmee v. Brunn. Mit 5 Karten, 5 Textskizzen und 17 Abbildungen. 127 S. Oldenburg i. O., Gerhard Stalling, 1921.

Digitized by Google

Am 19. August war die Festung mit ihrem riesigen Kriegsmaterial und ihren reichen Proviantvorräten in deutscher Hand. Eine Reihe hübscher Stimmungsbilder aus dem feindlichen Lager nach russischen Tagebüchern schließt das wohlgelungene Heft.

Über das „Jildirim"-Unternehmen [1]), seine Entstehung und seinen Verlauf, namentlich in der Zeit, da General Liman v. Sanders an seiner Spitze stand (März bis Oktober 1918), sind wir durch dessen lehrreiches Buch (Fünf Jahre Türkei. Berlin, Aug. Scherl, 1920, S. 219 ff.) ausreichend unterrichtet. Gering dagegen war unsere Kenntnis von der Periode, in der General v. Falkenhayn den Oberbefehl führte (September 1917 bis März 1918). Diese empfindliche Lücke füllt die vorliegende Schrift in dankenswerter Weise aus. Der Verfasser, Obergeneralarzt Dr. Steuber [1]), ein verdienter, vielerfahrener „Afrikaner", 1917/18 als Armeearzt des „Jildirim" den Vorgängen an der Palästinafront unmittelbar nahestehend, erweist sich als aufmerksamer, scharfer Beobachter, dessen geschulter militärischer Blick den Zusammenhang der kriegerischen Ereignisse und ihre Auswirkungen sicher zu erfassen weiß. Dazu kommt seine nicht gewöhnliche Gabe, anschaulich und anregend zu schildern. So bildet seine, auf amtlichen Quellen und eigenen Tagebuchaufzeichnungen beruhende, überdies durch eine Fülle geschichtlicher Erinnerungen belebte Darstellung eine wertvolle Ergänzung zu dem Buche Limans.

„Jildirim" bedeutet „Blitz" und ist seinerzeit von den Türken „bei dem ägyptischen Feldzuge Napoleons I. gebraucht worden". „Jilderim" wurde, wie der Verfasser darlegt, eine 1917 neu aufgestellte türkische Heeresgruppe genannt. Die deutsche Bezeichnung war „Heeresgruppe Falkenhayn". Sie bestand aus drei, damals schon zum Teil demoralisierten Armeen, denen verschiedene deutsche Truppenteile und zahlreiche deutsche Hilfsformationen, das deutsche Asienkorps, „Pascha II." genannt, zugeteilt waren. An der Spitze von „Jildirim" stand der nach deutschen Grundsätzen aufgestellte Stab einer Heeresgruppe mit dem deutschen Oberbefehlshaber (General v. Falkenhayn) und 65 deutschen Offizieren. Mit dieser Maßnahme griff unsere Oberste Heeresleitung „in das Getriebe des türkischen Heeres" ein. Die deutsche Militärmission in Konstantinopel mit ihrer langjährigen Erfahrung war für den folgenschweren Plan gar nicht zu Rate gezogen worden. Der verantwortliche Urheber des unverantwortlichen Unternehmens soll — nach Liman v. Sanders — der damalige deutsche Militärbevollmächtigte in Konstantinopel gewesen sein. Daß auch der heißblütige Abenteurer Enver Pascha daran beteiligt war, darf nicht übersehen werden. „Jildirim" war anfangs für die Wiedereroberung Bagdads bestimmt. Es ergaben sich jedoch bald gewichtige Bedenken gegen die Möglichkeit einer praktischen Durchführung dieses Vorhabens. Infolgedessen verlegte „Jildirim" sein

[1]) „Jildirim". Deutsche Streiter auf heiligem Boden. Nach eigenen Tagebuchaufzeichnungen usw. Mit 4 Karten und 8 Tiefdrucktafeln. 174 S. Altenburg, Stalling, 1922.

Digitized by Google

Operationsfeld im Herbst 1917 nach Palästina. Bedenklich war, daß die Mehrzahl der deutschen Offiziere Land und Leute und ihre Eigenart gar nicht kannte. Ihre an den europäischen Fronten gewonnenen Erfahrungen waren für die asiatischen Kriegsschauplätze kaum oder gar nicht zu verwerten. Im türkischen Offizierkorps bestand von vornherein Mißtrauen gegen diese deutsche Einrichtung. Daraus entwickelte sich ein unüberwindlicher passiver Widerstand, der bald auf alle Zivilbehörden überging. „Von Reibungen, Widerständen und Mißtrauen in Ketten geschlagen", lief das Unternehmen trotz der opferfreudigen Hingabe unserer Offiziere, trotz ihrer soldatischen Tüchtigkeit und eisernen Willenskraft „in katastrophale Niederlagen aus".

Wertvolle Aufschlüsse erhalten wir ferner über die Vorgeschichte des „Jildirim", namentlich über die mit gänzlich unzulänglichen Mitteln 1915 und 1916 unternommenen und darum mißglückten türkischen Vorstöße gegen den Suez-Kanal, über die Schlachten bei Gaza im März und April 1917, die Transport- und Gesundheitsverhältnisse in Vorderasien, den Fall von Jerusalem und den Wechsel im Oberkommando. —

Einem der ältesten und ruhmreichsten Truppenteile der alten preußischen Armee, dem Grenadier-Regiment Nr. 3, und seinen heldenhaften Taten im Weltkriege hat Fritz Schillmann, ein treubewährter Mitkämpfer, ein würdiges historisches Denkmal gesetzt [1]). Die überall klare, übersichtliche, fesselnde Darstellung stützt sich auf die „mit außerordentlicher Sorgfalt und Ausführlichkeit" geführten Kriegstagebücher des Regiments und der Bataillone und auf zahlreiche Mitteilungen und Auskünfte von Augenzeugen, u. a. von dem letzten Kommandeur des Regiments. Aus der Fülle des ihm so zugeflossenen, an sich gewiß nicht völlig einwandfreien Materials hat der kundige Verfasser mit sicherer Hand und kritischem Sinn die am besten beglaubigten, militärisch und kriegsgeschichtlich wertvollsten Nachrichten herausgehoben und mit selbständigem Urteil für seine Arbeit verwertet. So weit sich dem Referenten die Möglichkeit bot, Einzelheiten an der Hand der ihm vorliegenden Aufzeichnungen und Mitteilungen anderer Frontkämpfer aus den Reihen des 1. Bataillons nachzuprüfen, hat sich eine überraschende Übereinstimmung mit den Ausführungen des Verfassers feststellen lassen. Ein bedeutsames Kriterium für die Zuverlässigkeit des Ganzen. So wird das Buch nicht nur den Heimgekehrten der Truppe zu einer eindrucksvollen „Erinnerung an eigenes Erleben", sondern auch zu einer beachtenswerten Quelle für die Geschichte des Großen Krieges.

---

[1]) Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm I. (2. Ostpreußisches) Nr. 3 im Weltkriege 1914—1918. Nach amtlichen Unterlagen und Berichten der Mitkämpfer bearbeitet. Mit einem Geleitwort von Generalleutnant a. D. v. Wedel und der Geschichte der Traditionskompagnie von Major Neymann. Beigefügt: 19 Bildertafeln mit 70 Bildern, 10 Karten und 8 Skizzen im Text. (Erinnerungsblätter deutscher Regimenter usw. Truppenteile des ehemaligen preußischen Kontingents. 118. Bd. Grenadier-Regiment 3.) 335 S. Oldenburg i. O. und Berlin, Gerhard Stalling, 1924.

Digitized by Google

Ein gehaltvolles Geleitwort des Generalleutnants v. Wedel, des langjährigen Kommandeurs und Brigadechefs des Regiments, führt den Leser stimmungsvoll ein in das Studium des Buches. Dann begleitet er die Truppe auf ihren strapazenreichen Märschen, ihren heldenmütigen, siegreichen Kämpfen in den „fruchtbaren Fluren Ostpreußens", in dem „Schlamm der polnischen Ebene", in den „vereisten Urwäldern der Karpathen", in Galizien und in „den heimtückischen Sümpfen Rußlands", in der „Glut Rumäniens", in der „Hölle von Verdun", in die große Frühjahrs- und Sommerschlacht von 1918.

Als Ergebnis der Lektüre bleibt das erhebende, unauslöschliche Gefühl, daß die Truppe niemals versagt hat. Auch nicht in den verlustreichsten Lagen. Anderseits gewinnt man aber auch hier und da den bestimmten Eindruck, als ob die höhere Führung häufig ihrer verantwortungsvollen Aufgabe nicht gewachsen gewesen ist. (Was übrigens durch andere Berichte bestätigt wird.) So in den ersten Augustwochen 1914. So in den schweren Kämpfen um den Zwinin (Februar bis März 1915) und in den Waldkarpathen (August und September 1916).

Am 4. Dezember 1918 kehrte das Regiment in „guter Haltung und Ordnung" in die alte Garnison Königsberg i. Pr. zurück. Dann aber fielen die Mannschaften schnell zersetzender Agitation anheim. Nach einer ruhmvollen Geschichte von 234 Jahren endete so das stolze Regiment. 140 Offiziere, 5590 Unteroffiziere, Grenadiere und Füsiliere haben im Weltkriege willig ihr Leben hingegeben für das undankbare Vaterland.

Beachtenswert ist der Anhang, vor allem die anschauliche Schilderung des Majors Neymann von der Entstehung der Traditionskompagnien. Zahlreiche hübsche Bilder und übersichtliche Karten erläutern die Darstellung. Dagegen bedeutet das fehlende Orts- und Personenregister einen gewissen Mangel. Georg Schuster.

Köster, August: Schiffahrt und Handelsverkehr des östlichen Mittelmeers im dritten und zweiten Jahrtausend v. Chr. (= Beihefte zum „Alten Orient", Heft 1.) 8°. 38 Seiten mit 4 Tafeln. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1924. Mk. 1.50.

Die Beihefte zum „Alten Orient", als deren Herausgeber Wilhelm Schubart zeichnet, wollen eine Sammelstelle für allgemein verständliche Darstellungen über die Beziehungen des Orients zur Mittelmeerwelt sein. Verheißungsvoll wird die Reihe durch die vorliegenden Ausführungen des verdienstvollen Verfassers des „antiken Seewesens" eröffnet. Er führt uns in die Zeit der ersten Beziehungen zwischen den Ländern des östlichen Mittelmeerbeckens, eine Zeit, die erst seit kurzem durch die Ausgrabungen auf Kreta und in Boghaz-Köi sich uns als eine Epoche lebhaften zwischenstaatlichen Verkehrs

Digitized by Google

erwiesen hat. Der in weiten Kreisen noch heute herrschenden Ansicht, daß die Phöniker bereits in dieser frühen Zeit das den Verkehr vermittelnde Seevolk seien, tritt Köster energisch entgegen. Nach ägyptischen Quellen und den Ergebnissen der Ausgrabungen waren die Phöniker des 3. Jahrtausends primitive Ackerbauer, die an überseeischen Handel gar nicht denken konnten. Dagegen haben die Ägypter bereits vor aller Geschichte einen brauchbaren Schiffstypus ausgebildet, und der Holzreichtum des Libanon hat schon um 3000 v. Chr. ägyptische Schiffe nach Syrien gelockt. Sie brachten als Tauschwaren Erzeugnisse des ägyptischen Gewerbefleißes mit, die stark auf die Entwicklung der phönikischen Mischkultur eingewirkt haben. Sonst stand die phönikische Küste noch außerhalb des Seeverkehrs, wie besonders die Amarnabriefe beweisen. Erst um 1000 v. Chr., als die Macht der Hethiter gebrochen war, die der Ägypter und Assyrer daniederlag, hat sich der phönikische Handel entwickelt. Darauf geht Köster auf die Beziehungen Ägyptens zu Kreta und der Ägäis ein, wofür wir lediglich auf archäologische Funde angewiesen sind. Doch ist bereits im dritten Jahrtausend ein Verkehr zwischen Aegypten und Kreta zu erschließen, ebenso wie zwischen Aegypten und den Mittelpunkten der Kykladenkultur. Dabei spielen schon vor 2000 v. Chr. die ägäischen Schiffe, die seetüchtiger sind als die ägyptischen, eine wichtige Rolle. Im zweiten Jahrtausend beginnen dann lebhafte Beziehungen zwischen Kreta und Ägypten, und in seiner zweiten Hälfte liegt der Seeverkehr fast ausschließlich in den Händen der Kreter, die gegenüber den Ruderschiffen der Kykladenbewohner Mast und Segel kennen. Wie ausgedehnt der kretische Handel war, zeigen nicht nur die Funde kretischer Erzeugnisse bis in das Westbecken des Mittelmeers, sondern auch das Vorhandensein münzenähnlicher Zahlmittel. Das Eindringen der Dorer hat dann dieser Handelsblüte ein Ende gemacht.

Fritz Geyer.

Jaeger, Werner: Aristoteles. Grundlegung einer Geschichte seiner Entwicklung. 438 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1923. Geh. Mk. 12.—; geb. Mk. 15.—.

Bereits in seinen früher erschienenen Untersuchungen über die Entstehungsgeschichte der Metaphysik des Aristoteles war Jaeger der Nachweis gelungen, daß sich das Rätsel der Zusammensetzung dieser ganz uneinheitlichen Schrift auflöst, wenn man in ihr eine Zusammenstellung von Arbeiten aus verschiedenen Perioden der Lehrtätigkeit des Aristoteles erkennt. Hatte man sich früher mit der Vermutung der Unechtheit ganzer Bücher der Metaphysik aus der Verlegenheit zu helfen versucht, die das Nebeneinander disparater Bestandteile hervorruft, so hatte Jaeger es unternommen, aus dem überlieferten Texte bestimmte Schichten herauszuschälen, die verschiedenen Stufen der Entwicklung des aristotelischen Denkens angehören und nach seinem Tode von seinen Schülern, so gut oder schlecht es ging, zu einem Ganzen ineinandergeschoben worden sind.

Digitized by Google

Auch in dem hier anzuzeigenden Werke bildet die entwicklungsgeschichtliche Analyse der Metaphysik den Kern der gesamten Darstellung. Jaeger unterscheidet in dem Leben des Aristoteles drei Perioden, deren jeder eine Stufe seines philosophischen Denkens entspricht. Auf die Einzelheiten der Begründung des Bildes einzugehen, das er von dem Werden der aristotelischen Philosophie gibt, ist hier nicht der Ort. Aber in aller Kürze den Umriß dieses Bildes anzugeben, ist wohl am Platze, schon wegen der interessanten Parallelisierung des wissenschaftlichen Reifens des Philosophen und der Stadien seines Lebenslaufes.

Zuerst bringt Aristoteles zwanzig Jahre seines Lebens als Schüler Platos an der Akademie zu Athen zu; während dieser Zeit schreibt er eine große Zahl von Dialogen, von denen uns nur spärliche Reste aufbehalten sind und in denen er durchaus im Geiste seines Meisters als Platoniker, wenn auch als selbständiger, lehrt. Sodann, unmittelbar nach Platos Tode, siedelt er nach Assos über, wo er drei Jahre lang eine philosophische Schule leitet, um schließlich nach Makedonien zu gehen und Erzieher Alexanders des Großen zu werden. Während dieser dreizehn Jahre umfassenden Zeit vollzieht sich seine Loslösung von der platonischen Ideenlehre und die Begründung einer selbständigen, theologisch abgezweckten Metaphysik und Naturlehre; auch die Prinzipien seiner Seelenlehre, Ethik und Politik hat er damals entwickelt. Endlich, nach Alexanders Thronbesteigung nach Athen zurückgekehrt, erreicht er die Zeit seiner Meisterschaft und wird das Haupt der peripatetischen Schule und der erste Organisator einer auf empirische Forschung gerichteten, universal alle Sphären des Daseins umspannenden Wissenschaft.

Bei der Bedeutung des Aristoteles für die Menschheitsgeschichte überhaupt ist es für alle Historiker von Interesse, hier eine Periodisierung seines geistigen Wachstums unternommen zu sehen, die außerordentlich viel Wahrscheinlichkeit hat; es ist überdies ein wahrer Genuß, im einzelnen die ebenso subtile wie die großen Gesichtspunkte nie aus den Augen lassende Beweisführung Jaegers zu verfolgen. Daß er in der Entdeckerfreude die Unterschiede zwischen den drei Phasen der Denkerpersönlichkeit des Aristoteles wohl etwas einseitig unterstreicht, wird in der Weiterarbeit auf dem von ihm gewonnenen Boden sich bald herausstellen. Es ist a priori nicht gut denkbar, daß der Genius, dem die Philosophie des reinen Denkens ihre endgültige und unverlierbare Grundlage verdankt, diese Grundlage nicht seit den Jahren, da sein Geist sich zu bilden begann, in sich getragen, sondern daß er erst als nahezu Vierzigjähriger die Prinzipien seiner Philosophie sich ausgedacht haben sollte; so wird man die Eigentümlichkeit der Dialoge seiner Frühzeit doch noch von einem andern Punkte her erklären müssen, als es Jaeger tut. Ebenso ist die Kluft zwischen den systematisch grundlegenden Arbeiten seiner mittleren Periode und den das Erfahrungsmaterial sammelnden und ordnenden späteren Werken längst nicht so weit, wie sie Jaeger erscheint. Überhaupt ist der Gewinn der Untersuchungen Jaegers naturgemäß für das, was

Digitized by Google

an der Philosophie des Aristoteles zeitlos ist, nicht besonders groß; um so wertvoller ist das von Jaeger gezeichnete Bild der geschichtlichen Stellung des Aristoteles innerhalb des geistigen Lebens und der Philosophie seiner Zeit. Auch auf die politische Geschichte, besonders auf Alexander den Großen, sein Verhältnis zum Hellenentum, seine staatsmännischen Absichten und seinen persönlichen Charakter fällt manches interessante Streiflicht. So ist die Schrift Jaegers in jeder Hinsicht anregend und dazu angetan, die Forschung ein gutes Stück weiterzubringen. Georg Lasson.

Vogt, Joseph: Römische Politik in Ägypten. (= Beihefte zum „Alten Orient", Heft 2.) 8°. 39 Seiten mit 4 Münztafeln. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1924. Mk. 1.80.

In zwei Abschnitten „System der Herrschaft" und „Auswirkung der Herrschaft" gliedert Vogt seine Darstellung der römischen Politik; es ist erfreulich, daß er auf diese Weise die Ergebnisse seines großen Werkes „Die alexandrinischen Münzen" (Stuttgart 1924) auch einem weiteren Kreise vermittelt. Die Kaiserherrschaft, welche unumschränkte Beherrschung des Landes, restlose Erfassung seiner materiellen Werte zum Ziele hatte, um so der sicheren Begründung der Monarchie im römischen Reiche zu dienen, ist die Fortsetzung des ptolemäischen Absolutismus. Die Folge war das Verbot eines Landtages und Zurückdrängung der städtischen Selbstverwaltung, wenn auch die Griechenstädte, die sicherste Stütze der kaiserlichen Politik, in ihrer Sonderstellung belassen wurden. Man änderte wenig an der ptolemäischen Verwaltung: neben dem Präfekten standen drei hohe Beamte für die Rechtsprechung, die Finanzverwaltung, die Getreideausfuhr, alle ritterlichen Standes. Neu war die Einteilung des Landes in drei Bezirke, an deren Spitze Epistrategen aus dem Ritterstande gestellt wurden; neu war auch der vierzehnjährige Zensus zur Erfassung der Steuerkraft und die Einführung des Zwangsamtes, der Liturgie. In der Bevölkerungspolitik war oberster Grundsatz Aufrechterhaltung der völkischen und ständischen Unterschiede und Bevorzugung des Griechentums, daneben auch der Juden. Im Wirtschaftsleben hatte die Landwirtschaft die schwersten Lasten zu tragen; im zweiten Jahrhundert ging man zur offenkundigen Ausbeutung über, die auch zur Zwangspacht führte. Die Erkenntnis der Bedeutung der Religion für Ägypten führte zur Verstaatlichung des Kultus. — Im zweiten Abschnitt wird dann die Haltung der Kaiser von Augustus bis Diokletian an Hand der Münzen gekennzeichnet. Dieser Abschnitt bringt die Ergebnisse von Vogts Hauptwerk und ist reich an neuen Gesichtspunkten und wertvollen Anregungen, auf die im einzelnen nicht näher eingegangen werden kann. Doch scheint es mir so, als ob die gebotene Kürze die in dem Hauptwerke klar herausgearbeiteten großen Linien der Entwicklung ungebührlich in den Hintergrund treten läßt.

Fritz Geyer.

Digitized by Google

Cohn, Willy: Das Zeitalter der Hohenstaufen in Sizilien. Ein Beitrag zur Entstehung des modernen Beamtenstaats. (= Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. Heft 134.) Gr. 8°. 324 S. Breslau, M. und H. Marcus, 1925. Mk. 15.—.

Der Verfasser sagt zu Anfang, daß seine Arbeit nicht im einzelnen neue Resultate geben, sondern das vorhandene Wissen zusammenfassen wolle. Das ist gewiß zu bescheiden: denn auf dem Gebiete des normannisch-sizilischen Verwaltungs-, Beamten-, Finanz-, Steuer-, Handels- und Flottenwesens liegt doch sein eigentliches Arbeitsfeld und auch der Wert seines sehr nützlichen Buches. Ein Drittel wird davon ausgefüllt, und man möchte gern noch Ausführlicheres über dieses Staatswesen hören. Gerade der Verfasser hätte z. B. über die Organisation der sizilischen Flotte mehr als nur zwei Seiten schreiben können. Andererseits wird die Tätigkeit dieser Flotte auch wieder überschätzt; es läßt sich doch nicht leugnen, daß sie fast immer Niederlagen erlitten hat und nur einmal, wie Cohn selbst (S. 205) zugibt, siegreich war, als die Genuesen im April 1241 von der kaiserlichen Flotte geschlagen wurden, die aber doch zum Teil aus pisanischen Schiffen bestand. Und wenn er die Schiffsrüstung des Anjou 1265 so kläglich hinstellt (wie sie übrigens gar nicht gewesen ist), wie kläglich muß dann Manfreds Gegenwehr gewesen sein, die Karls Schiffe durchließ! Wenn Manfreds Flotte damals „auf voller Höhe der Leistungsfähigkeit stand" (S. 267), warum hinderte sie nicht Karls Ausfahrt aus der Provence? Karl war kein Hasardeur, sondern hat seine Überfahrt umsichtig betrieben und trefflich gesichert.

Was das Buch an historischer Erzählung enthält, ist wesentlich anderen Forschungen, besonders denen Hampes entnommen, wobei die Ergebnisse Winckelmanns (z. B. über Ceperano 1230) wenig berücksichtigt werden. Die Ansicht des Verfassers (S. 7; er folgt Leonhardt), daß Heinrich VI. seinen Kreuzzug nur wegen des Friedens mit der Kurie unternommen habe, teile ich nicht, sondern neige Toeche zu: die Festsetzung der Deutschen im Heiligen Lande war ein Mittel Heinrichs, Byzanz zu umstellen, das er, getreu der alten normannischen Politik, beherrschen wollte, genau wie später Karl I. Die Charakterzeichnung Friedrichs II. ist die jetzt übliche, ihn überschätzende; niemand wird bestreiten, daß er eine überaus anziehende, bedeutende Persönlichkeit gewesen, doch an seiner Größe als Staatsmann, Diplomat und Feldherr kann man wohl zweifeln.

Das reiche Literaturverzeichnis ist doch nicht vollständig: es fehlt Koehlers Arbeit über Friedrichs II. Streit mit den Päpsten (1888); auch zwei Bücher von mir, die viel über Manfreds Balkanpolitik und Konradins Kampf mit Karl enthalten, sind nicht genannt.

Richard Sternfeld.

Digitized by Google

Hampe, Karl: Kaiser Friedrich II. in der Auffassung der Nachwelt. 80 S. Berlin und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1925.

Hampe läßt seine Rektoratsrede von 1924 hier in erweiterter Form erscheinen und erwirbt sich damit den Dank aller derer, die an der Persönlichkeit des letzten Stauferkaisers Anteil nehmen, denn er steht jetzt als „moderner Mensch" hoch im Ansehen. Hampe will die Urteile über Friedrich II. von denen seiner Zeitgenossen an bis auf unsere Tage verfolgen. Wie man die wechselnde Beurteilung des Königs Friedrich II. geprüft und daraus Schlüsse auf die Urteiler und ihre Zeit gezogen hat, so zeigt Hampe in dem Wandel der Auffassungen Kaiser Friedrichs II. den Geist der Jahrhunderte auf.

In Italien wird das Andenken an ihn durch die imperiale Idee Dantes, dann durch den Humanismus günstig bestimmt, in Deutschland wird er von der Vorreformation und den Humanisten als nationaler Kämpfer gegen die Päpste gefeiert. Die Folge dieser Wertschätzung war dann die Aufspürung der Quellen. Später verlor er die Beachtung und wurde nur von Gelehrten verschieden beurteilt, bis die Romantik sich seiner bemächtigt und Raumer den Dichtern der Zeit den Weg zur poetischen Behandlung öffnet. Zugleich setzt eine abfällige Kritik der katholischen Forscher ein, unter denen der schlimmste Tadler Friedrichs der Protestant Böhmer ist, während der Katholik Ficker ihm endlich gerecht wurde. Nun beginnt die neueste Zeit der unparteiischen Würdigung, obwohl „auch die exakteste Ausbildung der Methode noch immer ein Feld für subjektive Wertung freiläßt und eine geschickte Anwendung jener Methode sogar sehr parteiische Auffassungen mit dem Scheine wissenschaftlicher Unumstößlichkeit umkleiden kann", wie Emil Michael zeige.

Der nächste Abschnitt nennt die bekannten neuen Forscher, erwähnt aber auch Burckhardt und Nietzsche. Schließlich rät Hampe, die Hauptfragen, die sich an Friedrich II. knüpfen, sehr vorsichtig zu behandeln: Ob er ein Neuschöpfer gewesen oder nur die Bahnen seiner normannischen Vorgänger gewandelt sei? Ob sein Wesen in „dem feierlichen Barock seiner Erlasse" zu erkennen sei? Ob er ein Mensch des Mittelalters oder der Renaissance gewesen? Gewiß wird „Friedrichs Figur wohl stets ein Schibboleth bleiben, an dem sich die Geister scheiden", aber daß er für Deutschland ein Unglück war, wird nicht zu bestreiten sein. Richard Sternfeld.

Heinl, Karl: Fürst Witold von Litauen im Verhältnis zum Deutschen Orden 1382—1401. (= Historische Studien, herausgegeben von Dr. E. Ebering. Heft 165.) 200 S. Berlin, Ebering, 1925.

Das ist eine Forschung, auf die man lange gewartet hat, eine Vorarbeit zu einer notwendigen Biographie des großen Litauer-Großfürsten, von dem Ranke gesagt hat, daß „in ihm eine Ader

Digitized by Google

schlug, die dem Ehrgeiz des großen Khans verwandt war". 50 Jahre, von 1380—1430, hat Witold eine leitende Stellung im Osten zwischen Polen, Rußland, Böhmen und dem Deutschorden eingenommen, doch eine Geschichte seines Wirkens haben wir noch nicht, wenn auch Karl Lohmeyer schon 1887 seine Gestalt umrissen hat.

Heinl gibt einen Ausschnitt, aber einen sehr wichtigen: die Kämpfe und Verträge Witolds einerseits mit seinem Vetter Jagiello, der seit 1386 polnischer König war, andererseits mit dem Orden, der die Eifersucht zwischen Witold und Jagiello, wenn dieser seinem Vetter sein litauisches Erbe vorenthielt, für sich geschickt auszunutzen verstand. Es ist ein unerquickliches Schauspiel, Witold, den „Verräter", in seinem hinterlistigen Schwanken zwischen den genannten Mächten zu beobachten; aber wollte er sich gegen sie behaupten, so blieb ihm nichts anderes übrig, als diese Schaukelpolitik, die vom Verfasser als „hohe diplomatische Kunst" bewertet wird.

Sehr gut ist die Kritik der Quellen und die sorgfältige Prüfung der Daten. Doch scheint es mir ganz unmöglich, daß Witold, am 12. August an der Worskla (nicht Worska, S. 177) geschlagen, schon vor dem 24. August in Krakau ankommt: 1100 Kilometer Luftlinie konnte er nicht in 10 Tagen zurücklegen. — Der Verfasser liebt die Ausdrücke „diesbezüglich" und mehr noch „voll und ganz". — Wenn S. 65 der Goldgier der Kleinfürsten dieser Grenzlande „das sittliche Empfinden" der Ordensbrüder entgegengestellt wird, so sei hier ein Fragezeichen gestattet: die Politik des Ordens stieß sich auch nicht an moralische Bedenken. — Zu rügen ist das Fehlen eines Namensregisters.

Richard Sternfeld.

Stern, Selma: Der preußische Staat und die Juden. Erster Teil: Die Zeit des Großen Kurfürsten und Friedrichs I. Erste Abteilung: Darstellung. Zweite Abteilung: Akten. (= Veröffentlichungen der Akademie für die Wissenschaft des Judentums). Erste Abteilung: XIII und 159 S. Zweite Abteilung: 546 S. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn, 1925. Mk. 12.— und Mk. 4.—.

Die Verfasserin hat im Auftrage der „Akademie für die Wissenschaft des Judentums" viele Jahre hindurch die preußischen Archive bereist, um alles Material zu sammeln, das sich auf das Verhältnis des preußischen Staates zu den Juden bezieht. Die Notwendigkeit zu einer derartigen wissenschaftlichen Untersuchung ist nicht von der Hand zu weisen, da wir noch kein einziges Werk besitzen, das in wirklich wissenschaftlicher Weise und auf archivalischen Grundlagen fußend dies bedeutsame Thema untersucht. Die Studien sind noch nicht abgeschlossen. Das vorliegende Werk schildert die Zustände zunächst nur in der Regierungszeit des Großen Kurfürsten und Friedrichs I.

In den beiden einleitenden Kapiteln (S. 1—32) wird zunächst die Judenpolitik des Mittelalters überhaupt und sodann die Geschichte der Juden bis zur Zeit des Großen Kurfürsten kurz behandelt. Im

Digitized by Google

Zeitalter des Merkantilismus vollzog sich eine neue Einstellung zu den Juden, die in der Hauptsache von wirtschaftlichen Motiven diktiert war. Sie fand ihren Ausdruck im Edikt von 1671, durch das den Juden die Wiederaufnahme in der Mark Brandenburg gestattet wurde. Im zweiten Kapitel wird besonders die Verfassung der Juden in der genannten Zeit dargestellt, während im dritten die Motive der kurfürstlichen Judenpolitik untersucht werden. „Die Handelspolitik des Großen Kurfürsten und die Juden" bilden den Gegenstand des nachfolgenden Kapitels. Wie die Hugenotten, so waren auch die Juden für den Großen Kurfürsten das gegebene Mittel zur Modernisierung seines Staates und zur Anpassung an die geldwirtschaftliche Umwälzung. Wir nennen noch die Hauptüberschriften der weiteren Kapitel, nämlich: Ständepolitik und Judenfrage; Die Judenpolitik Friedrichs I.; Die Judenkommission; Staat und Gemeinde; Die Juden und das preußische Wirtschaftsleben; Die jüdische Gemeinschaft und die preußische Umwelt. — Das Ergebnis der Untersuchung kann man dahin zusammenfassen: der Preußische Staat versucht in dem angegebenen Zeitraum die nationale Absonderung der Juden zu sprengen und sie in das Staatswesen einzugliedern. Die nachfolgenden Bände der Publikation sollen zeigen, in welcher Weise dies unter den späteren Hohenzollern weiter versucht wurde und mit welchem Erfolg.

Der sehr sorgfältig behandelte Urkundenband ermöglicht in jedem einzelnen Falle die Nachprüfung der Darstellung und birgt in sich ein so reiches Material, daß er noch vielen Forschern die Möglichkeit geben wird, einmal mit diesen auch für die allgemeine Geschichte schwerwiegenden Problemen sich eingehend zu befassen. In dem Maße, wie die jüdische Geschichte aus den Niederungen des politischen Kampfes zu wissenschaftlicher Höhe emporgehoben wird, gewinnt ihre Erkenntnis Bedeutung. Willy Cohn.

Helmolt, Hans F.: Friedrich der Große und sein Preußen. Mit einem Faksimile u. 55 Abbildnngen. (= Menschen, Völker, Zeiten. Eine Kulturgeschichte in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Max Kemmerich. VII.) 219 S. Wien und Leipzig, Karl König (1925). — Ganzlein. Mk. 6.—.

Das Buch kommt wie gerufen. Bekanntlich sind heute zahlreiche, meist unberufene Federn am Werke, uns die Freude an den großen Gestalten der vaterländischen Geschichte gründlich zu verderben. Namentlich ist der Große König Gegenstand kleinlicher, ja boshafter Tadel- und Schmähsucht. Dem krankhaften Realismus unserer heutigen Kultur ist eben nichts mehr heilig.

Um so erfreulicher ist die Wahrnehmung, daß der Widerstand gegen diese Pseudoweisheit sich energisch zu regen beginnt. Dem prächtigen Volksbuche von Oskar Fritsch (Friedrich der Große, unser Führer und Held) ist jetzt das vorliegende Werk gefolgt. Hier kommt der ernste, wissenschaftliche Forscher zum Wort. Mit der Liebe und der Ehrfurcht, die Goethe allem historisch Gewordenen zollte und

Digitized by Google

allen großen Gestalten der Geschichte, aber auch mit unbefangenem kritischen Sinn hat Helmolt sich in seine große, dankbare Aufgabe versenkt und so ein Buch geschaffen, dessen Eigenart den Leser unwiderstehlich von der ersten bis zur letzten Seite anzieht und fesselt. Seine wohldurchdachte, überall selbständige, Kosers Ausführungen mehrfach ergänzende, von reifem Urteil getragene, nicht selten mit gutbeglaubigten historischen Anekdoten gewürzte Darstellung hebt vor allem „das Königliche" in der Kraftnatur Friedrichs hervor und zeichnet „den Einzigen" und „sein Preußen" auf dem Hintergrunde seiner Umwelt und der Zeitgeschichte. So lehrt er uns, „dies echte Königtum, das uns Staatsbürger von heute stets von neuem zu Friedrich hinzieht", zu verstehen, ihn, sein Wesen und Wirken in seiner vollen Bedeutung zu erfassen und gebührend zu würdigen.

Im einzelnen werden behandelt des Königs Jugend, seine Anfänge, sein Feldherrntum und die Berliner Hofgesellschaft um 1760. Diese im Rahmen eines stimmungsvollen Bildes. Weiter werden Friedrichs Gegner und seine Bundesgenossen geschildert. Der König selbst wird in seiner Eigenschaft als „Kriegsfinanzminister" dargestellt und charakterisiert, als Volkswirt und Landesvater, als Gerichtsherr und Philosoph, schließlich auch sein Verhältnis zur deutschen Sprache und Literatur und seine Beziehungen zu Nordamerika geschildert. Hier wird mit Nachdruck auf den Meistbegünstigungsvertrag hingewiesen, den Friedrich am 10. September 1785 mit den Vereinigten Staaten geschlossen hat, besonders auf den Art. 24, der das Schicksal der Kriegsgefangenen in vorbildlicher Weise regelt. Mit Recht bemerkt dazu der Verfasser, daß „diese Verkündigung unveräußerlicher, von den Franzosen aber heute noch bedenkenlos mißachteter Menschenrechte verschiedene Jahre vor der ‚großen' französischen Revolution mit ihren von Humanität triefenden Errungenschaften stattgefunden hat" (S. 177 f.).

Das Kapitel „Das Greisenalter und Ende" und anregende Betrachtungen über Friedrichs Anschauungen von „Ruhm und Nachruhm" beschließen das verdienstvolle Werk. Die zahlreichen, zum Teil seltenen instruktiven Abbildungen, die es zieren, sind meist in guter Form wiedergegeben.

Bei solchen Vorzügen fallen einige Einwendungen nicht ins Gewicht. Daß z. B. Prinz August (Wilhelm) „am gebrochenen Herzen" gestorben sei, wie Helmolt nach der Überlieferung berichtet (S. 40), ist mehr als unwahrscheinlich. Des Prinzen Gemüt war nicht sonderlich zart besaitet, und der König wußte sehr genau, was er ihm zumuten durfte.

Das Hochzeitszeremoniell am „Zollernhof", von dem (S. 79) erzählt wird, war schon damals (1767) nur noch eine bloße Form. Und einen „Zollernhof" wird man in Berlin vergebens suchen.

Im Kapitel „Der Volkswirt" kommt der Verfasser ebenso temperamentvoll wie anziehend auf die Aufteilung Polens zurück (S. 110 f.). Vielfach auch unter neuen Gesichtspunkten. Es ist hier nicht der Ort, auf die polnische Frage näher einzugehen, insbesondere

Digitized by Google

zu untersuchen, ob die Aufteilung Polens im Sinne des Verfassers „mehr als ein Verbrechen, ein Fehler" gewesen ist (S. 110). Nur bemerken möchten wir, daß die Beteiligung an der ersten Teilung für Preußen ein Akt der Staatsnotwendigkeit gewesen ist. Hätte es etwa ruhig mit ansehen sollen, daß sich in Westpreußen Österreich oder gar Rußland festsetzte? Dann wäre das isolierte Ostpreußen dem preußischen Staate und dem Deutschtum rettungslos verloren gegangen. Eine Gefahr, die seit 1919 wieder riesengroß geworden ist. Und was den „klugen Versuch der Mittelmächte von 1916" anlangt, „Polen im Umfange von 1815 wiederherzustellen" (S. 115), so ist daran zu erinnern, daß diese Idee von Wien ausgegangen und höchstwahrscheinlich Köpfen entsprungen ist, die außerhalb des Ballplatzes zu suchen sind. Sie hat uns um den Frieden mit Rußland gebracht und somit des Reiches Untergang eingeleitet, ja herbeigeführt. Übrigens ist die Hauptfrage, ob Polen ein lebensfähiger Staat gewesen ist oder jemals sein wird, noch keineswegs entschieden.

Georg Schuster.

Kroner, Richard: Von Kant bis Hegel. 2. Bd. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1924. XXIII, 526 S. Mk. 12.50; Ganzl. 15.—; Halbfr. 17.50.

Der zweite Band des Kronerschen Werkes hält, was der erste versprochen hatte. Für den Umschwung in der geistigen Haltung unseres jüngeren Denkergeschlechtes ist wohl kein Buch bezeichnender als dieses. Nicht nur, daß hier die Metaphysik als strenge Wissenschaft wieder zur Geltung kommt, nicht nur, daß die Philosophie als die philosophia perennis, die Methode der *νόησις νοήσεως*, wieder zur Herrscherstellung im Kreise der Wissenschaften überhaupt gelangt: Kroner hat in wahrhaft geschichtlichem Sinne den Ewigkeitsgehalt des deutschen philosophischen Idealismus und die Bedeutung der Hegelschen Philosophie als des Systems erkannt, das ihm die Vollendung und Krönung bringt. Es sei dem Referenten gestattet, zur Kennzeichnung des Werkes einige Sätze der Vorrede anzuführen, von denen er bekennt, daß sie mit seiner Auffassung vollkommen und ohne Einschränkung übereinstimmen. „Wir haben heute viel von Hegel zu lernen; mögen wir seine Philosophie nun anerkennen oder verwerfen, ihr Studium muß die hohe Schule werden, in der sich dem Geiste der wissenschaftliche Zugang zu den Problemen der Metaphysik erschließt. Denn wie auch immer man sich letzthin zu den Lösungen stellen mag, die Hegel gibt, — daß Tieferes und Gründlicheres über diese Probleme weder vor noch nach ihm gesagt worden ist, wird jeder bekennen, der die Geduld und Mühe nicht scheut, in sein System einzudringen." „Auf der Stufe des durch Kant erschlossenen Denkens stellen sich die Probleme der alten, der „dogmatischen" Metaphysik erneut ein, und jetzt ergeben sich Lösungsmöglichkeiten, die vor Kant notwendig unentdeckt bleiben mußten. Die zerrissenen Fäden werden wieder geknüpft und fortgesponnen. Derjenige, der diese Arbeit mit der größten

Digitized by Google

Gewissenhaftigkeit und Strenge geleistet hat, ist Hegel. Er hat auf diese Weise das uralte Denkgut der europäischen Menschheit aufbewahrt und dem durch Kant revolutionierten Zustande der Philosophie angepaßt". „Es ist die beste Tradition des europäischen Denkens überhaupt, die Hegel fortgesetzt hat; es sind die Motive der griechischen, der christlich-mittelalterlichen und der neuzeitlichen Metaphysik, die er wieder aufgenommen und mit denen des deutschen Idealismus zu einer Synthese verschmolzen hat, die wahrhaft klassisch zu nennen ist." — Man bedenke, wie noch vor einem Vierteljahrhundert Hegel ein Gegenstand der allgemeinen Nichtachtung und des jungenhaften Spottes war, und man wird über die inzwischen erfolgte fundamentale Umkehrung des Urteils über ihn nur staunen können. Schade, daß „der alte Lasson" das nicht mehr erlebt hat; aber der nun auch schon alt gewordene Referent darf wohl bekennen, daß ihm nichts Erfreulicheres begegnen konnte als zu sehen, wie das, worauf auch seine Lebensarbeit hingezielt hat, sich in dem Geistesleben unserer Tage zu verwirklichen beginnt. Kann er doch mit Genugtuung feststellen, daß die Gesichtspunkte, die er als die für das Verständnis Hegels grundlegenden angegeben hat, auch in dem Buche Kroners sich wiederfinden.

Kroner beginnt seinen zweiten Band mit Ausführungen über die Philosophie Schellings seit dessen Hinwendung zur Naturphilosophie. Er zeigt den Weg, den Schelling von der Naturphilosophie bis zum System der Identität gemacht hat, und weist als die Zwischenstufe zwischen beiden den ästhetischen Idealismus auf, zu dem Schelling in seinem „System des transzendentalen Idealismus" gelangt ist. Was ihn zu diesem Rückgang auf das Ästhetische angeregt hat, ist nach Kroners Meinung erstens der Einfluß Schillers, zweitens die Schleiermacherschen Reden über die Religion, drittens der Anstoß, den ihm Fichtes „Bestimmung des Menschen" gegeben hat; diesen drei Faktoren widmet er einige lichtvolle Seiten, wobei aber die ästhetische Ethik Schillers, die als äußerst wirksames Ferment die ganze geistige Entwicklung jener Zeit umfassend beeinflußt hat, in ihrer überragenden Bedeutung nicht genug hervortritt. Schelling selbst aber kommt — und man muß sagen: mit Recht — in dieser ganzen Darstellung recht schlecht weg. Seine geniale Tat war die Integration des Kant-Fichteschen subjektiven Idealismus mit dem objektiven Idealismus einer monistischen Philosophie des geistigen Universums. Er hat diese Integration nur im Prinzip vollzogen und, während er von Schauung zu Schauung weitereilte, immer gleichzeitig durch die Unruhe der eigenen Gedankenproduktion und durch jede neue Leistung gleichstrebender Genossen aus einer Position in die andere getrieben, die Ruhe der methodischen Durchführung nicht gefunden. Soweit er in der Naturphilosophie und im System des transzendentalen Idealismus sein Prinzip einfach ausspricht, bleibt er dem Dualismus der kritischen Philosophie und der Wissenschaftslehre zweifellos überlegen und wirkt hinreißend wie in seinen früheren Schriften. Aber der Notwendigkeit gegenüber, von dem Programm zur allseitigen Entwicklung fortzuschreiten, versagt sein allzu beweglicher Geist, und der Glanz seines Genius wird von dem

Digitized by Google

Schatten verdunkelt, den sein älterer und soviel schlichterer Landsmann Hegel schon im Aufsteigen zu werfen beginnt. Denn dieser hat, und zwar aus einer viel tieferen Wurzel emporstrebend, eben das vollbracht, was den Vorgängern auf derselben Bahn nicht gelingen konnte; er hat die Totalität des Denkinhalts in der Totalität der Methode des reinen Denkens zum System des lebendigen, sich selbst erzeugenden und entfaltenden Geistes auszugestalten vermocht und so die in der Wirklichkeit immer vorhandene Versöhnung von Sein und Denken, von Wirklichkeit und Vernünftigkeit, von Ich und All, von Gott und Mensch wissenschaftlich durchgeführt. Daß ihm das vornehmlich deshalb hat gelingen können, weil ihm die Geschichte im Mittelpunkte seines Begriffs von der Wirklichkeit steht, macht seine Gestalt gerade für den Historiker besonders wichtig.

Im übrigen ist hier nicht der Ort, sich genauer mit Kroners Darstellung der Hegelschen Lehre auseinanderzusetzen. Er verzichtet hier, wo das Ziel der philosophischen Bewegung, die er schildern will, erreicht ist, auf die kritische Betrachtung, die er bis dahin angewandt hat, und verhält sich ausschließlich referierend. Dadurch erhält sein Buch in ganz eigentümlicher Weise das Gepräge, schlechthin zur Verherrlichung Hegels geschrieben zu sein, und ruft den Eindruck hervor, als wäre gegen des Hegelsche System überhaupt kein Einwand mehr zu erheben. Das mag heutzutage, wo es vor allem gilt, ihm wieder zum verdienten Ansehen zu verhelfen, einmal ganz nützlich sein; aber es sollte doch auch nicht verschwiegen werden, daß gerade von dem Hegelschen Prinzip aus gar manches Stück seiner Systematik noch ernsthaft anfechtbar ist und sein Werk in vielen Einzelheiten doch wieder erst einen grundlegenden Anfang bedeutet. Daß über den logischen und erkenntnistheoretischen Grundlagen die schöpferische Fülle der Hegelschen Geistesphilosophie bei Kroner zu kurz kommt, hängt mit der Aufgabe, die er sich gestellt hat, zusammen, den Weg vom transzendentalen erkenntnistheoretischen Dualismus zum absoluten dialektischen Idealismus zu schildern. Wie er selbst, vom Neukantianismus herkommend, diesen Weg gemacht hat, so will er ihn den vielen zeigen, die von dem gleichen Ausgangspunkte weiter wollen. Es ließe sich ja denken, daß schon bei Betrachtung der Kantischen Philosophie mehr von den Momenten ausgegangen werden könnte, die in ihr auf der großen Linie der absoluten Philosophie liegen und die „kopernikanische Tat" Kants als einen notwendigen Knotenpunkt in dieser Linie erkennen lassen; Kroners gelegentliche Hinweise auf Plato und Aristoteles, auf Mittelalter und Reformation stellen doch diesen größeren geschichtlichen Zusammenhang nicht genügend ins Licht. Aber wie die gegenwärtige Lage ist, so muß man die von ihm gewählte Begrenzung seiner Aufgabe als zweckdienlich und wohlbegründet anerkennen.

Nur eine kritische Bemerkung sei uns gestattet. Hegel hat zur Romantik niemals eine positive Beziehung gehabt. Schelling war in seinem Denken wie in seiner persönlichen Lebenshaltung Romantiker, — sehr zu seinem Schaden. Hegel hat die scheinbare Überschwenglichkeit, die nur Unfähigkeit zur vernünftigen Durch- und Ausbildung

Digitized by Google

ist, jederzeit mit nüchterner Überlegenheit abgelehnt. Darum ist es auch unmöglich, ihn den „größten Irrationalisten" zu nennen, „den die Geschichte der Philosophie kennt" (S. 274). Wer das Irrationale als vernünftig erweist, wer zeigt, daß ebenso wie der Geist über die Natur, so auch die Vernunft — natürlich nicht das subjektive Raisonnement, sondern der ewige Logos als Moment des Geistes — über das Unvernünftige hinübergreift, der ist Rationalist in höchster Potenz. Plenge hat Hegel seinerzeit einen „Empiriker von überwältigender Größe" genannt; sehr schön, aber Hegels Empirismus ist genau so seinem Idealismus subsumiert wie sein Irrationalismus seinem absoluten Rationalismus. Solcher Streit um Worte wäre ja an sich nicht besonders von Belang. Aber dem Unfuge gegenüber, mit dem heute die Herren Irrationalisten Vernunft und Wissenschaft zu verachten und auf dem Flugsande von „Erlebnis" und „Lebensgefühl" das Gebäude der Erkenntnis aufrichten zu können sich brüsten, hat es doch seine Bedenken, ihnen auch nur scheinbar einen Vorwand zu ihrer Rechtfertigung zu geben. Georg Lasson.

Meisner, Heinrich: Schleiermacher als Mensch. Sein Wirken. Familien- und Freundesbriefe 1804—1834. Mit einem Bilde. 416 S. Stuttgart/Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1923.

Dieser Band beschließt eine Sammlung. Ihre Herausgabe wurde mit dem Briefwechsel zwischen Schleiermacher und seiner Braut begonnen (1919, 2. Auflage 1921) und mit den Familien- und Freundesbriefen 1783—1804 (1921) fortgesetzt. Eine weitere notwendige Ergänzung, die der Herausgeber in Aussicht gestellt hat, harrt noch der Ausführung: eine vollständige Ausgabe der Briefe Schleiermachers aus seinem Theologen- und Gelehrtenleben. Die Ausstattung des vorliegenden Bandes entspricht den bereits erschienenen beiden Bänden derselben Veröffentlichung. (Vgl. „Mitteilungen", Heft 50, S. 42 ff.) Ebenso ist die Auswahl nach den gleichen Gesichtspunkten vorgenommen.

Die hier vereinigten Briefe — es sind 258 — gehören der Zeit von 1804—1834 an; sie sind im wesentlichen an den gleichen Kreis von Freunden, Verwandten und dem Absender Nahestehenden gerichtet, die uns schon aus den früheren Bänden bekannt sind. Nur wenige Namen verschwinden und nur wenige tauchen neu auf. Auch hierdurch bestätigt sich die Geschlossenheit, Stetigkeit und Festigkeit, die Schleiermachers Wesen und Leben stets ausgezeichnet haben. Das erste Schreiben richtet der junge, 36 Jahre alte Hallenser Professor am 17. Oktober 1804 an seinen Freund Ehrenfried von Willich und dessen Gattin Henriette, mit der sich Schleiermacher nach dem Tode seines Freundes vermählte. Den letzten Brief sandte der 65jährige am 30. Januar 1834 nach Aachen an seinen Stiefsohn Ehrenfried von Willich, den Sohn jenes Paares, der ihn also erst kurz vor dem Tode Schleiermachers (am 12. Februar) empfing. Dazwischen steht nun die Fülle der Schreiben, in denen Schleiermacher zu den kleinen

Digitized by Google

und großen Dingen des Tages und der Geschichte in seiner offenen und stets höchst geistvollen Art Stellung nimmt, Schreiben, unter denen die an seine Frau gerichteten besonders häufig sind. Daneben seien von seinen alten Freunden und Freundinnen, denn auch diese spielen ja im Leben Schleiermachers eine große Rolle, noch besonders genannt: sein Jugendfreund, der schwedische Diplomat von Brinckmann, Graf Alexander zu Dohna, Friedrich Schlegel (wenn auch jetzt seltener), sein Freund und Verleger Georg Reimer, endlich Henriette Herz und Charlotte von Kathen. Unter seinen neuen Freunden überragt wohl alle übrigen sein Schwager Ernst Moritz Arndt. Von weiteren bedeutenden Persönlichkeiten, an die sich Schleiermacher wendet, seien noch angeführt: der Freiherr von Stein, Jacobi und De Wette.

Ich kann mir nicht versagen, von dem Reichtum an schönen und großen Gedanken, die sich in diesen Briefen über die verschiedensten Lebensgebiete finden, wenigstens einige Beispiele anzuführen. So äußert sich Schleiermacher gelegentlich der Frage, was vorzuziehen sei: Hauserziehung oder öffentliche Lehranstalt (Nr. 138, S. 211), folgendermaßen: „Unschätzbar aber ist, daß auf der Schule das strenge Rechtsgefühl geweckt und der Knabe zur Selbständigkeit geleitet wird. Das ist beides, was den Mann macht. Und gib nur acht, alle Männer, die zu lange im väterlichen Hause waren, sind auf irgendeine Art weichlich, unentschlossen, untüchtig, ohne rechten Sinn für die gemeine Sache. Mit 17 Jahren aber kann das nicht mehr gewonnen werden, da fühlt sich der Jüngling immer ein Fremdling unter denen, die früher diese Schule gemacht haben, und entbehrt auch der Haltung, die ihm engere freundschaftliche Verbindungen geben können." Am 2. Februar 1807 entwickelt Schleiermacher in bewegtester Zeit folgende charaktervolle Geschichtsauffassung (Nr. 55, S. 89): „Die Schicksale des Menschen mußt Du etwas im Großen ansehen. Dann wirst Du in der jetzigen Zeit nichts anderes finden, als was uns die Geschichte überall darbietet, daß auf Erschlaffung Zerstörung und sterbender Kampf folge, währenddessen, wenn auch nur eine Schlechtigkeit gegen die andere streitet, die bildenden Kräfte des Guten und die Tüchtigkeit des menschlichen Geistes sich entwickeln. In der Geschichte waltet überall derselbe Genius der Menschheit, die unsichtbare Hand der Vorsehung und das Tun der Menschen selbst ist eines und dasselbe." — Geradezu prophetischen Charakter haben folgende Briefstellen. Es heißt unterm 20. Juni 1806: „. . . Fassen Sie auch rechten Mut, und geben Sie alles hin, um alles zu gewinnen, und rechnen Sie alles, was Ihnen erhalten wird, für Gewinn. Bedenken Sie, daß kein Einzelner bestehen, kein Einzelner sich retten kann, daß doch unser aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung, und diese gilt es. Möchten Sie wohl irgendeine Gefahr, irgendein Leiden ersparen für die Gewißheit, unser künftiges Geschlecht einer niedrigen Sklaverei preisgegeben zu sehen und ihm auf alle Weise eingeimpft zu sehen die niedrige Gesinnung eines grundverdorbenen Volkes? Glauben Sie mir, es steht bevor (Schleiermacher wußte und konnte damals auch noch nichts von

Digitized by Google

dem so nahe bevorstehenden Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Napoleon wissen, aber er deutete die Zeichen der Zeit richtig, nicht nur für die Zeit von 1806/1807, sondern auch für die folgenden Jahre, insbesondere für 1813/1815) früher oder später ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Gesinnung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden, als unsere äußere Freiheit und äußere Güter, ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern den die Völker mit ihren Königen gemeinschaftlich kämpfen werden, der Volk und Fürsten auf schönere Weise, als es seit Jahrhunderten der Fall gewesen ist, vereinigen wird, und an den sich jeder, wie es die gemeinsame Sache erfordert, anschließen muß... Mir steht schon die Krisis von ganz Deutschland, und Deutschland ist doch der Kern von Europa, vor Augen, ... ich atme Gewitterluft und wünsche, daß ein Sturm die Explosion noch schneller herbeiführe; denn an Vorüberziehen ist, glaube ich, nicht mehr zu denken."

Ein politischer Brief allerersten Ranges ist jenes Schreiben an Friedrich Schlegel vom 12. Juni 1813, das Schleiermacher selbst sein politisches Glaubensbekenntnis nennt und ebenfalls von dem ungewöhnlichen Scharfblick des Verfassers in politischen Angelegenheiten zeugt, ein Schreiben, dessen Bedeutung dadurch erhellt wird, wenn man sich erinnert, daß Schleiermacher als Herausgeber des „Preußischen Correspondenten" der Wortführer der Patriotenpartei war, während hinter Friedrich Schlegel Gentz und letzten Endes Metternich selbst steht. Es handelt sich um die Fühlungnahme führender Österreicher mit preußischen Kreisen in der Zeit des Waffenstillstandes. Schleiermacher entwirft darin im voraus ein in den Grundzügen durchaus zutreffendes Programm der politischen Entwicklung Preußen-Deutschlands, wie sie im weiteren Verlaufe des Jahrhunderts vor allem sein Konfirmand, Otto von Bismarck, tatsächlich verwirklichen sollte, ohne natürlich von diesen Ausführungen das Entfernteste zu ahnen: „Ich bin garnicht so ganz dagegen, daß es Sachsen und Brandenburger, Österreicher und Bayern geben soll. Die Stammesverschiedenheiten sowohl als die Spuren der einzelnen politischen Concrescenzen, die freilich mit jenen nicht immer genau zusammenfallen, sind den Deutschen zu stark aufgedrückt, als daß man sie sollte vernichten wollen dürfen. — („Das Deutsche Reich als Bundesstaat.") — Nur sollen sie nicht über die größere Nationaleinheit dominieren, und das Volk ihnen zu Liebe nicht wieder in eine lose *πολυκοιρανίη* geraten und an den Rand des Abgrundes kommen. Darum ist nach der Befreiung mein höchster Wunsch auf ein wahres deutsches Kaisertum, kräftig und nach außen hin allein das ganze deutsche Volk und Land repräsentierend, das aber wieder nach innen den einzelnen Ländern und ihren Fürsten recht viele Freiheit läßt, sich nach ihrer Eigentümlichkeit auszubilden und zu regieren. — (Die Verfassung von 1870.) — Aber jenes ist nur möglich, wenn kein dem Kaisertum zugehöriger Fürst Länder hat, die demselben nicht angehören. — (Die Herausdrängung Österreichs aus dem Deutschen Bunde 1866.) — Dies ist nur möglich, wenn in

Digitized by Google

die inneren (nicht militärischen und diplomatischen) Angelegenheiten der einzelnen Staaten der Kaiser sich ja nicht mischt, und hiefür kann es wieder außer einer sehr weise eingerichteten Militärverfassung keine andere Garantie geben, als die Unmöglichkeit eigennütziger Familienabsichten und Rücksichten und der gänzliche Mangel aller despotischen Neigung auf dem Kaiserthron. — (Das Parlament.) — Da liegen nun die ungeheuren Schwierigkeiten, und ich fürchte, daß jener Wunsch bei der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht unmittelbar zu erreichen ist. — (Der Umweg über den Frankfurter Bundestag.) — Sobald von einem Kaisertum die Rede ist, kann wohl niemand anders als an Österreich denken. Ob dieses aber eine solche Garantie in sich hat, ob es sich wohl bei der so scharfen Trennung der Norddeutschen und Süddeutschen, der Katholiken und Protestanten, ein so allgemeines Vertrauen erwerben würde, weiß ich nicht. Ob Preußen den Anfang damit würde machen wollen, auch Schlesien und Preußen dem Deutschen Reich einzuverleiben, und sich mit seiner ganzen Macht in die Stellung eines deutschen Reichsfürsten hineinzubegeben, ob Österreich liberal genug wäre, um ein solches Kaisertum zu gründen, wie wir es in der gegenwärtigen Zeit brauchen, das alles weiß ich nicht und kann es nach meiner beschränkten Kenntnis nur bezweifeln. Ob also nicht, wenn der Kampf mit vereinten Kräften (denn wir hoffen immer noch auf Österreich, wie man sagt) und dann gewiß glücklich fortgesetzt wird, irgendeine andere auf jeden Fall interimistische Gestalt von Deutschland das Resultat sein wird und wie diese aussehen wird und woher uns kommt, darüber begebe ich mich nicht ins Prophezeien." Schleiermacher hat auch hier die Entwicklung richtig vorausgesehen, weil er unbefangen und vorurteilsfrei die maßgebenden geschichtlichen Kräfte klar erkannte.

E. Amling.

Kaiser Friedrich III.: Das Kriegstagebuch von 1870/71, herausgegeben von Heinrich Otto Meisner. 8°. XXVI, 512 S. Berlin und Leipzig, K. F. Koehler, 1926. In Ganzleinen Mk. 15.—.

Zu weiteren Veröffentlichungen aus dem Nachlaß Kaiser Friedrichs soll die Edition seines Tagebuches den Auftakt bilden. Der Kronprinz hat während des Feldzuges in zwei Notizkalendern stichwortartige Eintragungen gemacht, dann auf Quartbogen tägliche Niederschriften für die Gattin, später eine Überarbeitung vorgenommen, von der sein Kammerdiener Krug eine Abschrift anfertigte, und nach dem Kriege 1871/72 eine noch umfangreichere; diese, die auf 761 Folioseiten anschwoll, wurde der Veröffentlichung wie billig zugrunde gelegt. Im ganzen dürfte sie nun vollständig sein. Nur bei einer geringen Zahl von Stellen erwiesen sich Auslassungen aus persönlichen und prinzipiellen Rücksichten als notwendig. Historisch Wesentliches — erklärt der Herausgeber — wurde davon nicht betroffen.

Wir freuen uns des uns hier Gebotenen und der Sorgfalt der Edition. Eine auch über die 1888er Publikation des Professors

Digitized by Google

Heinrich Geffcken und das Vorgehen Bismarcks gegen ihn berichtende Vorbemerkung des Herausgebers, reichlich beigegebene Anmerkungen, ein zuverlässiges Namen- und Sachregister sowie ein Register der zitierten Autoren befriedigen alle gerechten Wünsche. Unter den 16 Abbildungen ist das Titelbild des Kronprinzen eine Reproduktion einer am 6. Februar 1871 in Versailles von Anton v. Werner geschaffenen Bleistiftskizze, die mit Genehmigung Wilhelms II. zum ersten Male veröffentlicht wird.

Der letzten Umarbeitung liegt ein Blatt bei mit folgender eigenhändiger Niederschrift Friedrich Wilhelms: „Ich habe die während des Feldzuges 1870, unter dem Drange der Kriegstätigkeit in mein Tagebuch nur flüchtig eingetragenen täglichen Eindrücke nach erfolgter Rückkehr in die Heimat durch Auszüge aus dem zwischen meiner Frau und mir regelmäßig geführten Briefwechsel vermehrt und ergänzt. Grundsätzlich hielt ich aber hierbei streng daran fest, nur das täglich Erlebte und Empfundene aufzuzeichnen, so daß nicht eine Verbesserung oder Veränderung unter dem Eindruck späterer Ereignisse aufgenommen worden ist. Mein Tagebuch ist sonach ein Beitrag zu der Geschichte jenes großen denkwürdigen Krieges und enthält auch manche wohl kaum anderweitig zu findende Beleuchtung der Ereignisse, welche die Außenwelt ganz anders als ihre Wirklichkeit auffaßt. Ebenso wird der Charakter der hervorragenden Personen vielfach in einem anderen Lichte erscheinen, als Mitwelt und Geschichte sie sich vorstellen. Da dergleichen Mitteilungen aber nicht zur Kenntnis der Zeitgenossen gelangen können, so befehle ich, daß außer meiner Frau und meinen mündig gewordenen Kindern niemand Einsicht von meinem Tagebuch nehmen darf, als bis das Jahr 1922 abgelaufen ist. Einer Veröffentlichung steht dann nichts mehr entgegen."

Es ist eine offenherzige, bei der Wiedergabe der Kämpfe um die Reichsgründung selbst den eigenen Vater nicht schonende Aufzeichnung; noch heute schien einzelnes Scharfe zu publizieren den Verantwortlichen, wie gesagt, nicht angängig. Man weiß bereits durch Gustav Freytag, wie heiß vom Anfang des Krieges an das Feuer im Kronprinzen glühte. „Sicherlich wird Deutschland seine Einheit wiederherstellen," bemerkt Friedrich Wilhelm, der unbeschreiblichen Begeisterung froh am 17. Juli. Am Tage von Wörth jubelt er: „Nun ist der Kitt, der die so verschiedenartigen Bestandteile des unter meinem Oberbefehl vereinigten deutschen Heeres zusammenhalten wird, gefunden. Solch ein Ereignis will etwas bedeuten; es ist eine geschichtliche Tatsache, deren Folgen von ungeheurer Tragweite sein müssen, — wenn wir den ernsten Willen hegen wollen, einen solchen Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen." Und am 23. Januar 1871 entlockt ihm der neue Titel „Kronprinz des Deutschen Reichs" den Wunsch und das Gelöbnis: „Möge ich einst den großen Anforderungen entsprechen, welche jene Würde an mich, ihren Träger, stellt; mit ihr fühle ich mich nur noch als Deutscher."

Was hemmend dazwischen trat, dem begegnete er mit ehrlichem Unwillen: dynastischer Selbstsucht der Fürsten, doktrinärer Verbissen-

Digitized by Google

heit der Parlamentarier, engstirnigem Partikularismus, auch preußischem; sogar Bismarck wurde getadelt ob allzu behutsamen Vorgehens. Ihm gegenüber stellte sich der Kronprinz überhaupt kritisch ein. Am 15. Juli 1870 — notiert er — „trug uns Graf Bismarck mit großer Klarheit und würdigem Ernst, frei von seinen sonst gewöhnlich beliebten Scherzen, seine Ansicht über den Stand unseres Verhältnisses mit Frankreich vor." Am 2. November meint er, durch den langsamen Fortschritt der Verhandlungen verärgert, ironisch, „unser großer Staatsmann" habe nie eine wahre Begeisterung für die deutsche Frage gekannt. Vierzehn Tage später riet er dem Kanzler, den süddeutschen Bundesgenossen bei weiterer Renitenz zu drohen und es ruhig darauf ankommen zu lassen, ob Bayern und Württemberg es wagen würden, sich Österreich anzuschließen. Als Bismarck erwiderte, „der Kronprinz" dürfe dergleichen Ansichten nicht äußern, „verwahrte ich mich sofort auf das bestimmteste dagegen, daß mir in solcher Weise der Mund verboten werden sollte, zumal es sich hier um eine Angelegenheit, die meine und meiner Kinder ganze Zukunft beträfe, handle, die ich für eine heilige Sache ansähe und bei der ich es als eine Pflicht betrachtete, niemand im Zweifel gerade über meine Ansicht zu lassen. Überdies aber stände es nur bei Sr. Majestät, mir über die Dinge, die ich besprechen dürfte oder nicht, Weisungen zu geben, wenn man überhaupt annähme, daß ich noch nicht alt genug sei, um selber ein Urteil zu haben . . . Geschenkt habe ich dem Bundeskanzler nichts, vielmehr, meiner Überzeugung getreu, offen geredet, gewiß wird er mir aber meine freimütige Sprache übelnehmen, da ihm dabei klar geworden sein muß, wie ich seiner bisherigen deutschen Politik durchaus abhold bin." Und in der Silvesterbetrachtung lesen wir folgende scharfe Abrechnung mit der „von Bismarck erfundenen und seit Jahren in Szene gesetzten Theorie von Blut und Eisen": „Ich beharre noch heute fest bei der Ansicht, daß Deutschland ohne Blut und Eisen allein mit seinem guten Rechte „moralische Eroberungen" machen und einig, frei und mächtig werden konnte. Dann erlangte es ein ganz anderes Übergewicht als lediglich durch die Gewalt der Waffen, weil deutsche Kultur, deutsche Wissenschaft und deutsches Gemüt uns Achtung, Liebe und Ehre gewinnen mußten. Der kühne, gewalttätige Junker hat es anders gewollt." Friedrich Wilhelm war Idealist. „Wollte Gott," so flehte er am 24. Oktober, „daß ein freier deutscher Kaiserstaat entstünde, der im wahren Sinne des Wortes an der Spitze der Zivilisation schritt, der alle edlen Gedanken der modernen Welt entwickeln und zur Geltung bringen könnte, so daß von Deutschland aus die Welt humanisiert, die Sitten veredelt und die Menschen von jener frivolen französischen Richtung abgewendet würden! Mit einem solchen Staat gewänne man ein Bollwerk gegen den Sozialismus, gleichzeitig würde aber auch die Nation von dem Druck der Bürokratie, des Despotismus und der Pfaffenherrschaft befreit, der Jesuitismus und die Orthodoxie würden auf den Kopf getroffen und es wären damit die Geister von der Bevormundung der Kirche erlöst. Wenn wir Deutschen als redliche Vorkämpfer solcher Gesinnungen erkannt

Digitized by Google

wären, könnte eine Allianz mit England, Belgien, Holland, Dänemark und der Schweiz als Bollwerk gegen Rußland und Frankreich wohl erreicht werden und sich dadurch der Friede auf lange Zeit sichern lassen. Mit der Zeit würde dann auch wieder ein Einvernehmen mit Frankreich angebahnt werden und ein solches die wechselseitige Ausschöpfung der reichen Quellen auf dem Gebiete von Wissenschaft, Kunst und Gewerbe zwischen beiden Nationen herbeiführen." Zugegeben, daß der Liberalismus des Kronprinzen, hätte er sich früher als 1888 und länger als 99 Tage in Taten auswirken können, für Deutschlands innere Entwicklung segensreich hätte werden, die Sozialdemokratie zum mindesten hätte spalten können, — die außenpolitischen Hoffnungen Friedrich Wilhelms sind und bleiben doch Hirngespinste, Ausgeburten einer die Hemmnisse des wirklichen Lebens allzu kühn überspringenden Phantasie.

Als Stütze und Ergänzung der Tagebuchaufzeichnungen hat der fürstliche Verfasser das in seine Hände gelangte Material an Briefen, Denkschriften und sonstigen Belegen der Kriegszeit in zwei Bänden „Feldzug gegen Frankreich" und „Wiederaufrichtung von Kaiser und Reich" gesammelt und aufbewahrt. Nur der letztere fand sich noch vor. Aus ihm konnte H. O. Meisner die Edition noch erheblich vermehren. Ihm gehören von den 19 den Anhang bildenden Nummern fast ein Dutzend Aktenstücke an. Andere, nicht minder wertvoll und auch noch unbekannt, sind den Akten des Geheimen Zivilkabinetts, des Auswärtigen Amtes und des Hausarchivs entnommen. Besondere Beachtung verdienen F. von Roggenbachs Denkschrift vom 5. September 1870, die am 12. August in Petersbach vom Kronprinzen niedergeschriebenen Friedensbedingungen und Ausführungen über die deutsche Kaiserfrage, ein ebenfalls auf letzteres Thema eingehender Brief des Großherzogs von Baden an seinen Schwager vom 24. Oktober, eine Denkschrift Sammers, betreffend die Neugestaltung Deutschlands nach Wiederherstellung des Friedens vom 5. Oktober, von Wilhelm I. anfangs 1871 eingeforderte Gutachten Bismarcks und des Kronprinzen über Titel, Farben, Zeichen und Benennungen des Reiches, ein interessanter Bericht des Generals von Schweinitz aus Wien 1. Februar 1871 über die Haltung Österreich-Ungarns während des Deutsch-Französischen Krieges. Paul Haake.

Spies, Heinrich: Kultur und Sprache im neuen England. XIV, 216 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1925. Mk. 6.—.

Dieses Felix Liebermann gewidmete Buch geht von der Überzeugung aus, daß die Sprache der Körper ist, in dem die Seele eines Kultursystems wohnt und lebt und webt. Sie setzt sich zum Ziel, die Umwandlungen im Denken und Fühlen des englischen Volkes seit etwa 1880 durch philologische, literarische und volkskundliche Beobachtungen in helleres Licht zu rücken. Dem in historischer Distanz

Digitized by Google

zurückliegenden „Viktorianischen Zeitalter" der „Muskeln" setzt Spies das „neue England" der „Nerven" gegenüber, dessen Eintritt er durch die Einführung der Greenwicher Einheitszeit (1880), durch das Aufkommen einbändiger Romane und „short stories" (1891), durch die Beliebtheit skizzenhafter Bühnenstücke nervenpeitschenden Inhalts, durch Zeitungen wie die „Daily Mail", durch Imperialismus und Sozialisierung kurz charakterisiert. Lexikalische und linguistische Studien sind in England eigentlich erst seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts mit wissenschaftlichem Ernst und unter Teilnahme weiter Kreise durchgeführt worden. Nach dieser „allgemeinen Einleitung" gruppiert Spies seine überreichen Materialien unter die beiden großen Hauptrubriken: „Der äußere Machtbereich des Englischen" und „Innere Art und Kraft des britischen Englisch im neuen England". Die neuesten Vorstöße des Neukeltentums hält Spies für ziemlich belanglos. Noch weniger hat „der Machtbereich des Englischen auf den britischen Inseln" von den neueren Einwanderungen von Franzosen, Deutschen und Ostjuden etwas zu fürchten. Außerhalb der britischen Inseln hat die Verbreitung des Englischen mit der Ausdehnung des Weltverkehrs und namentlich seit dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg riesige Fortschritte gemacht. Ist doch im Artikel 440 des Vertrags von Versailles neben dem französischen auch der englische Text für authentisch erklärt worden. Nicht erwähnt wird, daß in den zwischen Japan und China abgeschlossenen chinesisch und japanisch abgefaßten Staatsverträgen im Zweifelsfalle die beigegebene offizielle Übersetzung maßgebend sein soll. Durch ein Versehen wird S. 32 vom Rastätter statt Utrechter Frieden von 1714 gesprochen. Auf nur zwei Seiten werden die „sprachlichen Niederschläge der englischen Gesamtkultur in nichtenglischen Sprachen" abgetan (S. 34—35); natürlich kann da nur ein Hinweis auf die neueste Spezialliteratur gegeben werden. Die Einwirkungen der englischen Erfindungen im Maschinen- und Eisenbahnbau, der klassischen englischen Nationalökonomie, des Schiffahrtsverkehrs, der Börsengeschäfte, der Londoner und Liverpooler Auktionen und der parlamentarischen Geschäftsordnung werden übersehen. „Grundsätzlich" läßt Spies die von den Vereinigten Staaten ausgehenden Beeinflussungen beiseite. Unter den „Hemmungen und Widerständen gegen die Ausbreitung des Englischen" wird die neuere Ausbreitung des Spanischen vorangestellt. In dem Abschnitt über „die englische Hochsprache in Übersee" werden das Babu-English in Indien „Amerikanisch", Neger-English, Pidgin-English Beach-la-Mar und Kru-English aufgezählt und zum Teil mit drastischen Beispielen dem deutschen Leser kenntlich gemacht; für einen Philologen wären die portugiesischen Bestandteile in dem auch zwischen Chinesen aus verschiedenen Provinzen gebräuchlichen Pidgin-English und die in Yule und Burnel „Hobson-Jobson" nachgewiesenen englisch-portugiesisch-malaischen Vermengungen auch systematisch von größter Bedeutung. In dem Absatz „Sprachliche Beziehungen zwischen den U. S. A. und England" wird der Mangel einer Übersicht der Amerikanismen bedauert. Es gibt aber

Digitized by Google

doch das „Dictionary of Americanisms“ von J. Russell Barlett, von dem Dr. Friedrich Köhler „Wörterbuch der Amerikanismen“ (Leipzig 1866) einen handlichen Auszug gegeben hat. Man erkennt daraus, daß der amerikanische Botschafter Lowell nicht so unrecht hatte, als er behauptete, daß in den Amerikanismen viel gutes englisches Sprachmaterial steckt, das in England seit dem 17. Jahrhundert verlorengegangen ist. (Ähnlich urteilt G. P. Krapp in seinem soeben erschienenen Buch „The English Language in America“. 2 vol. 1925.) Andererseits ist vieles, was neuerdings als amerikanische Bezeichnung angeführt wird, z. B. „Britisher“ schottischen Ursprungs. Daß bei den Engländern für eine künstliche Weltsprache wie das Esperanto kein Interesse aufkommen kann, erklärt sich aus der hoffnungsvollen Wahrnehmung, wie sich in fernen Ländern der Gebrauch des Englischen als lingua franca auf Kosten des Französischen, Italienischen, Malaiischen und Arabischen immer mehr ausbreitet.

Bei der Betrachtung der „inneren Art und Kraft des britischen Englisch im neuen England“ ergibt sich naturgemäß eine Scheidung zwischen den Verhältnissen *vor* und *nach* dem Weltkriege. Spies bezeichnet es als eine noch zu lösende Aufgabe der Einzelarbeit, zu untersuchen, wie die Bevorzugung germanischer Sprachelemente, die bei dem Historiker Freeman bis zur Pedanterie ging, seit dem Ende des 19. Jahrhunderts einem neuen Wachstum französischer Sprachelemente Platz gemacht hat. Die dabei hervortretenden Übertreibungen (Spies gibt amüsante Beispiele) haben bereits vor dem Kriege zu einer Bewegung geführt, die von der „Society for Pure English“ eifrig gefördert wird. Spies ist der Überzeugung, daß sich die Mode der Französisierung wieder verlieren wird, weil der gemeine Mann die in der Presse überhandnehmenden Französismen als Fremdkörper empfindet. Bei seinem Rückblick auf die deutsch-englischen kulturellen Beziehungen werden die politischen Sympathien und Antipathien in den Vordergrund gerückt. Der Einfluß der deutschen Reformation im 16. Jahrhundert und die sehr tief gehenden Einwirkungen Goethes und Hegels, die gelegentlich des Regierungsjubiläums der Königin Viktoria 1887 von englischen Autoren sehr stark betont wurden, werden übergangen. Aus der Kriegszeit ist die Einbürgerung des deutschen Wortes „Strafe“ sehr eingehend hervorgehoben. Eine wissenschaftliche Behandlung der „sprachlichen Fragen“ erwartet Spies von weiterer Forschung. Etwas ausführlicher geht er nur auf die Aktivität des Sprachgeistes unter den besonderen Bedingungen des Weltkrieges ein, wofür er nicht nur selbst viel Material gesammelt, sondern auch seine Schüler zu Einzeldarstellungen veranlaßt hat. Er behandelt dabei sogar die Namensänderungen während des Weltkrieges.

Mehr philologische Übersichten der englischen Sprachentwicklung bietet die zweite Hälfte des Buches, die unter reicher Quellenangabe die verschiedenen Einflüsse auf die Einbürgerung und Zurückdrängung von Wörtern und Ausdrucksweisen zurückgreift und die dabei obwaltenden Interessen des Staates, der Gesellschaft, der Kanzel, der Sprech- und Singbühne lose aneinanderreiht. Zum Teil sind es

Digitized by Google

Erscheinungen, die auch in Deutschland ihre Analogien haben. Klagte man in England schon früher, daß „Masse, Maschine und Materie" auf den Prosastil einen herabziehenden Einfluß ausüben, so ist seitdem die Herübernahme von Ausdrücken aus dem Slang, dem Sport, dem Soldaten-Englisch und dem Cockney sehr bemerkenswert. Dagegen treten die Bibel und das Common Prayer Book bei den Engländern mehr zurück als bei den Amerikanern, die dagegen geneigter sind, Geschäftsausdrücke in den allgemeinen Sprachgebrauch zu übernehmen. Besondere Beachtung widmet Spies der gezierten Ausdrucksweise des „Swank", dem in der feineren Gesellschaft aufgekommenen Euphemismus, dem „Innuendo" und dem „Understatement". Ein sehr nützliches Wörterverzeichnis mit Angabe der Seitenzahlen sowie ein ausführliches Namen- und Sachregister beschließen das Werk, dessen Hauptstärke mangels historischer Distanz natürlich mehr in der umfassenden Beispielsammlung als in der systematischen Durchdringung des unendlichen Stoffes liegt. L. Rieß.

Stolz, Otto: Politisch-historische Landesbeschreibung von Tirol. 1. Teil: Nordtirol (erste Hälfte). 8°. 394 S. Wien und Leipzig, Hölder-Pichler-Tempsky, A.-G., 1923. (S.-A. aus dem Archiv f. österr. Geschichte, Bd. 107.)

Auf Anregung des hochverdienten, 1905 verstorbenen Geographen Eduard Richter hat die Wiener Akademie schon vor Jahren die Herstellung eines historischen Atlas der österreichischen Alpenländer in ihr Programm aufgenommen. (Vgl. die über das Unternehmen gut orientierende kritische Studie von W. Erben in den Mitteilungen des österr. Instituts für Geschichtsforschung, 30. Bd., S. 561 ff.) Dabei handelte es sich zuerst um die Herstellung und entsprechende Erläuterung der Gerichtskarten. Tirol ist in diesem großen Werke sehr gut vertreten. Hier lagen übrigens brauchbare Vorarbeiten schon aus früheren Zeiten vor. Als eine ganz ungewöhnliche kartographische Leistung ist die große Karte von Tirol zu werten, die P. Anich und B. Hueber schon 1774 vollendet hatten. Sie berücksichtigt auch die Gerichtsgrenzen, und Richter selbst konnte erklären, daß durch sie hierzulande jene Aufgaben fast gelöst erscheinen, die eine Landgerichtskarte des historischen Atlas zu erfüllen habe. Aber auch der das neue Unternehmen begleitende wissenschaftliche Text fand für Tirol in den Arbeiten eines Burglehner, de Luca, Zoller und Staffler, namentlich aber in den trefflichen Ausführungen zur Gerichtsverfassung vom Innsbrucker Rechtslehrer Th. Hamer (1807) mancherlei wertvolle Vorbereitung. Trotzdem harrte der modernen Bearbeitung eine gewaltige Aufgabe; denn es galt ein reiches archivalisches Material zu heben und entsprechend zu verwerten.

Zuerst trat an die Arbeit der hochverdiente Erforscher unserer Landesgeschichte, J. Egger, heran. Aus Weistümern, Urkunden und anderen Quellen hatte er auch für die Gerichtsverfassung des Landes

Digitized by Google

schon vorher zahlreiche Belege gesammelt. (Vgl. seine Abhandlung: Die Entstehung der Gerichtsbezirke Deutschtirols im 4. Erg.-Bd. obiger Mitteilungen.) Auch konnte er selbst noch die Gerichtsgrenzen in den Karten skizzieren. Die Erforschung der einschlägigen Fragen für das welsche Südtirol hatte H. v. Voltelini seit 1900 ohne wesentliche Vorarbeiten begonnen. (Erläuterungen zum historischen Atlas der österreichischen Alpenländer, I. Abt.: Die Landgerichtskarte. 3. Teil: Tirol und Vorarlberg [Das welsche Südtirol von H. v. Voltelini] S. 107 ff.). In den Erläuterungen bot er auf Grund eingehenden Studiums der teilweise schwer erreichbaren Quellen ein lichtvolles abgerundetes Bild der Entstehung und Begrenzung, sowie der weiteren Schicksale der Gerichtsbezirke in diesem Teil des alten Tirol (a. a. O. S. 105). Im Zusammenhange damit stehen seine Abhandlungen im Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 92 und 94. Der Werdegang der Südgrenze, die Geschichte der Gerichts- und politischen Verwaltung in diesem Gebiete blieb späteren Abhandlungen vorbehalten, deren Abfassung wohl entfallen wird. O. Stolz hingegen, der die von Egger begonnene Arbeit nach dessen Tod (1903) übernahm, gab in den „Erläuterungen" (1910) nur einen kurzen Grundriß (a. a. O. S. 39—97) und verlegte seine umfangreiche, eine Fülle neuer Ergebnisse aufweisende Untersuchung, den eigentlichen „Motivenbericht" zur Gerichtskarte des deutschen Teils von Tirol, in die „Abhandlungen zum historischen Atlas", deren erste, den allgemeinen Teil enthaltend, 1912 unter dem Titel „Geschichte der Gerichte Deutschtirols" erschien. (Archiv Bd. 102, S. 85—334, Abh. X und XI. — Die Abh. I—IX bilden die Bde. 94 und 99 des Archivs.) Sie fand nach Inhalt und Art der Darstellung rückhaltlose Anerkennung seitens der Kritik. Zu früheren Arbeiten Stellung nehmend, legte er die Entstehung der territorialen Gerichte erster Instanz klar, wobei er das Bestehen von den Hundertschaften ähnlichen Dingbezirken nachwies und, von den alten Grafschaften ausgehend, deren Entwicklung, Ausdehnung und schließliche Auflösung in kleinere Sprengel eingehend schildert. Auch die Bildung besonderer Standes- und Realgerichte wurde beachtet, wogegen die Darstellung der Zentralgerichte des Landes und des Verfahrens außer Betracht blieb. Anschließend verfolgte er die Grundzüge der Gerichtsverwaltung seit dem 13. bis zum 18. Jahrhundert. Aber auch die Entstehung der Gemeinden, ihr Verhältnis zu den Gerichten, die Bildung einer Viertel- und Kreiseinteilung wurde untersucht. Eine Art „Kulturgeographie der Grenzbildung in Tirol", eine eingehende Besprechung mannigfacher Erscheinungen der Grenzbildung im Lande nach allgemeinen geographischen Gesichtspunkten bildet den Schluß dieses Teils.

Der besondere Teil, der 1914 im wesentlichen fertig war, sollte sich der Geschichte der einzelnen Gerichte in Deutschtirol widmen. Da rief der Weltkrieg auch Stolz unter die Fahnen, und mit der Festung Przemysl fiel er in die Hände der Russen. Erst 1920 kehrte er aus Sibirien, zu unser aller Freude gesund und arbeitsfroh, heim. Das Manuskript wurde alsbald umgearbeitet, ergänzt und er-

Digitized by Google

weitert. Da die Wiener Akademie trotz aller Schwierigkeiten die Drucklegung des Werkes beschloß, konnte schon 1923 ein Teil der Arbeit veröffentlicht werden. Dem schon im „allgemeinen Teil" beachteten weiteren Inhalt des Buches Rechnung tragend, wurde der Titel mit Recht in „politisch-historische Landesbeschreibung von Tirol" geändert, da sie sich nicht auf eine „Gerichtsbeschreibung" beschränkt. So stellt sie einen umfassenden Beitrag zu einer „politischen Landeskunde von Tirol" dar, indem sie verfassungs- und verwaltungsgeschichtliche Fragen mit einer ins Einzelne führenden einschlägigen historischen Ortsbeschreibung verbindet. Die Abhandlung von 1912 aber paßt als „allgemeiner Teil" auch zu dieser erweiterten Fassung, indem sie, ausgehend von der Gerichtsbildung, den Werdegang der politischen Raumbildung in Deutschtirol überhaupt in ihren Grundzügen darstellt.

Zu diesem allgemeinen Teil bringt Stolz zunächst (S. 55—68) sehr erwünschte Nachträge, und zwar nicht nur Einzelergänzungen (daselbst auch eine kritische Stellungnahme zu dem 1922 erschienenen Buche von H. Hirsch, Die hohe Gerichtsbarkeit im deutschen Mittelalter, ferner noch ein früher Beleg für das Vorkommen der Grafensteuer in Tirol [zirka 1080], eine quellenmäßige Erklärung der Naturalabgabe des Kuppelfutters usw.), sondern auch ganz neue, für Tirol erstmals erörterte Probleme, die auch für die allgemeine Rechtsgeschichte von Wert sind (S. 14—54). Besonders lehrreich ist die Betrachtung der Beziehungen der Grundherrschaften im Lande zur Gerichtsherrschaft in ihrem zahlenmäßigen Verhältnisse, ihr Anteil an der Bildung sogenannter Exemtionsgerichte (Immunitäts-, Markt- oder Stadtgerichte) und ihr Verhältnis zu den echten Landgerichten als verselbständigten grafschaftlichen Dingbezirken, wofür mittelalterliche Quellen, namentlich aber die Kataster reichen Stoff bieten (vgl. die ausführliche Tabelle 22 ff.). Es folgt eine Besprechung der finanziellen Bedeutung der Gerichtsverwaltung, besonders auch im Verhältnisse zur Steuer- und Urbarverwaltung, endlich eine Darlegung der amtlichen Aufgaben und der Stellung der Pfleg- und Gerichtsbeamten auf Grund ihrer Anstellungsdekrete, ein auch für die Geschichte des Beamtenrechts besonders wichtiger Beitrag. (Vgl. U. Stutz in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germ. Abt. Bd. 34, S. 716 und Bd. 45, S. 550.)

Die Beschreibung der einzelnen Gerichte (S. 68 ff.) beginnt im Osten des Landes mit dem Landgericht Kitzbühel und wird in diesem Heft für das Brixental und das untere Inntal mit Einschluß des Silltales fortgeführt. Sie behandelt in anschaulicher, selbständiger Weise mit seltener Genauigkeit und unter stetem Hinweis auf die Quellen und allfällige Literatur für 33 Gerichte (Land-, Stadt-, Markt-, Urbar-, Pfleg-, Propsteigericht, Hofmarken, Burgfrieden usw.) die einschlägigen verfassungsgeschichtlichen Fragen (Entstehung, sachliche Kompetenz, Inhaber des Gerichts) und sodann die rein topographischen Probleme (Geschichte der Gemeindegliederung in den einzelnen Gerichten, genaue Grenzbeschreibung, Bildung von Schrannenbezirken, Entstehen

Digitized by Google

von Freiungen usw.). Die zweite Hälfte der Abteilung „Nordtirol" ist im Drucke. Der Verfasser hat aber auch schon die Landesbeschreibung für den deutschen und ladinischen Anteil von Südtirol in Vorbereitung. Möge ihr Erscheinen in nicht zu weite Ferne gerückt sein. Die Atlaskommission der Wiener Akademie und ihr Obmann Oswald Redlich, selbst Tiroler, erwerben sich durch die Förderung dieses Werkes die größten Verdienste. A. Wretschko.

Kurze Anzeigen.

Weinmann, Artur: Rechtswissenschaft. (= Dünnhaupts Studien- und Berufsführer. Herausgegeben von K. Jagow und Fr. Matthaesius. Bd. 6). 71 S. Dessau, C. Dünnhaupt, 1924. Mk. 2.—; geb. Mk. 2.50.

Das Buch ähnelt in Zwecksetzung und Anlage durchaus den beiden der gleichen Sammlung angehörigen Bändchen über Geschichte (vgl. „Mitteilungen" 50, S. 66) und über Germanistik (vgl. „Mitteilungen" 51, S. 115); es gibt in den zwei umfangreichsten Kapiteln das „Zur Berufswahl" Gehörige (S. 10—32) und einen „Wegweiser für die Studienzeit" (S. 33—55). Es wird hier angezeigt um der engen Beziehungen willen, welche zwischen wohl verstandener Rechts- und recht betriebener Geschichtswissenschaft seit alters bestehen und auch heute noch statthaben sollten. Denn das Recht ist ein historisches Gebilde; und Gesetze sind der Niederschlag von Rechtsanschauungen und -gewohnheiten, nicht der Ausdruck „neuzeitlicher Gesetzgebungskunst" (S. 6). Oder wollen wir Thibaut gegen Savigny recht geben und unserer Zeit nicht bloß den Beruf zur Gesetzgebung vindizieren, sondern ihr sogar mit Weinmann zubilligen, daß sie diesen Beruf zur Kunst ausgestaltet habe? Jedenfalls ist Weinmanns „Erste Einführung in die Rechtswissenschaft" (S. 1—10) von jeder geschichtlichen Grundlegung weit genug entfernt; so findet sich S. 9 die erstaunliche Bemerkung, es lasse „sich verteidigen, daß auch das Studium der Rechtsgeschichte zur Rechtswissenschaft gehört". Andrerseits erklärt der Verfasser zwar S. 10 die Rechtsphilosophie für „die Krone des Gebäudes der Rechtswissenschaft", aber sie sei „schon ein Teil der Philosophie, während die Jurisprudenz eine Fach- oder Einzelwissenschaft ist". Rez. hegt die niederdrückende Befürchtung, nach Entziehung des historischen Fundamentes und nach Überlassung philosophischer Durchdringung an ein anderes Wissensgebiet möchte die Jurisprudenz nur noch als vereinzeltes Fachwissen bestehen.

Bleich.

Karo, Georg: Religion des ägäischen Kreises (= Bilderatlas zur Religionsgeschichte, herausgegeben von D. Hans Haas). Leipzig-Erlangen, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Dr. Werner Scholl, 1925. 91 Bilder auf 21 Tafeln mit einleitendem Text von G. Karo. Mk. 5.50.

Digitized by Google

Bearbeiter des Eduard Meyer zum 70. Geburtstag gewidmeten Heftes ist der bekannte Sekretär des deutschen archäologischen Institutes in Athen, so daß die Arbeit alle Ansprüche erfüllt. Wesentlich ist, daß der selbständige hellenische Altarbezirk, der Tempel und das Kultbild in dem ägäischen Kulturkreis keine Vorläufer hat und demnach Neuschöpfung der Griechen ist. An weiteren Heften der Sammlung, die einzeln käuflich sind, liegen vor: Germanische Religion (E. Hogk), Ägyptische Religion (H. Bonnet), Religion der Hethiter (H. Zimmern), Babylonisch-assyrische Religion (B. Landsberger), in Vorbereitung: Die Religion der etruskisch-italischen Kultur (G. Karo).

H. Philipp.

Diculescu, Constantin C.: Die Gepiden. Forschungen zur Geschichte Daziens im frühen Mittelalter und zur Vorgeschichte des rumänischen Volkes. I. Band. Mit 1 Tafel, 10 Textabbildungen und 2 Karten. (Aus den Veröffentlichungen der Casa Scoalelor in Bukarest.) 8°. XV, 262 S. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1922. Mk. 5.—.

In der kurzen Anzeige von Diculescus „Wandalen und Goten" (MHL. NF. XII, S. 68 f.) hatte ich sein Gepidenbuch, das damals schon vorlag, der Redaktion aber erst im Spätjahre 1925 zur Besprechung zugestellt worden ist, mit erwähnt. Trotz der an Einzelheiten sich klammernden Einwendungen Ludwig Schmidts halte ich an dem Verdienstvollen der Forschungen des Rumänen Diculescu über die mit der Vor- und Frühgeschichte seines Volkes verquickten Schicksale führender Germanenstämme unbeirrt fest. Man muß seine Leistung als Ganzes nehmen, und, so gesehen, ist sie entschieden ein großer Wurf. Jetzt erst haben wir, dank der bienenfleißartigen, bohrenden Arbeit eines an deutsche Methode (Kossinna) geschulten Ausländers, einen tiefen Blick in das so tragische Geschick eines glorreichen Volkes tun dürfen, das einst Westeuropa vor der Hunnengefahr errettet und in Dazien zwischen Donau, Teiß und Olt leidlich gute Zeiten erlebt hat. Vom Verschwinden der Gepiden im neunten Jahrhunderte datieren die Rumänen den Anfang ihrer Geschichte: eine Kontinuität, deren Nachweis zuerst unserem Verfasser voll geglückt ist. Besonderer Wert kommt auch den sprachwissenschaftlichen Untersuchungen Diculescus zu; daran, daß das Rumänische gepidische Bestandteile in sich aufgenommen und bis heute bewahrt hat, ist nicht zu rütteln.

Hans F. Helmolt.

Die Geschichte Thidrecks von Bern (= Thule Bd. XXII). Übertragen von Fine Erichsen. Eugen Diederichs Verlag in Jena, 1924. 476 S. Brosch. Mk. 10.—; geb. Mk. 12.—.

Auch für den Historiker ist die Thule-Sammlung unentbehrlich. Interessant ist, wie in die nordische Dietrichsage durch Vermittlung hanseścher Kaufleute oberdeutsche Sagenstoffe und niederdeutsche Stoffe ganz anderer Richtung (z. B. Schilderung der Wilzen-

Digitized by Google

und Russenkämpfe) kommen. Attila wird Vertreter der Sachsen, seine Hauptstadt ist Soest, seine kriegerischen Taten enthalten Züge aus den Kämpfen Lothars von Supplinburg gegen die Slawen. Zum historischen Wert kommt der Sagenwert der Thidrecksage, enthält die nordische Fassung doch manchen Zug der oberdeutschen Diedrichsage, die uns verlorenging. Übertragung und Ausstattung entsprechen den Traditionen des Verlages. H. Philipp.

Riedner, Otto: Die geistlichen Gerichtshöfe zu Speier im Mittelalter. (= Veröffentlichung der Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft der Görres-Gesellschaft. Heft 26.) II. Band: Texte. 8°. XI und 305 S. Paderborn, Schöningh, 1915.

In der vorliegenden Publikation hat der damalige Reichsarchivassessor, jetzige Geheime Archivrat in München, Riedner, das Speyerer Lehrbuch des kanonischen Zivilprozesses von ca. 1260 sowie 99 die Tätigkeit der geistlichen Gerichte zu Speyer betreffende Aktenstücke aus den Jahren 1210—1547 im ersten Kriegsjahr veröffentlicht. Diese Ausgabe, welche den modernen Anforderungen an derartige Quelleneditionen durchaus entspricht und die Benutzung durch eine gute Inhaltsangabe und ein ausführliches Wortregister erleichtert, wird in erster Linie der Erforschung der Entwicklung des Prozeßrechts und des Kirchenrechts zugute kommen. Sie fördert aber auch die Geschichte der politischen Begebenheiten, z. B. durch die bisher unedierten Aktenstücke Nr. 13—16, welche den Streit des Bischofs Raban mit der Stadt Speyer im Jahre 1419 betreffen. Auch finden wir viel in kulturgeschichtlicher Hinsicht Interessantes. Hier sei nur hingewiesen auf das Verbot, mit Exkommunizierten zu verkehren, das auch untersagte, sich von ihnen mahlen oder backen zu lassen (S. 226, art. 3), das Verbot, „viles et inhonestos pauperes", da diese leicht der Bestechung zugänglich seien, als Zeugen zuzulassen (S. 10, § 6), das Verbot der Zulassung von Frauen als Richtern wegen ihrer „inconstantia" (S. 8), sowie auch als Zeugen im Kriminalprozeß (S. 10) und das Zeugnis über eine Leprabeschau (S. 281).

Sehr gesteigert wird der Wert dieses lediglich „die Texte" enthaltenden zweiten Bandes des verdienstvollen Werkes noch durch die Publikation des ersten Bandes werden, an dessen Fertigstellung der Verfasser hauptsächlich „durch militärische Dienstleistungen" gehindert war, der aber auch heute noch nicht veröffentlicht ist. Denn er soll Untersuchungen über die Quellen, insbesondere das erwähnte Lehrbuch des kanonischen Zivilprozesses, sowie über „Entstehung und Entwicklung, Personal, Zuständigkeit und Zivilgerichtsverfahren der Speierer geistlichen Gerichtshöfe" bringen. Auffallend ist übrigens die von Riedner in dieser Mitteilung, im Titel seines Buches, den Regesten der Urkunden und sonst gebrauchte Schreibart „Speier", da die Hauptstadt der bayrischen Pfalz sowohl offiziell wie auch fast stets in der historischen Literatur als „Speyer" bezeichnet wird.

Carl Koehne

Digitized by Google

Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige. Bd. 41. (Neue Folge, Jahrg. 10). Salzburg, Anton Pustet in Komm., 1922.

An erster Stelle steht ein Aufsatz von Joseph Zeller über „Das Provinzialkapitel im Stifte Petershausen im Jahre 1417" (S. 1—73). Er fügt sich den anderen Arbeiten an (vgl. diese Zeitschrift Bd. 53, S. 179 und unten), die in letzter Zeit über das wichtige Thema der vorlutherischen Reformbewegung innerhalb der deutschen Orden geschrieben sind. Von dem bis in alle Einzelheiten behandelten obigen Provinzialkapitel gehen tiefe Anregungen für den Benediktinerorden aus. Es leitet die Wiederaufnahme der Provinzialkapitel ein, ferner bedeutet es „den Ursprung der Melker Reform und zugleich einen neuen Aufschwung der Observanz von Kastl". Im Anhang sind 9 für das Kapitel wichtige Urkunden veröffentlicht. — Thomas Specht bespricht „das Projekt der Übertragung der Universität Dillingen an die schwäbische Benediktinerkongregation" (S. 74—88). Er ergänzt damit frühere Auslassungen über denselben Gegenstand mit Hilfe ihm jüngst zugekommenen Materials. Zur Ausführung ist der Plan nie gelangt. — Aus dem Inhalt nennen wir als von weitergehendem Interesse noch den Beitrag von Franz Jos. Bendel. Er bringt „Ein Nekrologium der Abtei Schwarzach am Main aus dem 11. und 12. Jahrhundert" (S. 89—95). — Für die Geschichte der alten Agilolfingerstiftung Niederaltaich ist ein Bericht über die Wiedererrichtung des Klosters beachtenswert, den P. Gotthold Lang beisteuert (S. 95—102).

Doelle, P. Dr. Ferdinand, O. F. M.: Die Martinianische Reformbewegung in der Sächs. Franziskanerprovinz (Mittel- und Nordostdeutschland) im 15. und 16. Jahrhundert. (= Franziskanische Studien, Beiheft 7). 8°. X, 159 S. Münster i. W., Aschendorff, 1921.

Doelle hat der Reformbewegung im Franziskanerorden bereits zwei Bücher gewidmet, auf die in dieser Zeitschrift, Bd. 45 (1917), S. 254, und Bd. 49 (1921), S. 93, hingewiesen ist. Die vorliegende Arbeit gilt einer Bewegung, die — auch reformerisch — zu der früher behandelten Reform in starkem Gegensatz steht, weil sie einmal weniger scharf als jene ist und zweitens weil ihre Glieder sich nicht wie die sogenannten Observanten unter eigene Vikare stellten, sondern in der sächsischen Provinz das besondere Amt des Visitators zu diesem Zwecke schufen. Um 1460 errichtet, hat dieser Posten bis 1509 bestanden. Dauernden Erfolg hat die Reformbewegung, die ihren Namen nach den von Papst Martin V. bestätigten Konstitutionen trägt, nicht gehabt, weder in den Klöstern, die durch die weltliche Obrigkeit (übrigens ohne jede Säkularisationsgelüste) bzw. durch die Räte der Städte angestrebt wurde, noch dort, wo die Brüder selbst zu Reformen schritten. Das klar geschriebene Buch schildert neben dem Allgemeinen der Bewegung

Digitized by Google

auch die Ereignisse in den einzelnen Klöstern der sächsischen Provinz (einschließlich der Klarissen). Archivalien und Literatur sind in gleichem Maße herangezogen. W. Hoppe.

Wachter, F.: Das Erbe der Cirksena. Ein Stück ostfriesischer Geschichte und des Kampfes um die Vorherrschaft in Norddeutschland. 92 S. Aurich, Dunkmann, 1921.

Die Arbeit behandelt den Übergang der Herrschaft in Ostfriesland von der einheimischen Familie der Cirksena auf Preußen. Keiner besser als der Direktor des Archivs in Aurich konnte in einem schmalen Bändchen so klar und fesselnd jene nicht unwichtigen politischen Verhältnisse am Dollart erzählen. Er beginnt mit der Erhebung Ulrich Cirksenas (1464) zum Reichsfürsten. Damit wird Ostfriesland, wo früher der Unterschied galt: „Er sei Friese oder Deutscher", an das Reich angeschlossen. Unendliche Wirren, Sturmflut und Mißernte brachten das Land ins Elend, während Emden gedieh. Eine starke Hand tat not, als 1744 die Cirksenas ausstarben. Aber die Nachfolge war vielbestritten. Wachter prüft die Ansprüche der Anwärter genau: Brandenburgs, Braunschweig-Lüneburgs, das durch Erbverbrüderung 1691 Hoffnungen gewonnen hatte und durch die englische Krone gestärkt war, dann auch Dänemarks und der Oranier (Nassau), und kommt zum Ergebnis, daß die Brandenburgische Nachfolge rechtlich begründet war. Aber Ostfriesland war ja keine Einheit, Harlingerland nahm eine Sonderstellung ein, die Wachter historisch darlegt. Es ist interessant, daß der berühmte Staatsmann Kaunitz-Rietberg hier die Sukzession beanspruchte, und ebenso die Fürsten Lichtenstein. Aber Friedrich II. setzte seine Ansprüche durch und das wurde dem Lande zum Segen. Im Schlußkapitel geht der Verfasser noch auf die Episode der Herrschaft Hannovers ein, das den Ostfriesen „bis dahin so gut wie unbekannt" war, so daß die preußische Rückkehr 1866 als wohltätig empfunden wurde. Selbst ein Onno Klopp mußte das anerkennen. Richard Sternfeld.

Schicksalsstunden. Unvergeßliches aus schweren Tagen in Posen und Westpreußen. Herausgegeben von E. Basedow und P. Correns. 102 S. Berlin, R. v. Deckers Verlag G. Schenck, 1925.

Es sind im wesentlichen Schilderungen der Vorgänge, die sich im Januar 1920 auf dem Boden unserer Ostmark abgespielt haben: Wie Birnbaum geräumt wurde; Aus Briesens Schicksalstagen (S. 12—25); Bromberg; Culmsee (S. 37—40); Persönliche Erinnerungen aus Dirschaus letzten deutschen Tagen; Die Uebergabe Lissas (S. 72—76); Straßburg (Westpreußen); Thorn (S. 82—102). Oft allerdings greifen die Darstellungen weit zurück, zu wenn auch kurzem Hinweis darauf, daß es sich um unbestreitbar deutsch gewordenes oder gar ursprünglich deutsches, wenigstens nicht polnisches Land handele; von manchen denkwürdigen Ereignissen aus den Revolutions-

Digitized by Google

tagen des November 1918 und aus den Tagen des polnischen Aufstandes im Januar—Februar 1919 wird berichtet (Leutnant Roßbach in Briesen: S. 13—14; und in Culmsee, S. 38—39); auch aus den Tagen der neu eingerichteten polnischen Herrschaft erfahren wir manches (für Graudenz, S. 52—60, für Konitz, S. 65—70).

Der Zweck des Buches, „die persönliche Erinnerung an die Einzelereignisse wach zu erhalten", wird gewiß erreicht; denn hier wird ein Stoff von solcher Eigenart und Größe verarbeitet, daß er auch bei schlichtester Erzählung und einfachster Darstellung durch sich selber wirkt. „Die weltgeschichtliche Forschung", auf welche die Herausgeber bescheiden als auf ein Höheres hindeuten, wird auch nichts anderes tun können als darauf hinweisen, daß hier ein Bedeutsam-Furchtbares geschehen sei, daß wieder einmal die Begriffe Vaterland, Muttersprache, Heimaterde in grausamen Seelenkämpfen und mit blutendem Herzen als vollgültig erkannt wurden. Bleich.

Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums. Herausgegeben von der Direktion. Jahrgänge 1922 und 1923. Mit 15 Abbildungen. 47 S. Nürnberg, Germanisches Museum, 1924.

Hampe, Theod., behandelt (S. 3—8) „Die Neuerwerbung einer Heiligen Elisabeth" von Tilman Riemenschneider; Fries, Walter (S. 8—24) „Eine Gruppe von Barockskulpturen aus Augsburg und ihr Meister" (Ehrgott Bernhard Bendel, um 1700); Zimmermann, Heinr. (S. 24—30) „Zwei Regensburger Madonnen der Frühgotik". Von dem Schriftleiter Fritz Traugott Schulz stammen (S. 30—33) „Sandsteinmadonna von der Mohrenapotheke in Nürnberg" und (S. 33—37) „Der Ölberg der Clarakirche in Nürnberg, ein Werk der Adam Krafft-Schule".

Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. Bd. 25. Heft 1 (S. 1—87); Heft 3 (S. 189—305). 8°. Hamburg, W. Mauke Söhne, 1922 und 1924.

Von den Aufsätzen seien genannt: Reincke, Die ältesten hamburgischen Stadtrechte und ihre Quellen (S. 2—40); v. Schiller, Hausmann, Kohfeldt, Hamburger Studenten auf deutschen und ausländischen Hochschulen (S. 189—209), z. B. Erfurt 1649—1781, Straßburg 1621—1793, Gießen, Köln 1436—1551, Utrecht 1643 bis 1883, Duisburg 1665—1697; Heskel, Friedrich Lebzelter als kursächsischer Agent in Hamburg (1632—1634, S. 210—225); Reincke, Aus dem Briefwechsel von Karl und Diederich Gries 1796—1819 (S. 226—277). Diederich Gries ist der lange Jahre in Jena lebende Übersetzer des „Befreiten Jerusalem", des Ariost und des Calderon; er berichtet seinem jüngeren in Hamburg als Advokat, dann als Richter lebenden Bruder Karl u. a. über die „Greueltat" Sands (S. 275). Umfänglichere, essayartige Besprechungen widmen (S. 41—48) Dammann der Schrift Finders über die Vierlande

Digitized by Google

und (S. 278—289) Nachfahl der Veröffentlichung Häpkes (Niederländische Akten und Urkunden zur Geschichte der Hansa und zur deutschen Seekriegsgeschichte. 2. Bd.: 1558—1669).

Niedersächsisches Jahrbuch. Neue Folge der „Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen". Herausgegeben von der Historischen Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen. 8°. 1. Bd. VIII, 272 u. 90 S. Hildesheim, August Lax, 1924.

Unter den Aufsätzen heben wir hervor: W. Röpke, Beiträge zur Siedlungs-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der bäuerlichen Bevölkerung in der ehemaligen Grafschaft Hoya (S. 1—96); A. Brenneke, Die politischen Einflüsse auf das Reformationswerk der Herzogin Elisabeth im Fürstentum Calenberg-Göttingen (S. 104—145); Willi Müller, Das Gefecht bei Oelper am 1. August 1809 (S. 156—197); Herm. Wagner, Hagemanns Flächenberechnung des Kurfürstentums Hannover vom Jahre 1786 (S. 198—219). — Die Bücher- und Zeitschriftenschau (S. 223—239) enthält u. a. die eingehende Besprechung von Güterbocks Schrift: Die Gelnhäuser Urkunde usw. durch May (S. 223—229). — Die „Nachrichten" (S. 240—272) bringen Jahresberichte historischer Vereine, vornehmlich der Historischen Kommission für Hannover usw., sowie eine Übersicht über „Archive, Bibliotheken und Museen im Arbeitsgebiet der Historischen Kommission" (S. 253—270) und über deren Veröffentlichungen (S. 271—272).

Angefügt ist das mit besonderer Seitenzählung (S. 1—90) versehene Nachrichtenblatt für Niedersachsens Vorgeschichte, Neue Folge Nr. 1, herausgegeben von Jacob-Friesen.

Zerbster Jahrbuch. Herausgegeben von Th. Schulze. 11. Jahrgang: 1925. 60 S. Zerbst, Fr. Gast, 1925.

Der Herausgeber behandelt Bürgeraufnahmen in Zerbst in den Jahren 1651—1700. S. 4—52 gibt die alphabetisch geordnete Zusammenstellung aller in diesem Halbjahrhundert in die Zerbster Bürgerschaft Aufgenommenen, seien es Einheimische, seien es Auswärtige; S. 53—60 enthalten „ein Register derjenigen Orte, aus denen die Neubürger stammen". S. 3 stellt für 1651—1700 1779 Aufnahmen in die Bürgerschaft fest (906 Bürgersöhne, 873 Auswärtige); für 1601—1650 dagegen 2184 (837 Bürgersöhne, 1347 Auswärtige). „In der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden mehr Bürgersöhne wie Auswärtige aufgenommen, während in der 1. Hälfte des Jahrhunderts die Zahl der Auswärtigen die der Bürgersöhne wesentlich überstieg. Die allgemein verbreitete Ansicht, daß die Bevölkerung früher fester gesessen, und erst die allerletzte (!) Zeit ein stärkeres Fluktuieren hervorgebracht hätte, wird durch diese Feststellungen von neuem widerlegt" (S. 4.) Bleich.

Digitized by Google

UNIVERSITY LIBRARY

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

Neue Folge ▪ Vierzehnter Band

Der ganzen Reihe 54. Band

Zweites Heft

Berlin

Weidmannsche Buchhandlung

1926

Digitized by Google

Wissenschaftliche Neuerscheinungen:

Papsturkunden in Spanien. Vorarbeiten zur Hispania Pontificia. I. Katalanien. Von Paul Kehr

(Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-historische Klasse, Neue Folge, Bd. XVIII, 2) 1. Hälfte: **Archivberichte,** Lex.-8°. (236 Seiten) 1926 Geh. 12.— RM
2. Hälfte: **Urkunden und Regesten.** Lex.-8°. (S. 237—585) 1926 Geh. 18.— RM

Die neuen Veröffentlichungen Kehrs geben eine Übersicht über die Archive und die kirchengeschichtliche Literatur Spaniens, zunächst Katalaniens, und machen das dort erhaltene, bisher zum Teil völlig unbekannte Urkundenmaterial der weiteren Forschung zugänglich.

Griechische Mythologie. Von Ludwig Preller
Vierte Auflage. Erneuert von Carl Robert

Zweiter Band: **Die griechische Heldensage**
Drittes Buch: DIE GROSSEN HELDENEPEN
2. Abteilung: Der troische Kreis
2. Hälfte: Die Nosten. Gr.-8°. (VIII u. S. 1291—1532) 1926 Geh. 7.50 RM

Mit diesem Teile wird das Werk von Carl Robert über die griechische Heldensage abgeschlossen. Wie er es gewünscht hatte, wird nur noch ein Band mit ausführlichen Registern folgen.

Antike Schlachtfelder. Bausteine zu einer antiken Kriegsgeschichte. Von Johannes Kromayer

Vierter Band, zweite Lieferung: **Schlachtfelder aus den Perserkriegen, aus der späteren griechischen Geschichte und den Feldzügen Alexanders und aus der römischen Geschichte bis Augustus.** Von J. Kromayer und G. Veith. Mit einer Tafel in Lichtdruck und 3 Skizzen im Text. Gr.-8°. (S. 171—323) 1926 Geh. 7.50 RM

Es ist sehr zu begrüßen, daß das geschätzte Werk nunmehr fortgesetzt und zu einem gewissen Abschluß gebracht wird, so daß wir hoffen dürfen, in Bälde alle Schlachten des Altertums, für die eine brauchbare Überlieferung vorliegt, in der gründlichen und besonnenen Weise besprochen zu sehen, durch die sich die ersten Bände auszeichnen. Orientalische Literaturzeitung

---

Codex Theodosianus. Recognovit Paulus Krueger

Fasciculus II: Liber VII—VIII. Lex.-8°. (S. 236—318) 1926 Geh. 7.50 RM

Der vor wenigen Tagen verstorbene Verfasser hat noch die zweite Lieferung seiner Ausgabe des „Codex Theodosianus" vollendet. Es war nicht seine Absicht, sie weiter fortzuführen; in diesen beiden Lieferungen hat er der Wissenschaft das geboten, was seine Ausgabe von der von Mommsen vor 20 Jahren veröffentlichten unterscheidet.

Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68

Digitized by Google

65

Felix Liebermann

(1851—1925).

Worte des Gedächtnisses, gesprochen in der Sitzung der Historischen Gesellschaft zu Berlin am 6. November 1925 von Ludwig Rieß.

Von dem Vorstande unserer Gesellschaft ist mir der Auftrag zuteil geworden, über das wissenschaftliche Lebenswerk des so tragisch dahingerafften Professors Felix Liebermann ein paar Worte an Sie zu richten. Meine Beziehungen zu ihm gehen auf das Jahr 1885 zurück, wo er meine Geschichte des Wahlrechts zum englischen Parlament eingehend und wohlwollend in der Historischen Zeitschrift besprach. Im Jahre darauf (1886) machte mich im Lesesaal des British Museum der jetzt schon vor 15 Jahren dahingegangene Professor Charles Groß von Harvard College auf den ganz in seine Arbeit versunkenen Gelehrten aufmerksam, den er neben Samuel R. Gardiner unter den damaligen Benutzern der großen Bibliothek als die hervorragendste Zelebrität bezeichnete. Ein persönliches Freundschaftsverhältnis hat sich zwischen Liebermann und mir schnell herausgebildet, nachdem ich ihm im Jahre 1893 während eines Urlaubs einen Besuch gemacht hatte. Wir sind seitdem in ununterbrochenem Austausch unserer Schriften und Gedanken geblieben. Noch Ende September d. J. erhielt ich von ihm briefliche Darlegungen, die inhaltlich wichtig und mir als Dokument einer langen und völlig ungetrübten Freundschaft ein hochgeschätztes Vermächtnis sind.

Den wichtigsten Teil seiner Lebensaufgabe fand Felix Liebermann schon vor mehr als 50 Jahren, als er sich nach kurzer Betätigung im Bankgewerbe in Göttingen, wo er auch sein Dienstjahr absolvierte, historischen Studien zuwandte. Es war die Zeit, als in dem neuen Deutschen Reich verfassungsgeschichtliche Untersuchungen so hoch bewertet wurden, daß Weizsäcker, als er bald darauf von Göttingen nach Berlin berufen wurde, den Ausspruch tat: „Geschichte ist Verfassungsgeschichte". Das große Werk von Georg Waitz, das der Ausgangspunkt so vieler Spezialuntersuchungen wurde, war damals durch eine Arbeit, die sich über 34 Jahre erstreckt hatte, seinem Abschluß nahe, und in England begann soeben das Standard Work der „Constitutional History" von William Stubbs zu erscheinen. Indem man sich in das frühere Mittelalter versenkte, ergaben sich die weitgehendsten Übereinstimmungen zwischen deutschen und englischen Rechtsaltertümern auf der Grundlage des altgermanischen Geistes- und Gefühlslebens, das den Angelsachsen

Digitized by Google

und den einst zum fränkischen Reich politisch geeinten deutschen Stämmen gemeinsam war. Begann doch Stubbs sein für Studienzwecke zusammengestelltes Quellenbuch, das unter dem Namen „Select Charters“ seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1870 weltberühmt geworden ist, mit Auszügen aus Cäsars Schilderungen der Germanen und dem Abdruck der allgemeinen Kapitel aus Tacitus' „Germania“. In der Göttinger Studienzeit von Felix Liebermann war aber auch die Editionstechnik für mittelalterliches Beweismaterial, die Quellenanalyse für Annalen aus dem 11. und 12. Jahrhundert und die Echtheitskritik für mittelalterliche Urkunden zur Virtuosität emporgediehen. Glanzleistungen wie Giesebrechts Wiederherstellung der Altaicher Annalen, die durch den glücklichen Fund in Aventins Collektaneen 1868 eine Bestätigung gefunden hatte, Scheffer-Boichorsts Rekonstruktion der verlorengegangenen Paderborner Annalen, mit der er 1870 hervorgetreten war, und Theodor Sickels auf Schriftvergleichung, Diktatstil und Kanzleigebrauch basierte Methodik der Urkundenlehre in seinem zweibändigen Werk „Die Urkunden der Karolinger“ vom Jahre 1867 wirkten zusammen, um dem Fachbetrieb der historischen Hilfswissenschaften einen neuen Glanz zu verleihen, der auch in England auf die exakte Methodik des deutschen Wissenschaftsbetriebes zurückgeführt wurde. Allerdings war während der Göttinger Studienzeit Liebermanns das große Unternehmen der Monumenta Germaniae Historica unter der Leitung von Pertz so sehr ins Stocken geraten, daß dieser 1874 die Direktion niederlegte. Aber der bedeutendste Mitarbeiter des Unternehmens, Georg Waitz, hielt durch seine Seminarübungen die Methodik kritischer Editionen aufrecht und brachte sehr bald durch seine Übersiedelung nach Berlin als Leiter der Generaldirektion neues Leben in das große Publikationswerk. Liebermann gehörte zu den letzten Schülern, die durch Waitz in Göttingen eine abgeschlossene Ausbildung in den Handgriffen ihres Faches gefunden haben, und hat sich bis an sein Lebensende immer dankbar als Schüler von Georg Waitz bekannt. Allerdings hat er in seinen letzten Lebensjahren im mündlichen Gespräche wiederholt beklagt, daß die überstrenge Methodik, die er von Waitz übernommen hat, ihn oft an einer fruchtbaren Betätigung der nachschaffenden Phantasie und dadurch an umfassenden historiographischen Arbeiten verhindert habe. In seinen Bücherbesprechungen, hinter die er bis zuletzt Kraft und Nerv steckte, wie kaum ein anderer wissenschaftlicher Rezensent, wurde er mit den Jahren immer milder und genügsamer; aber auf seine eigenen früheren Leistungen wandte er den schärfsten Prüfstein an und bekannte sich zu einer natürlichen Neigung zur Skepsis, die er erst allmählich, weniger aus wissenschaftlicher Überzeugung als aus persönlichem Mitgefühl mit den ihm vor die Klinge kommenden Autoren ermäßigt und aufgegeben habe.

Zu dem Milieu, in das Liebermann als Göttinger Student eintrat, gehörte auch die umfassende historiographische und publizistische Tätigkeit seines dortigen akademischen Lehrers Reinhold Pauli. Dieser

Digitized by Google

hatte 20 Jahre vorher in englischen Bibliotheken und Archiven Abschriften des auf Deutschland bezüglichen Materials aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert genommen und der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften eingeliefert. Durch Fortsetzung von Lappenbergs englischer Geschichte und durch eine eigene kürzere Darstellung der „englischen Geschichte seit 1815", durch seine „Bilder aus Alt-England" und durch zahlreiche Aufsätze und Kritiken stellte er seit 1851 eine auch heute noch nützliche Verbindung der englischen und der deutschen Geschichtsstudien dar. Liebermann hat im Jahre 1895 ein Verzeichnis der von Reinhold Pauli verfaßten Bücher, Aufsätze und Kritiken veröffentlicht, das über 400 Nummern umfaßt. In seiner ersten wissenschaftlichen Publikation bekennt sich Felix Liebermann ausdrücklich zu den persönlichen Anregungen, die er seinen verehrten Lehrern Waitz und Pauli verdankt. Es war das seine „Einleitung in den Dialogus de Scaccario", die er 1875 als Doktordissertation verwandte, zugleich aber auch als eigene Schrift veröffentlichte. Felix Liebermann hätte also, wenn er am Leben geblieben wäre, jetzt auch ein schriftstellerisches Jubiläum feiern können. Schon diese erste Publikation zeigt die wesentlichen Vorzüge der ihm eigenen wissenschaftlichen Arbeitsweise: unermüdlichen Fleiß in der Herbeiholung alles irgendwie verwendbaren Materials, unbeirrbare Kritik, gereiften Wirklichkeitssinn und straff gespannte, auf kurzen und klaren Ausdruck dringende Darstellungsart. Neue handschriftliche Grundlagen herbeizuschaffen, wie er es sich später zur selbstverständlichen Aufgabe machte, war er damals noch nicht in der Lage. Er hat aber durch hervorragenden Scharfsinn nicht nur die Beziehungen des Autors zu den Zeitverhältnissen und den von ihm benutzten Quellen so klar herausgearbeitet, daß die 27 Jahre später erschienene kritische Neuausgabe des Dialogus de Scaccario von Hughes, Crump und Johnson (Oxford 1902) sich in der Einleitung und den umfangreichen Noten häufig an ihn anschließt, sondern auch den Text so genau durchforscht, daß auch Stubbs, der den ganzen Dialog in seine Select Charters aufgenommen und damit ein Sechstel des Werkes gefüllt hat, in den späteren Auflagen Liebermanns Emendationen fast sämtlich in seinen Text aufnahm.

Nun stand Liebermann am Scheidewege. Er hätte sich bei seinen weiteren, auf England bezüglichen Studien entweder den großartigen Veränderungen des Staats- und Rechtswesens seit Heinrich II. zuwenden können, für die wir in Archiven und Bibliotheken eine Fülle von Material haben, wie für kein anderes Gebilde des Mittelalters, einschließlich der Papstkirche. Der Dialogus kann gewissermaßen als ein Haupttor in das Innere der ungeheuren Urkundensammlungen des Public Record Office und der anderen Archive und Bibliotheken Englands angesehen werden. Oder er konnte rückwärts von dieser aus dem Schatzamt hervorgegangenen Schrift von 1179 und dem gleichzeitigen Rechtsbuch Glanvilles, das bereits vor fast 100 Jahren von Georg Phillips in Berlin bearbeitet worden war, die bis dahin erfolgte Rechtsgeschichte des englischen Volkes bis zu den angelsächsischen Anfängen verfolgen. Er wählte das letztere. Dabei stellte sich

Digitized by Google

die Notwendigkeit heraus, das wichtigste, noch ungedruckte oder nur in unzuverlässigen Abdrücken vorliegende Material aufzuspüren, kritisch herauszugeben und durch Spezialforschungen zu beleuchten. Er beschritt diesen schwierigen Weg, nachdem er gemeinsam mit Reinhold Pauli für die Monumenta Germaniae die auf Deutschland bezüglichen Stücke aus den englischen Annalen (seit 1881) herausgegeben und mit wertvollen Einleitungen versehen hatte. Kleinere Funde hat er seit 1884 in Zeitschriften, wie der germanischen Abteilung der von der Savigny-Stiftung herausgegebenen Zeitschrift für Rechtsgeschichte, in der Anglia, in den Transactions der English Historical Society, ja selbst in der für die deutsche Gelehrtenwelt etwas entlegenen „Archaeologia Cantiana" mit vorbildlicher Akribie publiziert. Für größere Stücke unter seinen zahlreichen Funden wählte er die Form von Sonderausgaben, die sich namentlich in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schnell folgten. Ich erwähne aus dieser Reihe nur: „Quadripartitus. Ein englisches Rechtsbuch von 1114, nachgewiesen und, soweit bisher ungedruckt, herausgegeben" (1892); „Über die Leges Anglorum Saeculo XIII. ineunte Londoniis Collectae" (1894); „Über Pseudo-Cnuts Constitutiones De Foresta" (1894); und in diesem selben dreijährigen Zeitraum publizierte er noch seine grundlegenden quellenkritischen Studien „Über Ostenglische Geschichtsquellen des 12., 13., 14. Jahrhunderts, besonders den falschen Ingulf" (in der Festschrift zu Wattenbachs 50jährigem Doktorjubiläum 1892) und „On the Instituta Cnuti Aliorumque Regum Anglorum" (Transactions Histor. Soc. 1893). Ein so reicher Ertrag originaler Durchforschung des Stoffes und zugleich eine so gründliche Durcharbeitung des Gefundenen war nur dadurch möglich, daß Liebermann als Privatgelehrter sich völlig der übernommenen wissenschaftlichen Aufgabe widmen konnte. Sich etwa an einer Universität zu habilitieren oder einen Lehrauftrag zu übernehmen, wurde er ja leider durch einen leichten Sprachfehler verhindert.

Von diesen Einzelforschungen trug natürlich jede einzelne ihre wissenschaftliche Frucht in sich selbst. Aber durch weite Umschau und stets aufs Ganze gerichtete Kenntnisnahme erarbeitete sich Liebermann auch einen Überblick über den gesamten objektiven Befund unseres Materials über die Geschichte der angelsächsischen Zeit und der ersten $1^1/_2$ Jahrhunderte nach der normannischen Eroberung. Er war der Entdecker der einstigen auf die durch die normannische Eroberung unterbrochene Rechtsentwicklung gerichteten Studien, die im 12. und 13. Jahrhundert von englischen Geistlichen unternommen wurden, und denen wir es verdanken, daß uns von unmittelbaren Zeugnissen früherer Jahrhunderte in England so viel mehr erhalten geblieben ist, als auf dem Kontinente. Diese Antiquare der anglo-normannischen Zeit stellten sich dem tief dringenden Scharfsinn Liebermanns als schriftstellerische Persönlichkeiten dar, deren Geistesrichtung, Hilfsmittel und Zeugniswert er zuversichtlich bestimmen mußte, ehe er von ihren Mitteilungen Gebrauch machte. Subjektive und objektive Kritik hat er da in einem Umfange und mit einer Treffsicherheit durch-

Digitized by Google

geführt, wie wohl kein anderer zeitgenössischer Quellenforscher. Namentlich in England sind diese Vorzüge des deutschen Privatgelehrten seit 30 Jahren immer wieder anerkannt worden. Als Beleg führe ich nur aus einer englischen Zeitschrift von 1898 den Satz an: „The learned Doctors name is as well known in England as in Germany for his conscientious researches and accurate work". Ein besonders warmherziger Verehrer des opferfreudigen deutschen Forschers war der berühmte Rechtshistoriker Maitland, dessen Andenken Liebermann einen Quartband seines Hauptwerkes gewidmet hat. Der Verfasser des 2. Bandes der Political History of England, Professor George Burton Adams †, sagt von Liebermanns Arbeiten „work unrivalled in its thoroughness and in its approach to finality", und das schon 1905, also zu einer Zeit, als die bedeutendste Leistung Liebermanns noch gar nicht vorlag.

Denn wenn wir auf das Lebenswerk des Verstorbenen zurückblicken, so können wir darauf das Wort anwenden: „Habent sua fata ingenia". Als die Savigny-Stiftung am Ende des vorigen Jahrhunderts daranging, die Gesetze der Angelsachsen, die schon 1858 von Reinhold Schmidt vortrefflich herausgegeben waren, nochmals in abschließender Form zu publizieren und mit ausführlichen Kommentaren zu versehen, so wirkte dabei die Überzeugung mit, daß man in Felix Liebermann einen Meister zur Verfügung hatte, wie er voraussichtlich für dieses Gebiet nicht wieder erscheinen konnte. Er übernahm die Aufgabe und förderte sie so, daß von 1896—1903 der Text mit der deutschen Übersetzung, 1906 der zweite Band, erste Hälfte (das Wörterbuch) erscheinen konnte, dem 1912 der zweite Band „Rechts- und Sachglossar" sowie endlich 1916 der dritte Band „Einleitung zu jedem Stück; Erläuterungen zu einzelnen Stellen" folgten. Die Publikation der drei Bände erstreckte sich also über 20 Jahre. Als Ziel schwebte dem Verfasser vor, alles verfügbare Material heranzuziehen und, soweit nur handschriftlich vorhanden, so vollständig vorzulegen, daß für die kritische Herstellung des Textes nichts verloren gehen würde, falls das gesamte handschriftliche Material oder ein Teil davon auf irgendwelche Weise zerstört würde. Liebermann wollte aber auch seinen Gegenstand für philologische Zwecke erschöpfend behandeln. Darum legte er neben der Uebersetzung ein mit besonderer Sorgfalt angelegtes Wörterbuch bei. Das umfassendste und weitaus wichtigste ist aber das „Rechts- und Sachglossar", das ca. 500 dreispaltige Quartseiten in Anspruch nimmt und durch ausgiebig verwertete Abbreviaturen und Siglen dabei sehr viel Raum sparen konnte. Unter Stichworten bekommt man hier gut disponierte Übersichten über jeden Gegenstand, der sachliches Interesse beanspruchen kann. Liebermann geht dabei auch auf die neuesten Behandlungen der Einzelfragen ein und legt besonderen Wert darauf, die kontinentalen Verhältnisse, speziell die deutschen, durchgängig zum Vergleich heranzuziehen. Daher findet man auch für deutsche Verfassungsgeschichte in dieser Bearbeitung der angelsächsischen Gesetze die dankenswertesten Aufklärungen. Wer sich z. B. über das Problem der „Hundertschaft" oder selbst über agrar-

Digitized by Google

geschichtliche Fragen belehren will, findet sich reich belohnt und macht keinen Umweg, wenn er zuerst das Sach- und Rechtsglossar in Liebermanns angelsächsischen Gesetzen aufschlägt. —

Noch ehe Liebermann seine Universitätsstudien in Göttingen beendet hatte, hielt Mommsen am 15. Oktober 1874 eine Rektoratsrede, in der er die These aufstellte, daß zum historischen Studium nur „die Kenntnis der Sprache und die Kenntnis des Rechts der Epoche" notwendig sei. Nun, wenn es darauf ankommt, so könnte sich kein Gelehrter mit Felix Liebermann vergleichen. Seine ganze Lebensarbeit war ja auf angelsächsische Sprache und angelsächsische Gesetze gerichtet. Es ist daher sehr schade, daß wir von ihm keine Gesamtdarstellung der angelsächsischen Geschichte haben. Das merkt man besonders deutlich, wenn man in seinen Besprechungen von Büchern über die angelsächsische Zeit die kurzen Einwürfe oder in Klammern gesetzten Zusätze, die sich darin finden, beachtet. Auch die wenigen Persönlichkeitsschilderungen, die wir von Liebermann haben, wie z. B. über Hugo von Lyon und Raginald von Canterbury widerlegen die von Liebermann allen Aufforderungen zu historischen Darstellungen entgegengehaltene Behauptung, er habe kein Talent zur Historiographie. Besonders deutlich wird das durch die kurze Darstellung „Vorstudien zur staatlichen Einheit Britanniens bis 1066" widerlegt, die Liebermann in seinem letzten Lebensjahre für Hoops englische Studien verfaßt hat. Ebenso wäre der reiche Erfahrungsschatz, den sich Liebermann auf zahlreichen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens verschafft hat, einer etwas eingehenderen Darstellung der englischen Geschichte von den Urzeiten bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts zugute gekommen. Denn er war ein scharfer Beobachter aller Lebensregungen, empfänglich für alle Leistungen von wirklichem Werte und mit feinem ästhetischen Verständnis ausgestattet. Seine Ratschläge und seine werktätige Hilfe hat er in weitestem Umfang vielen Personen zugewandt, die mit ihm in Berührung traten. Was er ergriff, betrieb er stets mit voller Hingabe des Geistes und Gemüts. Das hat er ja auch als Mitglied unserer Gesellschaft bewiesen. Denn seiner innersten Natur entsprach die Mahnung des Dichters: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut."

Neuere reformationsgeschichtliche Forschungen.

II.

Unter den selbständigen reformationsgeschichtlichen Werken der letzten Jahre möchte ich dasjenige Rud. Wackernagels am höchsten stellen [1]). Der Verfasser ist kurze Zeit nach der Veröffentlichung gestorben, und sein Tod hat Nekrologe veranlaßt, in welchen Wacker-

[1]) Humanismus und Reformation in Basel (= Geschichte der Stadt Basel, 8. Bd.), XII, 524 und 119 S. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1924.

Digitized by Google

nagels gesamte wissenschaftliche Richtung und Betätigung eingehend beleuchtet wird. Wir haben beste Burckhardtsche Überlieferung vor uns. Von seinem Lehrer hat er die kulturgeschichtlichen Interessen und innerhalb derselben den Sinn für den innigen gegenseitigen Zusammenhang aller Gebiete des wissenschaftlichen, künstlerischen, schöngeistigen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens geerbt. Nur stand Burckhardt in seiner „Kultur der Renaissance" vor einem umfangreichen unerschöpflichen Quellenmaterial, welches sich über ganz Italien ausdehnte, aber mehr eine großzügige allgemeine Übersicht als eingehende Spezialforschung erheischte. Wackernagel, der langjährige Leiter des Baseler Staatsarchivs, stützte sich naturgemäß auf die Schätze der eigenen Anstalt, besaß an ihnen einen in sich ziemlich abgeschlossenen, bisher noch wenig verarbeiteten Stoff und konnte aus demselben auch viele neue Einzelheiten bieten. Beiden Forschern gemeinsam aber ist die Vorliebe für die Schilderung von Zuständen und für künstlerisch abgerundete, lebensvolle persönliche Charakteristiken. Deshalb sind Wackernagel die Abschnitte am besten gelungen, in welchen er uns Stücke des damaligen Baseler Tuns und Treibens vor Augen führt oder uns Einblicke in die Anschauungen und Arbeitsfelder, Verkehrssitten und Erlebnisse bestimmter Baseler Gesellschafts- und Berufskreise eröffnet. Diesen Abschnitten gegenüber treten die anderen, in welchen sich Wackernagel mit fortlaufenden Handlungen beschäftigt, zurück. Dabei wäre die Annahme falsch, als ob sich das Interesse für sein Buch wesentlich auf Baseler Ortsangehörige zu beschränken hätte. Nicht nur war Basel im Anfang des 16. Jahrhunderts die reichste und regste Stadt der Schweiz, sondern die Männer, von denen bei Wackernagel die Rede ist, besaßen größtenteils eine allgemein deutsche, ja internationale Bedeutung. Leider ist das Werk durch Wackernagels Tod Torso geblieben; ja, der Untertitel „Humanismus und Reformation" ist für den mit 1527 abgeschlossenen Band nicht mehr ganz berechtigt. Man erwartet nach diesem Titel ein Buch, welches die ganze Reformationszeit genau so behandelt, wie die vorangegangene Epoche. Tatsächlich endet Wackernagel mit dem siegreichen Durchbruch der neuen Bewegung, ohne jedoch die wohnliche Einrichtung des Protestantismus zu berücksichtigen. Besonders hervorzuheben ist noch, daß Wackernagel mit tiefgründiger Forschung eine außergewöhnliche Darstellungsgabe verbindet und sein Buch eine anziehende Lektüre ist.

Als die nächstwichtige Veröffentlichung erscheint mir das umfangreiche Werk von Walter Köhler über Zwingli und Luther[1]); ja, wenn es auch Wackernagels Geschichte an kulturhistorischer Bedeutung und an Darstellungskunst nicht erreicht, überschreitet es dieselbe anderseits durch die für die gesamte Reformationsauffassung maßgebende

[1]) Zwingli und Luther. Ihr Streit über das Abendmahl nach seinen politischen und religiösen Beziehungen. 1. Bd.: Die religiöse und politische Entwicklung bis zum Marburger Religionsgespräch 1529 (= Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte, herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte). XIII und 851 S. Leipzig, M. Heinsius Nachf. (Eger & Sievers), 1924.

Digitized by Google

Wichtigkeit der behandelten Probleme. Allerdings hatte Köhler schon manche Vorläufer. Bereits A. Baur, zu dem er sich in bewußten Gegensatz stellt, hatte das Bedürfnis, die Entwicklung der Zwinglischen Abendmahlslehre und ihre literarischen Spuren zurückzuverfolgen. Freilich gewann Baur den Eindruck, daß Zwingli schon sehr früh seinen eigenartigen, von Luther abweichenden Standpunkt eingenommen hätte; immerhin wies er schon den methodischen Weg, Zwingli aus seinem eigenen Werden zu begreifen. Dann betonte Stähelin in seiner Zwingli-Biographie den schon von Baur berührten erasmischen Einfluß noch weit energischer und führte dadurch tiefer in die psychologischen Zusammenhänge von Zwinglis Abendmahlslehre mit seiner persönlichen Richtung, insbesondere mit dem ganzen Humanismus ein. Auf dieser Bahn schreitet Köhler weiter; aber er umspannt die von seinen Vorgängern betrachteten einzelnen Motive in einem großen zeitgenössischen Rahmen und gibt ihnen erst dadurch ihre begrenzte, aber bestimmte Rolle. Zunächst betont er, daß Zwingli von Haus aus nur das Meßopfer und die Brotverwandlung bekämpfte, im übrigen jedoch keinen klaren Standpunkt einnahm. Darauf verfolgt er die verschiedenartigen, 1524 zum Umschwung Zwinglis führenden Einflüsse. Während nach Köhler Zwinglis ursprüngliche, freilich wesentlich negative Abendmahlsauffassung aus erasmischen und lutherischen Gedanken hervorging, befreite sich Zwingli von seiner bisherigen Grundlage vor allem infolge seines persönlichen Bruchs mit Erasmus und infolge von Karlstadts Auftreten. Zugleich aber entwickelte sich großenteils aus Widerspruch zu Karlstadt die lutherische Abendmahlslehre nach der entgegengesetzten Seite, ohne jedoch in allen neuen Einzelheiten und Betonungen Zwingli bekannt zu werden. In der Schilderung der nun folgenden Verschärfungen und Gruppierungen hat man Köhlers Hauptverdienst zu erblicken. Sie war nur einem Gelehrten möglich, der gleichzeitig die schweizerische und deutsche Reformationsgeschichte selbständig erforscht und auf beiden Gebieten jahrelang umfassende Kenntnisse gesammelt hat. Köhler schreibt nämlich den schweizerischen Katholiken, welche Luther gegen Zwingli ausspielten und dadurch sowohl in der Heimat stärkeren Boden gewannen als auch die Kluft zwischen Wittenberg und Zürich erweiterten, den Haupteinfluß zu. Um die heimischen Katholiken zu bekämpfen, wurde Zwingli zu immer größerer Festigkeit genötigt; anderseits wuchs auch sein deutscher Anhang und beschwor ein Ringen zwischen Wittenberg und Zürich herauf. In dieser Luft gedieh der große Abendmahlsstreit, gediehen aber zugleich auch die ersten Unionsversuche. Es gehört zu den wertvollsten Ergebnissen des Köhlerschen Buches, nicht nur die Ursprünge und Beweggründe der lutherischen und zwinglischen Auffassungen, sondern daneben auch die besonderen Anschauungen der Nebenspieler und Vermittler in beiden Lagern schärfer herausgearbeitet zu haben. Hiermit hat Köhler auch die beste Grundlage geschaffen, auf welcher im 2. Bande seines großen Unternehmens das Marburger Religionsgespräch, die Errichtung des schmalkaldischen Bundes und die Wittenberger Konkordie geschildert werden soll.

Digitized by Google

Zwei alte Bekannte liegen in neuer Gestalt vor. In der neuen Gesamtausgabe Rankes, welche die deutsche Akademie veranstaltet, sind zunächst die ersten fünf Bände der „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation" erschienen[1]). Die Zutaten des Herausgebers Paul Joachimsen sind doppelter Natur. Erstens schickt er dem Texte eine Einleitung voraus, welche uns die Vorgeschichte, den Aufbau, den Charakter und die historiographische Bedeutung des ganzen Werkes vergegenwärtigt. Hierbei stützte sich Joachimsen nicht bloß auf die der deutschen Geschichte vorangegangenen Arbeiten Rankes, welche zwar nicht Vorstudien zu ihr darstellen, aber uns das Werden seiner Anschauungen enthüllen, sondern er verwertet auch zum ersten Male Niederschriften, die als wirkliche Vorläufer anzusehen sind, nämlich: 1. Reflexionen, welche der junge Ranke zum Reformationsjubiläum von 1817 über Luther und die ganzen Zeitereignisse aufgezeichnet hat; 2. Vorlesungsfragmente, namentlich die Skizze zur Einleitung des reformationsgeschichtlichen Kollegs im Winter 1832/33; 3. das sogenannte „Frankfurter Manuskript", eine hauptsächlich nach den Frankfurter a. M. Reichstagsakten entworfene Reformationsgeschichte, die nach Reichstagen fortschreitet, die Zwischenereignisse knapp einschaltet und die Reformation hauptsächlich vom Gesichtspunkte der deutschen Verfassungsgeschichte darstellt, also entstand, ehe die Dresdner und weimarischen Funde Ranke zur theologisch-philosophischen Betrachtungsweise zurücklenkten; 4. ein unter dem Eindruck dieser neuen Funde niedergeschriebenes Manuskript „Über einige noch unbenutzte Sammlungen deutscher Reichstagsakten", das nur teilweise in die gedruckte Vorrede zu Rankes deutscher Reformation und in deren Dokumentenband übergegangen ist. Leider ist der 6. Band von Rankes Werken, welcher diese Stücke im Wortlaut enthalten soll, nicht mit den fünf anderen zusammen erschienen, so daß Joachimsens Erörterungen darüber vorläufig in der Luft schweben. Die späteren Abschnitte von Joachimsens Einleitung berühren sich mit Ausführungen, die ich über Rankes geschichtswissenschaftliche und politisch-historische Eigenart und die Tragweite seiner Ansichten teils in meiner „Quellenkunde", teils in meiner Schrift „Dietrich Schäfer und Hans Delbrück" gemacht habe. In einem Sammelbericht kann ich diese Fragen nicht anschneiden; ich muß mich mit dem Hinweise begnügen, daß Joachimsens Abschnitte geistvoll und anregend sind, aber nicht alle einschlägigen Probleme erschöpfen, wie ihnen auch nicht immer zuzustimmen ist. Außer der Einleitung hatte Joachimsen zweitens die Aufgabe, den Text zu ergänzen. Ranke zitierte oft nach alten, schwer zugänglichen oder selten gebrauchten Publikationen, Quellen, die heute in neuen bequemen Editionen vorliegen; vielfach umfassen letztere auch Stücke, die zu Rankes Zeiten noch ungedruckt waren. In allen solchen Fällen hat Joachimsen den gegenwärtigen Fundort hinzugefügt, also die An-

[1]) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 1. Bd.: XVII, 8, 386 S.; 2. Bd.: VIII, 437 S.; 3. Bd.: XII, 480 S.; 4. Bd.: VII, 434 S.; 5. Bd.: VI, 418 S. München, Drei Masken Verlag, 1925.

Digitized by Google

merkungen so vervollständigt, wie dies Ranke selbst getan hätte, wenn er noch unter den Lebenden weilte.

Führt die neue Ranke-Ausgabe uns durch frische Zutaten und Erläuterungen tiefer in die Werkstatt des Meisters ein, so beschränkte Edgar Salin sich darauf, „das Werk Gotheins in einer lebendigen, nicht nur dem Gelehrten zugänglichen Form neu erstehen" zu lassen [1]). Seine eigene produktive Leistung besteht in einer kurzen Biographie. Ich bedauere, daß dieselbe nicht umfangreicher geworden ist. Gothein nimmt unter den Historikern der letzten 50 Jahre eine so eigenartige Stellung ein, er war eine so außergewöhnlich anregbare, aber auch anregende Persönlichkeit, sein Lebensgang war ein von den strengen Regeln schon durch seine Universalität so abweichender, daß eine ausführliche Lebensskizze gewiß ein interessanter Beitrag zur zeitgenössischen Gelehrtengeschichte geworden, uns alle die Mitglieder und Bestrebungen seines Breslauer und Bonner Gesellschaftskreises vergegenwärtigt hätte. Statt dessen lieferte Salin nur eine kurze wissenschaftliche Gesamtwürdigung und einige Episoden aus Gotheins letzten Jahren. Man gewinnt den Eindruck, daß Salin Gothein erst an dessen Lebensabend nähergetreten ist. In der Schriftenauswahl beschränkt sich Salin auf den verkürzten Abdruck seiner hervorragendsten kultur- und reformationsgeschichtlichen Leistungen, soweit sie nicht durch ihre Ausdehnung den vorgeschriebenen Rahmen gesprengt hätten; darum wurde auch Gotheins Loyola nicht aufgenommen. Der 2. Band, welcher speziell die Arbeiten zur Kulturgeschichte der Reformation und Gegenreformation umfaßt, enthält die Habilitationsschrift über die „Politischen und religiösen Volksbewegungen vor der Reformation", den für die Kultur der Gegenwart beigesteuerten Abschnitt „Staat und Gesellschaft im Zeitalter der Gegenreformation" und die kleine Arbeit „der christlich-soziale Staat der Jesuiten in Paraguay". Am Texte hat Salin nichts geändert, in den Anmerkungen Veraltetes und Polemiken gestrichen; für eine Neuauflage wäre aber doch erwägenswert, ob nicht im Interesse größerer praktischer Gebrauchsfähigkeit die neuere Literatur in den Anmerkungen nachgetragen werden sollte.

Von Kalkoff liegen zwei neue Bücher, über Friedrichs des Weisen Kaiserwahl und über Hutten, vor, welche sehr viele neue Forschungsergebnisse und reiche Anregungen bieten, aber auch teils durch ihre stark subjektive Färbung und die mit ihr verbundenen scharf zugespitzten Urteile und beigefügten Eigenschaftswörter teils durch eine hyperkritische Betrachtungsweise und zu weitgehende Kombinationen an manchen Stellen Widerspruch herausfordern. Namentlich gilt letzteres von der Monographie über die Kaiserwahl

[1]) Schriften zur Kulturgeschichte der Renaissance, Reformation und Gegenreformation. Mit einer biographischen Einleitung, herausgegeben von Edgar Salin. 1. Band: Die Renaissance in Süditalien. 2. Auflage. XXXII, 267 S. 2. Band: Reformation und Gegenreformation. 290 S. München und Leipzig, Duncker & Humblot, 1924.

Digitized by Google

von 1519 [1]). Sie gilt Kalkoff als ein Gewaltakt, als ein Staatsstreich, der freiwillige Verzicht Friedrichs als eine Legende, um einerseits die Niederlage des Ernestiners zu bemänteln, andrerseits der erpreßten Wahl Karls V. das Anstößige zu nehmen. Während nämlich bisher im Anschluß an Spalatins Erzählung allgemein angenommen wurde, daß Friedrich der Weise von vornherein die Wahl abgelehnt und selbst Karl V. als den geeignetsten Anwärter empfohlen hätte, vertritt Kalkoff die Ansicht, Friedrich habe sich selbst zum Kaiser gewählt und so durch die eigene Stimme die kurfürstliche Mehrheit gewonnen, indes nach einigen Stunden wieder abgedankt, weil die bei Frankfurt versammelten, zur nötigenfalls gewaltsamen Einnahme der Stadt und zur Verhaftung der Kurfürsten gewillten Truppen Sickingens durch ihre Drohungen den Pfälzer eingeschüchtert hätten. Dabei ereifert sich Kalkoff gegen die ausländischen Handlanger des Habsburgers, gegen die von ihnen angewandten Mittel der Lüge, der Bestechung, der Intrige und Erpressung, welche viel widerwärtiger gewesen seien als die unsicheren, tastenden Schritte seines französischen Rivalen. Ich habe an anderer Stelle ausgeführt, auf wie unsicheren Füßen alle diese Behauptungen und Urteile stehen. Noch weniger kann ich Kalkoffs Perspektiven folgen, welche von der Wahl Karls V. sich bis zur allerjüngsten Vergangenheit erstrecken; ich erblicke zwischen dem Vorgehen der habsburgischen Diplomatie von 1519, selbst wenn es bewiesen wäre, und den Verrätereien des letzten österreichischen Kaisers im Weltkriege keinen ideellen Zusammenhang. Trotzdem ich jedoch Kalkoffs Grundanschauungen nicht beipflichte, erscheint mir sein Buch keineswegs wertlos. Es ist eine Eigentümlichkeit Kalkoffs, allerlei Beobachtungen und Entdeckungen, die an sich nicht streng zu seinem Beweisthema gehören, einzuflechten. Irrt infolgedessen auch seine Darstellung oft von den springenden Punkten ab, so findet der Leser in Kalkoffs Arbeiten manche Notiz, die er nach ihrem Titel dort nicht suchen würde. Noch mehr gilt letzteres von Kalkoffs neuem Huttenbuche [2]), welches wohl an sich auf allgemeinere Zustimmung rechnen darf wie seine „Kaiserwahl", in der Komposition aber weit uneinheitlicher ist und deshalb bei dem Benutzer durch die Menge von Einschiebseln und aufgehäuften Einzelheiten einen verwirrenden Eindruck hinterläßt. Dem Titel nach sollte man glauben, daß, nachdem Kalkoff in seinem früheren Buche Huttens Verhältnis zur Reformation geschildert hatte, er sich diesmal mit Huttens vorreformatorischer Laufbahn, andrerseits mit seiner Katastrophe beschäftigen, mit anderen Worten das erste Werk nach vor- und rückwärts erweitern würde. Von alledem ist aber nur in begrenztem Maße die Rede. Was uns Kalkoff hauptsächlich bietet, sind die verschiedensten Lebensverhältnisse und Beziehungen, in welche sich Hutten gestellt sah, und seine Ausführungen

[1]) Die Kaiserwahl Friedrichs IV. und Karls IX. 307 S. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf., 1925.

[2]) Ulrich von Huttens Vagantenzeit und Untergang. Der geschichtliche Ulrich von Hutten und seine Umwelt. XII, 423 S., ebenda 1925.

Digitized by Google

erwähnen oft seitenlang Hutten überhaupt nicht oder nur beiläufig. So schildert Kalkoff ausführlich die Universität Mainz und die ganze Betätigung des dortigen Humanismus, lediglich um hervorzuheben, wie viel Anregungen Hutten dort hätte holen können und wie wenig er tatsächlich dort geholt hat. In den Abschnitten, welche vom Verhältnis zwischen Hutten und Sickingen handeln, widmet er sich letzterem viel eingehender als ersterem. Die Tatsache, daß Huttens Vater während der Erfurter Unruhen eine maßgebende amtliche Stellung einnahm, benutzt Kalkoff zu einer detaillierten Darstellung der Erfurter Vorgänge. Für den produktiven Gelehrten haben solche Abschweifungen den Vorteil, ihn auf Dinge hinzulenken, die ihm sonst sicher entgehen würden; der biographische Rahmen wird aber auf solche Art völlig gesprengt.

Aus der neuesten Lutherliteratur heben wir zunächst den wenigstens vorläufigen Abschluß der Münchner Lutherausgabe hervor. Sie sollte nach dem ursprünglichen Plan 15 Bände umfassen, darunter einen Briefband, mehrere Bände Tischgespräche und einen Band über die Lutherbilder. Damit würden zweifellos diejenigen Zeugnisse am meisten berücksichtigt werden, welche uns am tiefsten in den intimen Luther einführen. Die Zeitverhältnisse zwangen jedoch die Unternehmer, sich mit acht Bänden zu begnügen und den weiteren Stoff auf Ergänzungsbände zu verweisen, unter welchen sich wohl vor allem der sogenannte Bilderband, d. h. eine Zusammenfassung und zusammenfassende Würdigung der Lutherbilder, befinden wird. So haben uns die Herausgeber nur noch zwei Bände außer den früher erschienenen sechs (vgl. Mitteilungen 51, 65 f.) vorgelegt [1]). Der siebente enthält ausgewählte Predigten, Fabeln und geistliche Dichtungen und beginnt mit einer vortrefflichen Einleitung Georg Buchwalds, wohl des besten heute lebenden Kenners auf diesem Gebiete. Buchwald bespricht darin vor allem die Unterschiede der vorlutherischen und lutherischen Predigtweise. Bemerkenswert ist, daß sich Buchwald bei der Stoffauswahl nicht durch den einem praktischen Seelsorger besonders naheliegenden Gesichtspunkt leiten ließ, uns den damaligen Predigtgeist zu vergegenwärtigen, sondern vor allem einige bezeichnende Beispiele lutherischer Beredsamkeit in bestimmten Entwicklungsstadien oder bei geschichtlich denkwürdigen Anlässen gibt, mit anderen Worten theologische und religiös erbauliche Motive hinter psychologische und allgemein reformationsgeschichtliche zurückstellt. Der letzte 8. Band ist den Tischreden gewidmet. Studium und Kritik derselben ist bekanntlich durch die Weimarische Lutherausgabe auf eine neue, viel zuverlässigere Grundlage gestellt worden. Hier waltet das Streben ob, die echten Tischreden nach den besten Zeugnissen möglichst naturgetreu wiederherzustellen und die späteren Umarbeitungen durch Aurifaber nur dann zu berücksichtigen, wenn ein Gespräch uns bloß in diesen überliefert ist. Ein solches Ziel konnte einer volkstümlichen Lutherausgabe nicht vor-

[1]) Martin Luther. Ausgewählte Werke, hrsg. von Hans Hch. Borchardt. 7. und 8. Band. München, Gg. Müller, 1925.

Digitized by Google

schweben; denn damit wäre die Lektüre ungenießbar geworden, und außerdem hätten die Herausgeber die lateinischen Gespräche frei übersetzen müssen. Auch braucht der gelehrte Forscher neben den Tischredenbänden der Weimarischen Lutherausgabe keine zweite, den gleichen wissenschaftlichen Zwecken dienstbare textkritische Verarbeitung des Materials. So haben die Herausgeber sich an die Aurifabersche Sammlung gehalten, aus welcher jahrhundertelang die evangelischen Theologen ihre Kenntnis von Luthers dogmatischen und ethischen Ansichten bezogen haben. Nur haben sie den Stoff nicht wie Aurifaber nach den Bedürfnissen des praktischen Geistlichen angeordnet, sondern die alte systematische Gliederung durch biographische Gesichtspunkte ersetzt, welche uns teils Luthers inneres Leben und dessen Entwicklung, teils sein Verhältnis zur Umwelt und sein Urteil über religiöse, politische, gesellschaftliche, wirtschaftliche Zeitfragen veranschaulichen.

Seit dem Erscheinen seiner Lutherbiographie haben sich Grisar und einige jüngere Mitarbeiter fortgesetzt mit diesem Forschungsgegenstande weiter beschäftigt und teils zu verschiedenen Einwänden, teils zu einigen neuen Fragen, teils auch zu Erscheinungen der umfangreichen seit 1911 gedruckten Reformationsliteratur Stellung genommen. Aus dieser Tätigkeit sind zunächst Grisars „Lutherstudien" hervorgegangen, zwanglos erscheinende, bestimmten, sei es historischen, sei es aktuell-modernen Problemen gewidmete Hefte. Am wichtigsten sind die vier gemeinsam von Grisar und seinem Ordensbruder Franz Heege gearbeiteten Hefte „Luthers Kampfbilder" [1]). Entsprechend dem Programm seines Hauptwerkes, Luther psychologisch zu erforschen, sah Grisar in diesen Bildern Luthers Seelenleben abgezeichnet und wollte durch eine genaue Darstellung des Bilderkampfes zur Charakteristik des Reformators gelangen. Bei Grisars Auffassung war es verständlich, daß er aus diesem Material als Luthers Haupteigenschaften Streitlust, Kampfesleidenschaft und persönlichen Haß herauslas, mit anderen Worten das in seiner Biographie gezeichnete Charakterbild bestätigt fand. Da erheben sich allerdings verschiedene methodologische Bedenken. Zunächst ist die erste Bedingung für das Gelingen eines solchen Beweises die unzweifelhafte Autorschaft Luthers. Letztere ist jedoch bei verschiedenen von Grisar behandelten Kampfbildern keineswegs gesichert, teilweise sogar unwahrscheinlich. Namentlich bezeugen Vorreden Luthers noch nicht seine Autorschaft oder auch nur seine Mitwirkung. Luther wurde damals häufig um empfehlende Vorworte angegangen und hat oft genug derartigen Wünschen entsprochen, ohne daß er für den Inhalt der betreffenden Werke verantwortlich gemacht werden kann. Sobald deshalb zwischen Vorrede und Buchinhalt eine Kluft besteht, regt sich sofort der Zweifel am lutherischen literarischen

[1]) Luthers Kampfbilder. I. Passional Christi und Antichristi. Eröffnung des Bilderkampfes (1521), XIII, 68 S. Freiburg i. B., Herder & Co., 1921. II. Der Bilderkampf der deutschen Bibel (1522ff.), XII, 45 S., ebenda 1922. III. Der Bilderkampf in den Schriften von 1523–45, XII, 72 S., ebenda 1923. IV. Die Abbildung des Papsttums und anderer Kampfbilder in Flugblättern 1538—45, XII, 153 S., ebenda 1923.

Digitized by Google

Eigentumsrecht. Außerdem vermutet Grisar hinter jedem Bilde, welches katholische Personen oder Einrichtungen bloßstellt oder bloßzustellen scheint, polemische Absichten. Diese sind jedoch keineswegs eine notwendige Voraussetzung; vielmehr dienten die Bilder z. B. bei der Offenbarung Johannis zur Erklärung dunkeler Stellen und wenn die Herausgeber hierbei ihren Standpunkt vertraten, muß dies nicht aus Kampfeslust geschehen sein. Endlich beruhten solche Bilder und die begleitenden Ausführungen nicht immer auf originalen Gedanken, sondern verwerteten gutgläubig vorhandene Vorlagen oder Überlieferungen. — Eine weitere „Lutherstudie" über „Ein' feste Burg" [1]) gehört nur in begrenztem Sinne zur reformationsgeschichtlichen Literatur. Sie ging offenbar ursprünglich von der Absicht aus, die Nachrichten zu bekämpfen, daß im jüngsten Weltkrieg auch katholische Truppenteile auf ihren Märschen das Lied gesungen hätten. Demgemäß beschäftigt sich Grisar mit dessen Verwendung in alten und neuen Zeiten. Was er über den Inhalt und die Entstehung, namentlich die Entstehungszeit sagt, geht über schon Bekanntes nicht hinaus. — Da Grisars Lutherbiographie vergriffen ist, hätte eigentlich längst eine neue Auflage erscheinen müssen, welche auch die wissenschaftlichen Fortschritte der letzten anderthalb Jahrzehnte berücksichtigt hätte. Die heutige Geschäftskrisis zwang die Herdersche Buchhandlung wie viele andere Verleger, einen anastatischen Neudruck zu veranstalten. Um trotzdem das Werk wieder auf die Höhe der heutigen Forschung zu bringen, entschloß sich Grisar zu neuen Vorreden und Nachträgen, welche sich auch die Besitzer der früheren Auflagen kaufen können. In der Hauptsache verarbeiten die Nachträge die seit 1911 erschienenen Werke und bringen die entsprechenden Zitate. Aber sie beschränken sich nicht darauf, sondern vielfach berichtigen sie auch frühere Ausführungen Grisars, allerdings nur in Einzelheiten [2]).

Eine wertvolle quellenkritische Untersuchung widmet Hch. Böhmer Luthers Psalmenkolleg [3]). Mit ihr wird zugleich die Edition in der Weimarischen Lutherausgabe als unbrauchbar gestempelt. Letztere übte nämlich gar keine Rücksicht auf den Unterschied älterer und jüngerer Einträge in Luthers Psalterglosse und Psalterscholien, so daß jeder Forscher auf die handschriftlichen Vorlagen zurückgreifen muß. Böhmer beschäftigt sich nun zunächst eingehend mit Luthers frühester Vorlesungstätigkeit, bestimmt hiernach den Charakter der vorhandenen

[1]) Luthers Trutzlied „Ein' feste Burg" in Vergangenheit und Gegenwart, VIII, 57 S., ebenda 1922.

[2]) Grisar, Hartmann S. J., Luther. Sonderdruck der Nachträge zur 3. Aufl. des 1. und 2. Bd., 48 S., ebenda 1924; Sonderabdruck der Nachträge zur 3. Aufl. des 3. Bd., 15 S., ebenda 1925. Falls eine neue Aufl. wieder anastatisch hergestellt würde, wäre meines Erachtens empfehlenswert, die Nachträge in abgerundeterer Gestalt zu geben. Jetzt ähneln sie Druckfehlerberichtigungen, überschreiten die letzteren aber durch ihren Umfang und machen deshalb eine selbständige Benutzung ebenso unmöglich wie eine rasche Übersicht.

[3]) Luthers erste Vorlesung (= Berichte über die Verhandlungen der sächs. Akad. d. Wiss. zu Leipzig. Phil.-hist. Kl., 75. Bd., 1. Heft), 58 S. Leipzig, S. Hirzel, 1924.

Digitized by Google

Überreste und gewinnt zugleich Anhaltspunkte für ihre Datierung. Aber durch eine genaue Betrachtung des Dresdner Manuskripts kommt er noch weiter. Er stellt fest, daß und wo dasselbe ursprünglich vollständiger war, aber auch was zum ursprünglichen Bestand nachträglich hinzugekommen ist und daß zwischen diesen Lücken und Zutaten nachweisbare Beziehungen obwalten, d. h. daß Luther selbst Niederschriften vernichtete und durch andere ersetzte. Solche Erörterungen gewinnen für das Bild von Luthers Frühentwicklung große Tragweite. Denn wir können nach Böhmers Forschungsergebnissen Luthers Fortschreiten auf seiner Reformatorenlaufbahn zuverlässiger verfolgen und in ihren ersten Stadien sachlich und zeitlich besser feststellen.

Unsere Quellenkenntnis der Wiedertäuferei hat durch die Veröffentlichung des „Geschichtbuch der Hutterischen Brüder" eine beachtenswerte Bereicherung erfahren [1]). Es ist die von Josef Beck vermißte Originalquelle, aus welcher die von ihm edierten Geschichtsbücher der österreichischen Wiedertäufer entstammten und welches, durch russische Brüder 1874 nach Kanada gebracht, den jetzigen Besitzern in seiner Wichtigkeit erst durch Becks Notiz zum Bewußtsein kam. Diese verbanden mit seiner Veröffentlichung zunächst praktische Zwecke; sie wollten das Werk zum allgemeinen Hausbuche der Gemeindeglieder machen. Deshalb änderte Wolkan auch die oft krause Orthographie und bemaß die eigenen Erläuterungen auf das knappeste. Die Erzählung erstreckt sich, abgesehen von einer kurzen, bis zur Schöpfung zurückreichenden Einleitung, von den Anfängen der Wiedertäuferei um die Mitte der zwanziger Jahre bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts und umfaßt alle für die Gemeinden interessanten Nachrichten von buntestem Inhalt. Im Vordergrunde stehen Personalien, besonders Todesfälle. Namentlich wurde ein großes Gewicht darauf gelegt, diejenigen Brüder im Gedächtnis zu bewahren, welche für ihren Glauben Gefängnisstrafen oder gar den Tod erlitten hatten. Aber daneben finden sich im Geschichtbuch auch Notizen über Neugründungen, Tagesereignisse, selbst solche, die mit der Wiedertäuferei nichts zu tun hatten, und namentlich Berichte von Unfällen und elementaren Naturereignissen. Das Original, welches in den Händen der amerikanischen Brüder sich befindet, wurde spätestens 1581 angelegt und von verschiedenen Schreiberhänden fortgesetzt. Aber es wechseln nicht nur die Literaten, sondern sie schwanken auch zwischen telegraphisch kurzen Notizen und ausführlicheren Betrachtungen.

Aloys Bömer [2]) hat die epistolae obscurorum virorum neu veröffentlicht. Neben der großen Huttenausgabe von Böcking, welche bekanntlich auch die Dunkelmännerbriefe nebst einem großen bibliographischen und textkritischen Apparat enthält, wäre eine billigere Edition

[1]) Geschichtbuch der Hutterischen Brüder, her. von den Hutterischen Brüdern in Amerika, Kanada durch Prof. Dr. Rudolf Wolkan. XLI, 697 S. Wien 1923 (Kommission von Karl Fromme).

[2]) Epistolae obscurorum virorum, herausgegeben von Aloys Bömer. Bd. 1: Einführung, 166 S.; Bd. 2: Text, 192 S. Heidelberg, Rich. Weißbach, 1924.

Digitized by Google

nach Art der „Kleinen Texte" erwünscht gewesen, so daß auch weitere Kreise diese zwar berühmte, aber wenig gelesene Korrespondenz kaufen könnten und letztere sich auch in Seminarübungen behandeln ließe. Offenbar schwebte auch dem Verleger etwas Ähnliches vor; nur fürchte ich, wird der Preis und der Umfang der Einleitung diesen Zweck vereiteln. An sich ist diese Einleitung vom wissenschaftlichen Standpunkte aus zu begrüßen. Soll sie auch in erster Linie den uneingeweihten Benutzer auf die ganze Bedeutung und auf einzelne Züge der Dunkelmännerbriefe hinweisen, die ihm sonst entgehen würden, so steht in ihr doch manches auch für den gelehrten Forscher Bemerkenswerte. So führt Bömer hier Gedanken weiter, welche er schon in Abhandlungen und Besprechungen angeschnitten hat. Er erörtert die Literaturgattungen, aus welchen die Dunkelmännerbriefe herausgewachsen sind, und kommt dabei auch auf direkte Quellen der letzteren. Vor allem aber nimmt er die Frage nach den Verfassern wieder auf. Gegen Brecht, welcher Crotus Rubeanus den ganzen ersten Teil zuschrieb, will er an diesem auch Hutten mit einem und Hermann von dem Busche mit mindestens zwei Stücken beteiligt wissen. Zwingend lassen sich solche Behauptungen sehr selten beweisen; aber sie sind jedenfalls beachtlich und reimen sich mit einzelnen zeitgenössischen Vermutungen gut zusammen. Bei den meisten Briefen des zweiten Teiles hatte schon Brecht so viele Gründe für Hutten als Verfasser beigebracht, daß an seiner Urheberschaft nicht zu zweifeln war. Nur bei sechs Briefen ließen sich diese nur auf Hutten hinweisenden Züge nicht sicher feststellen; doch hielt sie Brecht aus Gründen des inneren Zusammenhangs ebenfalls für Huttensches Gut. Hier urteilt Bömer wesentlich skeptischer, ohne jedoch die Richtigkeit von Brechts Meinung unbedingt abzustreiten. Der ganz neuen Ansicht Paul Merkers, daß der elsässische Humanist Nikolaus Gerbel zu den Briefen wichtige Nummern beigesteuert hat, stimmt Bömer also nicht zu. Höchstens beim Anhang zum zweiten Teile räumt er die Möglichkeit des Gerbelschen Ursprungs ein.

Aus der gerade in den letzten Jahren so umfangreich gewordenen Jesuitenliteratur nenne ich vor allem das Buch von Willi Flemming über das Jesuitentheater [1]). Der Gegenstand hat in den letzten Jahrzehnten die Gelehrten teils biographisch, teils landesgeschichtlich gefesselt. Hervorragende Theaterdichter, z. B. Jakob Gretser, wurden Themen für teilweise sehr ausführliche und auf gründlichen Quellenstudien fußende Lebensgeschichten. Andere Forscher beschäftigten sich mit den Schicksalen und Betätigungen einzelner Jesuitenanstalten und gingen auch dazu über, das Material für ganze Provinzen zu sammeln und zu sichten. Unter letzteren Gelehrten ragt besonders Bahlmann mit seiner Arbeit über die Jesuitendramen der niederrheinischen Ordensprovinz hervor. Alle diese Studien, soweit sie nicht reine Stoff-

[1]) Geschichte des Jesuitentheaters in den Landen deutscher Zunge (= Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte, Bd. 32). XVI, 308 S. Berlin, Selbstverlag der Gesellschaft für Theatergeschichte, 1923.

Digitized by Google

sammlungen waren, bildeten in erster Linie Beiträge zur Jesuitengeschichte, d. h. sie ordneten theatergeschichtliche Motive unter. Indem sich Flemming abweichend davon vor allem um letztere kümmert, ist schon thematisch sein Werk etwas ganz anderes als eine bloße systematische Verarbeitung der vielen langsam aufgehäuften Bausteine. Es will nicht die Entwicklung des Jesuitentheaters mit der allgemeinen Ordensgeschichte verbinden, sondern stellt sie in den Rahmen der gesamten Theatergeschichte. Was Flemming hauptsächlich interessiert, ist die Bühnentechnik und der Theaterbetrieb. Auch gibt er mehr Zustandsbilder als große Längendurchschnitte; darum gliedert er, abgesehen von einem kurzen Überblick über die einzelnen Perioden des Jesuitendramas und ihre bedeutendsten Vertreter, die Darstellung nicht chronologisch, sondern sachlich. Der allgemeingeschichtlich wichtigste Abschnitt des Werkes ist der über die „Topographie der Jesuitentheater". Hier wird auf Grund einer sehr zersplitterten, unübersichtlichen und umfangreichen Spezialliteratur, teilweise auch nach neuem ungedruckten Material von einem Hauptort zum anderen die theatergeschichtliche Richtung, praktische Betätigung und Bedeutung der betreffenden Jesuitenkollegien dargelegt.

Auf ein ganz anderes Feld der Jesuitengeschichte führt uns Buschbells kritische Erörterung über die autobiographischen Aufzeichnungen Bellarmins [1]). Es handelt sich um eine recht unerquickliche Auseinandersetzung zwischen katholischen Gelehrten, welche an den von seinen Ordensbrüdern betriebenen Kanonisationsprozeß Bellarmins anknüpft. Ohne denselben wäre der ganze Streit nicht zu verstehen. Denn Bellarmin bleibt ein bedeutender Mann, auch wenn ihm nachgewiesen würde, daß er selbst seinen Ruhm auf Kosten anderer vergrößert hätte, und er würde dadurch noch kein schlechter Mensch, daß er der Eitelkeit überführt wäre. Nach meiner Überzeugung sind Buschbell und Baumgarten, abgesehen von einigen Übertreibungen und Werturteilen, die letzterer verschiedentlich, z. B. über Klemens VIII., sich hat zu Schulden kommen lassen, im Rechte. Dabei sind einige Streitfragen, vom Standpunkte des Historikers betrachtet, recht geringfügig. Buschbell weist nach, daß Bellarmin zwar den Kardinalshut nicht aktiv angestrebt, aber innerlich gewünscht und nichts zur Verhinderung getan habe, daß er in seinen vertraulichen Briefen immer dann seine Unwürdigkeit und Unlust äußerte, wenn die Aussichten in die Ferne gerückt schienen, aber schwieg, sobald sich die Aussichten besserten. Eigentlich kann man aus diesem Verhalten Bellarmin keinen Vorwurf machen; seine Ordensbrüder erachten dasselbe jedoch mit dem jesuitischen Gelübde für unvereinbar, welches die Annahme kirchlicher Würden wenigstens grundsätzlich verbietet und deshalb auch das Streben nach solchen unstatthaft mache. Schwerer wiegt viel-

[1]) Selbstbezeugungen des Kardinals Bellarmin (= Untersuchungen zur Geschichte und Kultur des 16. und 17. Jahrhunderts, herausgegeben von Paul Maria Baumgarten und Gottfr. Buschbell, 1. Heft). 113 S. Krumbach in Schwaben, Franz Aker, 1924.

Digitized by Google

leicht die Frage, ob Bellarmin in seinen Angaben gelegentlich von der Wahrheit abgewichen sei. Diese muß meines Erachtens mindestens in einem Falle bejaht werden: im Vorwort zur korrigierten Bibel Sixtus V., welches nach Bellarmins Selbstbiographie aus dessen Feder stammt, stehen Behauptungen, die sich urkundlich widerlegen lassen. Dagegen gestehen Baumgarten und Buschbell selbst zu, daß die aus Bellarmins späteren Jahren stammende Autobiographie wohl manche Irrtümer enthält, diese jedoch auf Gedächtnisfehlern beruhen können. Immerhin entpuppt sich auch in dieser Quelle wie bei anderen kritischen Betrachtungen Bellarmin als ein selbstgefälliger, eitler Mann, dem es aber fernlag, seiner Mitwelt bewußt zu schaden.

Wir schließen unseren Sammelbericht mit Cardauns Werk über die europäische Politik im kritischen Jahrzehnt vor dem Schmalkaldischen Kriege[1]). Es ist seit Baumgarten, der übrigens nur bis 1540 kam, der erste Versuch einer zusammenfassenden Darstellung jener abwechslungsreichen Periode, welcher nicht die Schilderung der deutschen Dinge, sondern das große Ringen zwischen den Habsburgern und der französischen Krone in den Mittelpunkt rückt. Dabei muß jedoch der Unterschied betont werden, daß Baumgarten die Ausbeute der gedruckten Literatur nur gelegentlich durch eigene Archivstudien ergänzte, Cardauns jedoch ein staunenswert umfangreiches Aktenmaterial in Wien, in Simancas und Madrid, in Paris und Brüssel, in Rom und vielen anderen Fundstätten Italiens durchgearbeitet hat, wie das eben nur einem Mitarbeiter des ehemaligen preußischen historischen Instituts in Rom mit dessen weitverzweigten Verbindungen und großen Hilfsmitteln möglich war. So brachte Cardauns zu manchen scheinbar längst bekannten Vorgängen, z. B. zum Versuche der Franzosen mit dem schmalkaldischen Bunde anzuknüpfen, neue Akten bei. Leider ist das Werk von Cardauns unfertig hinterlassen worden. Ein Kritiker hat getadelt, daß es keine fortlaufende Darstellung, sondern nur einzelne, innerlich miteinander verbundene Skizzen enthalte. Ich glaube, Cardauns selbst würde, wenn er seine Schrift vollendet hätte, den Zusammenhang noch schärfer herausgearbeitet, er würde auch die ebenfalls in seinem Nachlasse vorgefundenen, in das jetzige Werk aber nicht mit aufgenommenen Studien über Hermanns kurkölnischen Reformationsversuch in die Monographie verwoben haben. Aber auch in seiner jetzigen unvollendeten Gestalt wird das Werk die unentbehrliche Grundlage für die künftige Geschichtsforschung bleiben.

Gustav Wolf.

[1]) Von Nizza bis Crépy. Europäische Politik in den Jahren 1534—1544 (= Bibliothek des preuß. histor. Instituts in Rom. Bd. XV). XVI, 379 S. Rom, W. Regenberg, 1923.

Digitized by Google

Literatur zur faschistischen Bewegung.

Der Italiens Nachkriegs-Entwicklung so völlig umgestaltende, das Land zu blendender Höhe hinaufführende Faschismus ebenso wie sein Schöpfer, der überschwenglich gefeierte Diktator Benito Mussolini, haben wohl in keinem nicht-italienischen Volke anfänglich eine derartige Begeisterung erzeugt wie in Deutschland. Kein Land liefert ja auch so viele Italien-Besucher, keins so viel Italien-Schwärmer, weniger wirkliche Italien-Kenner.

Faschismus und Mussolini wurden naturgemäß recht bald unter die deutsche Lupe genommen, untersucht, begründet, dargestellt, — in größerem Stile zuerst von dem Hohenstaufen-Historiker Ferdinand Güterbock[1]). Getragen von ehrlicher Begeisterung, wie sie nur bei einem deutschen Gelehrten möglich ist, der jahrzehntelang in Italien gereist ist und geforscht hat, gab Güterbock hier vor allem zum ersten Male eine Geschichte des Faschismus, wobei er das Gesunde und Zeitgemäße in dieser Bewegung heraushob. In fühlbar wohlwollender Darstellung behandelt er den staunenerregenden Entwicklungsgang des Helden selbst. Seine Kapitel präzisiert er: Mussolini als Sozialist bis 1914; die Interventionsbewegung 1914/15; Kriegspolitik 1915/19; der Aufstieg des Faschismus in den Jahren 1919/21; Parlamentarier und Parteibildung 1921; Mussolini als Volkstribun 1922; endlich: auf der Höhe als Diktator und Reformator. Heikel ist dabei das Bestreben des deutschen Enthusiasten, die Ideenwandlungen und Parteiänderungen bei Mussolini für berechtigt zu erklären und zu entschuldigen, obgleich sie so oft Gegenstand scharfer Vorwürfe gewesen sind. Bewundernswert aber, wie das gesamte derzeitig erreichbare Material, einschließlich recht entlegener Zeitungsnotizen, in archivalischer Genauigkeit verwertet und ausgenutzt worden ist.

Mag es auch ein Ruhmestitel für den Verfasser und für die deutsche Geschichtsliteratur sein, daß das Buch inzwischen, außer ins Italienische, auch in andere Sprachen übersetzt worden ist, — politisch klug war es meines Erachtens nicht, daß bereits im Frühjahr 1923 aus dem mißhandelten und verhöhnten deutschen Volke eine derartig uneingeschränkte Huldigung für den Heroen des italienischen „Siegervolkes" herauskam, ungeachtet aller deutsch-ehrlichen Empfindung der Sympathie seitens des gelehrten Verfassers.

Die Entwicklung des Faschismus, vornehmlich unter dem Gesichtspunkte der Volksbewegung in ihren Beziehungen zur Umwelt, in erster Linie zum Sozialismus, den jener zur Seite drängt und bekämpft, ist Hauptgegenstand der Darlegungen von Fritz Schotthöfer[2]). Setzt auch Schotthöfer auf sein Titelblatt als Motto Arturo Labriolas Ausspruch: „Des Faschismus Glück hieß Mussolini" („La fortuna del fascismo si chiamò Mussolini"), so zeigt er sich

[1]) Mussolini und der Faschismus. 134 S. München, Wieland-Verlag, 1923.
[2]) Il Fascio, Sinn und Wirklichkeit des italienischen Fascismus. 224 S. Frankfurt am Main, Frankfurter Societäts-Druckerei, Abteilung Buchverlag, 1924.

Digitized by Google

doch diesem gegenüber weit kühler und kritischer als Güterbock. Im 19. Kapitel, betitelt: „Der Tod der Freiheit", rechnet er ab mit dem „rasch zusammengestellten Programm von ein paar materiellen Reformen", mit dem, was der Faschismus an die Stelle der alten schwer erkämpften Freiheit vorgeblich gesetzt hat: „Ordnung, Hierarchie, Disziplin". Dabei lüftet er den Schleier über die Gewaltmittel, die das neue Regiment anzuwenden beliebt, und läßt uns Größe und Heftigkeit der Opposition im Lande ermessen, die inzwischen durch scharfe Pressezensur und ähnliche Gewaltmittel erstickt zu sein scheint! Warnt der Verfasser hier auch nachdrücklich vor dem trügerischen Schein, so sieht er doch, laut 26. Kapitel („Die Bilanz eines Jahres"), in der positiven Reformarbeit, die Mussolini mit seinem Faschismus bis dahin geleistet hatte, eine „große Verwaltungsleistung". Ebenso erkennt er an, daß der Diktator nach außen hin seine Idee von der Unabhängigkeit der italienischen Politik in seinen diplomatischen Verhandlungen und Unternehmungen zu verwirklichen bestrebt gewesen ist, und zwar mit einem gewissen Erfolge! — „Das System Mussolini" lautet Prof. Ludwig Bernhards Problem [1]). Ganz deutsch gedacht und als Thema gestellt! Dem Geiste und Empfinden des Italieners hingegen ist theoretische Systematisierung fremd. Persönliche Gefühle und Beziehungen sind für ihn entscheidend. „Das italienische Volk denkt nicht in politischen Programmen, sondern in politischen Persönlichkeiten", bemerkt Bernhard selbst vollkommen richtig. Er zeichnet den Diktator in treffender Plastik als Staatsmann, als Schüler der französischen Syndikalisten, als Schüler eines Georges Sorel, der Lehren der „Action directe", als Redner mit rhetorischen Berechnungen und die Zuhörer faszinierenden Kunstgriffen, mit stets packenden neuen Ideen- und Satzprägungen, — als sprungbereiten Fechter gegenüber seinen Todfeinden, den Sozialisten und Kommunisten, die ihn als einen Abtrünnigen betrachten und deshalb grimmig hassen. Er zeichnet den Diktator weiter als kühn und draufgängerisch, als glänzenden und sicheren Menschenkenner, — vor allem als geradezu genialen Organisator, wofür die faschistische Hierarchie in ihrer strengen stufenweisen Unterordnung und Disziplin, seine Wirtschaftspolitik, mit ihrem Hauptziel, der Steigerung der Produktivität, und mit ihrem Eklektizismus in der Wahl der Mittel und Systeme, sowie mit ihrer Abwendung von der demagogischen Wirtschaftspolitik die beredetsten Zeugnisse sind. Und nicht zuletzt als eigentlichen Spiritus rector einer überaus raffinierten Preßpropaganda, die sogar vor schönfärbenden Geschichtsfälschungen im Dienste der faschistischen Sache nicht zurückschreckt (z. B. die deutschfeindliche Wühlarbeit Enrico Tolomeis in Südtirol), gleichzeitig auch gewaltige Summen Geldes verschlingt und eine, wie der Mordfall Matteotti beweist, äußerst bedenkliche Korruption erzeugt. Allzu häufig sind im faschistischen Direktorium Maßnahmen von so gesetz- und skrupelloser Art, daß sie „an die Methoden der Renaissance erinnern"!

[1]) 143 S. Berlin SW 68, August Scherl, G. m. b. H., 1924.

Digitized by Google

Keineswegs verschließt sich Prof. Bernhard gegenüber den bedeutsamen Erfolgen des „Systems Mussolini" im Innern wie im Äußeren. Aber er endigt mit dem Gedanken: „Solange ein Staat auf den Schultern eines einzigen Mannes ruht, muß man fürchten, daß der Sturz des Mannes den Staat in eine Katastrophe reiße. Wird Mussolini Einrichtungen treffen, die den Staat von seiner sterblichen Person auf eine dauernde Grundlage übertragen?"

In der Reihe der deutschen Würdigungen Mussolinis und seines Faschismus, die deutlich den steten Wandel beider in ihrer Fortentwicklung zeigen, sei noch Robert Michels[1]) erwähnt. Eine streng systematische Entwicklungsdarstellung, ausgehend von dem nationalen Sozialismus eines Carlo Pisacane und Giuseppe Garibaldi, hinführend zu dem Imperialismus des heutigen Italien, der sich zuerst augenfällig in dem Tripolis-Experiment dokumentierte (1911/12), und über den Weltkrieg und den Wirrwarr der Nachkriegszeit zum Faschismus. Auch hier die Überzeugung, und zwar bei einem erklärten Sozialisten, — daß Italien, bei allem scheinbaren äußeren Glanze, eine schwere, krisenschwangere Zeit durchmacht. „Über seine staatspolitische Qualifikation wird sich der Faschismus erst noch ausweisen müssen. Denn das letzte Wort hat immer die Geschichte selbst."

Mussolinis Persönlichkeit kennenzulernen, ist wohl kaum in geeigneterer Weise möglich als durch das Studium seiner Reden, von denen uns eine Auswahl geboten wird[2]). Nur vergesse man ja nicht, bei der überaus anregenden Lektüre sein eigenes kritisches Urteil zu bewahren, und hüte sich vor dem Wunsche, Nachahmungen im ganzen oder im einzelnen uns Deutschen zu empfehlen, wo doch Verhältnisse und Volksmentalität ganz anders geartet sind, als bei den mit größter Vorsicht und Zurückhaltung zu beurteilenden und zu behandelnden Italienern! J. Lulves.

Poehlmann, Rob. v.: Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt. 3. Auflage, durchgesehen und um einen Anhang vermehrt von Frdr. Örtel. 2 Bde. Gr. 8°. XIV, 488 S. und X, 612 S. München, C. H. Beck, 1925. Mk. 42.—; geb. Mk. 48.—.

Wir begrüßen mit dankbarer Freude den Neudruck des seit langem vergriffenen grundlegenden Werkes über den antiken Sozialismus. Mit Recht hat der Herausgeber es abgelehnt, an dem Text der zweiten Auflage, die 1912 herauskam, etwas zu ändern; ist doch Poehlmanns

---

[1]) Sozialismus und Fascismus in Italien. (Sozialismus und Fascismus als politische Strömungen in Italien. Historische Studien. 2. Bd.). Meyer u. Jessen, München, 1925.

[2]) Benito Mussolini: Reden. Eine Auswahl aus den Jahren 1914 bis Ende August 1924 mit einer Einleitung von Dr. Fred C. Willis, herausgegeben von Dr. Max H. Meyer. 252 S. Leipzig, K. F. Koehler, 1925. — Wie die beiden vorhergenannten Bücher, mit orientierendem Inhaltsverzeichnis und Namenregister versehen.

Digitized by Google

Buch nach Aufbau und Darstellung unter die nicht zahlreichen klassischen Werke auf dem Gebiete der Altertumsforschung zu stellen.

Da die 2. Auflage in den „Mitteilungen" nicht angezeigt wurde, lohnt es sich wohl, den reichen Inhalt kritisch zu betrachten. Wertvolle Hilfe leistet dabei der Anhang des Herausgebers, der die von der Kritik gemachten Einwände gewissenhaft anführt und durch eindringende Betrachtung der wirtschaftlichen Entwicklung der antiken Welt auf ihre Berechtigung prüft.

Unzweifelhaft ist Poehlmann im Recht, wenn er in den einleitenden Kapiteln die Lehre vom Urkommunismus bei allen Völkern als unbeweisbar ablehnt und betont, daß Hausgemeinschaft noch kein Beweis für Gemeindekommunismus ist. Auch bei Homer ist von einer Feldgemeinschaft nicht die Rede. Meines Erachtens setzt schon das starke Königtum der mykenischen Zeit, wie wir es aus den Burgbauten und jetzt auch aus den hettitischen Inschriften kennen lernen, mit dem notwendig vorauszusetzenden ritterlichen Gefolgsadel eine weitgehende Eigentumsteilung voraus, und der Gutsherr auf dem Schilde des Achilleus stellt uns einen dieser ritterlichen Großgrundbesitzer vor Augen. Ebenso wenig ist die Speisung der Bürger in Sparta als Überrest primitiver agrarischer Gemeinschaft aufzufassen. Zwar haben wir gegen Poehlmann in der Mitwirkung des Königs bei Adoptionen jedenfalls ein Überbleibsel der alten absoluten Macht des Königtums, wie sie Kahrstedt in seinem „Griechischen Staatsrecht" erwiesen hat, zu sehen, aber damit ist natürlich für das Bestehen eines Agrarkommunismus nichts erwiesen. Weiter ist gegen Poehlmann auch die große Rhetra der lykurgischen Gesetzgebung als echt zu betrachten (siehe zuletzt Ehrenberg, Neugründer des Staates, München 1925), doch ist Poehlmann auf dem rechten Wege, wenn er in der Verherrlichung des spartanischen Sozialstaates einen Niederschlag der romantischen Stimmungen des 4. Jahrhunderts sieht, das einen idealen Naturzustand an den Anfang der Geschichte stellte: ein ganzer Staat von Weisen, wie er dem Idealbild Platons entspricht.

Im zweiten Kapitel schildert Poehlmann nach einem Hinweis auf die Tatsache, daß der Stadtstaat mit seinem engen Gebiet ein günstiger Boden für sozialistische Ideen und Versuche darstellt, die schon im 7. Jahrhundert (Hesiod!) einsetzende Plutokratisierung, die als Gegenwirkung eine Revolutionierung der Massen hervorgerufen habe. Lebhafte Bedenken erregt jedoch seine Annahme, daß damals bereits Landarbeiter, Lohnarbeiter, Gewerbetreibende und Handwerker ein einheitliches Proletariat gebildet hätten, daß im 6. Jahrhundert schon in Athen politische Parteien sozialistischer Färbung bestanden hätten. Damit verfällt Poehlmann der Gefahr, vor der er selbst warnt, moderne Maßstäbe an antike Zustände anzulegen und damit in das Altertum etwas hineinzutragen, was ihm in Wirklichkeit fremd war. Die Aufklärung, die Kritik an Staat und Religion ist doch eine Folge des erwachenden Denkens.

Weiter spricht gegen die behauptete Revolutionierung, gegen bewußt kommunistische Bestrebungen die von Poehlmann selbst zugegebene

Digitized by Google

Tatsache, daß die Neuordnung in Attika sehr konservativ war und vor allem bürgerliche Rechte erreicht wurden. Die attischen Kleinbauern dachten gar nicht daran, auf das Eigentum an Grund und Boden zu verzichten; auch machte nach Poehlmanns eigenen Worten ihre ökonomische Lage eine sozialistische Zielsetzung nicht nötig. Daher kann man auch ihr Programm nicht als sozialistisch bezeichnen.

In den folgenden Ausführungen über die Ausbildung des Kapitalismus zieht Poehlmann bereits Angaben des Lysias und Demosthenes heran, um die Herrschaft des Kapitals über die Arbeit und die Herabdrückung der Arbeiter zu willenlosen Werkzeugen zu beweisen. So faßt er die Entwicklung großer Zeiträume in einem Bilde zusammen, was notwendig zu schiefen Vorstellungen führen muß. Dagegen entwirft er mit bewundernswerter Beherrschung des gesamten Quellenmaterials eine lebendige Schilderung der zunehmenden Macht des Geldes, vornehmlich im 4. Jahrhundert, die auf der einen Seite eine Steigerung des Lebensgenusses, der Erwerbsgier, der rücksichtslosen Anhäufung von Kapitalien, auf der anderen Seite zunehmende Verarmung, Proletarisierung weiter Schichten in der Stadt und auf dem Lande, Erweiterung der Kluft zwischen Reichtum und Armut zur Folge hatte. Je stärker der Gegensatz zwischen den politischen Rechten und der sozialen Geltung im Volksstaat empfunden wurde, je unverträglicher der politischen Gleichheit die soziale Ungleichheit gegenüberstand, desto größer wurde die Unzufriedenheit der Masse, desto mehr erwartete sie vom Staate Besserung ihrer Lage, Heilung der sozialen Schäden. Die soziale Frage wurde zur Klassenfrage. Die unteren Stände nutzten ihre Macht im Staate zur Erpressung, zur Rechtsbeugung aus. Schon Perikles hatte notgedrungen dem Prinzip der Demokratie, das dem Bürger die Erfüllung seiner Pflichten durch Staatsunterstützung zu ermöglichen gebot, Rechnung tragen müssen; so gewöhnte sich der Bürger daran, den Staat als Krippe anzusehen, und seine Ansprüche wurden immer größer. Ein wenn auch verzerrtes Bild der sich daraus ergebenden Zustände, des Machtkitzels der Armen und der würdelosen Umschmeichlung der Masse durch die Reichen bietet die aristophanische Komödie. Dazu kam dann die zersetzende Kritik der sophistischen Aufklärung, die vor nichts Halt machte und den göttlichen Ursprung der Staatssatzung unter Berufung auf das Naturrecht leugnete. Vor der Vernunft gibt es auch keine Begründung der großen Unterschiede im Besitz; nur die gleichmäßige Verteilung des Eigentums unter alle entspricht der Gerechtigkeit und verbürgt das Glück des Staates. So entstanden überall in Griechenland revolutionäre Bewegungen, die das Land mit Bürgerkrieg erfüllten und den Klassenhaß zu furchtbaren Entladungen brachten.

In Sparta fand sich in Agis ein idealer Schwärmer, der in festem Glauben an die Güte der menschlichen Natur, an die Opferfreudigkeit der Jugend eine soziale Neuordnung versuchte, aber am Egoismus der Besitzenden scheiterte. Die Folge der fortwährenden Bürgerkriege war die Zerrüttung aller Verhältnisse, wirtschaftlicher Niedergang, völliger Bankerott der demokratischen Prinzipien.

Digitized by Google

Dagegen setzt nun eine Reaktion der philosophischen Theorie ein, die der schrankenlosen Selbstsucht Gemeingefühl, Menschenfreundlichkeit entgegenstellte. Ihr zufolge ist die Grundlage des Staates die Gerechtigkeit, ist seine Aufgabe die möglichst große Glückseligkeit aller Bürger. Das Kapitel über den Idealstaat Platons, der mit rücksichtsloser Konsequenz diese Gedanken zu verwirklichen sucht, gehört zu den Glanzstücken des Buches. Ausführlich werden auch der Gesetzesstaat Platons, der soziale Weltstaat Zenons und der utopische Staatsroman gewürdigt.

Das zweite, an Umfang weit zurückstehende Buch, auf das ich hier nur kurz hinweisen kann, zeichnet die Entwicklung der sozialen Zustände in Rom und schließt mit einer Betrachtung des Christentums, wobei Poehlmann die Hoffnung der Christen auf den Gottesstaat die größte Massenillusion der Weltgeschichte nennt. Man muß bedauernd feststellen, daß der Verfasser den zeitlosen Wahrheiten des Christentums kein religiöses Verständnis entgegenbringt.

Zum Schluß weise ich noch einmal auf die eingehende Kritik des Herausgebers hin, auf die hier einzugehen der Platz fehlt, und stimme seinem zusammenfassenden Urteil zu. Es ist nicht zu bestreiten, daß im Altertum sozialistische Theorien und Bewegungen als Reaktionserscheinungen gegen den Kapitalismus entstanden sind. Aber im Gegensatz zur Gegenwart waren Wirtschafts- und Arbeitsverfassung für den eigentlichen Sozialismus mit einem Vergesellschaftungsprogramm ungünstig, während andererseits die Polis für staatssozialistische Maßnahmen einen günstigen Boden bildete. Es bleibt Poehlmanns Verdienst, die Berührungspunkte der antiken und modernen sozialen Bewegung kräftig hervorgehoben und die antike Entwicklung unter einem ganz neuen Gesichtspunkt betrachtet zu haben.

Fritz Geyer.

Taeger, Fritz: Thukydides. 8°. 300 S. Stuttgart, Kohlhammer, 1925. Mk. —.—.

Taeger, Fritz: Alkibiades. 8°. 177 S. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1925. Mk. 6.—.

Wohl mancher hat bei Deutschlands Daseinskampf im Weltkriege und bei der maßlosen Ausnutzung des Sieges durch seine Feinde an Athens Todesringen im Peloponnesischen Kriege gedacht, und da liegt es nahe, bei dem Meister der historischen Erkenntnis und des politischen Urteils, der den Peloponnesischen Krieg erlebt und dargestellt hat, auch für unser Volk und unsere Zeit Belehrung zu suchen. Das tut Taeger in beiden Büchern.

Im einen unternimmt er, aus einer Analyse des thukydideischen Geschichtswerkes, insbesondere der wichtigsten Reden, die zugrunde liegenden historisch-politischen Anschauungen klarzustellen. Er geht dabei von der meines Erachtens zutreffenden Ansicht aus, daß die eingelegten Reden, deren Form ja ein Werk des Historikers ist, die Gedanken wiedergeben, die die Sprecher hatten oder wenigstens nach

Digitized by Google

dem auf Tatsachen gegründeten Urteil des Thukydides haben mußten. Für diese Anschauung fällt stark der S. 174 ff. geführte Nachweis ins Gewicht, daß Gedanken perikleischer Reden dem Verfasser der pseudoxenophontischen Schrift vom Staate der Athener bekannt waren, mithin kein Eigentum des Thukydides-sein können, sondern aus älterer politischer Diskussion stammen müssen. Taeger hält es daher für möglich, aus den thukydideischen Reden die Denkweise der kämpfenden Staaten, Parteien und Persönlichkeiten zu erkennen. Um diese Denkweise aus ihrem Werden zu verstehen, schiebt er als zweites Kapitel eine Übersicht über die politisch-geistigen Bewegungen seit der Entstehung der Polis ein; sie gliedert sich in die drei Abschnitte: die Zeit der Gebundenheit; der Kampf um autonomes Menschentum; die Auflösung.

Die Gegensätze des Denkens und Wollens, die sich aus dieser Entwicklung ergeben, weist Verfasser in den thukydideischen Reden als bestimmend für die Sprecher nach. Vornehmlich drei Fragen treten dabei in den Vordergrund: Adelsstaat oder Volksstaat; Überlieferungstreue oder Vernunfterkenntnis; Polis oder Machtstaat. Wie diese Gegensätze sich kreuzen, hat Verfasser leider nicht deutlich genug betont, wohl auch nicht scharf genug beobachtet. Er drückt sich gelegentlich so aus, als fielen sie für ihn grundsätzlich zusammen, als habe der Adel, der ein Übergewicht im Staate beanspruchte, zugleich an den überlieferten Begriffen von Glauben und Recht festgehalten, und sei für eine Beschränkung der Polis auf ihr angestammtes Gebiet, also gegen imperialistische Eroberungen gewesen. Daran ist richtig, daß der Volksstaat Athen im allgemeinen imperialistischer war als der Adelsstaat Sparta. Aber auch der athenische Adel lehnte den Imperialismus durchaus nicht ab. Auch Miltiades und Kimon wollten Athens Macht durch Eroberungen erweitern, freilich nicht, wie Themistokles und Perikles, die ja übrigens auch dem Adel entstammten, im Kampfe gegen Sparta, sondern nur auf Kosten von Persien, und da hielt Kimon an der Anschauung seines Vaters fest, daß man sich für den Krieg mit Persien den Rücken durch Freundschaft mit Sparta decken müsse. Zur Zeit von Marathon und Salamis war diese Anschauung zweifellos richtig, und auch später bedeutete sie keinen Verzicht auf Imperialismus, sondern nur eine Begrenzung des Imperialismus. Innerhalb des durch Kriege gewonnenen Machtbereiches kannten die einen wie die anderen nur Bundesgenossen und Untertanen; auf den Gedanken, einen Teil der Besiegten durch Verleihung des vollen oder eines minderen Bürgerrechtes fester anzugliedern (wie es die Römer von jeher getan haben), sind weder Aristokraten noch Demokraten gekommen. Ja dieser Gedanke lag vielleicht den Demokraten noch ferner als den Aristokraten; denn unter dem Einfluß der Demokraten hat das athenische Volk beschlossen, das Herkommen, nach dem nur bürgerliche Herkunft von beiden Seiten Anspruch auf das Bürgerrecht gab, wieder streng durchzuführen.

Die Kluft zwischen Bürgern und Fremden war eben ein Teil der geheiligten Ordnung, an der gerade die Masse starrköpfig festhielt.

Digitized by Google

Die Lehre, die Gesetze seien von den Schwachen erfunden, um die Starken von der ihnen nach Naturgesetz zustehenden Ausübung ihrer Überlegenheit zurückzuhalten, fand Anklang in den besitzenden Klassen, die die Mittel besaßen, sich die ionische Aufklärung durch bezahlte Lehrer anzueignen. Und die Besitzenden gehörten noch zum großen Teile dem Adel an.

So vor allem Alkibiades, der wie sein Oheim Perikles als Aristokrat an die Spitze des Volkes trat, dabei vielleicht innerlich dem Volksglauben nicht freier gegenüberstand als dieser, aber anders als Perikles den überlieferten Götterglauben in einer das Volksgefühl verletzenden Weise verhöhnte. Überhaupt verkennt Taeger den Abstand zwischen Perikles und Alkibiades, den er in seinem zweiten Buche geradezu verherrlicht. Alkibiades ist für ihn der Genius, der das Recht hat, sich über alle Schranken des Gesetzes und der Moral hinwegzusetzen; wer ihm entgegentritt, erscheint als bestimmt durch enge Vorurteile oder kleinlichen Eigennutz.

Ein solches Bild ist doch arg verzeichnet. Ein Wille zur Macht, der sich seiner klar bewußt ist und es verschmäht, sich auf rechtliche Ansprüche zu gründen oder hinter rechtlichen Konstruktionen zu verstecken, braucht durchaus nicht maßlos zu sein, wie umgekehrt gerade der Glaube an das unbedingte eigene Recht und das unbedingte Unrecht des anderen zur Maßlosigkeit verleitet. Verfasser selbst weist treffend darauf hin, wie Diodotos, der Schonung der Lesbier empfiehlt, nur das vernünftig erkannte Interesse der Athener geltend macht, während Kleon, der grausame Bestrafung fordert, sich auf Gerechtigkeit beruft. Der in den Massen verbreitete Glaube an unsere Schuld hinderte unsere Feinde, ihren Sieg mit der Mäßigung zu brauchen, die in ihrem eigenen Interesse gelegen hätte; dagegen wußte Bismarck 1866, daß Österreich ein ebenso gutes Recht zum Kriege gehabt hatte wie Preußen, und diese Erkenntnis befähigte ihn, den Besiegten so zu schonen, wie es für den Sieger irgend erträglich war.

Wie Bismarck dachte Perikles; aber Alkibiades? Durch Erwägungen der Gerechtigkeit oder Frömmigkeit wurde seine Vernunft freilich nicht beirrt, wohl aber durch zügellose Leidenschaft. Vergebens sucht Verfasser, die von Alkibiades vertretene Politik als durchweg vernünftig, die seiner Gegner als kurzsichtig hinzustellen. Vielleicht wäre es ja möglich gewesen, Sparta nach dem Nikiasfrieden niederzuwerfen, wenn man es so rücksichtslos bekämpft hätte, wie Alkibiades forderte; aber mindestens ebensoviel ließ sich für die entgegengesetzte Politik sagen, Spartas Verlegenheit zum Versuch einer Verständigung auf Kosten der Korinther, der Hauptfeinde von Athen, zu benutzen. Unbedingt verkehrt war nur das Schwanken zwischen beiden Möglichkeiten, und daran war Nikias nicht mehr schuld als Alkibiades, sondern allein die Volksmehrheit. Vollends abwegig ist es, wenn Verfasser auch die Gewalttat gegen das machtlose Melos und das Unternehmen gegen das ferne Syrakus bei gleichzeitiger Untätigkeit in Thrakien als Stücke einer durchdachten und aussichtsreichen Politik ansieht. Auch Perikles hatte ja ein Auge auf Sizilien geworfen; aber niemals hätte

Digitized by Google

er dort Athens Hauptmacht festgelegt, ehe ein so wichtiges Gebiet wie Thrakien zurückgewonnen und der Wiederausbruch des Krieges im Mutterlande ausgeschlossen war. Ob es auf Sizilien dann richtig war, zunächst, wie Alkibiades vorschlug, diplomatische Verhandlungen zu führen, statt, wie Lamachos riet, Syrakus sofort anzugreifen, ist wieder zweifelhaft; jedenfalls gewannen die Syrakusaner durch die von Alkibiades vorgeschlagenen Verhandlungen Zeit zu Rüstungen. Als Ratgeber gegen seine Vaterstadt und sodann als Führer der athenischen Flotte hat Alkibiades freilich glänzende Erfolge gehabt; aber die Bedeutung der für Athen erkämpften Siege überschätzt Verfasser, wenn er von einer Wiederherstellung des attischen Reiches spricht; nur darum konnte es sich noch handeln, Athen seine Unabhängigkeit und einen kümmerlichen Rest seiner einstigen Macht zu erhalten.

Es ist immer mißlich zu erörtern, was wohl geschehen wäre, wenn der und der in dem und dem Falle anders gehandelt hätte. Denn behaupten läßt sich darüber vieles, beweisen nichts. Wir sehen ja, in was für Irrungen man gerät, wenn man fragt, welche politische Linie die deutsche Regierung hätte einhalten müssen, um das Unheil des Krieges zu verhüten. So hat man vielleicht auch den Eindruck, die hier gegebene Auffassung der athenischen Politik schwebe ebenso in der Luft wie die von Taeger. Dabei darf man nur nicht übersehen, daß Taeger den berufensten Zeugen und Beurteiler gegen sich hat: Thukydides.

Verfasser scheint sich freilich dessen nicht bewußt zu sein, wie weit er sich in der Beurteilung der athenischen Politik von Thukydides entfernt. Thukydides glaubt, Perikles habe das politische Ziel des Krieges durch eine zu Lande streng defensive, nur zur See offensive Strategie erreichen wollen und können. Als solches Ziel konnte ihm (das hat Delbrück nachgewiesen) unmöglich die Niederwerfung der zu Lande unbesiegbaren Spartaner vorschweben, sondern höchstens, wie Nissen annimmt, die Verdrängung der Korinther aus der Vorherrschaft im westlichen Meere. Dies Ziel durch Verständigung mit Sparta zu erreichen, bot sich jedenfalls 425, vielleicht noch einmal 421 Gelegenheit. Daß diese Gelegenheit 425 nicht benutzt wurde, mißbilligt Thukydides, und merkwürdigerweise stimmt ihm Taeger darin zu. Trotzdem preist er Alkibiades, der statt begrenzten Gewinn mit besonnener Politik anzustreben, maßlosen Eroberungen in tollkühnen Unternehmungen nachjagte. Und dabei sagt doch Thukydides ausdrücklich, daß gerade der Zug nach Sizilien Athens Katastrophe vornehmlich herbeigeführt hat (II 65, 7. 11).

Nun hat ja die Forschung auch Thukydides gegenüber zweifellos das Recht, sein Urteil nachzuprüfen. Aber gerade Taeger bekennt sich zur strengsten Thukydides-Orthodoxie, die es als ausgemacht betrachtet, daß der Historiker sein Werk, wie wir es lesen, nach einem fertigen Plane niedergeschrieben hat; Widersprüche, Unklarheiten und Ungenauigkeiten als Folge nachträglicher Überarbeitung werden nicht in Betracht gezogen. Eine so strenge Bindung an den überlieferten

Digitized by Google

Text wäre doch, selbst abgesehen von den Anstößen, die Ullrich, Kirchhoff, Wilamowitz u. a. nachgewiesen haben, nur als Ergebnis, nicht als Voraussetzung der Einzelinterpretation zulässig. Denn nehmen wir selbst an, Thukydides hätte wirklich das uns vorliegende Werk von Anfang bis zu Ende erst nach Kriegsausgang niedergeschrieben, so hat er doch für diese künftige Arbeit während des ganzen Krieges Stoff gesammelt. Dabei erhielt er über dieselben Ereignisse von verschiedenen Seiten Nachrichten, die sich untereinander ergänzten, notwendig auch widersprachen. Konnte es ihm da gelingen, bei der Verarbeitung dieser Stoffmassen alle Unebenheiten zu beseitigen? Das ist nicht gerade unmöglich, aber von vorne herein weniger wahrscheinlich als das Gegenteil. Wer es behauptet, ist daher verpflichtet, zu beweisen, daß sich in den sämtlichen acht Büchern keine Stelle befindet, an der durch einen nachträglichen Zusatz eine Unklarheit oder Ungenauigkeit entstanden ist.

Ob wohl Taegers Urteil auf einer so umfassenden und eindringenden Einzelinterpretation beruht? Seine Wiedergabe der Reden spricht nicht dafür. Die allerdings zahlreichen und erheblichen Schwierigkeiten werden darin mehr umgangen als überwunden. Als Beispiel diene die bekannte Stelle aus der perikleischen Leichenrede II 37, 1 *μέτεστι δὲ κατὰ μὲν τοὺς νόμους πρὸς τὰ ἴδια διάφορα πᾶσι τὸ ἴσον, κατὰ δὲ τὴν ἀξίωσιν, ὡς ἕκαστος ἐν τῳ̃ εὐδοκιμεῖ, οὐκ ἀπὸ μέρους τὸ πλεῖον ἐς τὰ κοινὰ ἢ ἀπ' ἀρετῆς προτιμᾶται.* Diese Worte übersetzt Taeger: Es besitzen aber nach den Gesetzen in den eigenen Streitigkeiten alle das gleiche Recht; nach seiner Würdigung aber genießt ein jeder, wie er sich auszeichnet irgendworin, nicht einem Teil nach mehr dem Gemeinwesen gegenüber als nach seiner Arete Vorzüge. Niemand, dem der griechische Wortlaut unbekannt wäre, könnte wohl aus dieser Übersetzung entnehmen, daß Thukydides gegenüberstellt 1. die Gleichheit vor dem Gesetz und die Verschiedenheit in der allgemeinen Wertschätzung, 2. die Gleichheit im Privatprozeß und die verschiedene Geltung im öffentlichen Leben, 3. den Vorzug nach Herkunft und den Vorzug nach Verdienst. Vielleicht ist es unmöglich, den verwickelten thukydideischen Gedanken durch eine wörtliche Übersetzung wiederzugeben; an anderen Stellen aber übersetzt Verfasser doch unbedenklich frei und scheut sich dabei nicht einmal, gelegentlich Feinheiten des Gedankens zu verwischen.

Sachlich unerheblich, aber doch störend sind Schreibungen wie Sikilien und Alkmaioniden. Die Insel wird griechisch mit ke, lateinisch mit ci geschrieben; und das attische Adelsgeschlecht hat vor dem o in e, kein ai. Aus diesem Geschlecht stammten Perikles und Alkibiades beide nur von mütterlicher Seite, so daß Verfasser sie ungenau als Alkmeoniden bezeichnet.

Friedrich Cauer.

Digitized by Google

Norden, Eduard: Die Geburt des Kindes. Geschichte einer religiösen Idee. (Studien der Bibliothek Warburg. III.) 8°. 172 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1924.

Daß sich die klassischen Philologen in den letzten Jahrzehnten immer eifriger mit den Problemen der Religionsgeschichte beschäftigen, muß als ein ganz besonders großer Gewinn für die Wissenschaft betrachtet werden. Eduard Norden, dem wir bereits für seine aufschlußreiche Schrift über den ἄγνωστος θεός zu wärmstem Danke verpflichtet sind, hat in dem vorliegenden Buche, das von einer staunenswerten Belesenheit, von gründlichster Gelehrsamkeit und scharfsinnigster Kombinationsgabe zeugt, die etwa um den Anfang der christlichen Aera herum in der Mittelmeerwelt verbreiteten Anschauungen von der Geburt eines göttlichen Kindes behandelt, das als Weltheiland dem friedelosen Dasein jener Zeit ein Ende machen und ein neues Weltalter heraufführen, ein Reich ewigen Friedens gründen sollte. Den Anlaß zu dieser Untersuchung hat dem Verfasser die berühmte vierte Ekloge des Vergil gegeben, die schon von dessen jüngeren Zeitgenossen wie eine inspirierte Prophetie angesehen und im christlichen Altertum und Mittelalter als eine Weissagung auf Christus und das von ihm gebrachte Himmelreich mit frommer Andacht verehrt wurde. Norden beweist, welch gründliche Kenntnis der Dichter von den Vorstellungen sich erworben hatte, die damals über das sehnlich erhoffte goldene Zeitalter in dem frommen Glauben der Völker lebendig waren. Man kann daraus schließen, daß in Vergil eine tiefere Religiosität lebte als in den übrigen Mitgliedern des Literatenkreises, dem er angehörte; sein Interesse würde sonst schwerlich ausgereicht haben, alle jene vielfach abstrusen Mythologumena zu durchforschen, die für den aufgeklärten Römer eben bestenfalls nur noch den Wert poetischer Symbole und sinnreicher Allegorien haben konnten: spielt doch in seiner Äneis sogar die Welt der römischen Götter nur mehr die Rolle einer geistig bedeutsamen allegorischen Maschinerie.

Das entscheidende Verdienst der Untersuchungen Nordens besteht darin, daß er gerade für die auffallendsten Züge des Vergilschen Gedichtes die Herkunft aus ägyptischen Traditionen zweifelsfrei nachweist und damit den Beweis verbindet, wie stark diese die Glaubensanschauungen des ganzen Hellenismus beeinflußt haben. Wir können hier natürlich auf das Einzelne nicht eingehen, empfehlen aber jedem, der für diese so überaus wichtigen und bis in unsere Zeit hinein lebendig gebliebenen Zusammenhänge sich interessiert, die vorsichtig Schritt für Schritt durchgeführte und mit Steinchen auf Steinchen zusammengefügte Darlegung Nordens aufmerksam zu studieren. Nur ein paar Bemerkungen seien uns gestattet. Die ägyptische Herkunft der Idee des göttlichen Kindes ist von Norden nachgewiesen; damit ist nicht gesagt, daß sie nicht etwa noch weiter rückwärts sich einmal wird verfolgen lassen. Vielleicht auch, daß der Anteil Babylons an dieser Idee sich größer herausstellen wird, als es jetzt scheint. Daß Norden den Ausgang von dem Jahresfeste des Aion nimmt, scheint uns nicht besonders glücklich, ein so interessantes Licht er auch auf

Digitized by Google

das Nebeneinander der beiden christlichen Feste Epiphanias und Weihnachten wirft; denn bei dem Geburtstage des Aion handelt es sich gerade nicht um das, was für die Geburt des Kindes die Hauptsache ist, den Beginn einer neuen Weltzeit. Daß in dem „englischen Gruße" des Lukasevangeliums sich auffallende Analogien zu ägyptischen Dogmen und zu Ausdrücken helleniſtischer Mystik finden, hat Norden zweifelsfrei erwiesen. Davon aber wird der grundlegende und religionsgeschichtlich bisher nicht erklärte Unterschied zwischen der christlichen Vorstellung von der Jungfraugeburt und der heidnischen von der göttlichen Erzeugung des Weltkönigs nicht berührt: dort ist die Meinung verpönt, daß ein Mensch gleichsam als Substitut des Gottes bei der Erzeugung fungiert habe; hier ist gerade diese Meinung das Bezeichnende. —

Für die Geschichte der religiösen Idee hat Norden Grundlegendes geleistet; was aber den dichterischen Charakter der Vergilschen Ekloge betrifft, so scheint uns für deren Verständnis noch wenig getan zu sein. Die heilige Scheu, mit der die früheren Jahrhunderte sie betrachtet haben, pflanzt sich noch immer fort, und man nimmt sie, wie wir meinen, viel feierlicher, als sie genommen sein will. Sieht es doch selbst bei Norden noch so aus, als sei auch für ihn die Annahme, sie beziehe sich auf den zu erwartenden Sohn des designierten Konsuls Asinius Pollio, der Vergils hoher Gönner und Freund war, schon dadurch abgetan, daß dieser Sohn hernach ein ganz dürftiger Durchschnittsmensch geworden ist, — als müsse unbedingt Vergil in prophetischem Geiste geredet haben. Auch das andere Argument gegen jene Annahme, daß nämlich Vergils Gedicht den Pollio nirgends bestimmt als den Vater des göttlichen Kindes bezeichne, hat schlechterdings kein Gewicht; Vergil würde ja sonst völlig aus der Rolle gefallen sein: der irdische Vater ist doch eben nur der Substitut des himmlischen. Man betrachte doch einmal das merkwürdige Gedicht nach dem Zusammenhange, in dem es steht. Drei Idyllen von scherzhaftem und sentimentalem Gepräge hat Vergil geschrieben, die in durchsichtiger Einkleidung auf Menschen und Erlebnisse der römischen Gesellschaft hindeuten, echte Rokokopoesie. Nun beginnt er das vierte Gedicht mit den Worten: unser Gesang soll sich ein wenig höher erheben; wir wollen auch weiter Waldszenen besingen, aber solche, die eines Konsuls würdig sind. Das sieht doch nicht so aus, als sollte jetzt ein erhabenes Glaubensbekenntnis und eine eschatologische Weissagung folgen. Norden gibt selbst zu, daß tändelnde und idyllische Partien sich durch das Gedicht hindurchziehen; wie könnten diese sich mit einer heiligen Offenbarung zusammenreimen lassen? Und wenn Vergil nun die Laufbahn jenes göttlichen Kindes beschreibt, wie es zuerst von „guten Geistern im Gebüsch" genährt wird, dann, um sich seines Berufes würdig zu zeigen, als Nachfolger der Heroen und seines Vaters wieder eine Heroenzeit durchleben muß, in der sich die großen Heldentaten des Argonautenzuges und des Kampfes um Troja wiederholen werden, bis schließlich die goldene Zeit eines allgemeinen Ruhezustandes eintritt, soll der Dichter wirklich alle die Mythologumena,

Digitized by Google

auf denen er diese Beschreibung aufbaut, sich als persönliche Überzeugung angeeignet und ernsthaft den Gang der Dinge nach diesem Schema erwartet haben? War die literarische Bohême des Roms um das Jahr 40 v. Chr. so altgläubig und so naiv, oder ist nicht diese ganze, zweifellos auf gründlicher Belesenheit beruhende Komposition ebenso als schalkhafte und humorvolle Einkleidung zu verstehen wie die anderen Eklogen? Man stelle sich vor, daß gerade der Dichter der Äneis in jüngeren Jahren einmal in feierlichem Ernste die Zeit erhofft habe, wo kein Kiel mehr die Salzflut durchfurchen, kein Pflug den Acker aufreißen, kein Mensch mehr eine Anstrengung auf sich nehmen wird! Das alles erscheint uns ganz unmöglich, und wir können das reizende Dichtwerk nur auffassen als eine Huldigung, die Vergil an Pollio und dessen Gattin richtet, zu der Zeit, da diese ihrer Entbindung entgegensieht. Die Zeitberechnungen sprechen keineswegs gegen diese Annahme, und das Gedicht wird nur dann auch poetisch recht genießbar, wenn wir in ihm ein liebenswürdiges Spiel mit den überschwenglichen Hoffnungen sehen, mit denen die hochgestellte Mutter die Ankunft ihres Sprößlings erwartete. Zu diesem Zwecke greift Vergil das Höchste und Tiefste und häuft alle edeln Qualitäten auf den Ehrenscheitel des noch ungeborenen Kindes. Er hat damit der Nachwelt manches Rätsel aufgegeben und manchen hohen Glauben geweckt; auch darin zeigt sich die Kraft des Genies, das unbewußt mehr schafft, als es klar weiß. Aber seinem dichterischen Geschmack und seiner geläuterten Einsicht hieße es unrecht tun, wollte man sein Gedicht nicht als das sich gefallen lassen, als was es sich gibt, ein Idyll voll heiterer Schelmerei. Georg Lasson.

Eisler, Robert: Orphisch-dionysische Mysteriengedanken in der christlichen Antike. (Vorträge der Bibliothek Warburg 1922—1923, II. Teil). 8°. XX, 424 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1925. Mk. 25.—.

Das vorliegende Buch ist aus einem Vortrag entstanden, den der Verfasser in der Bibliothek Warburg gehalten hat. Es behandelt die Wirkung der Orphik auf das frühe Christentum, aber nicht wie bisher den Einfluß der schriftlichen Zeugnisse (bei Reitzenstein, Norden u. a.) auf die ältesten christlichen Urkunden, sondern die Bedeutung von über hundert bildlichen Darstellungen für die ältesten christlichen Glaubens- und Sittenlehren. Das Vorkommen der Orpheusdarstellungen im altchristlichen Bilderkreis, das Otto Gruppe (Roschers M. L. III 1, 1205, 30 ff.) 1900 noch als „ein kaum lösbares Rätsel" bezeichnen mußte, wird unter Heranziehung eines Orpheusbildes in den jüdischen Grabgemälden der Vigna Rondanini dadurch erklärt, daß Orpheus, der Begründer der heidnischen Mysterienkulte, bereits in jüdisch-alexandrinischen Kreisen als Schüler des Moses angesehen wurde, indem Orpheus' Schüler oder Sohn Musaios als Moses gedeutet wurde. Durch Mose wurde Orpheus zum Monotheismus bekehrt und der Schutzpatron der von Jesus (Mt. 23, 15) getadelten, pharisäischen

Digitized by Google

Mission unter den Heiden. Das Orpheus-Davidbild in der alexandrinischen Bibelillustration (Tafel I, Abb. 5) stellt den Leier spielenden König David nach Ezechiel 34, 17 als messianischen Völkerhirten der Endzeit dar, der gleich Orpheus durch die Musik die wilden Tiere zähmt, so daß nach Jesaia 11, 1 f. der Wolf neben dem Lamm, der Parder neben dem Böcklein, der Löwe neben dem Rind lagert und ein jugendlicher Hirt (David) die Herde hütet. Die gleichen Gedanken kehren um 40 v. Chr. in Vergils 4. Ekloge wieder (Ed. Norden, Die Geburt des Kindes. Leipzig, 1924) und sind in einem römischen Mosaik des 3. Jahrh. n. Chr., das 1888 in Karthago gefunden worden ist, dargestellt (Abb. 17). Die gezähmten „Wildtiere" werden dann von den Apokalyptikern auf die bekehrten Völker gedeutet und nach babylonischem (oder sumerischem) Vorgang bereits durch Daniel 8, 20 mit den Bildern des himmlischen Tierkreises in Verbindung gebracht, so daß die himmlische Bilderschrift, die göttliche Offenbarung der Weltgeschichte, in den Deutungen der Apokalyptiker „enthüllt" wird. Wie geläufig die Deutung der „Tiere des Waldes" auf die Heidenvölker der alten Kirche gewesen sein muß, zeigt z. B. Cassiodor (Migne P. L. II, 351), wenn er zu Ps. 50 (49), 2 vermerkt: „‚ferae silvarum' gentes significant, quae in saeculi istius nemoribus superstitione ferocissima versabantur, ‚jumenta in montibus' sunt simplices in ecclesia catholica constituti". „Die Auffassung der Menschen als einer den Göttern eigenen Herde gehört zu den grundlegenden Dogmen der orphischen Geheimbünde."

Aus diesen wenigen Proben wird ersichtlich, wie wertvolle Aufschlüsse Vortrag und Buch über die Entstehung christlicher Vorstellungen gebracht haben. Sie sind zugleich in ihren scharfsinnigen und vorsichtigen Auseinandersetzungen ein klassisches Vorbild für religions-, sprach- und kulturgeschichtliche Forschungen und belehren den neuesten Kritiker der preußischen Lehrpläne und Richtlinien, Martin Havenstein (Deutsches Philologenblatt Nr. 6/7), der die Forderung geschichtlicher Begründung bei den einzelnen Unterrichtsfächern als „Historismus", als historische Krankheit, verurteilt, über die Notwendigkeit auch religionsgeschichtlicher Forschungen zur Erkenntnis der heutigen Kultur und über das Wesen „geschichtlicher Bildung". Dionysos, der thrakische „Zeussproß", der „Einsame" (Orpheus = orbus), ist seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. der gute Hirt, mit dem durch Ekstase eine unio mystica erreicht werden kann. Philipp Bersu.

Vogt, Joseph: Die alexandrinischen Münzen. Grundlegung einer alexandrinischen Kaisergeschichte. Gr. 8°. 2 Bde. I: Text. X, 233 S., 5 Münztafeln. II: Münzverzeichnis. IV, 185 S. Stuttgart, Kohlhammer, 1924. Mk. 32.—; geb. Mk. 36.—.

Es handelt sich nicht um ein streng numismatisches Werk, wie der Titel vermuten lassen könnte, sondern um die Verwertung numismatischen Materials für die geschichtliche Erkenntnis der römischen Kaiserzeit. Dies sei hervorgehoben, damit der Historiker, dem das

Digitized by Google

Altertum nicht Spezialgebiet ist, nicht an dem Werk vorbeigehe, wenn er sich näher mit dieser Epoche beschäftigen will.

Was wir dem Verfasser vor allen Dingen verdanken, ist die eigentümliche Beleuchtung, in die die Politik der römischen Kaiser gerückt wird. Wir erfahren, wie sie ihre Politik in Krieg und Frieden von der Bevölkerung einer bestimmten Provinz aufgefaßt sehen wollen, mit welchen Vorsätzen sie ihre Regierung antreten und welche Bedeutung sie den tatsächlichen oder angeblichen Erfolgen ihrer kriegerischen Tätigkeit beilegen. Auch das Verhältnis, in dem die verschiedenen Herrscher zu den Angehörigen ihrer Familie stehen, kommt in der Verleihung des Ehrenmünzrechts zum Ausdruck.

Von besonderem Wert aber ist die Tatsache, daß es sich hier um eine der wichtigsten Provinzen des Reiches handelt, die als Kornkammer Roms die Aufmerksamkeit und Fürsorge der Kaiser wie kaum eine zweite für sich beanspruchen mußte. Wir erhalten den urkundlichen Beweis, daß die römischen Cäsaren sich dieser Bedeutung Ägyptens voll bewußt waren und sich nicht scheuten, durch die äußerlich unscheinbaren, meist aus minderwertigem Silber und Bronze bestehenden Münzen die Stimmung der ägyptischen Bevölkerung in ihrem Sinne zu beeinflussen. Zugleich wächst unsere Achtung vor der politischen Begabung dieser antiken Herrscher, die auch die Scheidemünzen des täglichen Verkehrs in den Dienst ihrer Politik stellten. Wie kalt und gleichgültig erscheinen uns unsere korrekten, sich immer gleichbleibenden Münzen diesen Metallscheiben gegenüber, die fast in jedem Jahre den Besitzern etwas Neues zu sagen hatten.

Damit ist aber die Bedeutung der alexandrinischen Münzen für die Erkenntnis der treibenden Kräfte in der Kaiserzeit noch nicht erschöpft. Ägypten ist die Heimat des Sarapis und der Isis, die damals ihren Siegeszug durch die ganze Mittelmeerwelt machten. Die Reverse der Münzen lassen uns nun hineinsehen in die Religionspolitik der Herrscher, die bald bewußt die griechisch-römischen Götter in den Vordergrund stellen, bald stärker den ägyptischen Gottheiten huldigen. Einem so religiösen Volke wie dem ägyptischen gegenüber, das an der Verehrung seiner Götter zäh festhielt, mußte es ja das Bestreben der römischen Regierung sein, sich durch betonte Frömmigkeit zu empfehlen. Wenn dann von der Regierung des Antoninus Pius an die Typen der ägyptischen Götter fast ganz verschwinden und der Sonnenkult stärker hervortritt, so läßt sich daraus der Schluß ziehen, daß die alte Religion abstirbt, der Glaube an die orientalischen Sonnengötter zunimmt. Im Zusammenhang damit lassen die Münzen dieses Kaisers auch zum ersten Male astrologische Spekulationen erkennen: der Sieg der Astrologie bereitet sich vor. Weiter beweist die Tatsache, daß seit Marc Aurel der provinzialen Kultur weniger Beachtung geschenkt wird, die zunehmende Uniformierung des nationalen, geistigen und wirtschaftlichen Lebens im römischen Reich, das Ausklingen selbständigen Lebens in den Provinzen.

Nur einiges konnte hier angedeutet werden, um den Reichtum an Belehrung ahnen zu lassen, den das Werk bietet. Mag der Verfasser

Digitized by Google

auch manchmal zu viel aus den Münzbildern herauslesen, sein Verdienst bleibt es, diesen oft noch gering geachteten Urkunden wertvolle Erkenntnisse über die äußere und innere Politik der römischen Kaiser und das kulturelle Leben in der ausgehenden Antike abgerungen zu haben. Das Münzverzeichnis legt Zeugnis ab von dem Fleiß, mit dem er die wichtigsten Münzsammlungen durchforscht hat.

Daß dem Verfasser trotz mancher Ausstellung auch der Numismatiker Anerkennung und Dank zollt, beweisen die Anzeigen K. Reglings, des wohl besten Kenners antiken Münzwesens (Zeitschrift für Numismatik 35, S. 118 ff., und Literarische Wochenschrift 1926, Heft 18, S. 622 f.). Fritz Geyer.

Wopfner, Hermann: Urkunden zur deutschen Agrargeschichte. Heft 1: Die ältere deutsche Agrargeschichte bis zum Ausgang der fränkischen Zeit. — Ausgewählte Urkunden zur Deutschen Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte von G. v. Below, F. Keutgen, P. Sander, H. Spangenberg und H. Wopfner. III, 1. — Stuttgart 1925, W. Kohlhammer. Gr.-8°. VIII und 98 S.

Der durch seine Bücher über „Die freie bäuerliche Erbleihe (1903)" und „Das Almendregal (1906)", sowie die in den Mitt. f. österr. Geschichtsforsch. 1912 und 1913 veröffentlichten „Beiträge zur Geschichte der älteren Markgenossenschaft" bekannte Innsbrucker Wirtschaftshistoriker Hermann Wopfner gibt in der vorliegenden Schrift eine Sammlung der für die Agrargeschichte bis zum Ende der Karolinger wichtigsten Quellenstellen. Diese Publikation wird später als das erste Heft eines größeren Buches zu betrachten sein, indem „zwei oder drei weitere Hefte in einem Gesamtumfang von 16 Bogen eine Fortsetzung bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts" bringen sollen. Jenes Buch wird aber selbst den dritten Teil eines umfassenden Sammelwerkes bilden, an dem neben Wopfner auch v. Below, Keutgen und Spangenberg sich beteiligen, einen Teil der „Ausgewählten Urkunden zur Deutschen Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte".

Nach dem Vorwort soll die Sammlung vornehmlich „bei den Übungen in den Seminaren Verwendung finden"; zugleich erleichtert sie aber auch die Tätigkeit des Forschers und des Geschichtslehrers, da sie beide der Mühe überhebt, zur Benutzung einzelner Quellenstellen eine große Menge zum Teil recht schwer beschaffbarer Bücher einzusehen. Endlich muß sie auch deshalb als verdienstlich betrachtet werden, weil Wopfner die Texte der meisten hier veröffentlichten Urkunden teils selbst mit der handschriftlichen Vorlage verglichen hat, teils durch die betreffende Archiv- oder Bibliotheksverwaltung vergleichen ließ. Bei den einzelnen Stücken ist stets die neueste Ausgabe, sowie, wenn es sich um Urkunden handelt, die schon in eine verbreitete Sammlung aufgenommen sind, auch diese angegeben. Ferner wird auch auf Abweichungen in verschiedenartig überlieferten Texten

Digitized by Google

hingewiesen. Dagegen hat Wopfner leider von der Anführung erläuternder Literatur zu dem von ihm gebrachten Quellenmaterial, wie wir sie z. B. in Waitz' Urkunden zur Deutschen Verfassungsgeschichte 1871 und in Loersch' und Schröders Urkunden zur Geschichte des Deutschen Privatrechts (2) 1881 finden, grundsätzlich abgesehen.

Nach der Vorrede gibt das Werk zunächst die bekannten Stellen von Cäsar und Tacitus über die germanische Landwirtschaft; es folgen die einschlägigen Vorschriften der Volksrechte und Kapitularien, eine große Anzahl von Urkunden und Auszüge aus Formelbüchern und Urbaren, sowie aus der Ordensregel St. Benedicts. Die einzelnen Stücke sind nach Landschaften geordnet, die derselben Quelle angehörenden Stellen in ihrem Zusammenhang gelassen; die Benutzung von Stücken, die derselben Quelle angehören, ist aber durch eine recht gute und ausführliche, nach sachlichen Gesichtspunkten geordnete „Inhaltsübersicht" erleichtert.

Sicher wird die baldige Fertigstellung der Sammlung im wissenschaftlichen Interesse erwünscht sein. Inzwischen kann aber auch die Benutzung des vorliegenden Heftes vielen Forschern Nutzen bringen. Indessen kann ich nicht umhin, meinem Bedauern Ausdruck zu geben, daß die Edition Wopfners nur Quellen bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts bringen wird. Wohl ist dem Innsbrucker Historiker zuzugeben, daß „die Wende" jenes und des ihm vorhergehenden Jahrhunderts „einen fühlbaren Abschnitt in der Entwicklung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse im (sic!) offenen Lande" bringt (S. V). Zu jener Zeit beginnt ja die dauernde Verschlechterung der Lage des Bauernstandes und die eigene Bodenbewirtschaftung der ostelbischen Grundbesitzer. Aber auch für die Agrarverhältnisse gilt das Wort Sohms, daß das Mittelalter rechtshistorisch in vielen Beziehungen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts dauert. Erst in diesem erfolgt, von einzelnen Vorläufern abgesehen, die Aufhebung des Flurzwanges und der Hörigkeit der Bauern, sowie die Entstehung des ländlichen Proletariats, der „Leutenot" und der Beschäftigung ausländischer Wanderarbeiter.

Es wäre sehr nützlich, wenn Wopfner oder ein anderer Sachverständiger auch die wichtigsten Quellenstellen aus den vier Jahrhunderten sammeln würde, die zwar im allgemeinen der Neuzeit angehören, in bezug auf Recht und Wirtschaft des Ackerbaues aber noch sehr viel von den mittelalterlichen Zuständen bewahrten. Bilden sie doch den Übergang von der in der Karolingerzeit entstandenen Ordnung des Agrarwesens zu seiner neuesten Gestaltung, in der sich nach dem Urteil eines Kenners wie Aereboe eine völlig neue Entwicklung anbahnt, da sich die Herkunft eines Teiles der Landarbeiter und namentlich die wirtschaftliche, soziale und rechtliche Lage des gesamten Landarbeiterstandes völlig verändert. Vgl. Hndwrtrbch. d. Staatsw. VI (4) 1925, S. 177. Carl Koehne.

Digitized by Google

Regesta pontificum Romanorum iubente societate Gottingensi congessit Paulus Fridolinus Kehr. Italia pontificia cong. P. F. Kehr. vol. VII. Venetiae et Histria. p. II: Res publica Venetiarum, provincia Gradensis, Histria. (XXVII u. 263 S.) Berolini, apud Weidmannos, 1925.

Rasch ist der 2. Teil des 7. Bandes der Italia pontificia dem ersten (vgl. darüber diese Zeitschrift 52, 69 ff.) gefolgt, und damit ist ein gewisser Abschnitt in dem monumentalen Werke Kehrs erreicht: liegen doch jetzt in den 9 stattlichen Bänden — 6 und 7 sind Doppelbände — der Italia pontificia die Papstregesten für Italien von den Alpen bis zur römischen Campagna vollständig gesammelt und kritisch gesichtet dem Benutzer vor, eine unerschöpfliche Fundgrube für die weitere, die archivalischen Schätze Italiens erschließende und auswertende Forschung. Der Abschluß ist auch schon äußerlich bezeichnet dadurch, daß diesem Bande der Index der Orts- und Kirchennamen für die Bände 5—7 beigegeben ist, den H. Meinert bearbeitet hat. Der Band enthält im wesentlichen die — an Zahl gegen Jaffé-Löwenfeld wieder um mehr als das Doppelte vermehrten — Regesten der Urkunden für die Republik Venedig und ihre Bistümer, Kirchen und Klöster; Istrien, das kirchlich zu Aquileia und politisch zum Imperium gehörte, spielt daneben mit seiner teils trümmerhaften, teils zu jungen Überlieferung nur eine untergeordnete Rolle, rundet aber das Bild ab, das Reichsitalien in der behandelten Zeit bietet.

Auf inhaltliche Andeutungen darf ich dieses Mal verzichten, zumal die wichtigeren Ergebnisse von Kehr selbst in einigen Aufsätzen herausgearbeitet worden sind (Kaiser Friedrich I. und Venedig während des Schismas in den Quellen und Forschungen XVII 230—49 und in einem Aufsatz über die venezianische Kirchenpolitik, der ebenda im XIX. Band erscheinen soll). Dafür sei mit einigen Worten auf die Aufgaben der venezianischen Geschichte hingewiesen, für die dieser Band der künftigen Forschung den Schlüssel in die Hand gibt. Venedig war die erste Stadt Italiens, in die Kehr vor nunmehr 30 Jahren bei Beginn seiner Arbeiten für die Papsturkunden seine Schritte lenkte (vgl. seinen Reisebericht in den Göttinger Nachrichten 1896). Hier hat er, der mit dem Handwerkszeug und den Absichten der Diplomatik Sickelscher Schule an die Papsturkunden herantrat, zuerst den Eindruck gewonnen, daß die lückenlose Zusammentragung des Materials die dringendere und größeren Erfolg versprechende Arbeit war, die vor der diplomatisch kunstgerechten Bearbeitung der Texte erledigt werden mußte, eine Erkenntnis, die zu der Bearbeitung der regional geordneten Regesten führte. Hier hat er ganze alte Archive wie das der mensa patriarcale von Grado mit den reichen Beständen von S. Cipriano di Murano wiederentdeckt und als erster seit dem alten Flaminio Corner im 18. Jahrhundert wieder ausgebeutet, um nur das wichtigste zu nennen. Immer wieder hat er und seine Mitarbeiter, zuletzt ich selbst vor zwei Jahren, die Lagunenstadt besucht und Nachlesen gehalten, so daß wir hoffen dürfen, das ganze Material an vorhandenen und nur erwähnten Papsturkunden

Digitized by Google

erfaßt zu haben. Aber unsere Bemühungen sind doch nur einer besonderen Urkundengattung zugute gekommen, die zudem nicht einmal den wesentlichsten Bestandteil der venezianischen Archivalien ausmacht. Dies sind unzweifelhaft die alten Urkunden der Republik selbst und da muß festgestellt werden, daß im Verhältnis zu der Wichtigkeit dieses Quellenmaterials noch immer herzlich wenig, ja fast nichts zu ihrer Bekanntmachung geschehen ist. Allein von den Staatsverträgen der Republik mit den Kaisern liegen in den Monumenta Germaniae (Capitularia II und Constitutiones I und II sowie in den Diplomatabänden) moderne kritische Ausgaben (von Kehr besorgt) vor; aber auch sie sind nicht mehr ausreichend, seitdem in einem hsl. Werk des Tommaso Diplovataccio neue selbständige Überlieferungsformen festgestellt sind (vgl. It. pont. VII, 2, S. 11). Von den offiziellen Urkundenbüchern des 19. Jahrhunderts, dem Liber albus, blancus, den libri pactorum sowie von dem Codex Trevisaneus besitzen wir nicht einmal ausreichende Inhaltsangaben, geschweige denn kritische Texte. Auch das leider ins Stocken geratene Unternehmen der Regesta chartarum Italiae hat sich nicht den reichen und alten Urkundenfonds des Staatsarchivs in Venedig, der mensa patriarcale, den Klosterarchiven von S. Zaccaria, S. Salvatore, S. Giorgio maggiore usw. zugewandt; unsere Kenntnis von den Urkunden der Dogen steckt ganz in den Anfängen. Dieses reiche und schöne Material verdiente eine monumentale Ausgabe, erst dann kann die Geschichte des 11. und 12. Jahrhunderts, das Zeitalter des Aufstiegs Venedigs zur Großmacht geschildert werden, eines der interessantesten Kapitel der mittelalterlichen Geschichte überhaupt. Hoffen wir, daß die venezianische historische Kommission, der die Pflege der heimischen Geschichte obliegt, sich dieser dringendsten Aufgabe nicht länger entzieht; der Ertrag für die allgemeine und die Wirtschafts- und Handelsgeschichte, das glaube ich sagen zu können, wird groß und vielseitig sein.

Walther Holtzmann.

Waas, Adolf: Vogtei und Bede in der deutschen Kaiserzeit. 2. Teil („Arbeiten zur deutschen Rechts- und Verfassungsgeschichte". Herausgegeben von J. Haller, Ph. Heck und A. B. Schmidt, 5. Heft). 8°. IV und 151 S. Berlin, Weidmann, 1923.

Der erste Teil dieser anregend geschriebenen, gründlichen Untersuchung, über den ich in diesen Blättern (XLIX. 120) kurz berichtete, sah in der mittelalterlichen Vogtei im Gegensatze zur älteren Beamtenvogtei eine Äußerung des Muntbegriffs, ohne freilich dabei, was auch die Kritik betonte, den Unterschied zwischen Vogtei und Eigenkirchenrecht genügend zu beachten. In Fortführung dieser Lehrmeinung — die Arbeit war vor Veröffentlichung der ausführlichen Rezensionen schon abgeschlossen — zeigt das 1. Kapitel des 2. Teiles das Ringen um die Klostervogtei und deren Wandlung zu einer neuen Beamtenvogtei. Ausgehend von der Hirsauer Reform würdigt es die in diesem dem Investiturstreit ebenbürtigen Kampf verwendeten

Digitized by Google

Mittel (Theorie, Gesetze, Urkundenfälschungen großen Stils, Aufgabe von Vogteien) und wendet sich namentlich auch der Gestaltung des Problems für den Zisterzienserorden zu. Das 2. Kapitel gilt den weltlichen Vogteien, die Waas unter Bedachtnahme auf die aus ihnen gewordenen, eine Sonderstellung genießenden Freigrafschaften (Schweiz, Wetterau, Westfalen) als königliche Muntherrschaften erklärt (vgl. seinen Aufsatz in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte, germanistische Abteilung, XXXVIII. S. 158 ff.), ein 3. sucht den Ursprung der Bede, unter Ablehnung der Ableitung aus einer Heersteuer oder Gerichtsabgabe, in den aus der Munt hervorgegangenen Vogteisteuern. Nach Waas würden daher wesentliche Elemente des mittelalterlichen Staatsbegriffs, den er auf herrschaftlichen Gedanken aufbaut, nicht öffentlichrechtlichen Titeln, sondern privater Herrengewalt des Königs entstammen.

Es war zu erwarten, daß angesehene Forscher gegen diese Überschätzung der Munt als Quelle staatlicher Einrichtungen berechtigten Widerspruch erheben werden, wie auch einzelne andere Bemerkungen des Verfassers abzulehnen sind. Doch erkannten sie den hohen Wert der gewissenhaften Methode und so mancher neuer Forschungsergebnisse an. Auch gebührt Waas das Verdienst, zu einer Überprüfung wichtiger Lehrmeinungen angeregt und selbst beigetragen zu haben. (H. Fehr, Deutsche Rechtsgeschichte, 2. Auflage (1925), S. 364 und historische Zeitschrift 124. Band, 107 ff., Planitz in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte, XLI. S. 421 ff. und XLIV. S. 462 ff., Aubin in der Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte XVI. S. 409 ff., Below ebd. XVIII. S. 239 ff., Schmeidler in der Zeitschrift für Kirchengeschichte XLII. S. 114 und XLIII. S. 274 ff.)

A. Wretschko.

Köchling, Ludwig: Untersuchungen über die Anfänge des öffentlichen Notariats in Deutschland. (= Marburger Studien zur älteren deutschen Geschichte. Herausgegeben von Edmund E. Stengel, II, 1.) 8°. XL und 75 S. Marburg, Elwert, 1925.

Die vorliegende sorgfältige und tüchtige Monographie füllt insofern eine Lücke aus, als es sowohl an „Untersuchungen über die Anfänge des Notariats in Deutschland", wie an einer den Forderungen der modernen Wissenschaft entsprechenden Gesamtdarstellung der Geschichte jenes wichtigen Rechtsinstituts fehlt. In beiden Beziehungen ist man noch im allgemeinen auf ein 1842 erschienenes Buch Osterleys angewiesen. In neuerer Zeit wurden nur die mit der Diplomatik zusammenhängenden Fragen der Entwicklung des Notariats von Breßlau und Redlich in ihren Handbüchern über jene Wissenschaft behandelt, und einige auch für Deutschland wichtige Mitteilungen 1908 von Paul Maria Baumgarten in seiner Schrift über die päpstliche Kanzlei gegeben; außerdem verdanken wir auch manche Nachrichten einer sich speziell auf Frankfurt

Digitized by Google

am Main beschränkenden, 1916 erschienenen Marburger Dissertation von L. Gerber.

Aus dem Inhalt der Schrift Köchlings, zu welcher der Marburger Professor Stengel die Anregung gegeben hat, sei hier angeführt, daß das Aufkommen des Notariats in Deutschland, oder wie man wohl richtiger sagen wird, die Übernahme jener italienischen Einrichtung aufs engste „mit der Konzentration der Kirchenverwaltung in den Händen des Papstes" in der zweiten Hälfte des Mittelalters zusammenhängt, wenn auch „von einer bewußten Förderung des italienischen Beurkundungsverfahrens durch die Kurie nicht die Rede sein" kann (S. 13, vgl. S. 37). In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts haben ausländische Notare, besonders solche, die im Gefolge päpstlicher Legaten und Kollektoren nach Deutschland kamen, hier Urkunden ausgestellt (S. 12). Im 14. Jahrhundert verliehen die Päpste auch mehreren Deutschen die Würde eines Notars und gaben deutschen Kirchenfürsten das Recht, solche Beurkundungsbeamten zu ernennen. Daneben begegnen aber auch schon zur Zeit Rudolfs von Habsburg von diesem ernannte Notare. Außer durch den König konnten auch durch Fürsten, die von ihm das Recht der Verleihung des Notariats erhielten, Personen, die lediglich in der Praxis die erforderlichen Kenntnisse erworben hatten, auf deutschem Boden das Notariat erlangen. Anderen Deutschen wurde es in Italien oder in Avignon zuteil, wo die Pfalzgrafen von Alliate kraft einer ihrer Familie von Otto IV. verliehenen Befugnis, Notare zu ernennen, dies Recht ausübten. Nach einem Exkurse, der die wechselseitigen Einwirkungen der aus Italien übernommenen Notariats- und der in Deutschland überlieferten Siegelurkunde behandelt, bespricht Köchling die Tätigkeit, Vorbildung und soziale Stellung der Notare sowie das Verhältnis des Notariats zu anderen Beurkundungsstellen. Die eigentliche Arbeit schließt dann mit einem „Ausblicke auf die weitere Entwicklung bis zur Reichsnotariatsordnung von 1512". Der Schrift sind aber noch eine Urkunde aus dem Kölner Stadtarchiv, von der dessen Direktor unserem Autor eine Abschrift und eine photographische Abbildung zur Verfügung gestellt hat, sowie zwei Anhänge beigegeben, welche die Regesten der erwähnten Notariatsurkunden und ein Verzeichnis der erwähnten Notare enthalten.

Diese Listen, in denen allerdings nur „bis 1300 vollständige Verwertung des bisher gedruckten Materials angestrebt" ist, lassen sich übrigens leicht vervollständigen. So ist ein Notar „Hans Hornberg, clericus de Laudemburg" 1424 (Monum. Wormat. III 1893, p. 294) und Johannes, Sohn Jacobs von Schaffhausen, wohnhaft zu Mainz, „publicus schriber von dez keiserstumes gewalt" 1323 bezeugt. Die von ihm ausgestellte Urkunde (Bodmann, Rheingauische Altertümer II, Mainz 1819, S. 656 ff.) ist auch deshalb wichtig, weil sie zeigt, daß nicht, wie Köchling S. 26 sagt, „uns nur ein einziges Notariatsinstrument begegnet, das im Auftrage eines Dorfgerichts ausgefertigt wurde". Carl Koehne.

Digitized by Google

Festschrift zu Ehren Emil von Ottenthals. (Schlernschriften, 9. Heft.) Gr. 8°. XVI und 496 S. Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1925. Mk. 30.

Das Buch ist ein Festgruß zum 70. Geburtstag (15. Juni 1925), den „Deutsche südlich des Brenners und ihre Freunde" dem hochangesehenen Geschichtsforscher und Direktor des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung an der Universität Wien darbrachten. R. v. Klebelsberg (Innsbruck) leitete das Unternehmen und die Herausgabe des von dem heimischen Verlag schön ausgestatteten, mit dem Bilde des Gefeierten gezierten Bandes, für den Schüler, Freunde und Verehrer des Jubilars wissenschaftliche Beiträge widmeten. An Probleme der engeren Heimat und des Landes Tirol im ganzen reihen sich Fragen aus anderen Wissensgebieten, rein geschichtliche Arbeiten wechseln mit solchen verwandter Fächer, längere abschließende Untersuchungen mit kurzen Skizzen und Quellenveröffentlichungen. Der Band enthält viel Wertvolles. Leider kann hier auf den Inhalt der einzelnen Beiträge nicht näher eingegangen werden. Der enge Raum gestattet nur eine kurze Übersicht.

Neue Einblicke in die frühmittelalterliche Siedelungs- und Verkehrsgeschichte, aber auch die politischen Verhältnisse unserer Alpenländer, namentlich Tirols, bringt die Arbeit von H. Wopfner „Die Reise des Venantius Fortunatus durch die Ostalpen", eine kritische Würdigung der Schilderung, welche der gelehrte Venetianer von seiner um 565 unternommenen Pilgerreise zum Grabe des heiligen Martin in Tours entrollte. E. Klebels Aufsatz „Das Hohenstaufenerbe im Oberinntal und am Lech" beleuchtet durch neue Gesichtspunkte die Frage nach der Oberinntaler Grafschaft und deren Zusammenhang mit welfischen und staufischen Gebietsrechten. Skizzen zur italienischen Politik der tirolischen Landesherren bringen die Aufsätze von R. Heuberger „Anweisungen für Gesandte der Söhne Meinhards II. von Tirol" und von F. Reinöhl „Ein tirolisch-venetianischer Auslieferungsvertrag aus dem Jahre 1465". Neue gedankenreiche Wege erschließt dem Problem der Territorialbildung und Entwicklung einer einheitlichen Landesherrschaft Tirol die verfassungsgeschichtliche Studie von O. Stolz „Begriff, Titel und Name des tirolischen Landesfürstentums in ihrer geschichtlichen Entstehung". Zu Fragen der ständischen Verfassung des Landes und der Entstehung einer Landhandfeste nimmt mein Beitrag „Zur Geschichte der Tiroler Landesfreiheiten" Stellung.

Aus einem dereinst in Brixen befindlichen Kodex, einer vita Gregorii Magni, der nach mannigfachen Schicksalen heute in einem bayrischen Adelsarchiv liegt, veröffentlicht O. Redlich unter Anschluß wichtiger diplomatischer und historischer Bemerkungen als Nachtrag seiner Ausgabe der hochstiftlichen Traditionen „eine unbekannte Brixner Tradition aus dem Jahre 1067". Über „Neustifter Geschichtsquellen" berichtet A. Sparber. In den Kreis der Adelsgeschichte des Landes führen die Beiträge von K. Außerer „Die Halbsleben

Digitized by Google

(Mediavita) von Brixen und ihr Urbar", von L. Santifaller „Ein Zinsverzeichnis der Herren von Wanga in Bozen aus der Zeit um 1300", von O. Brunner „Zur älteren Geschichte der Khuen von Belasi" und von F. Huter „Die Herren von Schnals" (ein Zweig der mächtigen, im Vintschgau einst reichbegüterten Ministerialenfamilie der Montalbaner, vgl. auch das Eigenleuteverzeichnis von etwa 1250, ebd. S. 262 ff.). Als Burgenforscher bespricht namentlich auch vom baugeschichtlichen Standpunkte J. Weingartner in seiner Studie „Tiroler Edelsitze" diese Wohnstätten des Adels in ihrer Mittelstellung zwischen Burg und Wohnhaus.

Verschiedene Beiträge gelten Einzelfragen der Städtegeschichte des Landes. K. v. Ettmayer „Der Ortsname Bozen" ermittelt im Gegensatze zur herrschenden Lehre, die Bozen von einem römischen Gentilnamen Baudius ableitet, altligurischen Ursprung dieses Wortes, das noch in zahlreichen Ortsnamen am Südfuße der Westalpen, mithin im Gebiete des italienischen Ligurien, fortlebt und einen „Dornverhau zu Befestigungszwecken" bezeichnet, wogegen das italienische Bolzano erst spät aus Bozen gebildet ist. Aus Weistümern und anderen Urkunden erklärt H. v. Voltelini die schon für das 13. Jahrhundert bestehenden, ein Zweckvermögen, eine Art Stiftung darstellenden Rechtsverhältnisse für „Die Bozner Eisackbrücke". Als genauer Ortskenner entrollt C. Fischnaler ein lichtvolles topographisches Bild für „Sterzing am Ausgang des Mittelalters". Reichen münzgeschichtlichen Ertrag liefert der Aufsatz K. Moesers „Die Entstehung und Verbreitung des Namens Kreuzer für den Meraner Zwainziger Grossus". H. Hammer bespricht „eine unveröffentlichte Stadtansicht Innsbrucks von 1552", die eine Urkunde Karls V., betreffend die Verleihung der Ritterwürde an einen churrätischen Edelmann, ziert.

Die Erinnerung an einen vergessenen bedeutenden Porträtkünstler Tirols aus der nachtheresianischen Zeit hält fest die Arbeit von F. Dworschak „Leonhard Posch, ein Tiroler Medailleur". A. v. Löhr berichtet auf Grund eines Stückes der ehemaligen Ambraser Sammlung über „Rechenweisen im 16. Jahrhundert". In die Zeit der Tiroler Freiheitskämpfe führt an der Hand von Grazer Archivalien F. Popelka „Tirol 1809—1812".

Die übrigen Beiträge betreffen außertirolische Fragen. In die Geschichte des Bauernstandes leiten uns die Beiträge von A. Helbok „Der germanische Ursprung des oberdeutschen Bauernhauses" und von J. Kraft „Aus der Vergangenheit des Bauernstandes im Marchfelde, Niederösterreich". Für die Wirtschaftsgeschichte und das Bergrecht bringt mancherlei Neues der Aufsatz R. Geyers „Die Silberbergwerke in den niederösterreichischen Ländern unter Maximilian I.", indem er aus archivalischen Quellen über die Organisation der Bergbehörden im allgemeinen, über einzelne Bergwerke der Alpenländer und über die Bergwerksabgaben Fron und Wechsel berichtet. Die Beziehungen K. Sigmunds zur römischen Kurie beleuchtet an Hand einer von ihm aus einem Stettiner Kodex veröffentlichten Gesandtenrede von 1422 J. Hollnsteiner „ein neues Dokument zur Hussiten-

Digitized by Google

geschichte". Den Rechtshistoriker befriedigt für das Problem der ältesten Gestaltung der Personenhaftung die Erklärung, die P. Puntschart „zur rechtsgeschichtlichen Auslegung des Hildebrandliedes" dem Worte „wettu" in Vers 30 dieses alten Heldengedichtes gibt. „Zur Provenienzgeschichte der Wiener Genesis", eines der kostbarsten Schätze der Wiener Nationalbibliothek, vermag O. Smital aus der Korrespondenz des kaiserlichen Bibliothekars P. Lambeck eine Notiz zu entnehmen, der zufolge dieses griechische Bibelfragment vorher dem bedeutenden Kunstsammler und Kunstfreund Erzherzog Leopold Wilhelm von Österreich gehörte und mit dessen großer Bildergalerie durch letztwillige Anordnung an seinen kaiserlichen Neffen Leopold I. gelangte. Doch steht noch nicht fest, wie es in den Besitz dieses Fürsten gekommen war. Endlich sei noch auf H. Hirsch „Erläuterungen zu den Kaiserurkunden für Stadt und Kathedralkirche zu Lucca und für die Bewohner von S. Giovanni in Persiceto" hingewiesen, einen wertvollen urkundenkritischen Beitrag für die Beziehungen der Kaiser des 12. Jahrhunderts zu Italien. A. Wretschko.

Stegemann, Hermann: Der Kampf um den Rhein. Das Stromgebiet des Rheins im Rahmen der großen Politik und im Wandel der Kriegsgeschichte. 8°. X und 664 S. Stuttgart, Berlin und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1924. Geb. Mk. 14.—.

Stegemann, der die vortrefflichsten Berichte über die wesentlicheren militärischen Handlungen des Weltkrieges erstattet und in meisterliche Form gebracht hat, tritt hier mit einem Werke ganz anderer Art vor uns hin: er zieht einen bedeutsamen Längsschnitt, indem er den Rhein als Mittelpunkt und Gegenstand politischen und kriegerischen Ringens durch die Jahrhunderte herab behandelt. Dabei erscheint das Stromgebiet des Rheines gleichsam als Dreh- oder Angelpunkt deutscher Geschicke, als Zentrum nationalen Daseins, als merkwürdigster Schauplatz unseres geschichtlichen Lebens, obgleich das Stromgebiet der Weichsel kaum weniger schicksalhaft in den Wandlungen unserer Geschichte daliegt. Gewiß klingt der Name des Rheines vielen kräftiger, anheimelnder und poetischer, ohne daß er dadurch allerdings geschichtlich nur im mindesten wichtiger würde. Denn in der Tat handelt es sich ja bei dem (nach Stegemann zwei Jahrtausende währenden) Kampfe gar nicht um den Rhein, sondern um die deutsch-französische Grenze. Und im Interesse eines geschichtlich und sachlich bedingten, nicht landschaftlich voreingenommenen Denkens täte man freilich am besten, den Rhein als diesen Fluß überhaupt nicht in diese deutsch-französische Grenzangelegenheit hineinzuziehen; man vermiede so am sichersten jene gefährliche Konfundierung der Grenzlinie mit der Rheinlinie, und man brauchte dann nicht mit E. M. Arndt besonders zu betonen, daß „der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze" sei. Die Grenze nimmt in den Zeiten nationaler Staaten natur-

Digitized by Google

gemäß vor allem sprachliche und völkische Belange wahr; und die deutsch-französische Sprachgrenze verläuft seit nunmehr nahezu tausend Jahren ein gutes Stück westlich des Rheines. Für unser stolzes Hochmittelalter, für die Zeit des 11. und 12. Jahrhunderts, der Salier und Staufer, kann von einem Kampf um den Rhein schlechterdings überhaupt nicht gesprochen werden (man sehe Stegemanns Fehlanzeige S. 111!). Das ist doch kennzeichnend; und es ist weiter kein kleiner Ruhmestitel des 1871 gegründeten deutschen Kaiserreiches, daß es durch Wiederangliederung des deutschen Elsasses die durch Ludwig XIV. angemaßte französische Rheingrenze in Gemäßheit der Sprachgrenze wieder zurückverlegt hat. Dadurch ergab sich die Möglichkeit, den Weltkrieg zum Kampf a n der Grenze und u m die Grenze zu machen, und er ist tatsächlich niemals ein Kampf a m Rhein und u m den Rhein geworden. Denn man kämpft nicht um das, was man hat und rechtmäßig besitzt. Vom Kampfe um den Rhein mag der Franzose sprechen, der diesen Strom erobernd erreichen (und dann gleich noch etwas weiter) will und ihn in denjenigen Zeiten seiner Geschichte, welche ihm als die größten gelten, auch beherrscht hat: zur Zeit Ludwigs XIV. und zur Zeit Napoleons I. Für uns ist ein „Kampf um den Rhein" gar nicht auszutragen (S. 110); für uns ist das Stromgebiet des Rheines ein sprachlich und völkisch, geschichtlich und kulturgeschichtlich verankerter und nur durch Gewaltakte im Stile Ludwigs XIV. und Napoleons I. zu gefährdender Besitz. Der Kampf darum ist uns nur notgedrungene, aufgenötigte Abwehr.

Dies und die damit gegebenen Einwände vorausschickend, stellt Rezensent im übrigen gern fest, daß Stegemann eine überaus fleißige, man darf wohl sogar sagen, erschöpfende Zusammenstellung des weitschichtigen, die Vorgänge zweier Jahrtausende umfassenden Stoffes bietet, und zwar in einer bei ihm selbstverständlichen musterhaften Darstellung, welche die politischen Zusammenhänge ebenso klar herausstellt, wie sie die kriegsgeschichtlichen Vorgänge lichtvoll schildert. Die Gruppierung des Stoffes erfolgt in vierzehn Kapiteln. Es ist wohl kein Zufall, daß die umfangreichsten Kapitel gerade den schon als wichtigste Teilthemen genannten Zeitabschnitten gelten: VIII. (S. 239—314) Die Hegemonie Ludwigs XIV., das europäische Gleichgewicht und der Rhein. Von 1648 bis 1715; XII. (S. 461—532) Napoleon I. und die Vorherrschaft Frankreichs im Stromgebiet. Von 1802 bis 1815. Dieses XII. Kapitel betreffend, sei zudem bemerkt, daß die in ihm behandelte Vorgangsreihe bereits im XI. Kapitel beginnt, welches, die Seiten 411—460 umfassend, der Entwicklung des Rheinproblems vom Basler Frieden bis zum Frieden von Amiens (1795—1802) nachgeht. Wie hier im XII. Kapitel die Grenze zu eng oder willkürlich gesteckt ist, so andrerseits, den Beginn des Buches angesehen, gar zu weit. Der Zug der Cimbern und Teutonen wie der Vorstoß Ariovists haben mit dem in Rede stehenden Problem kaum etwas zu schaffen; damals war der Rhein wirklich in gewissem Sinne Grenze, wenn man nämlich nicht mit Cäsar in den Belgiern Germanenabkömmlinge sieht.

Digitized by Google

Es dürfte sich erübrigen, hier auf den Inhalt des umfangreichen Buches des näheren einzugehen. In dieser Beziehung bietet es kaum Neues; es will anscheinend eine ausgiebige, zweckentsprechend gruppierte, im Hinblick auf das Rheingebiet als Kriegsschauplatz vorgenommene Stoffsammlung sein, deren Quellen, zumeist Werke allgemeineren Charakters, bloß summarisch auf S. 663/4 als „Literatur" aufgeführt werden. Angesichts dieser heute, und schon seit geraumer Zeit, üblichen allgemeineren Angaben erscheint eine genauere Nachprüfung und eine Feststellung hinsichtlich dessen, was etwa neu ist, recht erschwert und für das Ganze nahezu unmöglich. Immerhin fordern manche Stellen des Textes Einwände heraus, sei es nach der Seite der wissenschaftlichen Begründung, sei es nach derjenigen der Auffassung. Darf man wirklich von einem „Drei- und Vierfrontenkrieg" Karls des Großen sprechen? (S. 95.) Gehört Ottos I. Sieg auf dem Lechfelde auch nur im mindesten in die durch das Thema gegebenen Zusammenhänge? (S. 109.) Läßt sich die Schweiz, wenn auch nur für die Jahre 1499—1515, als Großmacht bezeichnen? (S. 147, 176.) Ferner: wenn der mährische Feldzug Friedrichs II. 1741—42 schon erwähnt wurde (S. 332), dann durfte es nicht so durchaus zugunsten Friedrichs geschehen. Und Goethes geistreiche Wendung am Lagerfeuer bei Valmy (bei Stegemann S. 392 wiederholt): „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus", sollte am besten nicht ganz ernst genommen, mindestens aber mit kritischen Augen betrachtet werden, wozu Roethe (Goethes Feldzug in der Champagne, S. 167 f.) anregen könnte.

Zum Schluß sei gestattet, zwei Stellen auszuheben, die für die von dem Rezensenten oben entwickelte, dem Titel des Stegemannschen Buches in etwas widersprechende Auffassung zu zeugen scheinen (S. 238): „Frankreichs strategische Absicht ging allezeit, wie einst die Absicht Cäsars (?), auf die Beherrschung der Rheinlinie, die politische auf den Besitz des gesamten linken Rheinufers und die Einmischung in die deutschen Verhältnisse. Beides aber führte *über den Strom hinaus*." (Von Stegemann selbst in dieser Weise betont!) Sodann (S. 314): Ludwig XIV. hat „die historische Rheinpolitik Frankreichs, die Richelieu aus der Überlieferung herausgehoben und zum bestimmenden Faktor der französischen Machtgestaltung gemacht hatte, für ewige Zeiten festgelegt ... Der Besitz des Rheines wurde nicht nur das unverrückbare Ziel, sondern auch das *Symbol der Vormachtstellung*, die Frankreich in Europa erstrebte, um sie über die Welt zu erstrecken". Erich Bleich.

Strich, Michael: Liselotte von Kurpfalz. Mit 8 Tafeln. 219 S. Berlin, Ullstein, 1925.

Um mit dem Äußerlichen anzufangen: mit der Illustrierung hat der hierin doch sonst so splendide Verlag nicht nur keine glückliche Hand bewiesen und geknausert, sondern auch angesichts der Aufgabe: wieder einen Band der „Deutschen Lebensbilder" angemessen aus-

Digitized by Google

zustatten, glatt versagt. Der Tuileriengarten paßt auf den Inhalt wie die Faust aufs Auge; die meisten andern Bilder sind alte Ladenhüter und dazu, was Philipp I. und II. von Orleans betrifft, verheerend falsch gestellt. Das alles ist um so bedauerlicher, als es unter Umständen den Genuß des mit diesen Dingen weniger vertrauten Lesers beeinträchtigt und damit den Gesamtertrag schädigt. Glücklicherweise erfüllt der Text die denkbar höchsten Anforderungen hinsichtlich der historiographischen Gewissenhaftigkeit durchweg. Bei Strich war man ja berechtigt, seine Erwartungen auf eine Glanzleistung hoch zu schrauben; aber es gewährt dann doch besondere Befriedigung, wenn ihnen restlos entsprochen wird. Das Muß, den von ihm seit Jahren meisterhaft beherrschten Riesenstoff auf das denkbar kleinste Maß zu bringen, ließ ihn auf jeden gelehrten Apparat verzichten; deshalb ist die Bemerkung angebracht, daß der Verfasser jede Zeile, jeden Ausdruck mit zeitgenössischen Zitaten überzeugend belegen könnte. Die in Deutschland wie in Frankreich blühende Liselotte-Forschung hat mit dieser flüssigen Erzählung endlich einmal den Niederschlag ihres gegenwärtigen Standes geschenkt erhalten. Hans F. Helmolt.

Aulard, Alphonse: Politische Geschichte der Französischen Revolution. Erschienen 1901, übersetzt von F. v. Oppeln-Bronikowski. Gr.-8°. XXII und 774 S. München und Leipzig, Duncker & Humblot, 1924. Geheftet Mk. 20.—.

Der Untertitel dieses Werkes besagt, daß der berühmte Verfasser die „Entstehung und Entwicklung der Demokratie und der Republik 1789—1804" darstellen will. Dazu bemerkt er im Vorwort: „Übergangen habe ich also die Kriegsgeschichte, die diplomatische und Finanzgeschichte. Ich bin auf Vorwürfe gefaßt, daß ich die Geschichte nur im Ausschnitt gebe und dadurch fälsche." So hart wird niemand von einer Leistung sprechen, die die emsige Arbeit eines Lebens zusammenfaßt; aber dem deutschen, an Ranke und Sybel geschulten Leser wird die Begrenzung des Stoffes auch das Lückenhafte, daher Einseitige der Übersicht fühlbar machen. Dazu kommt die Tendenz — das Wort im guten Sinne gebraucht — die Aulard nicht verleugnet: die Ideen der großen Revolution zu rechtfertigen und ihren Sieg als Ausfluß des demokratischen Prinzips zu feiern. Wenn er an einer Stelle die berühmten Revolutionsmänner nacheinander prüft und unter ihnen keinen findet, den man als groß und bedeutend bezeichnen könne, so zieht er den Schluß, daß hier nicht Männer die Geschichte gemacht, sondern daß, ihnen zum Trotz, der Geist und die Doktrinen der großen Zeit sich durchgesetzt haben kraft ihres inneren, überwältigenden Wertes.

Aulard stellt die These auf, daß 1789 in Frankreich niemand die Republik wollte und selbst Robespierre, Danton, Brissot usw. Monarchisten waren; daß aber auch unter den großen Theoretikern wie Montesquieu, Voltaire, Rousseau usw. keiner die Monarchie in

Digitized by Google

eine Republik umwandeln wollte. Für Rousseau, der doch lehrte, daß der König ein Tyrann sein müsse, scheint mir das zweifelhaft zu sein; Brissot aber, dessen Bedeutung Aulard mit Recht hervorhebt, hat 1792 selbst von sich gesagt: „Ich, der ewige Feind der Könige, der nicht 1789 abgedankt hat, um meinen Haß gegen sie zu bekunden." Den Widerspruch klärt Aulard so auf, daß die Franzosen zwar keine Republik wollten, aber eine republikanische Gesinnung hegten, die sie mit Worten und Gesten bekundeten. Ueber dem König stand ihnen das souveräne Volk, und die Lehre von der Gleichheit und Brüderlichkeit beherrschte die Gebildeten.

Das Volk ist dann auch weiter die Triebfeder aller Handlungen und Geschehnisse. Aulard weist nach (was ja bekannt ist), daß die Legislative 1791 nicht republikanisch war, und er meint, daß selbst Robespierre wie Desmoulins im Frühjahr 1792 gegen die Republik waren; das „Volk" (nämlich das zweier Vorstädte von Paris!) war es, das am 20. Juni aufstand, nicht um das Königtum zu stürzen, sondern um den König, den es als Verräter erkannt hatte, zu „erschrecken und auf den rechten Weg zu bringen". Was nun geschah — es war eine der wüstesten Szenen — erzählt Aulard so: „Das Proletariat erschien auf der Bildfläche, nicht mehr wild und aufrührerisch wie Oktober 1789, sondern ruhig, stark, im Vollgefühl seiner Kraft und organisationsfähig. Das Bürgertum erbebte." Vom 10. August heißt es wieder: „Da erhob sich das Volk und stieß Ludwig XVI. vom Throne." Sonst ist über diesen Tag nichts gesagt, auch nichts von der Ermordung des Kommandanten Mandat. Aber auch die September-Morde sind hier gar nicht erwähnt. Selbst wenn man übersehen will, daß alle äußeren Geschehnisse übergangen werden, so handelt es sich hier um etwas für die innere Wandlung sehr Wichtiges: beweist doch Aulard selbst auf vielen Seiten, daß erst in diesen Wochen die öffentliche Meinung von der Monarchie zur Republik sich gewendet habe; aber es scheint, als will er den Einfluß der Morde auf die Wahlen zum Konvent verschleiern; erst an einer späteren Stelle werden sie berührt. Auch die „Föderierten" aus Marseille werden gerühmt: keine Abenteurerhorde, sondern „aus guten Familien". Dies alles sei (S. 157) „lediglich aus Vaterlandsliebe" geschehen; weil der König die Pflicht der nationalen Verteidigung versäumte und gegen die Priester-Dekrete protestierte, „erhob sich die Nation, um sich zu retten, und stieß ihn, den sie so geliebt hatte, vom Thron".

Über die Entstehung des Krieges von 1792 wird nur bemerkt, daß „Österreich in der verletzendsten Weise sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs eingemischt habe". Was auch Sorel und Chuquet zugegeben haben: daß die Gironde aus innerpolitischen Gründen den Krieg wollte, wird hier nicht gesagt. Die Schreckensherrschaft wird mit einer im Sommer 1793 befürchteten Hungersnot in Paris, dann mit der äußeren und inneren Gegenrevolution erklärt; seit der Diktatur Robespierres „herrschte eine Schlächterei Schuldiger und Unschuldiger, würdig des alten Regimes". Es ist mir nicht bekannt, daß vor 1789 in Frankreich täglich 30 Menschen geköpft wurden. —

Digitized by Google

Doch genug. Man sieht, hier ist nicht die Stärke des Werkes. Sie beruht in der Kleinarbeit, in tausend Notizen, Zeitungsauszügen, Parlamentsberichten, aber nicht in der Auffassung. Auch nicht in der Darstellung. Sie ist ermüdend, denn ihr fehlt das, worin die Franzosen einst so bedeutend waren: nicht nur der Esprit, sondern auch die Fähigkeit der Zusammenfassung, der Übersicht, der Beschränkung. Eine Flut von Einzelnachrichten und Namen stürmt auf den Leser ein und es scheint, als wenn uns von den 22 331 Gesetzen, die in neun Jahren Frankreich beglückt haben, auch nicht eines erspart werden soll. Dafür aber gibt Aulard Ausgezeichnetes in den Kapiteln, die immer wieder das Alte und das Neue gegenüberstellen, z. B. die religiösen und kirchlichen Strömungen, die Presseverhältnisse, die Parteien und natürlich die Verfassungen. Die des Jahres III wird allein auf 70 Seiten dargestellt; in diesen Dingen ist das Werk eine Fundgrube der Belehrung. Charakteristiken sind nicht häufig; am besten die Brissots und der Madame Roland. Andere überzeugen nicht, so wenn Marat eher Monarchist als Republikaner sein soll, Danton ein Mann des Kampfes und der Tat, der das Menschenmögliche getan hätte, die September-Morde einzuschränken. Dies widerspricht alles dem hergebrachten Urteil, das umzustoßen es stärkerer Beweise bedürfte. Cloots wird öfters als preußischer Baron angeführt: er stammte zwar aus der Umgegend von Cleve, doch kam er schon im 12. Jahre nach Paris; er war ein halbverrückter Fanatiker, der zum Dank für seine republikanische Schwärmerei mit den Hebertisten geköpft wurde. Mirabeaus Bedeutung tritt gar nicht hervor, auch Marie Antoinette und die Lamelles werden wenig genannt.

Frau Dr. Hedwig Hintze hat in einer für Aulard begeisterten Einleitung das Buch warm empfohlen. Sie stellt der tendenziösen Parteilichkeit Taines die „intellektuelle Redlichkeit" Aulards gegenüber. Dies ist durchaus richtig; aber Aulard ist nicht nur gewissenhafter Forscher, sondern auch Schwärmer für die Menschenrechte von 1789. So kommt er bald in inneren Zwiespalt, wenn er sieht, wie wenig die Revolution imstande war, jenes „Ideal reiner Humanität" durchzusetzen. Es fehlt ihm die Fähigkeit des echten Historikers, die Dinge zu sehen, wie sie nun einmal in Hinsicht auf die menschliche und besonders auf die französische Natur, liegen und sich gestalten. Frau Dr. Hintze schreibt: „Zu Beginn der Revolution verkündete die Constituante die internationalen pazifistischen Grundsätze Voltaires. Wenn dann Ende 1791 Brissot und seine Freunde Frankreich . . . in den Krieg hetzten, so geschieht es im Namen einer universalen Idee, für die damals freilich Europa noch nicht reif war: gegen die Koalition der Könige sollten in gemeinsamer Revolution die verbrüderten Völker sich erheben und über den gestürzten Thronen das Ideal des Weltfriedens errichten". Ist heute Europa für diese Idee reifer geworden? Ist sie nicht von vornherein ein Wahn, und nicht einmal ein schöner, denn der Satz sagt ja selbst deutlich, daß jene universale Idee des Weltfriedens durch Krieg erzwungen werden sollte. Und wenn jene Girondisten meinten, daß die Könige allzeit

Digitized by Google

aus Ehrgeiz und Eroberungssucht die Friedensstörer gewesen sind, so darf man das heute nicht mehr behaupten: Demokratien sind stets machtgieriger und angriffslustiger gewesen als die Könige. In Amerika sind die Menschenrechte zuerst verkündet worden und die schöne Idee der Gleichheit aller, die Menschenantlitz tragen; wie steht es aber in der Praxis? Sind die Neger dort gleichberechtigt, sind die Vereinigten Staaten nicht immer von nationalem Ehrgeiz, von rücksichtslosem Machthunger und Ausdehnungsdrang geschwellt gewesen?

Auch Aulard ist nicht ohne Tendenz an seine Forschungen gegangen. Beseelt von den großen, edlen Gedanken der Revolution und von ihrer Berechtigung, die sich in den demokratischen Triumphen der Folgezeit kundgibt, ehrlich überzeugt, daß man zu oft einseitig die Greuel und Verbrechen jener Epoche hervorgehoben hat, sieht er nur Licht, wo andere nur Schatten gesehen haben, und übersieht die strenge Folgerichtigkeit der Bewegungen, die über Robespierre zu Napoleon führten. —

Die Übersetzung ist im ganzen gut und flüssig. Seite 3 steht Genua für Genf. Der Revolutions-Kalender hätte in den unsrigen aufgelöst werden sollen. Richard Sternfeld †.

Egelhaaf, Gottlob: Geschichte des 19. Jahrhunderts vom Wiener Kongreß bis zum Frankfurter Frieden. 2 Bde. 478 und 610 S. Stuttgart, Karl Krabbe Verlag, Erich Gußmann, 1925. In Leinen geb. Mk. 25.—.

Seinem trefflichen, bereits in 9. Auflage vorliegenden Buche „Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart" hat der verdiente Stuttgarter Historiker jetzt zwei weitere umfangreiche Bände folgen lassen. Sie behandeln die geschichtliche Entwicklung in dem Zeitraum vom Wiener Kongreß bis zum Frankfurter Frieden. Damit ist eine häufig schmerzlich empfundene Lücke in der historischen Literatur endlich ausgefüllt. Der Fachgenosse erhält ein bequemes und zuverlässiges Nachschlagewerk, der Geschichtsfreund ein wertvolles, anregendes Lese- und Lernbuch.

In der Tat, wir dürfen uns des neuen, schönen Besitzes aufrichtig freuen. In ihm sind neben eigenen interessanten Erinnerungen des Verfassers die gesicherten Ergebnisse langjähriger, eindringender, die in Betracht kommende Literatur vollkommen beherrschender, auch die des Auslandes genügend berücksichtigender Studien niedergelegt. Hier offenbaren sich tiefgreifende Einsicht in die bewegenden und hemmenden Kräfte des Völkerlebens, selbständige Denkarbeit und abgeklärte geschichtliche Weisheit in erstaunlicher, kraftvoller Fülle und Ergiebigkeit. Und das alles in einer Form, die in ihrer vornehmen Gelassenheit und Sachlichkeit, in ihrer durchsichtigen Klarheit und ihrem geistigen Gradsinn den empfänglichen Leser wohltuend berührt und dauernd fesselt.

Digitized by Google

Mit heißem Herzen, aber ohne jegliche Voreingenommenheit behandelt der Verfasser vor allem die Entwicklung der deutschen Angelegenheiten. Den Höhepunkt des ganzen Werkes bildet zweifellos das Kapitel von der Einigung Deutschlands. Und es ist „merkwürdig und erhebend" zu sehen, wie dieser süddeutsche, ganz und gar in den Bahnen Paul Pfizers wandelnde „Preuße" schon in jungen Jahren dem deutschen Beruf des verlästerten und verhaßten friderizianischen Staates aufmerksame Beachtung geschenkt hat und mannhaft für ihn in Wort und Schrift eingetreten ist. Daß in seiner Darstellung auch die großen Führernaturen, wie Wilhelm I., Bismarck, Moltke, Roon usw., gebührende Würdigung erfahren, bedarf keiner Versicherung. Daß aber auch Wesen und Wirken von Persönlichkeiten, wie der vielangefeindeten Prinzessin, nachmaligen Königin und Kaiserin Augusta, in ihrer vollen historischen Bedeutung erkannt und demgemäß eingeschätzt werden, ist um so höher anzuschlagen, als die Mehrzahl der Historiker noch heute gewohnt ist, diese Fürstin ausschließlich in Bismarckischer Beleuchtung zu sehen. —

Im ersten Bande werden dargestellt: „Das Zeitalter der Restauration" (1815—30), die Julirevolution und ihre „Einwirkung" auf Europa (1830—48) und die „Revolution" (1848—51). Eingehend werden die Verfassungskämpfe in Deutschland (1815—19) behandelt, die politischen Vorgänge im romanischen Europa, der griechische Unabhängigkeitskampf, die Anfänge der sozialistischen Bewegung, die Parlamentsreform in England, die Gründung des Königreichs Belgien, die zweite Republik und das zweite Kaiserreich Frankreichs und die Kämpfe um die nationale Einheit in Italien und Deutschland. Von hohem Interesse sind namentlich die Ausführungen (I, 201 f.) über die „Unversehrtheit und Unverletzlichkeit" Belgiens, die in dem von allen Großmächten und von Belgien selbst genehmigten Vertrage vom 15. November 1831 nicht wieder berührt wurden, und zwar deshalb, weil England und Preußen sich die ihnen auf Grund des geheimen Aachener Abkommens von 1818 eingeräumte und seitdem niemals bestrittene Möglichkeit, bei entstehender Gefahr belgisches Gebiet zu besetzen, nicht erschweren lassen wollten. Unbegreiflich ist, daß das Deutsche Reich im Jahre 1914 es verabsäumt hat, von dieser klaren Rechtslage zu seinen Gunsten Gebrauch zu machen.

Gar zu kurz geraten ist die Schilderung der Berliner Märzereignisse (I, 412 f.). Sie würde sich an der Hand von Max Lenz' Geschichte der Universität Berlin wesentlich erweitern — und vertiefen lassen.

Der Inhalt des zweiten Bandes umfaßt die Periode, da Europa unter Frankreichs Vorherrschaft stand, den ostindischen Aufstand, den Sezessionskrieg in den Vereinigten Staaten, die Einigung Italiens, die Jahre der Reaktion in Deutschland und Österreich (1850—58) und die Einigung Deutschlands (1858—71).

Mit leuchtenden Farben, frisch, lebendig und übersichtlich sind die deutschen Einigungskriege geschildert. Als Ganzes betrachtet, stellen diese Abschnitte eine außerordentliche Leistung dar. Immerhin

Digitized by Google

fordern manche Einzelheiten zu ernstem Widerspruch heraus. So wird z. B. (II, 417) bemerkt, daß nur Prinz Friedrich Karl „die neuen Anforderungen [der Moltkeschen Strategie] begriffen" habe. Sehr richtig. Es hätte jedoch hinzugefügt werden müssen, daß der Prinz nur selten ihnen gemäß gehandelt hat. Siehe Königgrätz, siehe Metz. Das Verhalten des Prinzen August von Württemberg am 18. August 1870 (II, 430 ff.) vermag, was Egelhaaf übersieht, vor der militärischen Kritik nicht zu bestehen. „Das stiermäßige Anrennen" des ihm unterstellten Gardekorps, dieser einzigartigen Elitetruppe, gegen die feindliche Feuerfront hat von berufener Seite, auch von Bismarck, schärfsten Tadel erfahren. Auch dem Verdienste des Kronprinzen Albert von Sachsen und seinem selbständigen Führerentschluß, der die Schlacht bei St. Privat-Gravelotte zugunsten der deutschen Waffen entschied, wird Egelhaaf nicht gerecht. Die sachkundigen und überzeugenden Ausführungen von Paul Haake über „Kronprinz Albert am 18. August 1870" (Archiv für Sächsische Geschichte 33 f.) scheinen ihm entgangen zu sein. Und wie wenig der Kavallerieführer v. Rheinbaben — im Gegensatz zu Egelhaaf — seiner Aufgabe bei Metz gewachsen war, hat ja bereits Fritz Hönig dargetan. Ebenso werden die militärischen Fähigkeiten und Leistungen des Großherzogs Friedrich Franz II. zu hoch eingeschätzt.

Selbstverständlich wird es in einem so umfang- und inhaltsreichen Werke gelegentlich auch an sonstigen kleinen Irrtümern und Versehen nicht fehlen, ohne daß der Wert des Ganzen dadurch auch nur im geringsten beeinträchtigt wird. Von Fehlgriffen seien hier angemerkt:

I, 15: Nach Egelhaaf wird Luxemburg als Entschädigung Dänemark zugesprochen. Es liegt eine Verwechselung mit dem Herzogtum Lauenburg vor.

— 23: Hiernach soll der König von Dänemark für „Schlesien" in den Deutschen Bund eingetreten sein. Es handelt sich natürlich um Holstein und Lauenburg.

— —: Prinzessin Charlotte vermählte sich nicht „1818", sondern am 13. Juli 1817.

— 32: Dem Autodafé auf der Wartburg am 18. Oktober 1817 sollen auch ein „Ulanenschnürleib, ein Zopf und ein preußischer Korporalstock" zum Opfer gefallen sein. Was unter dem „Ulanenschnürleib" zu verstehen ist, bleibt bei Egelhaaf völlig unklar. Nach Euler (Jahn, 529) wurden verbrannt: ein Schnürleib, von dem es hieß:

„Es hat der Held und Kraft-Ulan
Sich einen Schnürleib angetan,
Damit das Herz dem braven Mann
Nicht in die Hosen fallen kann."

Ferner ein „Pracht-, Prahl- und Patentzopf" und endlich ein großmächtiger Korporalstock".

— 36: Das bekannte Edikt Friedrich Wilhelms III. vom 22. Mai 1815 rührt *nicht* von *Stein* her; es ist vielmehr auf

Digitized by Google

Betreiben Hardenbergs erlassen worden. (Max Lehmann, Stein, III, 476.)

I, 278: Statt „Graf" ist zu lesen: „Freiherr" Droste zu Vischering.

— 298: Der Erzieher Friedrich Wilhelms IV. hieß Friedrich, nicht Gottlieb, Delbrück, und der Obergouverneur des Prinzen nannte sich Diericke, nicht Diercke.

II, 156: Prinz Wilhelm (I.) wurde bereits im Herbst 1849 zum Generalgouverneur der Rheinprovinzen ernannt, nicht erst 1853.

— 174: Hausminister war seit 1861 der Freiherr von Schleinitz. Graf Pückler, der „Oberhof- und Haus-Marschall", ist niemals Staatsminister gewesen.

— 297: Zu der Interpellation Bennigsens in der Luxemburger Frage vom 1. April 1867 wäre vielleicht noch hinzuzufügen: „nach Verabredung mit Bismarck". (H. Oncken, Bennigsen, II, 35.)

— 385: Hier kehren der unausrottbare „preußische" Botschafter v. Werther und der nicht minder hartnäckige „Königliche Sekretär" Abeken wieder.

— 394: Statt „Preußisches Staatsarchiv" ist zu lesen „Preußisches Geheimes Staatsarchiv in Berlin".

— 537: Hier muß es heißen: 7. (westfälisches), nicht (rheinisches) Korps.

— 546: „Der Degen" Friedrichs des Großen, d. h. der historische, den er viele Jahre, vor allem im 7jährigen Kriege, getragen hatte, ist nicht von Napoleon geraubt worden — er befand sich damals in Königsberg —, sondern ein anderer (Parade-) Degen des Königs aus dem Potsdamer Stadtschloß. —

Das Register, das nebst einer dankenswerten Zeittafel das verdienstvolle Werk abschließt, ist trotz seines Umfanges bei weitem nicht vollständig. Es fehlen die Namen Abeken, Cicero, Catilina, Diericke, Dönniges, Ellrichshausen, Heinleth, Massena, Pallières (des, nicht de) und viele andere. Georg Schuster.

Renouvin, Pierre: Les origines immédiates de la guerre (28 juin — 4 août 1914). 1 volume in-8° de XVI et 277 pages. (Publications de la Société de l'histoire de la guerre, dritte Reihe.) Paris, A. Costes, 1925. Fr. 15.—.

Renouvin, Konservator an der Bücherei des französischen Kriegsmuseums, genießt seit geraumer Zeit auf Grund gediegener Veröffentlichungen verdientermaßen den Ruf eines Forschers von Methode und Wahrheitsliebe. Er erhöht ihn mit dem vorliegenden Buch um ein beträchtliches. Auf alle Fälle bildet es in dem durch schlechten Absatz (und infolgedessen geringes Papier) erschwerten Kampfe der wenigen Franzosen von Vorurteilslosigkeit und Willen zur Objektivität eine weithin sichtbare erfreuliche Etappe. Daß es darin noch lange nicht den Abschluß bedeutet, liegt in der Natur der Sache. So konnte, um nur eins hervorzuheben, Renouvin beim Abfassen des betreffenden Kapitels noch nicht Ljuba Jowanowitschs Enthüllungen über die direkte

Digitized by Google

Mitschuld der serbischen Regierung an der Ermordung Franz Ferdinands (vgl. „Die Kriegsschuldfrage" III, 2 ff., Februar 1925 und folgende Monate). Von besonderer Sorgfalt zeugt das Untersuchen der genauen zeitlichen Aufeinanderfolge der zahlreichen Depeschen und Noten nach Abgang und Eintreffen. Doch darf gerade hierzu der methodologische Einwurf gestattet sein, daß hierin neuerdings die Kriegsschuldhistoriker wohl des Guten zu viel tun. Die ex post geschöpfte Meinung, die zweihundertundzwanzigste „Démarche" der oder jener Regierung sei lediglich unter dem überragendem Eindrucke des zweihundertundneunzehnten Eingangs entworfen worden, befaßt sich zu wenig mit der allgemeinen psychischen Verfassung der (wechselnd!) maßgebenden Männer. Mit der allzu minutiösen Einrangierung der zahllosen Erklärungen in ein zeitliches, nicht bloß nach Stunden, sondern sogar nach Minuten rechnendes Schema ist man zu einer Afterwissenschaft gelangt, die sich je länger desto mehr von der geschichtlichen Wirklichkeit zu entfernen droht. Helmolt.

Fester, Richard: Die Politik Kaiser Karls und der Wendepunkt des Weltkrieges. 8°. XV, 310 S. München, J. F. Lehmann, 1925. Geheftet Mk. 8.—.

Da Geheimrat Fester einmal durch die Wahl des Verlags seinen stramm nationalen Standpunkt ehrlich bezeugt und anderseits die gegenüber einem Vorwurfe von so junger Vergangenheit methodisch zu machenden Kautelen selbst umrissen hat, so ist gegen sein Verfahren und Vorgehen nichts Wesentliches einzuwenden. Ja, ich möchte die Opferfreudigkeit, womit er einem Thema zu Leibe ging, zu dem jeder neue Tag neue Einzelheiten unter Umständen recht einschneidender Art bringen kann (man braucht daraufhin bloß gewisse Sensationsblätter Wiens aufzuschlagen) besonders anerkennen. Muß schon jedes andere Geschichtswerk mit der Gefahr rechnen, im Augenblicke des Erscheinens teilweise veraltet zu sein, so liegt in unserm Falle direkt die Sicherheit vor, daß es so ist. Dennoch war es von hohem Wert, einmal aus allem bis zu einem gewissen Zeitpunkt Erreichbaren mit fester Hand die Bilanz zu ziehen, den soliden Grund zu legen und der Fachwissenschaft getrost den weiteren Ausbau zu überlassen. Die Kunst, womit Fester eine Menge versteckten und neu erschlossenen Stoffes zu einem harmonischen Mosaik von erschütternder Wucht zusammengefügt hat, ist bewundernswert; das wird ihm jeder, der auf demselben oder ähnlichem Felde geackert hat, gern zubilligen. Über Prinz Sixtus, Kaiser Karl und Graf Czernin, Kaiserin Zita und Matthias Erzberger sind nunmehr die Fundamente für ihre Be- und Verurteilung gelegt. Das Ganze liest sich wie ein Schauerroman. Man glaubt es kaum, mit welcher Frivolität die sogenannten leitenden Persönlichkeiten Österreichs die Verantwortung für das ihnen in Gestalt des Vierbunds anvertraute Pfand aufgefaßt und — veraast haben.

Helmolt.

Digitized by Google

Hessel, Alfred: Geschichte der Bibliotheken. Ein Überblick von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. 8°. VII, 147 S. 8 Taf. Göttingen, Dr. H. Th. Pellens & Co., 1925. Mk. 9.—.

Es hat langer Zeit bedurft, bis die Erkenntnis Boden gewann, daß Bücher vergangener Kulturepochen auch noch in anderer Hinsicht geschichtlichen Quellenwert besitzen, als durch die Gedanken ihrer Autoren, die sie den Stürmen der Jahrhunderte zum Trotz zu uns herüberretteten. Setzt die Entstehung und Benutzung von Büchern ein entwickeltes geistiges Leben voraus, so mußten die buchtechnischen Hilfsmittel den an sie gestellten Anforderungen und der jenen zuteil werdenden Schätzung sowohl an Brauchbarkeit wie an ästhetischem Wert entsprechen. Das gilt von Schrift und Druck, von Einband und Aufstellung der Bücher. Ist die Paläographie ein Kind der erwachenden historischen Kritik des Humanismus, so blieben Inkunabelkunde, kunstgeschichtliche Betrachtung des Bucheinbandes und Geschichte des Bibliothekswesens unserer Generation vorbehalten und man kann infolge der verhältnismäßig geringen Zahl der Fachvertreter dieser Forschungsgebiete nicht sagen, daß Einzeluntersuchungen bereits in reicher Fülle zur Verfügung stehen.

Um so bemerkenswerter ist es, wenn der Verfasser des vorliegenden Buches schon jetzt den Versuch unternimmt, die Geschichte der Bibliotheken im weitesten Rahmen darzustellen. Büchersammlungen sind nicht Selbstzweck, sondern Mittel, die zur Befriedigung literarisch-wissenschaftlicher Bedürfnisse dienen. Ihre Zusammensetzung und ihre Wirkungsweise lassen sich deshalb nur verstehen, wenn man die zeitlich und lokal bedingte geistige Struktur ihrer Benutzer kennt oder aus jenen zu erschließen vermag. Nicht die Daten der Gründung und der Weiterentwicklung der einzelnen Sammlungen, sondern die Wechselwirkung, die zwischen ihnen und ihrem Benutzerkreis fortgesetzt stattfindet, die letzte Ursache der Veränderungen des Bücherschatzes und seiner Verwaltungsorganisation, bildet den Grund für die kulturgeschichtliche Bedeutung der Bibliotheksgeschichte. Ihre Darstellung in diesem Sinne ist heute noch nicht möglich. Hessel will deshalb in seinem Buch nur einen „Überblick" bieten, die bisher erzielten Ergebnisse zusammenfassen und die noch vorhandenen Lücken aufzeigen. Das ist ihm in überraschender Weise gelungen. Jedes der neun Kapitel beschäftigt sich mit einem großen Abschnitt der Kulturentwicklung: Altertum, Übergangszeit, Hoch- und Spätmittelalter, Humanismus, Reformation, Aufklärungszeitalter, die Französische Revolution und ihre Folgen und die Gegenwart, um mit einem Blick auf die Geschichte des modernen Volksbüchereiwesens zu schließen. Nur der indische und ostasiatische Kulturkreis, der, soweit wir bisher wissen, keinen Einfluß auf das abendländische Bibliothekswesen ausübte, konnten übergangen werden. Die Staaten der alten Welt wechseln sich in der Führung ab. Wie dem späten Griechenland mit dem Weltwunder der großen Bibliothek von Alexandria im Altertum, gebührt im Zeitalter der Alleinherrschaft der Kirchen- und Klosterbüchereien Deutschland der Vorrang. Der Humanismus verlegt das Übergewicht nach Italien, während mit der

Digitized by Google

Reformation das Mutterland des Buchdrucks wieder in den Vordergrund tritt. Dann aber holen Frankreich und England mächtig auf: Das 17. Jahrhundert schuf die Bodleiana in Oxford und die Mazarine in Paris, das 18. die Bibliothèque du Roi in Paris und das Britische Museum in London; die große Revolution brachte den Gedanken der Zentralisation der Bücherbestände und das Prinzip der Öffentlichkeit. Aber die Übertreibung der Zentralisation verursachte es, daß es heute in Frankreich nur drei Institute von nahezu einer halben Million Bücher außerhalb der Hauptstadt gibt. In Deutschland aber, das seit 1735 in Göttingen die erste moderne Bibliothek der Welt besaß, vermied man glücklich diesen Fehler. Neben den Millionenbibliotheken in Berlin und München entwickelten sich zehn andere, die mit ihrem Bücherbestand von etwa einer halben Million auch außerhalb der beiden genannten Städte gelehrte Arbeit ermöglichen, ganz abgesehen von den zahllosen kleineren Büchersammlungen und dem ausgedehnten Leihverkehr, dessen Großzügigkeit und Liberalität von keinem anderen Land erreicht wird.

Daß eine derartige Darstellung im einzelnen noch ergänzt werden könnte, versteht sich von selbst. Ein übersichtlich gruppiertes Literaturverzeichnis und ein Register der Bibliotheken und Personennamen sind dem Buch beigegeben. Im Anhang veranschaulichen 15 Abbildungen die wichtigsten Typen von Bibliotheksinnenräumen. Der Druck ist von erfreulicher Klarheit. Das Buch stellt einen wohlgelungenen Versuch dar, den weitverstreuten Stoff zusammenzufassen und in seiner Entwicklung zu zeigen. Es bietet der noch in den Anfängen stehenden bibliotheksgeschichtlichen Forschung ein wertvolles Orientierungsmittel. Gustav Abb.

Precht, Hans: Englands Stellung zur deutschen Einheit 1848—1850. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1925. (Beiheft der Historischen Zeitschrift.) VIII und 181 S. Mk. 6.—.

Diese von A. O. Meyer angeregte Göttinger Doktor-Dissertation behandelt die diplomatischen Beziehungen Englands zu Deutschland in den Jahren 1848—1850, wofür in Aktenpublikationen, Briefsammlungen, Lebensbeschreibungen und Zeitungsartikeln jetzt ein beinahe überreiches Material vorliegt. Der Verfasser gibt darüber ein in 20 Kapitel geteiltes sorgfältiges Referat, das er nicht sehr scharf in die beiden Perioden „Von der Februar-Revolution bis zur Auflösung der preußischen Nationalversammlung" (also 11. November 1848) und „Vom Waffenstillstand von Malmö bis zur Punktation von Olmütz" (also 26. August 1848 bis 29. November 1850) gliedert. Neue Informationen hat sich der Verfasser aus den geheimen Berichten Bunsens an das Auswärtige Amt in Berlin und aus den ihm aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv übersandten Stücken der Berichte des österreichischen Gesandten Koller in London zu verschaffen gewußt. Dagegen hat er leider „der Ungunst der Zeit wegen auf eine Reise nach London verzichtet", so daß die neuerliche Öffnung

Digitized by Google

der englischen Archive bis zum Jahre 1878 dieser Abhandlung noch nicht zugute gekommen ist. Er hätte aber sein Thema viel gründlicher erfassen können, wenn er die in vielen deutschen Bibliotheken vorhandenen „Parliamentary Papers" herangezogen hätte, statt sich nur auf die Leitartikel und Stimmungsbilder der Times, der Daily News, Edinburgh Review, Morning Post usw. zu berufen.

Von den 20 kurzen Kapiteln betreffen 11 die Schleswig-Holsteinsche Frage, bei deren Lösungsversuchen europäische Machtfragen stärker zur Geltung kamen als das deutsche Nationalinteresse in den Herzogtümern und seine Verflechtung mit der Verfassungsfrage zur Herstellung der deutschen Einheit. Ausschlaggebend erscheint dem Verfasser dabei die Politik Palmerstons, deren Wandlungen weitaus den Hauptinhalt des Buches bilden. Ob aber der Erklärungsversuch, daß diesem englischen Staatsmann, der sich als typischer Vertreter des „John Bull" Popularität errang, die Hinneigung zu französisch-demokratischen Überzeugungen „im Blute lag", ist doch sehr zweifelhaft. Noch gar nicht beachtet ist in der historischen Literatur die Frage, ob die englische Parteilichkeit für Dänemark nicht damit zusammenhing, daß die dänischen Besitzungen an der afrikanischen Küste damals an England abgetreten wurden, worüber uns die „Parliamentary Papers" von 1850 Auskunft geben. Auch der erste Teil des Blaubuches „Correspondence of the affairs of Denmark 1850—1858" hätte Berücksichtigung verdient. Precht stellt die unermüdlichen Einwirkungen Bunsens in helleres Licht, als es bisher geschehen ist. Leider hatten dessen Bemühungen trotz der deutschfreundlichen Einstellung der Königin und des Prinzgemahls nicht den Erfolg, auf den sie berechnet waren. Sein Hauptgegenspieler in der Beeinflussung der öffentlichen Meinung in England war John Delane, seit 1841 Herausgeber der Times, über den wir seit 1908 ein zweibändiges Werk von A. L. Dasent besitzen. Sehr kurz werden „die Handelsbeziehnngen Englands mit Deutschland in den Jahren 1848 bis 1850" und der Versuch, eine deutsche Flotte zu schaffen, behandelt. Die Stellung Englands zu dem preußischen Plane einer Unionsregierung hatte schon deshalb keine praktische Bedeutung, weil König Friedrich Wilhelm IV. darauf nicht den Ernst von Staatsangelegenheiten erstreckte. Im zweiten Bande der Cambridge History of British Foreign Policy (Cambridge 1923) werden diese resultatlosen Verwicklungen der Jahre 1848—1852 daher so gut wie vollständig übergangen. Im Hintergrunde tauchten ja damals auch die entschlossenen Politiker Fürst Schwarzenberg in Österreich und Graf Nesselrode in Rußland als die Deutschlands Schicksal entscheidenden Männer auf. Die Sendung des Generals von Radowitz nach England, die im vorletzten Kapitel behandelt wird, ist also nur als eine Nebenerscheinung der preußischen Liquidation der deutschen Unternehmungen zu betrachten. Gegen die durch die Schmach von Olmütz herbeigeführte Reaktion hatte Palmerston nichts einzuwenden. Precht findet dabei Gelegenheit, das Sündenregister der preußischen Politiker noch einmal kurz zu rekapitulieren.

Digitized by Google

Bedeutet das Büchlein auch keine wesentliche Bereicherung unserer Kenntnis, so verdient der Fleiß, der auf die Zusammenstellung der englischen diplomatischen Noten und der Stimmungsartikel in einem Teile der englischen Presse verwandt worden ist, doch Anerkennung.

Ludwig Rieß.

Kurze Anzeigen.

Hopfner, Theodor: Orient und griechische Philosophie. (= Beihefte zum „Alten Orient", Heft 4.) 8°. 89 S. Leipzig, Hinrichs, 1925. Mk. 2.40.

Hopfner prüft die griechischen und lateinischen Nachrichten über den Einfluß der orientalischen Weisen auf die ältesten griechischen Philosophen bis Platon und weist nach, daß die antiken Zeugnisse infolge ihres zeitlichen Abstandes von der Blüte der Philosophen, ihrer Urheber und ihres Inhalts durchaus unglaubwürdig erscheinen. Auch zeigt er, daß ein engerer Verkehr zwischen den Philosophen und den orientalischen Priestern in so früher Zeit höchst unwahrscheinlich ist, ebenso wie der Tiefstand der exakten Wissenschaften im Orient einen Einfluß auf die Entstehung der Wissenschaft bei den Griechen ausschließe. Nur die Bewunderung der Griechen vor den gewaltigen Bauwerken der Ägypter und Babylonier und dem hohen Alter ihrer Kultur hat sie veranlaßt, den Priestern als den Hauptvertretern der kulturellen Entwicklung geheimnisvolle Weisheit zuzuschreiben. Die allegorische Auslegung bot das Mittel dar, in den religiösen Sagen der Orientalen die philosophischen Erkenntnisse der ältesten Denker vorgebildet zu finden. Erst die hellenistische Zeit hat eine tiefe Beeinflussung der immer stärker mystisch gerichteten Systeme der Stoiker und Neupythagoräer durch die mystischen orientalischen Lehren gebracht. Schließlich hat dann im Neuplatonismus die Theosophie und Mystik des Orients den Sieg über das philosophische Denken der Griechen davongetragen. Die Schrift Hopfners ist so vorzüglich geeignet, das tief gewurzelte Vorurteil von der hohen Weisheit des alten Orients und der Abhängigkeit der griechischen Philosophie zu zerstören. Vollkommen selbständig hat sich in Jonien die Geburt der reinen Wissenschaft vollzogen.

Münzer, Friedrich: Die politische Vernichtung des Griechentums. (= Das Erbe der Alten. II. Reihe, Heft 9.) 8°. IV und 69 S. Leipzig, Dieterich, 1925. Mk. 2.80; gebunden Mk. 4.—.

Münzer hat 6 Vorträge (Die politische Entwicklung des Griechentums bis gegen 220 v. Chr.; Das Geschick der Westgriechen; Die griechische Welt und der Hannibalische Krieg; Makedoniens Sturz als Griechenlands „Befreiung"; Das Griechentum beim Zusammen-

Digitized by Google

stoß der Großmächte des Ostens und des Westens; Das Ende des staatlichen Lebens des Griechentums) in diesem Heft vereinigt. Er will nicht eine erschöpfende Geschichte der Vernichtung des staatlichen Griechentums geben, sondern zeigen, wie die griechischen Staaten in die Weltpolitik hineingezogen und infolge ihres nicht zu unterdrückenden Strebens nach Selbständigkeit beim Zusammenstoß der Großmächte zugrunde gingen. Münzer zeichnet zunächst die Entwicklung der griechischen Polis, deren Eifersucht auf ihre Autonomie es nie zu einer nationalen Einigung kommen und auch die Bildung des griechisch-makedonischen Weltreiches als Knechtschaft empfinden ließ. So konnte in den Kämpfen der Diadochen das Schlagwort der Freiheit Griechenlands immer auf begeisterte Zustimmung rechnen. Derselbe Erbfehler der politischen Zersplitterung hat die blühenden griechischen Gemeinwesen Unteritaliens und Siziliens schließlich den Römern ausgeliefert, hat im Hannibalischen Kriege, in den beiden makedonischen Kriegen, im syrischen Krieg jede Vereinigung aller griechischen Kräfte zum Kampf gegen die Weltmacht des Westens verhindert, es vielmehr den Römern ermöglicht, die hellenistischen Großmächte mit griechischer Hilfe niederzuzwingen. Nur im engsten Zusammenschluß des gesamten Griechentums hätte die Rettung gelegen; statt dessen haben die Staatsgebilde des griechischen Mutterlandes, betört durch das Versprechen der „Befreiung" vom makedonischen Joch, alles getan, um ihre natürlichen Beschützer zu vernichten, und auch die großen Monarchien vermochten ihre selbstsüchtigen Ziele nicht dem Wohl des Ganzen zu opfern. Das Ergebnis war die Fremdherrschaft, die alles selbständige Leben erdrückte. Es ist zu begrüßen, daß Münzer diese gewiß nicht neuen Gedanken in flüssiger Darstellung einem weiteren Leserkreise vermittelt hat.

Weber, Wilhelm: Der Prophet und sein Gott. Eine Studie zur vierten Ekloge Vergils. (= Beihefte zum „Alten Orient", Heft 3.) 8°. 158 S. Leipzig, Hinrichs, 1925. Mk. 3.60; gebunden Mk. 4.80.

Es ist außerordentlich schwer, fast unmöglich, in einem kurzen Referat einen Überblick über den Inhalt und den Grundgedanken dieses Buches zu geben. Ausgedehnte Belesenheit hat von allen Seiten, namentlich auch aus indischen Quellen, eine Fülle des Stoffes zusammengetragen, die nun über den Leser ausgeschüttet wird. Es ist der Hauptfehler des Buches, daß der Stoff nicht klar gegliedert wird; hinzu kommt erschwerend ein blumenreicher, oft recht gesuchter Stil. So ist die Lektüre kein reiner Genuß. Mag man zu den Ergebnissen Nordens in seiner „Geburt des Kindes" stehen, wie man will, den Vorzug einer klaren Gliederung, eines streng logischen Aufbaus, einer einfachen und doch edlen Sprache muß man seinem Buch vor dem Weberschen auf jeden Fall zuerkennen. Weber versucht die 4. Ekloge aus der Entwicklung des Dichters und den Zeit-

Digitized by Google

verhältnissen heraus zu erklären. Hier findet er schöne Worte für den Genius Vergils, für die Schönheit seines poetischen Stils, für die Reinheit seines Strebens. Die Zerrüttung des Staates und der Gesellschaft, die Sehnsucht nach Frieden und dem göttlichen Mann, der ihn bringen soll, die Durchdringung der religiösen Vorstellungen mit Elementen des Orients sind die Voraussetzungen für die Entstehung des Gedichts. Den Fünfzehnmännern der Sibyllinischen Bücher wird eine Hauptrolle für die Vermittlung der östlichen Gedanken und Anschauungen zugeschrieben, die in der Ekloge zum Ausdruck kommen. Der Hauptteil des Buches ist dem Nachweis der Herkunft dieses Gedankengutes gewidmet. Wie Ed. Norden führt uns auch Weber nach Ägypten und dem fernen Osten, und überraschend sind oft die Anklänge, auf die er hinweist. Manchmal wird man allerdings das Gefühl nicht los, daß zu viel bewiesen werden soll. Alles in allem muß man anerkennen, daß die Gelehrsamkeit des Verfassers manches neue Licht auf das seltsame Gedicht geworfen und neue Verbindungsfäden zwischen Westen und Osten aufgezeigt hat. Fritz Geyer.

Bauckner, A.: Einführung in das mittelalterliche Schrifttum. 8°. X, 174 S. (= Sammlung Kösel, Bd. 97.) München und Kempten, J. Kösel und Fr. Pustet, 1923.

Das Buch „wendet sich (laut Vorwort) grundsätzlich an den Nichtfachmann. Es behandelt die gesicherten Ergebnisse der Forschung auf den einschlägigen geschichtlichen Gebieten" gemeinverständlich und in Kürze. Seine Kapitel sind überschrieben: 1. Die Geschichtsquellen im allgemeinen (Überreste; Tradition); 2. (S. 4—19) Die schriftlichen Quellen des Mittelalters im Bereiche der westeuropäischen Kultur (Die vorkommenden Sprachen; Die angewandten Schriften); 3. Die lateinische Schrift (S. 23—38: Erscheinungsformen); 4. (S. 46—56) Das Schreibgerät; 5. Die Schreiber; 6. (S. 64—101) Die Urkunden; 7. Die Handschriften; 8. (S. 115—141) Das Alter der Handschriften und Urkunden (gibt im wesentlichen die Grundzüge der mittelalterlichen Zeitrechnung); 9. Die Überlieferung (Urschriften, Abschriften, Fälschungen; 10. (S. 142—148) Die Auslegung; 11. Die Editionstechnik; 12. (S. 153/4) Die Behebung von Schäden. Den Schluß machen eine, den Zweck des Buches angesehen, fast zu reichhaltige (S. 155—164) Bibliographie und das Sachregister. Wenn die nicht immer zuverlässige Bibliographie schon eine „Bibliothekslehre" aufführen wollte, so mußte sie nicht die Petzholdtsche (von 1883), sondern die aus dieser herausgewachsene Graeselsche nennen.

Jakob, Karl: Quellenkunde der deutschen Geschichte im Mittelalter (bis 1400). 1. Bd. 3., durchgearbeitete und vermehrte Auflage. 8°. 124 S. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co., 1922.

Digitized by Google

Jakobs Buch hat sich bereits wohl bewährt und steht von der Wissenschaft anerkannt da. Der vorliegende Band verbreitet sich in der Einleitung (S. 5—16) über Begriff und Aufgabe der Quellenkunde sowie über den allgemeinen Charakter des Quellenmaterials für die deutsche Geschichte. Das erste Kapitel befaßt sich mit Sprache, Überlieferung und Sammlung des Quellenmaterials, gibt aber vor allem (S. 28—59) eine allgemeine Übersicht über die Quellen der deutschen Geschichte im Mittelalter sowie über die wichtigsten Quellensammlungen. Das zweite Kapitel (S. 70—121: Die wichtigsten Quellen der einzelnen Epochen) gilt der Zeit der Karolinger und den Zeiten der Herrschaft des sächsischen Hauses.

Hellmann, S.: Das Mittelalter bis zum Ausgange der Kreuzzüge. 2. erweiterte und veränderte Auflage. 8°. 398 S. (= Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. Herausgegeben von L. M. Hartmann. 4. Teil.) Gotha-Stuttgart, F. A. Perthes, 1924.

Die ersten fünf Teile der Hartmannschen Weltgeschichte sind in den „Mitteilungen" (Bd. 49, S. 70/2), allerdings mit anderen weltgeschichtlichen Darstellungen zusammen und nur ihrer allgemeinen Haltung nach, gekennzeichnet worden. Der vierte Teil, in zweiter Auflage vorliegend, erscheint um 48 Seiten vermehrt; die damit gegebene Erweiterung des Textes kommt vor allem des II. Buches zweitem Kapitel zugute, dessen Überschrift auch verändert ist, und zwar in „Kaisertum und Kirchenreform" (anstatt: „Das Deutsche Reich auf der Höhe seiner Macht", in der 1. Auflage). Ebenso lautet der Titel des II. Buches (S. 91—192) nicht mehr: „Übergewicht Deutschlands — Erwachen der Peripherievölker zu staatlichem Leben", sondern nur „Das Kaisertum, Erwachen" usw. Und doch möchte man die Zentralstellung des Deutschen Reiches im Mittelalter lieber in der kräftigeren Kennzeichnung der 1. Auflage oder sonst irgendwie anders gewahrt sehen. Freilich berechtigen die vier in jenem zweiten Kapitel geschilderten Regierungen der Jahre 983—1056 keineswegs alle zu jenem Ausdrucke, der für die Zeit Ottos des Großen und Barbarossas entschieden zutrifft. Während das I. Buch die „Geschichte des Fränkischen Reiches" behandelt, gilt das III. bei weitem umfänglichste dem „Zeitalter der Hierarchie", eine Bezeichnung, unter welcher weder Heinrichs IV. noch Friedrichs I. oder Heinrichs VI. Regierung dargestellt werden kann. Das 7. Kapitel dieses III. Buches (S. 321—340) handelt von Friedrich II., während das 8. und letzte („Die Erweiterung des europäischen Kulturkreises") das 7. und 8. Kapitel der 1. Auflage („Vordringen der europäischen Kultur in den Mittelmeerländern" und „Der Norden und Osten Europas") zusammenfaßt.

Besonders erwähnt sei die ausführliche Zeittafel (S. 382—398); nur hätte sie innerhalb der gleichförmigen Zeitreihe auch die verschiedenen Schauplätze und Völker mittels Kolumnenteilung berücksichtigen sollen.

Bleich.

Digitized by Google

Grieser, Rudolf: Das Arelat in der europäischen Politik von der Mitte des 10. bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts. Mit einer Karte. 60 S. Jena, Frommannsche Buchhandlung, 1925.

Eine Arbeit, die auf 60 Seiten nicht weniger als 450 Jahre der Geschichte des Arelats behandelt, kann nur knappe Überblicke geben und die Ergebnisse früherer Forscher kurz zusammenstellen. So ist der erste Abschnitt der Grieserschen Schrift, der die Zeit von 950 bis 1273 auf 25 Seiten abtut, nichts als ein magerer Auszug aus älteren Arbeiten. Von Friedrichs II. Tätigkeit im Arelat ist kaum die Rede. S. 20 wird Wilhelm v. Baux genannt, ohne daß man sieht, warum; es ist nämlich vorher vergessen worden, zu erwähnen, daß ihn Friedrich II. zum König des Arelats erhoben hatte, obwohl die Studie darüber von Scheffer-Boichorst vorn angeführt wird. Avignon ist nicht erst 1243 vom Kaiser abgefallen (S. 23), sondern schon 1241, wie der Vertrag erweist, den ich in meinem „Karl v. Anjou" (S. 263) abgedruckt habe. Von den Bemühungen Aragons, damals die stammverwandte Provence gegen Frankreich zu stützen, findet sich nichts; das Buch von Tourtoulon über Jakob I. ist nicht benutzt.

Somit engt sich der Wert der Arbeit auf die Zeit von 1273 bis 1378 ein, für die eine selbständigere Forschung einsetzt. Bei Philipp IV. wäre schärfer hervorzuheben gewesen, daß nun eine Eroberung des nördlichen Burgund ins Auge gefaßt wird statt der früheren Absichten auf das südliche. Von Ludwig dem Bayern an beginnt eine tüchtige urkundliche Untersuchung des Verhältnisses zwischen dem Reich und Frankreich in betreff des Arelats, besonders des Delphinats bis zum Tode Karls IV. Für diesen Zeitraum wird Griesers Arbeit willkommen sein. Richard Sternfeld.

Stein, J. H.: Der deutsche Heilige im Petersdom Papst Leo IX. 8°. 35 S. Freiburg i. Br., Herder, 1925.

Das vorliegende Schriftchen, das den deutschen Rompilger auf das Grab Leos IX. in der Peterskirche hinweisen soll, verfolgt vorwiegend erbauliche Zwecke und entzieht sich aus diesem Grunde einer kritischen Besprechung, die vernichtend ausfallen müßte. Man versteht es, daß eine moderne Hagiographie sich den Fragestellungen verschließt, mit denen die kritische Geschichtsforschung an die Päpste der Reformzeit herantritt; aber da doch einmal der Versuch unternommen wurde, aus den Quellen heraus die Lebensgeschichte Leos zu schildern (etwas pretentiös wird eine „Auswahl der benutzten Literatur" vorausgeschickt), so hätte man doch wenigstens für die Darstellung des äußeren Lebenslaufs die Benutzung der wichtigsten neueren Arbeiten erwarten dürfen, von denen z. B. schon Jaffe-Löwenfelds Regesten verhindert hätten, daß ein Jahr (August 1051—August 1052) völlig vergessen wurde. Auch in der modernen Hagiographie sollte das Beste gerade gut genug sein. Walther Holtzmann.

Digitized by Google

Hofmann, Albert von: Das deutsche Land und die deutsche Geschichte. Mit 54 Kartenskizzen. 7.—9. Tausend. 8°. 603 S. Berlin und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1923.

Der durch das Thema angedeutete Zusammenhang ist auch als wissenschaftliche Anschauung bekannt genug und das allgemeine Thema — Zusammenhang von Geschichte und Geographie — schon ungleich ergiebiger, weil zarter und weniger konstruierend, behandelt. Natürlich besteht ein Zusammenhang zwischen den Vorgängen des menschlichen oder geschichtlichen Lebens und den Schauplätzen, auf denen es sich abspielt. Aber welcher? Und das eben ist die Frage, ob man diese Beziehungen wirklich ergründen kann, indem man die Generalstabskarte studiert und, was sich auf ihr als markanter Punkt herausstellt, dann in der Landesgeschichte wiederzufinden sucht? Heißt das nicht zugleich, die Geschichte gar zu sehr vom militärischen oder händlerischen Standpunkt aus betrachten? Werden diese Gesichtspunkte einer Landes- und Gesamtgeschichte gerecht? Ja, auch nur einer Stammesgeschichte? Außerdem wird bei solcher Einstellung das bunte Getriebe menschlicher Freiheit allzusehr zum geographisch notwendigen Geschehen. Dem Rezensenten ist weder die Bedeutung der Diagonale Linz-Osnabrück mit dem Harzaußenwerk aufgegangen, noch erscheint ihm einleuchtend, daß Köpenick nicht zufällig hätte Berlin werden können. In Wahrheit ist doch die Beweisführung diese: es ist so gekommen, also mußte es so sein. Eine nachträgliche Vorsehung!

Im übrigen wird dem Buche seine große Bedeutung gern zugestanden (weil es eine solche hat, zeigen wir es, wenn auch verspätet und bloß an dieser Stelle pflichtgemäß an): sie beruht auf dem bemerkenswerten Fleiße, mit dem hier riesige Stoffmassen gewonnen, und auf der Klarheit, mit der sie gemeistert sind. Bleich.

Koch, Julius, Deutsche Geschichte. IV. Von der Auflösung des alten bis zur Begründung des neuen Deutschen Reiches. (1806 bis 1871.) 8°. 152 S. (= Sammlung Göschen Nr. 893.) Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1924. Mk. 1.25.

Koch setzt die Kurzesche Deutsche Geschichte, von welcher drei Bändchen erschienen sind, fort. Er beschränkt sich naturgemäß auf die politische Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts und gliedert: I. 1806—1815; II. Vom Deutschen Bund bis zum Ausgang der Deutschen Revolution, 1815—1852 (S. 53—92); III. Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, 1850—1866; IV. Die Erfüllung der deutschen Einheitsbestrebungen (S. 125—145). Angefügt sind Zeittafel und Register; erstere würde gewinnen, wenn sie noch öfter Monats- und vielleicht sogar Tagesdaten angäbe, z. B. für das Jahr 1848. S. 5—7 bieten eine dankenswerte Zusammenstellung wichtigerer Literatur, die manchmal allerdings nur in dem Sinne

Digitized by Google

wichtig ist, daß sie zur Einführung weiterer Volkskreise geeignet erscheint. Dazu dient aber das vorliegende Buch selbst in bester Art, und es hätte deshalb wohl Umgang nehmen können, ihm gleichgerichtete oder -geartete Bücher anzuführen; es durfte sich auf Anführung der Meisterwerke beschränken.

Gierke, Julius v.: Die erste Reform des Frhr. vom Stein. Rede bei der Reichsgründungsfeier am 18. Januar 1924 (= Hallische Universitätsreden. 21.) 8°. 32 S. Halle (Saale), Max Niemeyer, 1924. Mk. —.80.

Gemeint ist das Edikt vom 9. Oktober 1807 „den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend". Es wird eingehend nach seinen Voraussetzungen wie nach seinen Folgen erörtert. Wie unheilvoll diese zum Teil gewesen sind, tritt bei Gierke nicht klar hervor; doch muß man ihm zugeben, daß Erlaß und Durchführung des Edikts notwendig waren.

Wahl, Adalbert, Deutsche Geschichte. Von der Reichsgründung bis zum Ausbruch des Weltkrieges (1871 bis 1914). 1., 2., 3., 5. Lieferung. (= 1. Band 1.—15. und 21.—25. Bogen). 8°. S. 1—240 und 321—400. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1926. Lieferung: je Mk. 2.—

Wahl, dessen knappe, lehrreiche Darstellung des gleichen Zeitraumes („Zwischen den Kriegen") in den „Mitteilungen" 53, 95 f.) begrüßt wurde, behandelt in den vorliegenden Lieferungen die Politik der siebziger Jahre, vor allem ihrer ersten Hälfte: äußere wie innere Reichspolitik und, gleichfalls recht eingehend, die Entwicklung der Einzelstaaten wie die neu erworbenen und völkisch gemischten Gebiete. Die in sich geschlossenen einzelnen Kapitel lesen sich gut, soweit die Lektüre nicht durch das Fehlen der vierten, nicht eingesandten, Lieferung gestört wird. Infolgedessen, vor allem aber weil die Anmerkungen oder Noten, die für das dritte Kapitel z. B. 70 betragen sollen, noch nicht vorliegen, muß von ausführlicherer Besprechung zunächst abgesehen werden. Bleich.

Kleinwaechter, Friedrich F. A.: Der Untergang der Österreichisch-ungarischen Monarchie. VII, 331 S. 8°. Leipzig, K. F. Koehler, 1920. Mk. 5.60.

Das Buch ist dem Anzeigenden erst gegen Ende 1924 zugegangen. Inzwischen ist das thema probandum: daß die Regierung Kaiser Franz Josephs I. überlang war, der Hochadel zu viel Bedeutung beanspruchte und es an einer überragenden Persönlichkeit dennoch fehlte, wiederholt auch von anderer Seite mit mehr oder weniger Geschick behandelt worden. Die Tragik bleibt doch die alte. Und

Digitized by Google

man muß es der Darstellung Kleinwaechters (eines Sohnes des Medizinprofessors Ludwig Kleinwaechter) lassen, daß sie namentlich das Hauptproblem und das delikate Verhältnis der zehn verschiedenen Nationen zum Gesamtstaatsgedanken, klar umreißt. Helmolt.

Gelber, N. M.: Aus zwei Jahrhunderten. 8°. 266 S. Wien und Leipzig, R. Löwit, 1924.

Die vorliegende Arbeit, welche Beiträge zur neueren Geschichte der Juden liefert, besteht aus einzelnen Essays, die zum Teil in der „Wiener Morgenzeitung" erschienen sind. Sie beschäftigen sich zumeist mit der Geschichte der Juden in Polen und bringen insofern in Einzelheiten Ergänzungen der systematischen Geschichte der Juden in Polen und Rußland von Meisl, die bereits bis zu den Verfolgungen des Jahres 1881 geführt ist (siehe „Mitteilungen" 1924, S. 111). Wie Meisl behandelt auch Gelber ihre Geschichte unter Berücksichtigung des Umstandes, daß es sich hier um einen letzten nationalen Splitter der Juden handelt, der sein eigenes nationales und religiöses Leben führt und sich im Gegensatz zu den Juden Westeuropas der Emanzipation entgegenstellt. Nur eine dünne Oberschicht, die auf ihre nationale Individualität verzichtet und sich westeuropäischen Ideen erfüllt, erstrebt die Assimilation, während die Massen in ihr die Auflösung erblicken. Besonders die unter österreichischer Herrschaft lebenden Juden Galiziens, denen mehrere ausführliche Aufsätze gelten, lehnen alle von außen hereingetragenen Aufklärungsbestrebungen ab. Einige Skizzen gelten auch den böhmischen und den Wiener Juden, deren religiöse Kämpfe besonders in der meisterhaften Biographie von Ignaz Deutsch dargestellt sind. Siegbert Neufeld.

Hoppe, Willy: Ergebnisse und Ziele der märkischen Landesgeschichte. (Sonderabdruck aus den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 37, 2 = S. 181—193.)

Hoppe betont mit Recht, daß landesgeschichtliche Forschung stets stark geographisch gerichtet war und ist (wie rechte Heimatkunde nicht ohne die innigste Verbindung erdkundlicher und geschichtlicher Elemente gedacht werden kann), und gedenkt in diesem Zusammenhange des „mit Unrecht vergessenen Berliner Gymnasialprofessors R. Foß" (der übrigens in den Annalen unserer Historischen Gesellschaft seine Stelle hat und dessen auch in des jüngeren Radowitz' Memoiren als eines ausgezeichneten Lehrers Erwähnung geschieht). — Sodann eine Kleinigkeit, die mir die sonst so erfreuliche Lektüre des vortrefflichen Aufsatzes in etwas trübte. Wir erfahren, daß Riedel, der unstreitig um märkische Geschichte das größte Verdienst hat, von Kamptz gefördert worden sei (Gutzkow ebenso), aber Kamptz erscheint dennoch wieder lediglich unter der Marke des „Demagogenverfolgers", dieses Scheltwortes einer nur liberalen Geschichtsbetrachtung. Bleich.

Digitized by Google

Kekule von Stradonitz, Stephan: Amalia Schönhausen und ihre angebliche Abstammung von der Prinzessin Anna Amalia von Preußen und dem Freiherrn Friedrich Wilhelm von der Trenck. (Aus Zeitschrift der Zentralstelle für niedersächsische Familiengeschichte, VII, 1.)

In Auffrischung der alten Fabel hat neuerdings Gechter-Hamburg die Abstammung der Amalia Schönhausen von Prinzessin Amalia nachzuweisen versucht, und zwar auf Grund einer „Nachfahrenliste" jener. Es ist das Verdienst des Verfassers, in beachtenswerten, namentlich auch in methodischer Beziehung sehr interessanten Ausführungen dem genealogischen Spuk endgültig den Garaus gemacht zu haben. Georg Schuster.

Knaake, Emil: Geschichte von Ost- und Westpreußen. (= Sammlung Göschen, Nr. 867.) 8°. 116 S. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1923.

Führt von den ältesten Zeiten bis in unsere, für die beiden Provinzen wenigstens ganz unseligen Tage. Der VI., letzte Abschnitt (S. 86—112) weist einen irreführenden Titel auf: „Preußen als Königreich", da doch nur die beiden Provinzen behandelt werden. — Erwünscht wäre die Beigabe einer Karte.

Fahlberg, Arthur: Das Deutsche Ordensland Westpreußen. (= Deutsche Lande.) Mit 62 Bildern im Text und auf Tafeln. 8°. 84 S. Berlin, Deutscher Kunstverlag, 1923.

Behandelt „Landschaftsnatur", Geschichte (S. 26—39) und Kulturgeschichte der Provinz in volkstümlicher Art. Die Abbildungen (32 Tafeln) stellen offensichtlich einen Hauptteil des vortrefflich ausgestatteten Büchleins dar: sie geben kennzeichnende Landschaften wie hervorstechende Kunstdenkmäler glücklich wieder. Bleich.

Digitized by Google

MAR 8 1927 UNIVERSITY OF MINNESOTA LIBRARY

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

Neue Folge ▪ Vierzehnter Band

Der ganzen Reihe 54. Band

Drittes und viertes Heft

Berlin

Weidmannsche Buchhandlung

1926

Digitized by Google

Schenkt Bücher zu Weihnachten!

Wilhelm Scherer
GESCHICHTE DER DEUTSCHEN LITERATUR

Erschien soeben in sechzehnter Auflage. Mit dem Bilde des Verfassers
In Ganzleinen 12 RM

Die neue Auflage von Scherers Literaturgeschichte ist wieder auf gutem holzfreien Papier gedruckt und in Ganzleinen gebunden. Das Literaturverzeichnis in dem Anhang ist bis auf die Gegenwart fortgeführt.

„Man muß ihr das glänzende Zeugnis ausstellen, daß sie noch immer an der Spitze marschiert und als Ganzes auch heute noch nicht überboten ist." Der Türmer

Kuno Francke
DIE KULTURWERTE DER DEUTSCHEN LITERATUR
IN IHRER GESCHICHTLICHEN ENTWICKLUNG

Erster Band: Das Mittelalter. Zweite Auflage. In Ganzleinen 10 RM
Zweiter Band: Von der Reformation bis zur Aufklärung
In Ganzleinen 12 RM

„Die philologische und ästhetische Betrachtung der deutschen Literatur ergänzt Kuno Francke durch Herausarbeitung ihrer Kulturwerte in glücklichster Weise und bringt uns ein Werk, das für den Fachmann ebenso anregend ist wie für den gebildeten Laien."
Zeitschrift für das Gymnasialwesen

Erich Schmidt
LESSING
GESCHICHTE SEINES LEBENS UND SEINER SCHRIFTEN

Vierte durchgesehene Auflage in zwei Bänden. In Halbleinen 30 RM

„Eine der glänzendsten, biographisch-kritischen Leistungen, die einem deutschen Dichter bis jetzt zugute gekommen ist." Deutsche Literaturzeitung

Wilhelm Schubart
AEGYPTEN
VON ALEXANDER DEM GROSSEN BIS AUF MOHAMMED
In Ganzleinen 13 RM

„Wie in dieser Zeit griechischer Geist die uralte Kultur erobert, wie sich unter seinem Einfluß auch das gesamte Leben des Niltals in Staat und Gesellschaft, in Wirtschaft und Religion allmählich umgestaltet hat, das ist hier von einem der ersten Papyrusforscher mit dem neuen reichen Material dargestellt, daß die Papyrusfunde der letzten Jahrzehnte zutage gefördert haben." Frankfurter Zeitung

Wilhelm Schubart
EIN JAHRTAUSEND AM NIL
Briefe aus dem Altertum / Verdeutscht und erklärt
Mit 7 Lichtdrucktafeln und 37 Textabbildungen. Zweite Auflage
In Halbleinen 6 RM

„In dem vorliegenden Büchlein sind die hübschesten und interessantesten Stücke in ansprechenden Uebersetzungen zusammengestellt und mit einer vortrefflichen Einleitung über die Kulturentwicklung Aegyptens versehen. Gute Ausstattung und Bildschmuck machen das Buch besonders empfehlenswert." Preußische Jahrbücher

Weidmannsche Buchhandlung / Berlin SW 68

Digitized by Google

Richard Sternfeld †.

Ansprache bei der Begräbnisfeier am 24. Juni 1926 in der Pauluskirche zu Zehlendorf[1]) von Max Lenz.

Unsere Gesellschaft hat einen schwer zu ersetzenden Verlust erlitten; eines ihrer ältesten und treuesten Mitglieder ist ihr durch den Tod entrissen worden. Nahezu 40 Jahre hat Richard Sternfeld der Berliner Historischen Gesellschaft angehört, und wir haben nicht viele unter uns, die mit dem Wort und mit der Feder so lange und mit solcher Hingebung an ihrem Aufbau mitgewirkt haben. Unsere Protokolle bewahren es auf, wie häufig er das Wort ergriffen hat, sei es zu eigenen Vorträgen oder in der Diskussion, die er so oft durch neue und eigentümliche Gedanken aus dem Schatz seines Wissens zu beleben und fortzuführen wußte. Bis in die letzte Zeit hat er für uns gearbeitet. Noch am Morgen seines Todestages ging unserm Schriftführer eine Karte von seiner Hand zu, worin er ihm Auskunft über die Korrektur seiner Besprechung einer Übersetzung von Aulards Revolutionsgeschichte gegeben[2]) und neue Referate für die „Mitteilungen" in Aussicht gestellt, auch eine Notiz über seinen eigenen letzten Vortrag zu schicken versprochen hat. Von der Krankheit aber, die ihn bereits fünf Tage vorher ergriffen hatte, kein Wort!

Zwei Wochen vor seinem Heimgange haben wir noch einmal bei jenem Vortrage den Worten des Freundes lauschen und uns an der klaren Gliederung der Gedanken, der Formsicherheit des Ausdrucks erfreuen können. Seine Stimme war so kräftig, sein Aussehen so frisch wie sonst; nichts deutete darauf hin, daß die letzte Sitzung unseres Arbeitsjahres die letzte sein würde, in der er unter uns weilte. Heute ist dieser beredte Mund verstummt, die warmen Augen, die so hell aufleuchten konnten, wenn es galt, ein wissenschaftliches Problem, eine künstlerische Idee, ein sittliches Ideal zu erörtern, sind geschlossen, und uns bleibt nichts übrig, als uns das Bild des Entschlafenen zurückzurufen und uns an seinem Werdegang zu vergegenwärtigen, was wir an ihm besessen haben.

Sternfelds Studienjahre, die er an der Universität seiner Vaterstadt Königsberg Ostern 1876 begonnen und, nach einem kurzen in

[1]) Im Druck erweitert.

[2]) Im 2. Heft der „Mitteilungen" dieses Jahres, S. 109; dazu S. 124 eine Anzeige des Buches von Rudolf Grieser: Das Arelat in der europäischen Politik von der Mitte des 10. bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts. (Jena 1925.)

Digitized by Google

Zürich verbrachten Sommersemester, in Berlin zum Abschluß gebracht hat, fielen in eine Zeit, da unsere jungen Historiker sich mit Vorliebe Problemen der deutschen Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte zugewandt hatten. So entsprach es der deutschen Gegenwart selbst, die, nachdem das Reich im Staatenkampfe gegründet war, ganz von der inneren Politik, insbesondere von Fragen der Verfassung und der Wirtschaft in Anspruch genommen war. Für das Mittelalter, damals noch immer das Feld, auf dem die Jünger der Geschichte sich in ihre Wissenschaft einzuleben und ihre Sporen zu verdienen pflegten, war in Berlin der Führer dieser Studien Karl Wilhelm Nitzsch, der von Königsberg, wo er (jedoch bevor Sternfeld die Universität bezogen) lange Jahre gewirkt hatte, nach Berlin berufen war und hier eine große Schar bewundernder Schüler um sich gesammelt hatte. Auch Sternfeld ließ sich von den geistreichen Konstruktionen dieses in seinen Vorträgen höchst anregenden Gelehrten fesseln, er hat ihm immer ein dankbares Andenken bewahrt; in seiner literarischen Produktion aber hat er — und das ist für ihn bezeichnend — damals wie später jene Niederungen des historischen Lebens vermieden. Sein Sinn war auf die große Politik gerichtet, auf die Zusammenhänge und Kämpfe der Staaten, in denen der Fortgang der allgemeinen Entwicklung erscheint. Mächtig wirkten auf ihn die Vorlesungen Heinrich v. Treitschkes ein, der ihm der liebste seiner Lehrer blieb; das hohe Pathos des großen Patrioten, das Feuer und die künstlerische Gestaltungskraft seiner Rede rissen ihn fort; er hat dem herrlichen Manne lebenslänglich uneingeschränkte Bewunderung gezollt. So wählte er sich denn auch, hierin der Führung Harry Breßlaus sich anvertrauend, für seine Dissertation ein Thema aus der politischen Geschichte, eine bei dem Fehlen aller darstellenden Quellen ganz auf Urkunden mühevoll aufgebaute Untersuchung über das Verhältnis des Arelats zu Kaiser und Reich vom Tode Friedrichs I. bis zum Interregnum.

Mit dieser Arbeit, die in erweiterter Gestalt 1881 im Verlage von Wilhelm Herz erschien, hat Sternfeld sich bereits den Weg zu der Epoche gebahnt, der seine Hauptwerke angehören; denn sie führte ihn in ihrem Schlußkapitel unmittelbar auf die Persönlichkeit hin, in der er mit scharfem Blick die führende Gestalt jener Epoche erkannte: auf jenen Fürsten französischen Geblüts, der als Vorkämpfer der Kirche und der guelfischen Partei die Macht des deutschen Kaisertums in Italien zerbrach und als Nachfolger der Staufer auf dem Thron von Neapel Frankreichs Übergewicht auf der apenninischen Halbinsel für mehr als zwei Jahrhunderte begründete. Ihm galt Sternfelds erste größere Darstellung: Karl von Anjou als Graf der Provence (1245—1265). Mit ihr hat er sich 1888 an unserer Universität habilitiert.

Auch dies noch ein Buch lokalgeschichtlichen Charakters, auf weite Strecken hin Neuland für die Forschung, aufgebaut auf einer Fülle von Urkunden, die Sternfeld selbst in dem Departemental-Archiv zu Marseille aufgesucht hatte: die Erzählung von dem Emporkommen

Digitized by Google

des jungen französischen Prinzen, der, in den Besitz der südfranzösischen Grafschaft durch Heirat mit der Erbtochter gekommen, in zwanzigjähriger Arbeit rastlos und zäh sich den Boden bereitete, von dem aus er die Kriegsfahrt nach Italien wagen konnte. Indem aber Sternfeld die Zusammenhänge aufwies, in denen diese partikularen Begebenheiten mit den Bewegungen der großen Politik standen, und die Fäden bloßlegte, welche Karls Interessen mit denen der Nachbarmächte und schließlich mit der Gesamtheit der Mittelmeermächte in feindselige oder freundschaftliche Berührung brachte, hob er die Untersuchung nicht nur aus dem engen Bereich der Lokalgeschichte heraus, sondern zeichnete auch von Karl von Anjou, in dem der Politiker vielleicht den Kriegsmann noch übertraf, ein ganz anderes Bild, als es die herkömmliche Ansicht darbot. Dieser erschien nun nicht mehr als der Abenteurer, der verwegen und unbedacht die Meerfahrt zur Küste Italiens unternommen hatte, sondern als ein Staatsmann, der alles wohl vorbereitet und überlegt hatte, um eine Unternehmung auszuführen, auf welche die Entwicklung der großen Politik ihn geradezu hinlenkte. Der Eroberung Italiens mußte, das war das Ergebnis dieser Studien, die Eroberung der Provence vorausgehen; und so mußte dies auch für den Historiker der Weg werden, um zum Verständnis der Meerfahrt Karls nach Italien und von allem, was sich daraus für ihn und die allgemeinen Verhältnisse ergab, zu gelangen.

Eben hierhin richteten sich die Gedanken Sternfelds für sein eigenes Weiterschreiten. Er nahm sich vor, die Geschichte der Regierung Karls von Anjou als König von Sizilien zu schreiben. Ein Plan von wahrhaft weltpolitischem Ausmaß. Denn dabei handelte es sich um mehr noch als um den Kampf Karls mit Manfred und Konradin, um die Eroberung der italienischen Hegemonie von den Deutschen. Dies war nur ein Teil der Aufgabe, die dem Erwerber der sizilischen Krone gestellt war; der französische Königssohn sah sich jetzt auf die Bahnen seiner Vorgänger in der Herrschaft über Sizilien gedrängt, von Robert Guiscard her bis hin zu den großen Kaisern aus deutschem Stamme. Was diese angestrebt hatten und worin sie gescheitert waren, das war das Ziel, dem der neue König nachstreben mußte; und so sah sich also auch der Historiker Karls vor die Aufgabe gestellt, Begebenheiten abzuschildern, welche den ganzen Bereich des Mittelmeeres umspannten, und das Bild einer Epoche zu entwerfen, in der sich die Geschicke des Morgenlandes wie des Abendlandes auf Jahrhunderte hinaus entscheiden sollten.

Es war der Schlußabschnitt jener weltgeschichtlichen Periode, in der die drei Kulturkreise, die sich auf den Trümmern des Imperium Romanum ausgebildet hatten, nach Jahrhunderten der Trennung in Aktion und Reaktion, im Kampf und in friedlichem Verkehr oder gar verbündet, und in immer regerem Austausch ihrer wirtschaftlichen und geistigen Güter einander zu umklammern und zu durchdringen gesucht hatten. Niemals aber waren alle diese Elemente stärker ineinander verwirrt und verwachsen als in der letzten Generation, unmittelbar bevor in jähem Wechsel sich alles wieder löste

Digitized by Google

und Orient und Okzident auseinanderwichen, um später, in wenigen großen Machtgebilden zusammengefaßt, in tötlicher Feindschaft sich abermals gegenüberzutreten.

Unsere nationalen Historiker, denen, solange unsere großen Kaiser die ersten Rollen in diesem Schauspiel innehatten, alles nur im Schimmer nationaler Glorie erschienen war, hatten Karl von Anjou jene Stellung vorenthalten oder es doch vermieden, seiner Politik auf diesen Wegen weiter zu folgen. Ihr Interesse blieb an den tragischen Ausgang des Staufischen Hauses gefesselt, in dem sie den Zusammenbruch der deutschen Kaiserherrlichkeit erblickten und den Niedergang unseres Volkes von weltgebietender Höhe beklagten. Sie liebten es, in dem französischen Fürsten nur eben den Soldknecht der Kirche und den Henker Konradins zu sehen und ihn in die dunkeln Farben zu kleiden, in denen Dante den gekrönten Vorkämpfer der guelfischen Partei geschaut hatte.

Wir brauchen nicht mehr zu fragen, auf wessen Seite wir zu treten haben. Wenn Sternfeld in der Schilderung der Persönlichkeit und der Politik Karls von Anjou sich auf einen Standpunkt stellte, der den Blick über die Gegensätze der damaligen Parteien hinaushob, so war es derselbe, von dem auch wir die Weltbegebenheiten anzusehen gewohnt sind. Jene ältere Auffassung erscheint uns heute als eine Verkennung der historischen Stellung Karls von Anjou, ja sie wird, wie wir meinen, nicht einmal unserem eigenen Volke gerecht; denn sie geht an der Tatsache vorüber, daß unser Volk sich aus der aristokratischen Kultur der lateinischen Nationen, an die es sich hatte fesseln lassen, erst losreißen mußte, um sich eine Zukunft zu sichern, in der es sich seinem Genius gemäß frei entfalten und seiner welthistorischen Mission entgegenwachsen konnte.

Freilich ist es uns Heutigen leichter gemacht als unsern Vorgängern, die Verhältnisse gegeneinander abzuwägen und zu einer objektiven Würdigung des Weltlaufes zu gelangen. Denn wir haben seitdem den nationalen Staat gewonnen, den zu erringen für jene der Mittelpunkt ihrer Gedanken gewesen war, und dessen Form und Gestaltung sie nach dem Bilde der Vergangenheit im Sinne ihres Ideals zu bestimmen und vorzubilden versucht hatten. So war es nicht einmal ein besonderes Verdienst von uns, daß wir mit größerer Ruhe und ohne Voreingenommenheit die Wege, die unsere Nation gegangen, rückschauend überblicken und die Kontinuität des Weltgeschehens, von dem ihre eigene Entwicklung immer nur ein Teil war, zu deuten vermögen. Das große Erlebnis, das uns zuteil geworden, der Sieg, der unserm Volke zugefallen war, hatte uns die Augen geöffnet; der Schöpfer unseres Reiches selbst hatte die Bahn gebrochen und die Wege gewiesen, auf denen wir in die Vergangenheit unseres Volkes eindringen und ihre Verbindung mit dem allgemeinen Leben und dem über ihm schwebenden allmächtigen Schicksal freien Auges erkennen konnten.

Auch hatten wir bereits mitten unter uns einen Vorkämpfer, der in wunderbarer Harmonie mit dem Schöpfer unseres Reiches die

Digitized by Google

großen Zusammenhänge gesehen und die in ihnen regierenden Kräfte erkannt hatte, und dem wir also nur zu folgen brauchten, um uns auf der rechten Bahn zu wissen. Es war der Altmeister unserer Wissenschaft selbst, dessen Gestirn, nachdem es unter dem vorwaltenden Einfluß jener andern lange verdunkelt gewesen, nun, eben unter dem Eindruck des Sieges, neu hervorbrach und von Jahr zu Jahr heller aufstrahlte. Gerade jetzt schritt Ranke, schon den Achtzigern nahe, aber noch immer in unverminderter Vollkraft, dazu vor, die Werke zu schreiben, durch die er auch die Epoche, in welcher die national-politischen Historiker vorzüglich ihr Arbeitsfeld gesucht hatten, in den Umkreis seiner Lebensarbeit hineinzog; um danach erst das heroische Unternehmen zu wagen, den Traum seiner Jugend, „die Mär der Weltgeschichte" zu entdecken, wahrzumachen und die Totalität der welthistorischen Entwicklung der Macht seiner Ideen zu unterwerfen; er meinte wohl, mit dem lieben Gott einen Pakt geschlossen zu haben, der ihm das Ende des Werkes noch zu erleben gestatten werde. Darin sah er sich betrogen. Der 7. Band seiner Weltgeschichte, der noch von ihm selbst abgeschlossen wurde, endete gerade da, wo die Epoche, in der Sternfeld gearbeitet hatte, begann. Dann aber haben, nach dem Tode des Altmeisters, die Verwalter seines literarischen Nachlasses doch noch den Band, der jene Epoche umschloß, aus den nachgeschriebenen Kollegheften und den Kollektaneen Rankes selbst herausgeben können.

Und an dieser Stelle ist Sternfeld mit seinen Forschungen dem Genius Rankes, der bis dahin an diesem Zeitalter vorübergegangen war, unmittelbar begegnet. Denn jener Band der Weltgeschichte enthält auch ein Kapitel über Karl von Anjou: kurz genug, wenig mehr als zwei Bogen; aber auf diesen wenigen Seiten ist ein Bild des Fürsten eingezeichnet, das uns seine Persönlichkeit und seine Politik ganz so umreißt, wie Sternfeld es aufgefaßt und für die Anfänge Karls aus den Urkunden entwickelt hatte. Der Zufall hat es gefügt, daß beide Werke so gut wie gleichzeitig ans Licht traten: vom Februar 1888 ist Sternfelds Vorrede zu seinem Buch über die provençalische Zeit Karls datiert; im Dezember 1887 hat Alfred Dove jene letzte Gabe des Rankeschen Geistes unterzeichnet.

Den Eindruck, den dies Zusammentreffen auf unsern Freund machte, hat er selbst seinen Freunden, und so auch dem Verfasser dieses Nachrufs, geschildert. Wenn man, so pflegte er zu sagen, etwas recht Gutes gefunden zu haben glaube und lese dann die Behandlung des gleichen Gegenstandes durch Ranke nach, so finde man, daß dort schon alles stehe. Und wie viele würden von ihren Darstellungen dasselbe sagen können! In der Tat aber konnte unser Freund kein besseres Lob gewinnen als diese Übereinstimmung in seinem Schaffen mit dem Meister, dem der Genius die Gabe verliehen hatte, im Persönlichen wie im Allgemeinen stets den Kern der Dinge intuitiv zu erfassen.

So sah Sternfeld die Linie vorgezeichnet, an die er sich zu halten, den Weg, dem er nur zu folgen brauchte, um zu seinem Ziel zu gelangen. Auch ist er noch ein Stück auf ihm weitergeschritten.

Digitized by Google

Seine nächste größere Arbeit, über Ludwigs des Heiligen Kreuzzug nach Tunis 1270 und die Politik Karls I. von Sizilien (Berlin 1896), die ihn tief in die Mittelmeerpolitik seines Helden hineinführte, war ein solcher Schritt. Ein Buch, dem der beste Kenner jener Epoche, Karl Hampe, die sichere Führung des Hauptthemas ebenso wie die künstlerische Gestaltung nachgerühmt hat. „Eine lebhafte Anschauung von Personen und Dingen," so lesen wir in der Kritik, die Hampe in den Göttinger Gelehrten Anzeigen veröffentlichte, „ein tiefdringendes Urteil, das in langer, liebevoller Beschäftigung mit dem Stoffe ausgereift ist, und eine weit über Mittelmaß gewandte Ausdrucksweise sichern dem Buch einen Platz unter den besten Einzeldarstellungen zur mittelalterlichen Geschichte, die in der letzten Zeit geschrieben sind." Hampe schloß die Besprechung mit dem Wunsch, daß die günstige Aufnahme, die dem Buch überall sicher sein werde, für den Verfasser ein Ansporn sein möge, auch der späteren Regierungszeit Karls I. seine Arbeitskraft zu widmen. Dieser Aufforderung ist Sternfeld nicht nachgekommen; er ist den Weg, den er selbst ins Auge gefaßt hatte, nicht bis zu Ende gegangen. Schon das Buch über den Kardinal Johann Gaëtan Orsini (Berlin 1905) kann nicht mehr (was man von dem Kreuzzug Ludwigs des Heiligen vielleicht noch sagen durfte) als eine Vorstudie für die Gesamtgeschichte Karls von Anjou bezeichnet werden, einen wie breiten Platz dieser in dem Buch einnehmen mag, und obschon die darin behandelten Begebenheiten der Zeit nach sich mit der Epoche Karls ungefähr decken. Aber die Gestalt und der Interessenkreis eines Kirchenfürsten, der seit Innocenz IV. unter zehn Päpsten den roten Hut trug, bis er nach dem Tode Johanns XXI. noch selbst als Nikolaus III. den Thron bestieg, begrenzte die Aufgabe, so bedeutsam der Mann und sein Wirken für die allgemeine Politik gewesen sein mag, doch mehr auf die innere Geschichte der Kirche und den Kirchenstaat selbst, als dessen Neugründer Nikolaus III. seine historische Stellung erworben hat.

Sternfeld selbst hat, und zwar schon in der Vorrede zu seinem Buch über König Ludwig, den Grund für das Fallenlassen seines Planes angegeben: Hampes eigenes Buch über Konradin, das im Jahre vorher erschienen war, habe eine Darstellung der darin geschilderten Ereignisse und Zustände Italiens in jener Zeit überflüssig erscheinen lassen. Doch hätte ihn das wohl nicht zu hindern brauchen; denn eine Geschichte der Regierung Karls hätte schon an sich eine Form verlangt, die eine bloße Wiederholung der Darstellung wie auch der Forschungen Hampes ausschloß, eine Konzentration des Stoffes, worin der Kampf um den Thron Siziliens nur einen im Verhältnis kleinen Platz beanspruchte gegenüber den großen und neuen Aufgaben, die, wie gesagt, den ganzen Umkreis der Mittelmeerwelt in Politik, Wirtschaft und Kultur umfaßten.

Es werden daher doch wohl noch andere Gründe hinzugetreten sein, welche unsern Freund bewogen, diese so sorgsam und glücklich angebauten Felder zu verlassen. Nicht daß er sich seinem alten

Digitized by Google

Studiengebiete völlig entfremdet hätte; er hat die Geschichte beider Länder, Frankreichs und Italiens, in ihrem ganzen Verlauf durchmessen und sie in ihrer engen Verflechtung zur Darstellung gebracht; freilich im Gegensatz zu seinen älteren Arbeiten nur in knappen Zusammenfassungen, die aber das Wesentliche in jedem Falle hervorheben. Auch in seinen Vorlesungen hat er sie vielfach behandelt; noch sein letzter Vortrag in unserer Gesellschaft, das Referat über eine neu erschienene Biographie Mazarins, galt einem Stoff, in dem jene Verflechtung der Schicksale beider lateinischer Nationen mit besonderer Deutlichkeit hervortritt. Von den mittleren Zeiten aber wandte Sternfeld sich in diesen Arbeiten mehr und mehr ab; und wenn er in kurzgefaßten Darstellungen der nationalen Einigung Italiens im 19. Jahrhundert seine Feder vor allem der Gestalt Cavours geliehen hat, so erkennen wir auch wohl den Grund, der ihn mehr noch als jener Zusammenstoß mit Hampes Konradin dazu gebracht haben mag, die Wege, auf denen er zuerst gegangen war, zu verlassen. Er folgte dem Antrieb, der damals so viele aus unserer Zunft bewog, ihr Arbeitsfeld aus den mittleren Jahrhunderten in die neueste Zeit zu verlegen: dem Wunsch, das, was wir soeben erlebt hatten, die Ursprünge und die Ausbildung des neuen Reiches und seiner Epoche, zu wissenschaftlicher Anschauung zu bringen. Es war der Moment, wo die Gegenwart sich für uns bereits wieder zur Geschichte wandelte: der Tod des Gewaltigen, der die Fundamente gelegt hatte, auf denen alles ruhte, zwang uns geradezu, die Blicke auf ihn und seine Taten zu wenden. Die neuen Quellen, die nun in immer größerer Fülle ans Licht traten, allen voran die Erinnerungen, in denen Bismarck selbst die Hauptmomente seines Wirkens dargestellt, und die darin verflochtenen Gedanken, in denen er die Wege, die er geschritten, offenbart hatte, ließen die Riesengestalt immer höher und einsamer erscheinen, je weiter er dem Getriebe der Parteien entrückt war, die ihn gestürzt oder verlassen hatten und jetzt mit den Geschicken Deutschlands spielten. Wie hätte Sternfeld, dessen ganzes Herz für den Schöpfer des Reiches glühte, sich diesen Eindrücken entziehen mögen! Es konnte nicht ausbleiben, daß auch er sich dieser Epoche mehr und mehr zuwandte. Zu größeren Arbeiten über sie ist er nicht mehr gekommen, aber die kleinen Untersuchungen und so manche Artikel, die er Bismarck gewidmet hat, alle mit der Sorgfalt und Umsicht gearbeitet, die von seiner Forschungsweise untrennbar waren, zeigen es, wie tief er sich in die Persönlichkeit und das Werk Bismarcks eingelebt hat. Auch seine Vorlesungen dehnte er jetzt auf Bismarcks Epoche und die Gegenwart selbst aus. Noch das Kolleg dieses Sommers hat er dem großen Kanzler gewidmet. Auf dem Katheder selbst überfiel ihn die Krankheit, er hat seine letzte Vorlesung nicht mehr zu Ende führen können.

Die Geschichte war aber nur eine von den beiden Provinzen der geistigen Welt, in denen Richard Sternfeld sich heimisch gemacht hat,

Digitized by Google

und zwischen denen sein Herz und seine Zeit geteilt waren; und man kann fragen, wohin es ihn mehr gezogen hat, ob zu Klio oder zu ihren göttlichen Schwestern, den musischen Künsten. Wenn er zu der Historie aus freier Wahl, durch den Gang seiner Entwicklung geführt ward, so war die Musik mit ihm geboren, eine Gabe von oben, und sie war ein Stück seines Lebens geworden. Er hätte es hingeben müssen, wenn er seine Kunst hinter die Wissenschaft zurückgedrängt, sie ihr geopfert hätte. Für seine Laufbahn, sein Vorwärtskommen wäre das gewiß kein Schade gewesen, seine Fachgenossen hätten ihm dann wohl noch höhere Anerkennung zuteil werden lassen als durch günstige Rezensionen, manche Enttäuschungen, auch Sorgen wären ihm erspart geblieben. Und Meister soll ja wohl nur werden, wer sich zu beschränken versteht —; obschon der Mann, der diesen Satz geprägt hat, ihm nicht gerade gefolgt, sondern selbst nach allen Seiten im Endlichen geschritten ist. Würde aber eine solche Selbstbeschränkung Sternfeld auch in seinem *inneren* Beruf gefördert haben? Würde er nicht vielmehr damit eine Kraftquelle verschüttet haben, aus der seine Wissenschaft selbst Nahrung geschöpft hat? Denn die Historie fordert nun einmal von ihren Jüngern ein Zwiefaches: den Ernst des Forschers und das Urelement in jeder Kunst, die Phantasie; beides vereinigt macht den Gehalt unserer Wissenschaft aus, führt sie zum Ziel. Das eine kann man lernen, sofern man Gewissenhaftigkeit besitzt, ohne die nichts Dauerndes in der Welt bestehen kann; das andere aber muß angeboren sein. Selten findet sich beides zusammen: Sternfeld aber besaß es: sowohl die Methode und die Gewissenhaftigkeit, mit der er sie ausübte, als jenes künstlerische Vermögen, das ihn zu seiner Wissenschaft selbst hingetrieben hatte, die Lust, sich das vergangene Leben zu vergegenwärtigen.

Nach Höherem hat er nicht gestrebt. Von der heute immer mehr um sich greifenden Neigung, das geschichtliche Leben, Persönliches wie Allgemeines, aufzulösen und zu zergliedern, die Kulturhöhen der Menschheit vergleichend aneinander zu messen, Rhythmus und Dynamik und (nicht zu vergessen!) Antinomien in der allgemeinen Bewegung zu entdecken, hat er sich jederzeit freigehalten. Ich weiß nicht, ob Sternfeld sich jemals um dies Bestreben, das unsere Historiker fast zu Philosophen gemacht hat, sie jedenfalls mit diesen eng zusammenführte, gekümmert hat; wir besitzen keine Zeile von seiner Hand, die darauf hinweisen könnte. Die Blutleere in diesen Abstraktionen, welche alle Geschichte in Betrachtung umsetzen und sie des Lebens selbst zu berauben drohen, schreckte ihn. Er erstrebte nichts weiter als das, was Bismarck von seinen Diplomaten verlangte und bei diesen so oft vermißt hat: ihm die *Dinge* zu schreiben statt Betrachtungen über die Dinge. Theorie war Sternfeld wie allen, die sich noch nach Rankes Namen nennen dürfen, auf die Geschichte angewandt das, was der Name besagt: *Anschauung*; so wie die Historie, der Bedeutung ihres Namens gemäß, die Kunst des *Erzählens* sein sollte. Was brauchen wir noch nach einem besonderen Standpunkt zu suchen, um den Weltlauf zu begreifen! Es steht jedermann frei, den seinen zu wählen, so wie

Digitized by Google

der Maler sich nach freiem Ermessen die Stelle aussucht, von wo er sein Bild am besten aufnehmen und entwerfen zu können glaubt. Wenn wir nur an dem Willen festhalten, unbedingt das allein zum Bilde zu gestalten, was wir forschend als das für uns Gewisse gesammelt und erkannt haben.

Hier freilich ist uns die Grenze gesetzt, von der uns kein Einfluß und kein Eindruck, mag er aus dem vergangenen oder dem gegenwärtigen, dem persönlichen oder dem allgemeinen Leben stammen, hinwegdrängen darf. Denn — so lauten die goldenen Worte, zu denen sich einst unser Meister, bei seinem Eintritt in den Kreis der Geschichtschreiber, bekannte, und die uns heute als die Inschrift über dem Portal seines Lebenswerkes entgegenleuchten — „strenge Darstellung der Tatsache, wie bedingt und unschön sie auch sei, ist ohne Zweifel das oberste Gesetz".

Solche Schranken kennen die Reiche der freischaffenden Phantasie nicht. Dort hat nur der Handelnde recht. Kampf ist des Künstlers Losung, die Leidenschaft selbst wird zum Hebel seiner Macht. Ob er der Sieger bleibt, werden andere entscheiden; nur der Erfolg wird ihn rechtfertigen, mag diesen auch erst die Zukunft bringen. Wenn er sich nur den Glauben an sein Schaffen und an die Zukunft bewahrt. Diesen Glauben besaß Sternfeld, wie der Meister, dem er diente und der ihm der Meister aller Meister war, selbst. Aus ihm stammt alles, was er für Richard Wagner getan hat, kein anderer in der unübersehbaren Schar der Verehrer, die Wagner um sich gesammelt, hat es ihm darin zuvorgetan. Werbend und streitend, mit dem Wort und mit der Feder, immer bereit, jeder Kritik an seinem Meister zu begegnen, jeden Vorwurf von ihm abzuwehren, hat er dem Andenken seines Heros eine Hingebung ohnegleichen bewiesen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, Richard Sternfeld auf diesen Wegen zu begleiten. Und so wollen wir nur noch auf das eine aufmerksam machen: daß über ihnen die gleichen Gestirne standen, die ihn zu dem Schöpfer des Reiches geführt haben. In beiden Meistern sah er den Genius der Nation verkörpert; sie erschienen ihm als die Dioskuren, die unserm Volke auf seinem Wege zur Höhe der Macht und des Ideals voranleuchteten.

Und so war auch sein eigenes Wirken, wie bei jedem echten Manne, ein Abglanz des nationalen Lebens, in das das seine verflochten war. Aufgewachsen in den Jahren, da unser Volk zur Einheit emporschritt, ward ihm das Glück, in den Mannesjahren auf der Höhe der noch immer wachsenden Macht des neuen Reiches zu wandern —, um am Ende das Loos zu erfahren, das so vielen aus der Generation von 1870 beschieden war: aus dem Sonnenglanz nationaler Herrlichkeit mit hinab zu müssen in das Dunkel der Knechtschaft, aus dem noch immer kein Weg nach oben und ins Freie sich zeigen will.

Digitized by Google

Wir aber wollen uns nicht in Klagen verlieren, weder um das allgemeine noch um persönliches Schicksal. Wir würden damit nicht im Sinne dieses immer Hoffenden handeln, der noch am Morgen seines Todestages dem Leben zugewandt blieb und Pläne für die Zukunft spann. Wir wollen uns an das halten, was Richard Sternfeld seinen Freunden und seinen Schülern, und denen, die seinem Herzen die Nächsten waren, gewesen ist: der auf den Kern der Dinge gerichtete Gelehrte und der dem Höchsten zustrebende Künstler, ein Mann, der für das von ihm als recht und richtig Erkannte eintrat, unbekümmert um den Widerspruch, den er finden mochte, der seinen Idealen folgte, ohne sich im Kampfe für sie jemals entmutigen zu lassen, gütigen Herzens und von frohem Humor, selbstlos und hilfsbereit, seiner Heimat treu und treu seinen Freunden, unabhängig und aufrecht in allen Fährnissen und Widerwärtigkeiten des Lebens, und unerschütterlich im Glauben an den Genius seines Volkes.

Probleme der älteren römischen Geschichte.

Von Friedrich Cauer.

Beloch, Karl Julius: Römische Geschichte bis zum Beginn der Punischen Kriege. Mit drei Karten. 8°. 664 S. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1926.

Vor allen bisherigen Erforschern und Darstellern der älteren römischen Geschichte hat Beloch den Vorteil, daß er jahrzehntelang in Rom gelebt hat und so mit dem Boden vertrauter ist selbst als Mommsen und Nissen. Genaue Kenntnis und klare Anschauung des Landes befähigten ihn zu seinen wertvollen Büchern über Kampanien und über den italischen Bund. Jetzt hat er es unternommen, von dieser topographischen Grundlage aus zu den Problemen der älteren römischen Geschichte Stellung zu nehmen.

Der zweite und der sechste Abschnitt (Latium und Rom; die politische Einteilung Italiens) behandeln das allmähliche Anwachsen des römischen Stadtgebietes, des ager Romanus und des römischen Machtbereiches in Italien. Die Frage, wann eine Stadt als Kolonie oder Munizipium das volle römische Bürgerrecht bekommen hat, ob sie vorher Halbbürgermunizipium oder latinische Kolonie oder sonst verbündete Gemeinde gewesen ist, welche Rechtsstellungen sie überhaupt durchlaufen hat und zu welchen Zeiten, läßt sich nicht für die Jahrhunderte vor den Punischen Kriegen allein beantworten. Meist geben nur Rückschlüsse aus der späteren, in den Inschriften zu Tage tretenden Verfassung Aufschluß, und noch die kirchliche Einteilung im Mittelalter hängt mit der ehemaligen Gliederung des italischen Bundes zusammen. Alle diese Nachwirkungen verwertet Beloch für seine Übersicht (die kirchliche Einteilung allerdings nur gelegentlich unter Empfehlung weiterer Untersuchungen), die die augustinische Regioneneinteilung zugrunde legt. Die Zusammenstellung der Ergebnisse auf S. 620/1 ist sehr lehrreich. Der ursprüngliche ager Romanus, den Beloch (S. 170)

Digitized by Google

auf etwa 150 qkm schätzt (für ein altlatinisches Stadtgebiet schon ein ansehnlicher Umfang), war bis gegen Ende des fünften Jahrhunderts auf annähernd 1000 qkm angewachsen und dehnte sich durch Eroberung des ager Veiens auf über 1500 qkm aus, durch weitere Eroberungen noch vor dem Latinerkriege auf annähernd 2000, durch den Latinerkrieg auf über 5000 (freilich mit Einschluß des Gebietes der Halbbürgerstädte), durch den zweiten Samniterkrieg und die anschließenden Kämpfe auf über 7500, durch den dritten Samniterkrieg auf annähernd 14 000, von da bis zum Kriege mit Pyrrhos auf über 17 500, durch den Krieg mit Pyrrhos und anschließende Kämpfe auf 24 000 qkm. Besonders anschaulich wird diese Entwicklung durch die drei Karten: Altlatium um 500, Mittelitalien um 298, Italien 263.

In noch ältere Zeit als das Anwachsen des Staatsgebietes führt das Wachstum der Stadt: Roma quadrata, Septimontium, Vierregionenstadt, servianische Stadt. Hier fußt Verfasser auf den von Huelsen, Richter u. a. gewonnenen Ergebnissen der Ausgrabungen. Sehr einleuchtend ist die Gleichsetzung von drei unter den vier Regionen mit den drei alten Stammestribus: Ramnes = Palatina, Tities = Sucusana, Luceres = Esquilina (S. 269). Die Gliederung in Stammestribus war also abgeschlossen, ehe das Septimontium durch Zufügung der Collina zur Vierregionenstadt erweitert wurde.

Obgleich Beloch bestrebt ist, seine Anschauung von den ältesten Zuständen und Wandlungen auf Schlüsse aus dem Boden und aus der späteren Verfassung zu gründen, hat er doch einen Abschnitt über die Quellen vorausgeschickt. In der Würdigung der Quellen kommt er, so wenig man doch gerade ihm Gläubigkeit vorwerfen wird, immerhin zu einem konservativeren Standpunkt als manche der neueren Forscher. Vor allem legt er dar, daß die Konsularfasten, die nachweislich für das fünfte, zum Teil wohl auch noch für das vierte Jahrhundert interpoliert sind, deshalb nicht für diese ganze Zeit gefälscht zu sein brauchen. Ob die Gründe, aus denen Verfasser manche Namen für interpoliert, andere für sicher echt erklärt, durchweg so zwingend sind, wie er annimmt, kann man wohl bezweifeln; aber Beachtung verdienen die Erwägungen, aus denen er auch die Cognomina der patrizischen Konsulu und die Vornamen der Väter für im allgemeinen gut überliefert erklärt. Ablehnender stellt sich Verfasser mit Recht den ältesten Diktaturen und Zensuren gegenüber. In Übereinstimmung mit anderen Forschern (denen auch Rezensent in seinem Abriß der römischen Geschichte gefolgt ist) nimmt er an, daß nach dem Sturz des Königtums zunächst jährlich wechselnde Diktatoren den Staat regierten, daß mithin die ältesten Fasten Diktatorenfasten waren, die dann später durch Zufügung je eines zweiten Namens zu Konsularfasten umgefälscht wurden. Aber gegenüber den angeblich ältesten außerordentlichen Diktatoren, ist er ebenso mißtrauisch wie gegenüber den von ihnen und anderen gefeierten Triumphen. Die Triumphalfasten betrachtet er als einen Teil der Pontifikalchronik, die zwischen der Sonnenfinsternis von 297 und der von 288, der ältesten in den annales maximi verzeichneten, begonnen haben muß. Von da an lagen also

Digitized by Google

den Annalisten jedenfalls gleichzeitige Aufzeichnungen vor. Für das vierte und fünfte Jahrhundert scheint Verfasser sie als ausgeschlossen zu betrachten; aber können nicht die von Licinius Macer mehrfach angeführten libri lintei, deren Echtheit er gegen Mommsen verteidigt, neben den Beamtennamen auch kurze Angaben über Ereignisse enthalten haben? Oder kann es solche Aufzeichnungen nicht in irgendwelchen Tempeln gegeben haben?

Jedenfalls muß man prüfen, ob in der ausführlichen Erzählung bei Livius und Dionysius, die ja zum größten Teile zweifellos auf Fälschungen nachsullanischer Annalisten beruht, einige Brocken echter Überlieferung enthalten sind. Aber Beloch lehnt es ausdrücklich ab, auf die Quellenfrage bei Livius und Dionysius einzugehen. Dagegen untersucht er eingehend und einleuchtend die Quellen Diodors. Er weist nach: 1. Die wenigen ausführlichen Erzählungen stammen aus einer anderen Quelle als die Konsulnamen. 2. Die Quelle der ausführlichen Erzählungen muß nachsullanisch gewesen sein, da sie den Führern der Samniten Namen gab, die zweifellos den Namen römerfeindlicher Führer im Bundesgenossenkriege nachgebildet waren. 3. Das Konsulverzeichnis stammt aus einer griechischen Chronographie, die einen vorsullanischen lateinischen Annalisten benutzt hat. Der Vermittlung dieses Chronographen verdankt Diodor nach Beloch auch die kurzen Notizen, die Mommsen und Nitzsch als Stücke der ältesten, unverfälschten Annalen ansahen. Auch Beloch aber erkennt an, daß bei Diodor einige wertvolle und eigenartige Nachrichten erhalten sind, so die ursprüngliche Vierzahl der Volkstribunen und die patrizische Herkunft der Virginia, die römische Niederlage bei Lautulan.

Grundsätzliche Zustimmung verdienen zwei leitende Gedanken von Belochs Quellenkritik: 1. Wo derselbe Vorgang wiederholt erzählt wird (z. B. der Opfertod eines Deciers, die secessio plebis), ist wahrscheinlich nur der als jüngster erzählte Vorgang historisch, die älteren sind erfunden. 2. Urkundliche Nachrichten sind glaubwürdiger als Berichte von Historikern. Aber welche Angaben zur älteren römischen Geschichte kann man urkundlich nennen? Wohl mit Recht betrachtet Beloch die Bezeichnung dies Alliensis als urkundlich und schließt daraus im Gegensatz zu seiner eigenen früheren, fast durchweg angenommenen Ansicht, daß die Gallierschlacht wirklich an der Allia, also auf dem linken Tiberufer stattgefunden hat, daß mithin die dem widersprechenden Angaben (vor allem von der Flucht der Römer nach Veji) zu verwerfen sind. Aber den ersten der überlieferten Verträge zwischen Rom und Karthago setzt Beloch (aus triftigen Gründen) um 400, obgleich Polybios, der wahrscheinlich Fabius Pictor folgt, als vertragschließende Konsuln ausdrücklich L. Brutus und M. Horatius nennt. Er nimmt also an, daß Fabius über den Inhalt der Urkunde eine unrichtige Angabe gemacht hat. Derselbe M. Horatius galt allgemein als Einweiher des kapitolinischen Jupitertempels, und zwar, wie Dionysios ausdrücklich erzählt, auf Grund der Weihinschrift. Trotzdem vermutet Beloch, der Tempel sei schon in der Königszeit eingeweiht worden, und man habe M. Horatius die Einweihung durch ein Miß-

Digitized by Google

verständnis zugeschrieben; er hält also die Inschrift, von der Dionysios berichtet, für eine Fälschung. Doch was Beloch recht ist, ist Dessau billig, der die durch Livius erhaltene Angabe des Augustus bezweifelt, A. Cornelius Cossus habe sich bei Weihung der spolia opima im Tempel des Jupiter Feretrius als Konsul bezeichnet. Obgleich Dessau ein Motiv für die vermutete Fälschung nachgewiesen hat, erklärt Beloch eine unrichtige Angabe des Kaisers für ausgeschlossen: der Kaiser hätte fürchten müssen, daß jeder beliebige in den Tempel ginge und ihn durch Prüfung der Inschrift der Unwahrheit überführte. Aber gab es damals in Rom genug wahrheitsdurstige und altertumskundige Leute, die imstande waren, die alte Inschrift zu lesen und zu deuten? Jedenfalls reicht die Autorität des Augustus nicht aus, um mit Beloch zu behaupten, die Oberbeamten hätten schon in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts die Amtsbezeichnung consules geführt, obgleich er selbst wahrscheinlich macht, daß ein Gesetz, in dem sie praetores maximi heißen, unmittelbar nach dem Sturz der Decemvirn gegeben ist.

Weit reicher als Urkunden im engeren Sinne sind die Spuren des ursprünglichen Lebens, die in Sprache, Religion und Recht, auch im Münzwesen zutage liegen. Vor allem aus seiner Kenntnis dieser Dinge hatte ja Mommsen das Bild von Roms Anfängen gezeichnet, das er an die Stelle der überlieferten Geschichtsklitterung setzte. Man kann leider nicht sagen, daß Beloch in dieser Richtung über Mommsen fortgeschritten ist; vielmehr ist er entschieden hinter dem Meister zurückgeblieben. Wenn er darauf verzichtete, die Geschichte von Sprache und Schrift, Religion und Recht darzustellen, so stand es ihm freilich zu, seine Aufgabe nach eigenem Ermessen zu begrenzen; aber auch die Aufschlüsse, die sich aus jenen Gebieten der Forschung für die Geschichte von Staat und Wirtschaft gewinnen lassen, hat er nur gelegentlich und spärlich verwertet. Es ist merkwürdig: während Beloch gern Gelegenheit nimmt, Mommsen zu berichtigen, hält er an Mommsens Ansicht in einem Punkte fest, in dem er sie wohl aufgegeben haben würde, wenn er auf den von Mommsen der Forschung gewiesenen Bahnen fortgeschritten wäre, nämlich bezüglich der Etrusker. Wie Mommsen bestreitet er die asiatische Herkunft der Etrusker und eine etruskische Herrschaft über Rom. Den von Schulze nachgewiesenen etruskischen Charakter römischer und süditalischer Eigennamen erklärt er durch die Annahme, die Etrusker seien ein Überrest der vorindogermanischen Bevölkerung von Italien, die sich in Toscana behauptet habe, während sie in anderen Landschaften dem Einfluß der indogermanischen Einwanderer erlegen sei. Daß die sprachliche Übereinstimmung das Erbteil einer Urbevölkerung ist, ist eine einleuchtende Vermutung. Aber kann man annehmen, daß diese Urbevölkerung, die überall sonst von den eingewanderten Italikern restlos assimiliert wurde, an einer Stelle die Kraft besessen habe, ihre Sprache und Eigenart zu behaupten, manches davon auf Nachbarvölker zu übertragen und diese sogar mit politischer Unterwerfung zu bedrohen? Denn mindestens gedroht hat den Römern die etruskische Herrschaft; das beweist die

Digitized by Google

Erzählung von Porsenna, die Beloch mit Unrecht beiseite schiebt. Und wie erklären sich die etruskischen Züge in der römischen Religion (so die Auspizien), im Staatsrecht (so die ungeheure Macht der Magistratur) und die kleinasiatischen Elemente der etruskischen Kultur? Freilich sind Kultureinflüsse auch ohne Zuwanderung oder politische Herrschaft möglich; aber die auffallende expansive Kraft der Etrusker ist nur zu erklären aus einem fremden, führenden Element, das nur zur See und nur aus dem Osten gekommen sein kann.

Ebensowenig wie seine Behandlung des Etruskerproblems befriedigt, was Beloch über den Ursprung des Ständeunterschiedes in Rom sagt. Nach Niebuhr bildeten ursprünglich die Patrizier allein das römische Volk, und an dieser Ansicht hat Mommsen festgehalten. Eduard Meyer hat beachtenswerte Einwände dagegen erhoben, und undenkbar ist es ja nicht, daß die rechtliche Kluft innerhalb eines von Haus aus einheitlichen Volkes entstand. Wenn aber Beloch die ganze Frage mit der Bemerkung abtut, einen Staat ohne Ungleichheit des Besitzes und also ohne den Gegensatz von vornehm und gering könne es überhaupt nicht geben, so beachtet er nicht, daß zwischen Patriziern und Plebejern ein rechtlicher, kein bloß tatsächlicher Gegensatz bestand. Auch wohlhabende und angesehene Plebejer hatten mit den Patriziern anfangs keine Ehegemeinschaft. Wodurch konnten denn Plebejer zu Wohlstand und Ansehen kommen? Beloch nimmt an: durch Handel und Gewerbe; die angesehenen Plebejer sind für ihn eine kapitalistische Bourgeoisie gegenüber dem grundbesitzenden Adel der Patrizier. Aber wie soll es in Rom eine Schicht von Kapitalisten gegeben haben, solange noch das Vermögen vor allem in Vieh bestand (pecunia), solange eine Schuld in Halmen gezahlt wurde (stipulatio), auch noch solange schweres Kupfer als Zahlungsmittel und Wertmesser diente (aestimare, aes alienum, per aes et libram)? Silbermünzen aber haben die Römer erst nach der Vereinigung mit Capua um 340 geprägt. Bis dahin waren sie ein ausgesprochen agrarisches Volk. Wie als guter Mann ein guter Landwirt galt, so konnte wohlhabend nur ein wohlhabender Landwirt sein. Ihren Grundbesitz zu vermehren, machte den Plebejern vielleicht die spätestens durch das Zwölftafelgesetz eingeführte Freiheit der Veräußerung von Grund und Boden möglich. Wahrscheinlich aber waren sie reich, ehe sie als Plebejer in die römische Bürgerschaft aufgenommen wurden.

Wie Beloch selbst nachweist, haben die Römer jedenfalls seit dem vierten Jahrhundert ihr volles Bürgerrecht an ganze Städte (z. B. Tusculum und Lavinium) verliehen. Zu den so aufgenommenen Neubürgern mußten doch auch begüterte und angesehene Männer gehören, und daß einige von diesen später in den römischen Amtsadel aufgestiegen sind, betont Verfasser selbst (S. 379). Es ist also genau das vorgekommen, was von Münzer behauptet, von Beloch (S. 338) mit völlig unberechtigtem Spott bestritten wird. Warum soll, was im vierten Jahrhundert geschehen ist, im fünften unmöglich gewesen sein? Nach Belochs eigenen dankenswerten Feststellungen haben doch die Römer schon vor der Zerstörung von Veji ihr Gebiet erweitert, und

Digitized by Google

schon das älteste nachweisbare Gebiet ist so umfangreich (oben S. 139), daß man annehmen kann, es habe neben dem ursprünglichen ager Romanus schon eroberte Teile enthalten. So weit wir die Geschichte Roms zurückverfolgen können, haben die Römer ihr Gebiet durch Eroberungen vergrößert; sie hatten also Gelegenheit, die bisherigen Eigentümer des eroberten Bodens wenigstens als Bürger minderen Rechtes, d. h. als Plebejer, in ihre Gemeinschaft aufzunehmen. So trat eine Reihe von Geschlechtern in die Bürgerschaft ein, die wirtschaftlich und gesellschaftlich den Patriziern gleich stand, rechtlich aber von ihnen getrennt war.

Wie aber stand es mit der Masse der Plebejer? Zum Teil waren es jedenfalls Klienten, die die Güter der in der Stadt wohnenden Großgrundbesitzer bebauten. Diese Bearbeiter des römischen Bodens hielt Neumann für hörige Kleinbauern, und nach seiner Annahme haben sie ursprünglich die ganze plebs rustica gebildet. Mit Recht weist Beloch darauf hin, daß diese durch mittelalterliche Analogien bestimmte Anschauung in der Überlieferung keinen Anhalt hat. Wenn er es aber als ausgemacht betrachtet, die Klienten seien persönlich frei gewesen, so trifft das für die Zeit nach der Zwölftafelgesetzgebung zweifellos zu; welche Rechtsstellung aber die Klienten ursprünglich gehabt haben, ist damit nicht gesagt, und daß etwa von Anfang an die römischen Grundherren ihre Güter durch freie Kleinpächter oder Lohnarbeiter bewirtschaftet hätten, ist völlig undenkbar.

Wichtiger ist die Frage, ob es außer den Klienten eine Schicht freier Kleinbauern gegeben hat. Diese Frage wird von Beloch nicht klar beantwortet; fast scheint es, daß für ihn ebenso wie für Neumann die plebs rustica ursprünglich nur aus Klienten bestanden hat. Denn während er den städtischen Kleinbürgern mehr Bedeutung beilegt, als der Überlieferung entspricht, geht er auf die überlieferten Spuren einer notleidenden Schicht kleiner Eigentümer nicht ein. So bespricht er von den licinisch-sextischen Gesetzen zwar das Ämtergesetz und das Ackergesetz mit zutreffender, z. T. durch Niese beeinflußter Kritik, von dem Schuldengesetz aber sagt er kein Wort. Nun ist aber gerade die Verschuldung der Kleinbauern ein Zug in der Überlieferung, der nicht in der Zeit der Bürgerkriege entstanden sein kann (die damalige Verschuldung wie z. B. die der Catilinarier hatte einen ganz anderen Charakter), und der durch die Härte des ältesten bekannten Schuldrechtes und dessen allmähliche Milderungen bestätigt wird.

Bauern können auch zum großen Teile die Angehörigen der vier städtischen Tribus gewesen sein; Beloch freilich hält sie alle für Handwerker oder Kaufleute, deren Grundbesitz höchstens in Haus und Garten bestanden habe. Denn er hält an der Überlieferung fest, nach der die städtischen Tribus gleichzeitig mit den ländlichen eingerichtet wurden, und zugleich ist es für ihn ausgemacht, daß von Anfang an jeder der Tribus angehört, in der er Grundbesitz hatte, nicht derjenigen, in der er wohnte. Aber jene Überlieferung ist nicht fester gegründet als manche, die Beloch ohne Bedenken über Bord wirft, und ihr stehen Tatsachen entgegen, die schwerer wiegen als manches, woraus Beloch

Digitized by Google

eingehende Schlüsse zieht. Er selbst hat ja gezeigt (vgl. S. 139), daß die vier Stadtbezirke sich organisch entwickelt haben, und aus einleuchtenden Gründen setzt er die Errichtung der sechzehn ältesten ländlichen Tribus in den Ausgang des 5. Jahrhunderts. Daß die vier Stadtbezirke erst damals den Namen Tribus bekommen hätten, wäre ja nicht unmöglich, aber wenig wahrscheinlich. Denn darüber ist ja keine Meinungsverschiedenheit mehr, daß den vier städtischen Tribus die ursprüngliche Vierzahl der Volkstribunen, den ursprünglich zwanzig ländlichen und städtischen Tribus die spätere Zehnzahl entsprochen hat. Beloch muß annehmen, daß es neben den vier städtischen Tribunen anfangs 16 ländliche gegeben habe, von deren Dasein und Tätigkeit sich in der Überlieferung nicht die leiseste Spur findet. Dagegen ergibt sich eine natürliche Entwicklung, wenn wir annehmen, daß ursprünglich die ganze Plebs in den vier städtischen Tribus enthalten und durch die vier Tribunen vertreten war, und daß später nach Errichtung von sechzehn ländlichen Tribus die nunmehr zwanzig Bezirke zehn Tribunen wählten.

Während zwischen der Zahl der Tribus und der der Tribunen ein ursprünglicher Zusammenhang deutlich ist, läßt er sich zwischen der ältesten Zahl der Tribus und der der Centurien nicht nachweisen. Seit der Reform zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege hat er bestanden, in der dieser Reform vorausgehenden Ordnung, die als servianisch überliefert ist, dagegen nicht. Das betont Beloch selbst, der auch zutreffend hervorhebt, daß die „servianische" Einteilung unmöglich die ursprüngliche gewesen sein kann. Eine haltlose Konstruktion ist es aber, wenn er die älteste Zahl der Centurien mit Rücksicht auf die Zahl zwanzig der Tribus zu bestimmen sucht und dabei von unerwiesenen Anschauungen über den Zweck der Centurieneinteilung ausgeht. Z. B. nimmt er an, anfangs habe man nicht centuriae iuniorum und seniorum unterschieden, weil zu einer Zeit, als alle Kriege in der Nähe der Stadt geführt wurden, zwischen jüngeren und älteren Jahrgängen kein Unterschied in der Wehrpflicht bestanden habe. Einerseits aber kann doch der Zweck der Unterscheidung eben der gewesen sein, den centuriae seniorum, die weniger Mitglieder umfaßten, ein bevorzugtes Stimmrecht zu geben; andererseits ist es denkbar, daß man auch für Feldzüge in die Umgebung nach Möglichkeit nur die Jüngeren und nur ausnahmsweise die Älteren aufbot.

Während Beloch sich so in unsicheren Vermutungen ergeht, bestreitet er eine der wenigen überlieferten Tatsachen, die Tribusreform des Appius Claudius Caecus. Nach der Überlieferung hat dieser als Zensor den Bürgern erlaubt, sich die Tribus zu wählen, wodurch es den städtischen Kleinbürgern ermöglicht wurde, sich statt in einer der kopfreichen städtischen Tribus in einer ländlichen Tribus einschreiben zu lassen; da die Städter es leichter hatten, zu jeder Versammlung zu erscheinen, als die Bauern, konnte es so dahin kommen, daß die Städter auch in den ländlichen Tribus den Ausschlag gaben und so den Staat beherrschten. Um das zu verhindern, hat nach Livius Qu. Fabius Maximus als Zensor die städtischen Kleinbürger auf die vier städti-

Digitized by Google

schen Tribus beschränkt. Eine ähnliche reaktionäre Maßregel wird von einem der Zensoren kurz vor dem zweiten punischen Kriege erwähnt. Der Name wird nicht genannt; aber da ein Qu. Fabius Maximus, der spätere Cunctator, 230 Zensor gewesen ist, so erklärt Beloch (S. 266) ihn für den reaktionären Staatsmann und meint, man habe seine Anordnung auf den gleichnamigen Zensor von 304 zurückübertragen, und damit der Zensor Fabius die Kleinbürger auf die vier städtischen Tribus hätte beschränken können, hätte man seinen Vorgänger Appius Claudius sie auf alle Tribus verteilen lassen. Über das alles ließe sich reden, wenn feststünde, daß der spätere Cunctator als Zensor diese Rolle gespielt hat. Nun war aber im Jahre 220 Gajus Flaminius Zensor, der für eine dem städtischen Erwerb ungünstige und dem Einfluß der Bauern günstige Maßregel mindestens so sehr in Frage kommt wie Fabius. Beloch beachtet ferner nicht, daß gerade am Ende des 4. Jahrhunderts eine Umwälzung, wie die dem Zensor Claudius zugeschriebene, nahe lag. Denn damals war Rom durch die Eroberung von Campanien in den großen Verkehr hineingezogen; dem dienten ja auch die Silberprägung, die Flottenrüstungen und die Kolonisation der Ponzainseln. In solcher Zeit mußte die städtische Bürgerschaft an Zahl und Bedeutung zunehmen. Dann aber verlangte der große Samniterkrieg außerordentliche militärische Leistungen, und mit Recht hat Neumann in der Reform den Zweck erkannt, die bisher dienstfreien Kleinbürger zur Wehrpflicht heranzuziehen. Bestand hat freilich die durch die Not des Augenblicks gebotene Reform nicht gehabt, sondern das Übergewicht der Bauern wurde durch den Zensor Fabius wiederhergestellt, durch die innere Umwälzung nach dem 3. Samniterkrieg verstärkt und nach dem ersten punischen Kriege durch Flaminius gesichert. Diese Bewahrung des agrarischen Charakters trotz großstaatlicher Entwicklung ist wohl der entscheidende Zug der älteren römischen Geschichte und verdient vielleicht eine nachdrücklichere Würdigung, als sie bei Beloch findet.

Die Kraft der Bauern hat auch die römischen Eroberungen, deren Verlauf Verfasser im 3., 4. und 5. Abschnitt einleuchtender darstellt als die gleichzeitigen inneren Vorgänge, möglich gemacht und hat sich durch sie immer mehr verstärkt. An den Lasten und Erfolgen dieser Kriege haben von Anfang an die Latiner teilgenommen. Mit Recht nimmt Beloch an, daß Rom schon vor der gallischen Katastrophe das Übergewicht in Latium besaß, und daß der erste Vertrag mit Karthago, der dies Übergewicht voraussetzt, um 400 abgeschlossen ist. Er bestreitet aber, daß vor dieser Zeit ein Bündnis zwischen Rom und der Gesamtheit der Latiner bestanden habe. Der Städteverband, der auf dem Albanerberge dem Juppiter Latiaris opferte, ist nach seiner Behauptung nie etwas anderes gewesen als eine Opfergemeinschaft wie die griechischen Amphiktionien. Das foedus Cassianum, ein aequum foedus, das nach der Überlieferung bald nach Vertreibung der Könige zwischen Rom und der Gesamtheit der Latiner abgeschlossen wurde, setzt er erst ins vierte Jahrhundert. Als Kontrahenten betrachtet er den Bund latinischer Städte, der ein Bundesheiligtum im Hain der

Digitized by Google

Diana bei Aricia hatte. Ein Vertrag zwischen Rom und der Gesamtheit der Latiner erscheint ihm im fünften Jahrhundert als ausgeschlossen, weil nach Licinius Macer um die Mitte dieses Jahrhunderts Rom ein Bündnis mit Ardea geschlossen hat, das mit der Zugehörigkeit dieser Stadt zum Bunde von Aricia unvereinbar gewesen wäre.

So sicher, wie Beloch annimmt, sind diese Schlußfolgungen doch nicht. 1. Daß der albanische Verband von Anfang an nur eine Opfergemeinschaft gewesen ist, ist ja möglich; mindestens ebensogut aber kann er der sakrale Überrest eines ehemals politischen Bundes gewesen sein. 2. Ob die latinische Gemeinschaft, mit der Rom das foedus Cassianum abschloß, mit dem Bunde identisch ist, der der Diana bei Aricia opferte, können wir nicht wissen. 3. Zu der Zeit, als Ardea einen Sondervertrag mit Rom abschloß, kann es allerdings nicht zu dem Rom ausschließenden Latinerverbande gehört haben, wohl aber vorher oder nachher.

Diese Bedenken hindern nicht anzuerkennen, daß Beloch die entscheidenden Tatsachen richtig hervorhebt: Roms Hegemonie über Latium im fünften Jahrhundert, deren Erschütterung durch die gallische Katastrophe, ihre Wiederherstellung vor Beginn der Samniterkriege. Der Nachricht von einem Bündnis zwischen Rom und Samnium legt er weniger Bedeutung bei als die meisten neueren Forscher. Denn er nimmt an (allerdings in Übereinstimmung mit den Quellen), daß die Campaner, um sich gegen Samnium zu sichern, sich an Rom und Latium angeschlossen hatten, ehe sie mit den Latinern zusammen gegen Rom kämpften. Bei dieser Auffassung wäre dem Latinerkrieg wo nicht der überlieferte erste Samniterkrieg, so doch wenigstens eine Spannung zwischen Rom und Samnium vorangegangen. Undenkbar ist das ja nicht; aber worauf außer auf unsichere Überlieferung gründet sich die Annahme, daß Rom und Capua schon vor dem Latinerkriege verbunden waren? Mindestens ebenso denkbar ist es doch, daß die Latiner im Vertrauen auf die campanische Hilfe sich gegen Rom empörten und daß die Campaner erst durch ihre Niederlage gezwungen wurden, sich an Rom anzuschließen. Das Fernbleiben der Samniter konnte sich teils aus ihrem Bündnis mit Rom, teils aus unteritalischen Verwicklungen erklären.

Einleuchtend sind wieder Belochs Darlegungen über die nach dem Latinerkriege mit den einzelnen Städten geschlossenen Verträge. Ein municipium foederatum definiert er als eine Stadt, die die Eigenschaft eines municipium nicht durch einen einseitigen römischen Willensakt, sondern durch einen Vertrag bekommen hat. Die Bürger eines solchen municipium besaßen auf jeden Fall römisches Bürgerrecht, entweder das volle oder Bürgerrecht ohne Stimmrecht. Daß Capua das Halbbürgerrecht erhielt, steht fest. Daß dagegen die latinischen Städte, soweit sie nicht wie Tibur und Praeneste außerhalb der römischen Bürgerschaft blieben, das volle Bürgerrecht bekamen, macht Verfasser gegen Mommsen wahrscheinlich. —

Wertvoll ist auch seine Behandlung des sogenannten zweiten Samniterkrieges. Wie wohl alle heutigen Forscher nimmt er an, daß

Digitized by Google

die römische Niederlage bei Caudium und der damals geschlossene Vertrag den Krieg unterbrochen haben; ob die Römer dabei so glimpflich davon gekommen sind, wie Verfasser behauptet, möchte ich freilich bezweifeln. Jedenfalls aber hat er darin recht, daß die römische Not ihren Höhepunkt erst nach der Niederlage bei Lentulae erreichte. Zutreffend ist auch die Kritik an der Rolle, die Quintus Fabius Maximus Rullianus in der Überlieferung spielt, vor allem an seinem Zwist mit dem Diktator Papirius Cursor und an seinem etruskischen Feldzuge.

Treffend ist der Hinweis auf die häufige Verwechslung zwischen Samnitern und Sabinern. Nur wenn man mit Beloch annimmt, daß mehrfach die Sabiner gemeint sind, wo die Samniter genannt werden, ergibt sich ein verständliches Bild von der Unterwerfung der Sabiner und dem Verlauf des 3. Samniterkrieges. In der Schlacht bei Sentinum haben an der Seite der Gallier nicht Samniter gekämpft, sondern Sabiner; den Samnitern war der Weg nach Norden durch die mit Rom befreundeten Abruzzenvölker gesperrt.

Auch die weiteren Kämpfe bis zum Abschluß der Unterwerfung von Italien stellt Verfasser mit treffendem Urteil dar. In der Geschichte des Krieges mit Pyrrhos verweist er auf die Behandlung des Gegenstandes in seiner griechischen Geschichte. Wie zuerst Niese dargelegt hat, waren die Niederlagen der Römer ernsthafte Niederlagen, war die Schlacht bei Benevent kein römischer Sieg, sondern unentschieden, und nicht der Mißerfolg seiner Waffen, sondern die Rücksicht auf die Verhältnisse im Osten hat Pyrrhos veranlaßt Italien, zu verlassen.

Die schönen Ergebnisse von Belochs Forschung würden reiner zutage treten, wenn er schärfer zwischen erwiesenen Tatsachen und unsicheren Vermutungen unterschiede; auch seine Vermutungen sind ja geistreich und anregend, aber der bleibende Wert der Bücher liegt doch in den Abschnitten, in denen Beloch sich auf seine reiche Kenntnis des Landes und auf eine besonnene Kritik der Überlieferung stützt.

Zur Geschichte des Papsttums der Renaissance und der Gegenreformation.

Von Georg Lasson.

Pastor, Ludwig Freiherr von: Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. 3. Band: Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Wahl Innozenz' VIII. bis zum Tode Julius' II., 1484 bis 1513. In zwei Abteilungen. 5.—7. vielfach umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. LXX und 1166 S. Freiburg i. B., Herder & Co., 1924. (1. Abteilung: Innozenz VIII. und Alexander VI., brosch. Mk. 14,10, geb. Mk. 17,40; 2. Abteilung: Pius III. und Julius II., brosch. Mk. 10,20, geb. Mk. 13,20.) — 9. Band: Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Reformation und Restauration. Gregor XIII. 5.—7. unveränderte Auflage. XLV, 933 S. Ebenda 1925.

Das monumentale Werk Pastors weckt in jedem seiner Teile das höchste Interesse und verdient wegen der Sorgfalt in der Sammlung

Digitized by Google

des Materials und wegen des Geschicks in der Anordnung des ungeheuren Stoffes das höchste Lob. Es ist kein Wunder, daß von den sämtlichen neun ersten Bänden bereits die siebente Auflage vorliegt; bemerkenswerter ist, daß einige der Bände in vielfach umgearbeiteter und vermehrter Auflage haben herausgegeben werden können, ohne daß dabei der Fortgang des ganzen Werkes eine Unterbrechung erfuhr. Für die historische Forschung, der immer in erster Linie daran gelegen sein muß, auf sichere Tatsachen an Hand der Quellen sich zu gründen, ist mit diesen Bänden ein fortan unentbehrliches Hilfsmittel geschaffen, das obenein um der Bedeutung des Gegenstandes willen bis in die kleinste Einzelheit fesselnd wirkt.

Anders nimmt sich natürlich das Bild aus, wenn man fragt, in welchem Geist und zu welchem Zwecke diese Geschichte der Päpste geschrieben worden ist. Der Verfasser wird selbst nicht behaupten wollen, daß er mit der Unbefangenheit eines frei über seinem Gegenstande stehenden Geschichtschreibers verfährt; er steht im Dienst eines Dogmas und verfolgt mit einer Beflissenheit, die schlechthin jede Unparteilichkeit ausschließt, in seiner ganzen Darstellung eine und dieselbe nirgends aus den Augen gelassene Tendenz. Er ist der konsequenteste Kurialist, den man sich vorstellen kann. Am Papsttum hängt für ihn alles Heil der Menschheit; zur Verherrlichung des Papsttums ist sein Werk geschrieben, und zwar des Papsttums an sich, so wie das römische Dogma es definiert, nicht etwa so, wie es im Laufe der Jahrhunderte sich in wechselnden Formen als einen Faktor neben vielen andern für den Gang der Entwicklung wirksam gezeigt hat. Seine Absicht ist, nachzuweisen, daß die göttliche Vorsehung das Papsttum unbeschadet aller Wandlungen in der geistigen Kultur, dem religiösen Bewußtsein und den sittlichen Idealen der Christenheit und ohne Rücksicht auf die Umgestaltung der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse zum unverrückbaren Mittelpunkte, zum beherrschenden Prinzip allen geschichtlichen Lebens ausersehen und ihm die Kräfte eingepflanzt hat, aus sich heraus gegen alle Schädigung von außen und allen Verderb von innen sich zu erneuern und dabei doch dasselbe zu bleiben, was es immer war. Dieser unselige Tausch, der an die Stelle der ewigen christlichen Idee die singuläre Gestalt einer äußerlichen Institution setzt, ist ohnehin die Quelle der fürchterlichsten Begebenheiten gewesen. Hier wird er zur Ursache der gänzlichen Unmöglichkeit einer wahrhaft geschichtlichen Betrachtungsweise und nötigt den Verfasser zu einer Verteilung von Licht und Schatten, die sehr geschickt berechnet, aber ganz und gar ungerecht ist.

1. Als Beispiel für die Art, wie Pastor von dem Träger der Tiara möglichst jede Spur von Vorwurf fernzuhalten bemüht ist, kann seine Behandlung der von Innozenz VIII. 1484 herausgegebenen Hexenbulle dienen, die den beiden berüchtigten Inquisitoren Heinrich Institoris und Jakob Sprenger die Vollmacht erteilt, gegen Personen jeden Ranges und Standes ihr Amt zur Verhütung der Zauberei und des Hexenwesens auszuüben. Die Kurialisten helfen sich dieser Bulle gegenüber mit der Behauptung, sie enthalte nirgends

Digitized by Google

eine dogmatische Entscheidung über das Hexenwesen, — als ob es darauf ankomme, wenn doch der Papst davon ausgeht, daß die Berichte von fleischlichen Bündnissen mit den Teufeln u. dgl. auf Wahrheit beruhen. Pastor hebt außerdem hervor, daß schon vor jener Bulle einzelne Hexenprozesse vorgekommen seien, — als ob nicht die Sanktionierung der Hexenprozesse durch die päpstliche Bulle das Schlimme wäre. Er bemerkt, die Bulle ermächtige nur zum kanonischen Inquisitionsprozeß, der in seinem Verfahren völlig von den späteren Hexenprozessen abwich, — als ob nicht die Umformung dieser Prozesse mit dem Fanatismus zusammenhinge, den jene Bulle wecken mußte. Und er schließt mit dem Satze: „Wenn auch die Bulle insofern die Hexenverfolgung beförderte, als sie die Inquisition zu ernstem Vorgehen ermunterte, so ist doch keine Berechtigung zu der Anklage vorhanden, daß Innozenz VIII. die Hexenprozesse eingeführt und mit ihnen das grauenvolle Elend verschuldet habe, das in der Folgezeit über die Menschheit kam“ (S. 314). Es erübrigt sich, ein Wort hinzuzufügen.

Wie er zu rechter Zeit zu schweigen weiß, zeigt Pastor da, wo er berichtet, es sei unter Innozenz VIII. gelungen, die waldensische Irrlehre in der Dauphiné auszurotten (S. 307). Das ist alles. Aber der Sinn des Satzes ist doch wohl, daß es gelang, die Irrlehrer auszurotten, und die Bilder von Blut und Feuer, die aus dem kurzen Bericht auftauchen, lassen sich nicht verscheuchen.

Am stärksten aber tritt in den beiden Halbbänden über die Renaissancepäpste von Innozenz VIII. bis Julius II. der Grundschaden des Werkes darin zutage, daß der Verfasser gänzlich außerstande ist, die innere Bedeutung einer geschichtlichen Epoche wie der Renaissance zu erkennen. Daß sich in ihr ein „Übergang aus alten Formen des Daseins zu einer neuen Gestalt der Dinge“ vollzog, muß er natürlich anerkennen; aber daß dieser Übergang aus einer gänzlichen Umwandlung der menschlichen Innerlichkeit, aus ihrer Erhebung auf eine höhere Stufe des Selbstbewußtseins, aus einem tieferen Verständnis der Freiheit des seiner selbst gewissen vernünftigen Subjekts stammt, das kann er nicht sehen, weil ihm die Lebensform der Unterwürfigkeit unter die Ordnung der Papstkirche die schlechthin höchste, der längst erreichte Gipfel der Vollendung ist. Dadurch erklärt es sich, daß er an jene große Bewegung der Geister keinen anderen Maßstab legen kann als den moralischen, der freilich ihr wie jeder andern geistesgeschichtlichen Entwicklung gegenüber vollkommen unzulänglich ist. Er schildert zuerst die fortdauernden Äußerungen echt katholischer Devotion in dem Italien der Renaissance, wobei er sich merkwürdig befriedigt zeigt, wenn er berichten kann, daß der und jener Freigeist und Libertinist auf dem Sterbebette sich mit allen Tröstungen der alleinseligmachenden Kirche hat versehen lassen, und er gibt hernach eine sehr ausführliche Darstellung des durch die Vorliebe für die heidnische Antike einreißenden Verfalls der Sitten, der Sittlichkeit und der Theologie. Diese ganze Einleitung ist eine wahre Fundgrube kulturgeschichtlicher Notizen von höchstem

Digitized by Google

Wert; man muß nur über die Engigkeit der Anschauungsweise des Verfassers hinwegsehen lernen und wird sich in dem Verständnis jener gärenden Zeit mit ihrem überschäumenden Freiheitsgefühl und ihrer unbändigen Lebensfreude, der doch ganz wie auch im Mittelalter die Empfindung der Eitelkeit alles Irdischen und die Sehnsucht nach himmlischem Frieden mit gleicher Stärke zur Seite stehen, auf Schritt und Tritt reichlich gefördert finden.

Auf zwei Persönlichkeiten sammelt sich insonderheit das Interesse des Verfassers. Die eine ist Machiavelli, in dem er gleichsam den Ausbund aller gottlosen Tendenzen des Zeitalters sieht und gegen den er schonungslos die private Zuchtlosigkeit seiner Lebensführung geltend macht (S. 138 f.). Es ist begreiflich, daß der geniale Staatslehrer, der das eigne Recht des Staates gegen alle Einsprüche der Moral und der Kirche mit einer dem damaligen Bildungsstande gemäßen Einseitigkeit verfochten hat, dem Verfasser im höchsten Grade widerwärtig sein muß. Aber hier tritt doch auch zutage, wie wenig dieser imstande ist, mit gleichem Maße zu messen. Die Laszivität des Machiavell ist schwerlich ärger gewesen als die der höchsten römischen Geistlichen jener Jahrzehnte; wenn er hiervon nicht auf die Schlechtigkeit der Sache schließt, die sie vertraten, warum muß die Theorie des Machiavell durch seine persönliche Amoralität diskreditiert werden? Es lag in der Natur der Sache, daß der große Fortschritt, den die klare Scheidung zwischen weltlicher Obrigkeit und geistlicher Ordnung darstellt, zuerst nicht ohne Übertreibung nach der weltlichen Seite hin sich durchsetzen konnte; was dem italienischen Renaissancemenschen Machiavelli nicht möglich war, die ethischen Fundamente für die Lehre von der durch Gott gesetzten Obrigkeit zu legen, hat hernach der deutsche Glaubensheld Luther vollbracht. Aber daß mit Machiavell ein gewaltiger Fortschritt in der Staatstheorie gemacht worden ist, wird eine unvoreingenommene Betrachtung nicht leugnen können. — Die zweite überragende Persönlichkeit, die für des Verfassers eigenen Standpunkt eine wahrhaft tragische Bedeutung hat, ist Savonarola, der strenggläubige Katholik, der sittenreine Asket, der doch zugleich der furchtbarste Kritiker des damaligen Papsttums und der Prophet des Unterganges der verderbten Papstkirche war. Wegen dieses seines Kampfes wider den Papst und die Klerisei und wegen seines Dringens auf persönliche Gläubigkeit, nicht wegen seiner religiösen Lehren hat man ihn nicht mit Unrecht unter die Vorläufer der Reformation gerechnet, und daß er für die innerkatholische Reform der Papstkirche von starkem Einflusse gewesen ist, beweist allein die von Pastor gebrachte Notiz, daß der heilige Filippo Neri die Schriften Savonarolas zu seinen Lieblingsbüchern zählte (IX, 118). Diesen Mann hat Alexander VI., eine der ruchlosesten Gestalten der ganzen Weltgeschichte, exkommuniziert, und die Florentiner Regierung hat ihm unter Zulassung zweier päpstlicher Delegierten, deren einer in sehr schlechtem Rufe stand (S. 511), den Prozeß machen lassen, infolgedessen er als „Ketzer, Schismatiker und Verächter des heiligen Stuhles“ erst seiner geistlichen Würden entkleidet und dann dem welt-

Digitized by Google

lichen Arm übergeben wurde, der ihn durch den Strang hinrichten und seinen Leichnam verbrennen ließ. Daß Savonarola durch seinen Ungehorsam gegen die päpstlichen Dekrete und durch seinen Plan, auf einem allgemeinen Konzil die Absetzung des Scheusals von Papst durchzusetzen, sich dies Ende zugezogen hat, ist klar genug; daß ihm mit seiner Verurteilung Recht geschehen sei, wagt schließlich bemerkenswerterweise selbst Pastor nicht zu behaupten; er schreibt: „wie weit die Verurteilung zum Tode berechtigt war, wird stets ungewiß bleiben" (S. 511). Aber dieser Satz bildet doch nur eine überraschende letzte Reservation; denn seine gesamte Darstellung geht darauf hinaus, Savonarola, den „Unglücklichen", als einen Rebellen (S. 497) zu schildern, der in hartnäckigem und leidenschaftlichem Widerstande gegen seine geistliche Obrigkeit sich der für einen Ordensmann besonders schweren Sünde des Abfalls von seiner Gehorsamspflicht und der Untergrabung des göttlich beglaubigten kirchlichen Systems schuldig gemacht hat. Um die Schuld durchaus dem feurigen Kämpfer für Heiligkeit der Kirche und Sittenreinheit der Christen zuzuschieben, muß der Verfasser bis zu so traurigen kasuistischen Distinktionen sich hinunterlassen wie mit Bezug auf das von Alexander VI. ausgesprochene Predigtverbot: „Die Inhibierung von etwas an und für sich Gutem, das nicht unter allen Umständen geboten ist, kann nicht als sündhaft angesehen werden" (S. 470). Vom Standpunkte einer solchen äußerlichen, flachen Moral kann man dem tiefen sittlichen Konflikt zwischen Prophetie und Hierarchie selbstverständlich nicht gerecht werden. Es wäre sehr leicht, mit den von Pastor befolgten Grundsätzen nachzuweisen, daß der Prozeß des hohen Rates gegen Jesus von Nazareth vollkommen in der Ordnung und jenem unglücklichen Rebellen gegen die ihm von Gott gesetzte geistliche Obrigkeit durch seine Auslieferung an den weltlichen Arm der römischen Gewalt keinerlei Unrecht geschehen sei.

Was nun die Pastorsche Geschichte der beiden Päpste Alexanders VI. und Julius II. betrifft, so kann man dem Verfasser, dessen Glaube an die Absolutheit des Papalsystems hier auf die härteste Probe gestellt wird, weder sein Mitgefühl, noch die Anerkennung versagen, daß er sich redlich bemüht hat, von Beschönigung der Greuel abzusehen, die das Andenken jener Männer beflecken. Es war gewiß auch klug von ihm, da, wo sich nichts leugnen läßt, die schmachvollen Tatsachen offen einzugestehen. Auch ist es ihm nicht zu verdenken, daß er sich darauf beschränkt, nichts als das unleugbar Feststehende oder schwer zu Leugnende in seine Darstellung aufzunehmen und das Zweifelhafte, soweit es sich nicht übergehen läßt, in die Anmerkungen zu verweisen. Welche Überwindung mag es ihn gekostet haben, einen Satz in seinen Text aufzunehmen wie diesen: „Es ist höchstwahrscheinlich, ja fast sicher, daß Cesare unter Zustimmung Alexanders VI. den Kardinal Michiel vergiftete, um sich seiner Reichtümer zu bemächtigen" (S. 585). Auch über den Tod des Kardinals Orsini berichtet er, daß er „nach einer weit verbreiteten, jedoch nicht über jeden Zweifel erhabenen Annahme durch Gift von den Borja" erfolgt

Digitized by Google

sei (S. 583). Wenn er das Ende Alexanders VI., der „von Gesundheit strotzte und selbst wie seine Umgebung mit Sicherheit auf eine längere Regierung hoffte“ (S. 587), einem plötzlich aufgetretenen Wechselfieber zuschreibt (S. 591 ff.), so muß er sich dabei doch auf den Satz zurückziehen: „Unter den ganz sicher gestellten Vergiftungsfällen der damaligen Zeit wie der Gegenwart ist keiner bekannt, der in allen festgestellten Symptomen dem Krankheitsbilde gliche, das Alexander VI. aufwies“ (S. 594). Das klingt nicht sehr zuversichtlich, und man wird es niemandem verdenken können, der an der Überlieferung festhält, der Borjapapst sei an dem von ihm für andere bereiteten Gifte zugrunde gegangen. Jedenfalls ist dem Verfasser die Aufrichtigkeit hoch anzurechnen, mit der er jede Beschönigung der sittlichen Verderbtheit des Papstes unterläßt. Über Lukrezia Borja bringt er die Bestätigung einer bis jetzt angezweifelten Nachricht, daß die siebzehnjährige Papsttochter sich von einem päpstlichen Hofbeamten ein Kind hat machen lassen; den Vater des Kindes soll Cesare Borja später im Zimmer des Papstes, wie es heißt, vor dessen Augen erdolcht haben (S. 362, 538). Der jungen Frau, die schon als dreizehnjähriges Mädchen zum ersten Male verheiratet worden war, kann man ihren Fehltritt kaum anrechnen; was sie an ihrem Vater, dem geistlichen Haupte der Christenheit, was sie an der Lebensweise der römischen Kardinäle überhaupt wahrnahm, mußte ihr jede sittliche Feinfühligkeit rauben. Es erscheint für sie tatsächlich wie eine Rettung aus dem tiefsten Schlamm, daß sie einundzwanzigjährig mit dem Erbprinzen von Ferrara vermählt wurde und seitdem von Rom fernblieb. Während Pastor gesteht, daß manches aus ihrer römischen Zeit „noch immer dunkel bleibt“ (S. 568), kann er wohl mit Recht von ihrem Leben in Ferrara rühmen, daß es den Beweis für eine ernsthafte Umkehr bilde und auf ihren Wandel kein Fleck mehr gefallen sei. Aus welchen Verhältnissen heraus sie zu solcher Umwandlung gekommen ist, dafür bringt der Urkundenanhang des Pastorschen Buches einen erstaunlichen Beleg. Pastor ist nämlich sachlich genug, zwei Briefe des Papstes an seine vornehmste Konkubine, eine verheiratete Frau, die „schöne Giulia“, eine Fürstin Farnese-Orsini, zu veröffentlichen, von denen einer ein regelrechter Liebesbrief ist, als Papstreliquie immerhin etwas nicht Alltägliches; mit dieser Frau zusammen, die sie als ihre Schwester bezeichnete, verbrachte Lukrezia als Vierzehnjährige die Sommermonate in Pesaro, der Residenz ihres damaligen Gatten. Bekanntlich verdankt der nachmalige Papst Paul III. seine von Alexander VI. vollzogene Erhebung zum Kardinal dem Umstande, daß er der Bruder dieser schönen Giulia war.

Hiermit mag es genug sein des Widerwärtigen und Empörenden, das Pastor über den Borjapapst und seine Umgebung zu berichten genötigt ist. Die schwärzeste Figur von allen, Cesare Borja, der sein von syphilitischen Pusteln entstelltes Gesicht hinter einer schwarzen Maske zu verbergen pflegte, sowie die Bluttaten, die sich in dem engsten Familienkreise des Papstes ereigneten, ergänzen das trostlose Bild der von den Zeitgenossen als teuflisch empfundenen Entweihung

Digitized by Google

der heiligsten Institution der Christenheit so schauerlich, daß sich die Frage an den Verfasser nicht unterdrücken läßt, wie es mit dem Papsttum eigentlich so weit hat kommen können, wenn dieses in sich selbst das schöpferische Prinzip für alle Segens- und Heilswirkungen der Kirche bildet. Es will wenig besagen, wenn Pastor erklärt, Alexanders VI. Behandlung der rein kirchlichen Angelegenheiten habe zu keinem begründeten Tadel Anlaß gegeben, und die Reinheit der kirchlichen Lehre sei unter ihm unversehrt geblieben (S. 599); denn wenn der Geist aus der Verfassung und aus der Lehre gewichen ist, dann ist das, was noch aufrechterhalten wird, eine leere, tote Hülse, und der rechte Geist soll ja gerade nach Pastors Ansicht vom heiligen Stuhl aus in die Kirche einströmen. Uebrigens zeigt der Kampf mit Savonarola klar genug, in wie übeln Händen die kirchlichen Angelegenheiten ruhten, und die Reformbulle des Jahres 1497 (S. 459 ff.), hinter der man doch nichts als einen diplomatischen Schachzug des Papstes sehen kann und die natürlich „Entwurf geblieben" ist, bedeutet die stärkste Anklage gegen den Papst, der die kirchlichen Angelegenheiten in dem elenden Zustande belassen hat, den er in jener Bulle aufdeckte. Nein, mit wirklich kirchlichem Leben hat das päpstliche Rom jener Zeit sich so gut wie gar nicht beschäftigt; Machtfragen der weltlichen Herrschaft sind es, auf die sich die ganze Geschäftigkeit der Päpste konzentriert. Auf der einen Seite Frankreich, auf der andern Spanien und Neapel ringen um die Herrschaft in Italien, und die Kurie sucht aus diesem Gegensatze für sich soviel Gewinn herauszuschlagen wie möglich. Auf das Hin und Her des diplomatischen Ränkespiels und der kriegerischen Unternehmungen unter Alexander VI., wie Pastor es sorgfältig vor dem Leser entfaltet, brauchen wir hier nicht einzugehen; hat es sich dem Papste und seinem zeitweise nahezu allmächtigen Sohne Cesare doch immer nur darum gehandelt, die Macht und den Besitz des Hauses Borja zu mehren.

Hierin war Julius II. ganz anders gesinnt, wie er überhaupt, mit dem Borja verglichen, die weitaus sympathischere Gestalt ist. Freilich, Syphilitiker war der Kardinal Giuliano della Rovere auch (S. 332, 367), und als Papst zog er die übelste Nachrede auf sich, deren Grundlosigkeit wenigstens nicht beweisbar ist (S. 800), aber daß er ein gewaltiger Mensch von hohem Sinne war, muß jeder anerkennen. Man merkt Pastor die Genugtuung an, die er beim Übergange von den schandbaren Zeiten Alexanders VI. zu den Tagen des streitbaren Kriegshelden empfindet, der dem römischen Stuhl in der Welt wieder Respekt verschafft hat, freilich nicht im Geiste Christi, sondern im Geiste des Ares und der Athene. Pastor rühmt ihn als den Wiederhersteller des Kirchenstaates und des päpstlichen Mäzenatentums und erklärt, daß durch ihn „das Papsttum der Führer der Zivilisation" geworden sei. Man kann das zugeben, wenn man zugleich hervorhebt, daß die Führung in der religiösen, der geistig-sittlichen Kultur sehr bald darauf an die kleine sächsische Universitätsstadt Wittenberg und den gotterfüllten Glaubenshelden Martin Luther übergegangen ist. Jedenfalls gehört Pastors Darstellung sowohl der

Digitized by Google

mit höchst wechselndem Glücke geführten Kriegszüge Julius' II. wie seiner Förderung der Künste zu den gelungensten Partien seines Werkes. Daß dieser Papst nach den mannigfachsten Schicksalsschlägen doch am Ende seiner Laufbahn die Franzosenherrschaft in Italien vernichtet, die gallikanischen Schismatiker überwunden, den Kirchenstaat gefestigt, durch das Laterankonzil die geistliche Gewalt des Papsttums bekräftigt sah, war der Lohn einer Ausdauer und Tatkraft von ganz ungewöhnlichem Maße. Daß er als der große Gönner Bramantes, Michelangelos und Raffaels die Hochblüte der neueren Kunst hat heraufführen helfen, macht seinen Namen auch denen wertvoll, die das ganze System der weltlichen Papstherrschaft als verhängnisvoll und dem Geiste des Christentums widersprechend verwerfen und denen der blutige Lorbeer auf dem Haupte des Nachfolgers Petri das schwerste Ärgernis bereitet.

2. In eine ganz andere Welt führt uns der Band Pastors über Gregor XIII. Hier spüren wir dem Verfasser auf jeder Seite die Genugtuung an, die es ihm bereitet, von dem Wirken dieses Papstes zum inneren Aufbau und zum äußeren Ausbau der römischen Kirche zu berichten. Er hat ganz recht, wenn er sich dagegen verwahrt (S. 847 f.), daß man Gregor XIII. als unbedeutend beurteilt oder ihn mangelnder Tatkraft beschuldigt, weil er, der erst mit 70 Jahren den apostolischen Thron bestieg, der Mißstände im Kirchenstaat, insbesondere des Banditenwesens nicht Herr zu werden vermochte. Mag auch vieles von dem, was sein Pontifikat zu einem der bedeutsamsten im Zeitalter der Gegenreformation gemacht hat, den tüchtigen Männern zu danken sein, die er sich zur Seite hatte, immer bleibt es sein Verdienst, ihnen den Raum zu ihrem Tun geschafft und aus eignem Urteil die zu beschreitenden Wege bezeichnet zu haben. Der Mann, dem die zivilisierte Welt die Kalenderreform, die römische Kirche den neuen Aufschwung der katholischen Frömmigkeit, die Rückeroberung großer an den Protestantismus verlorener Gebiete und die Erneuerung des theologischen Unterrichtswesens und der katholischen Wissenschaft verdankt, hat, selbst wenn er persönlich nicht das war, was man einen großen Geist nennt, den vollen Anspruch darauf, als eine Gestalt von geschichtlicher Größe gewertet zu werden. Nur darf man darüber die Schranken nicht aus den Augen lassen, die durch die von ihm vertretene Sache selbst der Bedeutung seines Werkes gezogen werden.

Pastor beteuert sehr nachdrücklich, daß die katholische Reformation sich völlig selbständig aus eigener Wurzel entwickelt habe (S. 2). Daran ist doch nur soviel richtig, daß sie über die Form der Frömmigkeit, die man Devotion nennt, nie hinausgekommen ist; der Aufschwung aber dieser Devotion zu einer das nahezu erstorbene Kirchenwesen neu belebenden und neugestaltenden Geistesmacht ist unleugbar dem Einflusse der evangelischen Reformation und der durch sie bewirkten Erneuerung des christlichen Geistes überhaupt zuzuschreiben. Es liegt überdies auf der Hand, wie genau die geistige Haltung gerade der ersten römischen Reformpäpste und besonders Pius' V. dem kalvinischen Ideal entsprach, — daß die katholische Reform sich

Digitized by Google

zur geistigen Höhe des lutherischen Standpunktes niemals hat erheben können, versteht sich von selbst. Aber insbesondere das Papsttum sollte nie vergessen, daß es seine Rettung vor dem völligen Untergang allein der lutherischen Reformation verdankt, die der alten Lebensform der Christenheit, dem Bunde von sacerdotium und imperium ein Ende gemacht, das Dogma von der Weltherrschaft des Papstes aus dem Gebiete der Machtpolitik verwiesen, es in ein rein religiös-sittliches Ideal sich zu verwandeln gezwungen und dazu geholfen hat, daß alles Schwergewicht der päpstlichen Würde ganz auf die Seite der geistlichen Führung der katholischen Gemeinschaft sich verschob. Daß sich das Papsttum vom Kirchenstaat und von dem Besitze Roms nicht lösen konnte, war für es nur ein ernstlicher Schade; es blieb dadurch in kleinliche Welthändel verwickelt und wurde in der Geltendmachung seiner geistlichen Autorität immer wieder übel gehemmt.

So darf man von der sogenannten katholischen Reformation nicht mehr verlangen, als ihr nach ihrem ganzen Wesen möglich war. Pastor hebt neben Carlo Borromeo, dessen überragendem Geiste sich Gregor XIII. willig anschloß, zwei Gestalten hervor, die für die Erneuerung der katholischen Frömmigkeit besonders charakteristisch und fruchtbar gewesen sind, die heilige Teresa de Jesus und den heiligen Filippo Neri. Gewiß sind sie beide sehr anziehende Gestalten, aber über das klösterliche Ideal einer Verbindung von mystischer Abgeschiedenheit und praktischem Liebesdienste kommen sie nicht hinaus, und die Engbrüstigkeit, die diesem Geisteszustand anhaftet, bleibt bezeichnend für das katholische Frömmigkeitsideal überhaupt. Freilich, daneben besteht dann noch die andere, weltgewandte und aggressive Form des Katholizismus, wie ihn der Jesuitenorden vorbildlich repräsentiert. Aber hier kommt nun wieder die Weltlichkeit mit ihrer Diplomatie und ihren äußeren Machtmitteln so stark zur Geltung, daß die Einfalt der Frömmigkeit darüber verloren geht. Dieser Zwiespalt, der für die katholische Devotion wesentlich ist, zeigt sich immer wieder in dem vergeblichen Bemühen, die Sinnlichkeit ins Übersinnliche zu transponieren, was besonders in der Kunst der Gegenreformation von Correggio an bis zu dem Barock des Jesuitenstils hervortritt.

Innerhalb dieser Grenzen muß man vorbehaltlos anerkennen, was Gregor XIII. für die Förderung des römischen Kirchentums geleistet hat. Die Jesuitenkollegien in Rom, darunter besonders das collegium Germanicum, verdanken ihm ihre Entstehung; das collegium Romanum hat er gestiftet und zur Gregorianischen Universität ausgebildet: Cäsar Baronius, Bellarmin, Suarez waren dort Lehrer. Aber auch sonst in Italien, ferner in Deutschland hat er Seminarien und Alumnate ins Leben gerufen und dadurch für die Arbeit der Gegenreformation die geistigen Stützpunkte geschaffen. Die Kalenderreform, ohne die wir uns unser Leben gar nicht denken können, fand in den protestantischen Ländern zunächst den erbittertsten Widerstand; wir könnten darüber lächeln oder uns für unsere Vorvordern deswegen schämen, müßten wir nicht anerkennen, daß sie

Digitized by Google

allen Grund gehabt haben, dem römischen Stuhle, der alle Kraft an die Ausrottung des Protestantismus setzte, schlechthin zu mißtrauen.

Hier ist dann der Punkt, wo sich die Darstellung Pastors den Vorwurf der Parteilichkeit muß gefallen lassen. Er weiß von dem, was er die „katholische Restauration" und was man gewöhnlich die Gegenreformation nennt, nichts als Rühmliches zu sagen. Er bedauert, daß die „vollkommene Wiederherstellung der alten religiösen Einheit bei den christlichen Völkern Europas, die Gregor XIII. und seine Mitarbeiter erstrebten, trotz der äußersten Anstrengungen nicht erreicht werden konnte". Er gibt ohne weiteres die Pläne des Papstes zum Sturze der Königin Elisabeth von England zu und bedauert ihr Scheitern (S. 4). Er betrachtet es als das Selbstverständlichste von der Welt, daß Rom von jedem Mittel der List und Gewalt Gebrauch macht, um die „Abtrünnigen" in seine Botmäßigkeit zurückzuzwingen, daß aber jeder Widerstand der Evangelischen gegen diese Maßnahmen verdammenswerte Untaten sind. Nun mag man noch so sachlich die geschichtliche Notwendigkeit auch dieses römischen Kampfes wider die ihm entglittenen europäischen Völker anerkennen; seine Methoden zu rechtfertigen, wird man nicht über sich bringen, wenn man nicht dem römischen Dogma zugeschworen ist, und die Gegenseite glattweg zu verdammen, wird man als höchste Ungerechtigkeit empfinden. Bei Pastor sieht es stets so aus, als hätten die Evangelischen damit angefangen, in den Geisteskampf die Mittel der Gewalt hineinzutragen; aber wirklich, erst sind Evangelische verbrannt und ist Waffengewalt gegen Protestanten angewandt worden, ehe diese noch daran denken konnten, sich zur Wehre zu setzen. Um dem Leser einen rechten Abscheu gegen die Grausamkeit der Protestanten einzuflößen, bevor ihm der entscheidende Ausgangspunkt der ganzen fürchterlichen Entzweiung vorgeführt wird, bedient sich Pastor eines Mittels, das mehr klug, als sachlich ist: er gibt zuerst eine Darstellung der Verfolgungen, denen die Emissäre der Kurie, die Zöglinge des englischen Kollegs in Rom und des englischen Priesterseminars in Douai (Reims), auf englischem Boden ausgesetzt waren. Nun gingen die ersten Priester von dort im Jahre 1574 nach England, und erst im Jahre 1580 kamen die ersten Jesuiten hinüber. Dagegen hatte schon am 24. August 1572 die Bartholomäusnacht den protestantischen Ländern und Völkern die Augen darüber geöffnet, wessen sie sich von Rom und den römisch gesinnten Regierungen zu gewärtigen hätten, und obenein muß Pastor selbst berichten, daß 1580 der Papst den Plan der Ermordung Elisabeths von England gutgeheißen hat (S. 322). Auf welcher Seite also die Schuld lag, daß sich England mit rücksichtsloser Härte gegen die Sendlinge Roms wehrte, liegt doch wohl auf der Hand. Übrigens merkt Pastor seltsamerweise gar nicht, welch vernichtendes Urteil er über die römische Praxis der Ketzerverfolgung ausspricht, wenn er auf S. 339 darauf hinweist, „wie gehässig Hinrichtungen um der bloßen Religion willen seien". — Erst nach dem Kapitel über die Lage in England kommt er auf Frankreich zu sprechen. Er gibt sich natürlich alle Mühe, die Bartholomäus-

Digitized by Google

nacht ganz außer Beziehung zur Politik der Kurie zu stellen; aber er muß doch erstens die Möglichkeit zugeben, daß der Kardinal von Lothringen dem Papste von dem Plane der Ermordung der Hugenotten Mitteilung gemacht habe, und sagt darüber: „es kann sich dabei aber jedenfalls nur um allgemeine Bemerkungen über die günstige Gelegenheit zu einem Schlage gegen die Hugenotten anläßlich der Hochzeit Navarras handeln, die damals . . . gleichsam in der Luft lagen“ (S. 360). Und zweitens muß er folgendes am 2. September stattgefundene Gespräch berichten. Der Kardinal von Lothringen, der soeben die Nachricht von dem Hugenottenmord erhalten hat, begibt sich in Begleitung dreier Kollegen und des französischen Gesandten zum Papst und fragt ihn: „Welche Neuigkeit würde Ew. Heiligkeit mehr als alles andere wünschen?“ Gregor erwiderte: „Für die Erhöhung des katholischen Glaubens wünschen Wir nichts mehr als die Vernichtung der Hugenotten.“ Der Kardinal sagte darauf: „Diese Vernichtung können wir Ew. Heiligkeit melden zum Ruhme Gottes und zur Größe seiner heiligen Kirche.“ Wenn dann drittens der Papst große Freudenfeste veranstaltet und auf die Vernichtung der Hugenotten eine Denkmünze hat schlagen lassen, so ist die Stellung der Kurie zu dem greuelvollen Ereignis in der Tat klar genug, und die Bemerkung, daß „die Freudenfeste nicht den am 24. August verübten Greueln als solchen galten, sondern den Folgen, die sich aus ihnen ergaben“ (S. 371), dient nur als bezeichnende Illustration der römischen kasuistischen Moral.

Wir können auf vieles Wichtige nicht weiter eingehen. Nur eins sei noch hervorgehoben. Der Papst hat keineswegs bloß die andern Staaten im Dienste der Gegenreformation kämpfen lassen und sich darauf beschränkt, sie mit Geld und Munition zu unterstützen. Er hat selbst in dem päpstlichen Gebiete von Avignon gegen die Hugenotten Krieg geführt, die Avignon erobern wollten, und hat zwei von diesen besetzte Kastelle in schwieriger Belagerung zu bezwingen versuchen müssen. Da Pastor mit großer Sorgfalt jede grausame Handlung protestantischer Truppen gegen Besatzungen überwundener Städte zu berichten pflegt, wäre es gewiß von Interesse gewesen, zu erfahren, wie sich die päpstlichen Soldaten bei der endlichen Eroberung des Kastells Ménerbe gegen dessen „heldenmütige Verteidiger“ (S. 389) verhalten haben; da er nichts davon sagt (S. 390), möchte man fast glauben, sie haben es auch nicht besser gemacht als die fluchwürdigen Ketzer.

Aus dem Bisherigen wird erhellen, nach welcher Richtung hin man dem Pastorschen Werke mit vorsichtiger Prüfung begegnen muß. Man darf nie vergessen, daß man es mit einer Darstellung zu tun hat, die ganz offen parteiisch ist. Überblickt man aber nun die Fülle von Belehrung, die man dort findet, — wir verweisen nur auf die Kapitel über die Gegenreformation in Deutschland, der Schweiz und Polen, die in die römische Politik die tiefsten Einblicke gestatten —, so muß man schließlich doch dem Verfasser dafür dankbar sein, daß er dies Repertorium historischer Tatsachen zur Geschichte des Papsttums und seines Kampfes gegen den Protestantismus uns geschenkt hat.

Digitized by Google

Der erste Kulturkampf in Preußen

(1788—1798).

Von Georg Schuster.

Schwartz, Paul: Der erste Kulturkampf in Preußen um Kirche und Schule (1788—1798): Mon. Germ. Paedag. Bd. 58. XII und 492 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1925. Geh. Mk. 18.—.

Der Kampf des modernen Preußenstaates mit der römischen Kurie, der in den Maigesetzen von 1873 seinen Höhepunkt erreichte, ist nicht der Kulturkampf schlechthin gewesen. Schon hundert Jahre früher war in Preußen ein ähnlicher Streit ausgefochten worden. Eingeleitet und geführt wurde er von dem allmächtigen Minister v. Woellner zu dem Zwecke, „Kirche und Schule von der hier herrschenden Aufklärung zu befreien und gegen weitere Gefährdung zu schützen". In letzter Linie kam es ihm jedoch darauf an, den Staat des Großen Königs gänzlich umzuformen. Aus dem Gemeinwesen, in dem „jeder nach seiner Fasson selig werden konnte", sollte ein Staatskörper geschaffen werden, der „jedem die Fasson vorschrieb, nach der er allein selig zu werden hatte".

Über diese Ereignisse, ihre Zusammenhänge und die daran beteiligten Personen waren wir bisher keineswegs ausreichend unterrichtet. Auch über den „Hang König Friedrich Wilhelms II. zur Mystik und zum Geisterspuk" und die dabei mitwirkenden Umstände, Interessen und Bestrebungen herrschte noch mancherlei Unklarheit. Dichtung und Wahrheit reichten sich hier in buntem Wechsel die Hand. Um so dankbarer ist daher das neue Buch von Paul Schwartz zu begrüßen. Es beruht auf umfassenden, eindringenden Aktenstudien. Benutzt sind vor allem die umfangreichen, bisher völlig unberührt gebliebenen Akten des Oberschulkollegiums und des Oberkonsistoriums. Ihnen hat der Verfasser eine Fülle wertvoller, unsere Kenntnis vielfach erweiternder und vertiefender, zahlreiche Irrtümer berichtigender Nachrichten entnommen und sie mit selbständigem, sicherem Urteil verwertet. Auch bereits genügend bekannte Vorgänge, wie der Vorstoß der Berliner Dunkelmänner gegen Kant und dessen mehr als schwächliche Haltung dabei und gegen die theologische Fakultät der Universität Halle erscheinen hier in neuer, eigenartiger Beleuchtung. Dagegen hat die moderne historische Literatur häufig nicht die ihr gebührende Berücksichtigung gefunden. Das ist zu beklagen. Um so mehr, als z. B. Schraders treffliche Geschichte der Universität Halle und Bleichs gedankenreiches Werk über den Preußischen Hof unter den Königen Friedrich Wilhelm II. und III. mehrfach mit Nutzen hätten verwertet werden können. Die meist sehr spröden Stoffmassen hat der Verfasser mühelos bewältigt: Sie sind in 18 Abschnitten übersichtlich gruppiert und in einer Form zur Darstellung gebracht, die, häufig mit witzigen Einfällen und sarkastischen Bemerkungen gewürzt, den Leser unwiderstehlich in ihren Bannkreis zieht und fesselt. So wird es nicht weiter überraschen, daß wir hier ein Werk von nicht geringem

Digitized by Google

Werte und Verdienst für des alten Preußens innere Geschichte vor uns haben.

Noch erheblich wirkungsvoller würde freilich das Buch sein, wenn sich der Verfasser hätte entschließen können, die Reaktionsbewegung in Preußen im Zusammenhange mit ähnlichen Erscheinungen in anderen deutschen Ländern zu betrachten. Woellner und Genossen hatten und fanden überall, namentlich in den sächsischen Staaten, Vorläufer und Nachahmer. Ein untrügliches Zeichen dafür, daß die von ihnen vertretenen Anschauungen nicht einer gewissen inneren Notwendigkeit und Berechtigung entbehrten.

Bedeutsam eingeleitet wird das Buch mit der Schilderung der durch die Aufklärung hervorgerufenen öffentlichen Zustände.

Der im Jahre 1783 als Pfarrer an St. Marien in Berlin berufene Zöllner hatte die Frage aufgeworfen: „Was ist Aufklärung?“ Als erster ergriff dazu Moses Mendelssohn das Wort, „der Fürst der Berlinischen Weisen“. Seine, den Begriff allerdings nicht völlig erschöpfende, Definition zeichnete sich durch Kürze und Klarheit aus und lautete dahin: „Aufklärung ist die Theorie der Kultur, die Kultur aber die zur Tat gewordene Aufklärung“. In Erinnerung daran hat der Verfasser den von ihm geschilderten Kampf gegen die Aufklärung „Kulturkampf“ genannt. Ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir einstweilen dahingestellt sein lassen.

In denselben Bahnen, wie der Berliner Philosoph, bewegte sich der „Altmeister“ in Königsberg. Hinsichtlich des Dogmas, das den Rechtgläubigen die unantastbare Grundlage ihrer Kirche war, verfocht Kant Anschauungen, die denen des Philosophen von Sanssouci entsprachen. Den hochmütigen Begriff „Toleranz“, der der gedankenlosen Welt Veranlassung gab, Friedrich mit Lob zu überschütten, lehnte er für den königlichen Geistesverwandten durchaus ab. „Denn die Denkfreiheit soll nicht geduldet werden; sie hat ein unverbrüchliches Recht zu bestehen. Was aber nur geduldet wird, das hat kein solches Recht; was nur auf Duldung Anspruch erheben darf, dessen Recht ist nicht unanfechtbar. Friedrich duldete nicht die Denkfreiheit; er erkannte sie als zu Recht bestehend an“.

Mit diesen Sätzen war bereits das Gebiet scharf umrissen, auf dem der bevorstehende Kulturkampf ausgefochten werden sollte, nämlich dem der Kirche und der mit ihr engverbundenen Schule.

Mittelpunkt der Aufklärung war Berlin, die Stadt, in der man von jeher alles besser wußte. Ungestört durften sich hier alle möglichen Richtungen ausleben: Rechtgläubige, Schwärmer und Mystiker, Aufklärer und Atheisten. Wie man anderwärts die Berliner Zustände beurteilte, läßt besonders die Tatsache erkennen, daß dort die Bezeichnungen: Berliner, Naturalist, Philosoph, Ungläubiger als „gleichbedeutende Schimpfwörter“ galten. Ein ähnliches Schicksal war im 17. Jahrhundert den Kreisen der Naturphilosophen beschieden gewesen. Sie wurden von ihren Gegnern „Alchemisten“ genannt, ein Name, in dem Hohn und Spott, Verachtung und Verleumdung zum Ausdruck kamen.

Digitized by Google

Die Ursache jener Erscheinungen sahen die Gläubigen mit Recht in dem herrschenden Unglauben, der, wie sie meinten, eine Frucht der Aufklärung war. Diese mit allen Mitteln zu bekämpfen, erschien ihnen daher als ein dringendes Gebot ihrer Christenpflicht. So standen — meist nur in den Städten, vor allem in Berlin — Rechtgläubige und Aufklärer sich gerüstet gegenüber. Die Landgemeinden wurden von den kommenden Stürmen kaum berührt. Ihren geistigen Führern und Beratern ließ der Kampf ums Dasein keine Zeit, sich auf den luftigen Höhen theologischer Abstraktion und philosophischer Spekulation zu ergehen. Sie pflegten den Dingen dieser und einer besseren Welt in ihrer Weise nachzusinnen. So waren sie wenigstens der Sorge enthoben, daß Hirt und Herde Schaden litten an ihrer Seele.

Am 17. August 1786 ward der alte Herr zu seinen Vätern versammelt. „Der heidnische Geist", so wähnte die Gemeinde der Gläubigen, sei mit ihm in die enge Gruft der Potsdamer Garnisonkirche gestiegen, in die des Nachfolgers Pietätlosigkeit das „Seelenfutteral" des Oheims wider dessen Willen hineingezwängt hatte. Man übersah, daß der Geist des „alten Fritz" in den leitenden Staatsmännern unverändert fortlebte. Die höchste Kirchenbehörde z. B., das Oberkonsistorium (OK.), stand unter Leitung des der radikalen Richtung angehörenden Ministers Frhrn. v. Zedlitz. Ihre weltlichen Mitglieder, meist hervorragende Gelehrte, wie v. d. Hagen, v. Irwing, Lamprecht, Nagel, Gedike bekannten sich zum Freidenkertum. Soweit sie dem geistlichen Stande angehörten, wie die durch gründliches theologisches Wissen ausgezeichneten Spalding, Büsching, Teller, Diterich, Sack, zählten sie, den Pietisten Silberschlag ausgenommen, zu den Aufklärern. Ihrem Christentum war Religion „Überzeugung des Herzens". Außer ihnen trat noch eine Reihe anderer Theologen in dem Kampfe der Geister bedeutsam hervor. So der von freimaurerischen Ideen erfüllte Zöllner, ein gedankenreicher, glänzender Kanzelredner. So der aufgeklärte Pädagoge Andreas Jakob Hecker, ein Neffe des bekannten Begründers der Berliner Realschule.

Das Haupt der Berliner Orthodoxie und der grimmigste Gegner der Aufklärer war Woltersdorff. Wie sein Freund Silberschlag jeglichem Denken abgeneigt, ruhig und phlegmatisch, wußte er doch als Prediger an der Georgenkirche „den Seligen, so da geistig arm sind", wirkungsvoll das Himmelreich zu verkünden.

Im Gegensatz zu seinem Vorgänger, der die Kirche geflissentlich gemieden hatte, war, wie dann weiter ausgeführt wird, König Friedrich Wilhelm II. wieder ein eifriger Kirchenbesucher. Wegen seiner bezaubernden Liebenswürdigkeit der „Vielgeliebte" genannt, vereinigte er nach dem Urteil des Frhrn. vom Stein „mit einem starken Gedächtnis einen richtigen Verstand, einen edlen, wohlwollenden Charakter und ein lebhaftes Gefühl seiner Würde". Aber diese guten Eigenschaften wurden „verdunkelt durch Sinnlichkeit, durch Hang zum Wunderbaren, zur Geisterseherei und den Mangel an Beharrlichkeit".

Ihm stand seit Jahren als geistiger Mentor Johann Christoph Woellner zur Seite, fortan der Mittelpunkt der Darstellung. Gleich

Digitized by Google

einem „Hexenmeister", hielt der unheilvolle Mann den „schwachmütigen und wundergläubigen Adepten unter dem Bann seines Zauberstabes". Obwohl mit dem bekannten Verdammungsurteil [1]) des Großen Königs schwer belastet, war es dem skrupellosen, in allen Sätteln gerechten Theologen doch gelungen, bis zu seiner jetzigen Höhe emporzuklimmen. Allerdings auf krummen Wegen. Als 22jähriger war Woellner Pfarrer in Groß-Behnitz geworden und hatte sich bald das Wohlwollen der Patronatsherrin erworben, der Gräfin-Witwe Charlotte Sophie v. Itzenplitz. Im Jahre 1760 gab er sein Amt auf und übernahm die Bewirtschaftung der Itzenplitzschen Begüterung, um sie schließlich selbst in Pacht zu nehmen. Als Landwirt erfreute sich Woellner eines angesehenen Namens. Zahlreiche Schriften und Aufsätze nationalökonomischen Inhalts trugen ihm „den Ruf eines hervor-

---

[1]) Die Gründe, die Friedrichs Urteil herbeigeführt hatten, lagen bisher im Dunkeln. Nunmehr ist Schwarz in der Lage, uns darüber volle Gewißheit zu verschaffen.

Der namenlose Woellner hatte sich in eine der vornehmsten Familien des märkischen Adels hineingedrängt und im Jahre 1766 die junge Gräfin Amalie von Itzenplitz heimgeführt. Erst kurz vor der Hochzeit kam die Angelegenheit dem Könige zu Ohren. Die beabsichtigte Heirat war ihm im höchsten Maße zuwider. Sie erschien ihm als eine arge Mesalliance. Die jugendliche Verlobte sollte daher in Spandau festgesetzt werden. Inzwischen aber war sie Frau Woellner geworden. Wie dem Könige weiter hinterbracht worden, sollte die „Woellnerin" zur Ehe gezwungen worden sein. Infolgedessen ward gegen ihren Mann ein gerichtliches Verfahren eingeleitet. Die Untersuchung ergab keinerlei belastende Momente. Dennoch wurde das gesamte Vermögen seiner Frau beschlagnahmt. Eine Maßnahme, die erst nach dem Ableben Friedrichs von seinem Nachfolger aufgehoben wurde. Der König war hiernach der Überzeugung, daß Woellner nur durch Intrigen sein Ziel erreicht habe

Der andere Vorwurf ist auf die Tatsache zurückzuführen, daß Woellner im Jahre 1755 im Wege des Betruges zu seinem Predigeramt gelangt ist. Durch die KO. vom 30. Januar 1738 hatte Friedrich Wilhelm I. bestimmt, daß grundsätzlich kein Kandidat der Theologie vor vollendetem 25. Lebensjahre Prediger werden dürfe. Abweichungen von dieser Bestimmung wurden auf Antrag vom Könige bewilligt, wenn der Kandidat nur noch wenige Monate bis zur Erfüllung des kanonischen Termins zurückzulegen hatte und gegen seine Persönlichkeit nichts einzuwenden war. Nun war Woellner am 19. Mai 1732 geboren. Er hätte also erst im Mai 1757 die Anstellungsfähigkeit erlangt. Aber schon am 3. Februar 1755 beantragte General von Itzenplitz als Patron von Groß-Behnitz für den „24jährigen" — in Wahrheit 22jährigen — Woellner bei dem Könige die Erteilung der venia aetatis canonicae. Mit Rücksicht auf den Antragsteller erfolgte sie bereits am 5. Februar. Aus demselben Grunde war von der Einforderung des üblichen Berichts des OKs. Abstand genommen worden. Auch in der KO. vom 5. Februar ist die Rede von dem 24jährigen Kandidaten Woellner. Wahrscheinlich hat Woellner dem Patron gegenüber sein Lebensalter korrigiert, worauf dieser im guten Glauben das Immediatgesuch eingereicht hatte. Denn es ist kaum anzunehmen, daß ein preußischer Edelmann und Offizier von Rang seinen König im Einverständnis mit dem jugendlichen Theologen so bewußt belogen haben sollte.

Es steht also fest, daß Woellner auf betrügerische Weise vorzeitig zu Amt und Würden gelangt ist. Ein Umstand, der dem Könige nicht verborgen geblieben ist. Denn als die Itzenplitzsche Verwandtschaft später bei ihm um die Verleihung des Adels an ihr neues, geringbürtiges Mitglied nachsuchte, lehnte Friedrich das Gesuch ab mit der Begründung: „Der Woellner ist ein betriegerischer und Intriganter Fase".

Digitized by Google

ragenden" Fachmannes auf dem Gebiete der Landwirtschaft und der Finanzwissenschaft ein. Auf Empfehlung einflußreicher Freimaurer, wie des Herzogs Friedrich August von Braunschweig, berief ihn Prinz Heinrich, Friedrichs Bruder, 1770 als Kammerrat in seinen Dienst. So kam Woellner nach Berlin. Hier fand er ein fruchtbares Feld zur Betätigung seines Ehrgeizes und seiner Ränkesucht.

In Deutschland gab es damals, ebenso wenig wie in Frankreich, ein öffentliches Leben. Von Vereinstätigkeit war keine Rede. Aber die vornehme Pariser Gesellschaft besaß wenigstens ihre Salons, wo die Kunst der Unterhaltung gepflegt wurde, wo auch die öffentliche Meinung frei sich aussprechen durfte. In Berlin sucht man dergleichen vergebens. Die tonangebenden Kreise der Gesellschaft, die oberen Zehntausend, hatten nur geringe geistige Interessen. Da boten sich die stillen Räume der Freimaurerlogen als Stätten dar, in denen geistig angeregte Männer, dem stürmischen Treiben des Tages entrückt, mit gleichgesinnten Freunden alle die damalige Zeit beschäftigenden Fragen, namentlich die über Erziehung und Bildung, nach Belieben erörtern konnten, wo edle Geselligkeit herrschte, wo Unterhaltung und Anregung zu finden waren. Wie tief und allgemein die Idee von der Notwendigkeit und dem Segen erziehender und leitender Geheimbünde damals im Bewußtsein der gebildeten und erleuchteten Welt lebte, beweist die hervorragende und abschließende Stellung, die ihnen Goethe im „Wilhelm Meister" zuweist.

Dem rührigen Woellner war die Bedeutung der Freimaurerei nicht entgangen. Sie schien ihm die Möglichkeit zu bieten, vor allem seinem Streben nach hohen Verbindungen, nach Macht und Einfluß genüge zu tun. Hauptsächlich aus diesem Grunde hatte er sich ihr im Jahre 1765 angeschlossen und es dort bald infolge seiner Betriebsamkeit und Redegabe zum stellvertretenden Großmeister der Großloge „Zu den drei Weltkugeln", gebracht, einer Körperschaft, die in den Bahnen gemäßigter Aufklärung sich bewegte. Entscheidend für seine ganze Zukunft wurde die Bekanntschaft, die er 1778 auf dem frm. Konvente zu Wolfenbüttel mit dem Oberst v. Bischoffwerder machte, einem „unbeirrbaren Anhänger des Mystizismus" und jeglichen Wunderglaubens und führenden Mitgliede der „Fraternität der goldenen Rosenkreuzer". Es war weniger die Überzeugung von der Reinheit der Ordenslehre als die Erkenntnis, durch Bischoffwerder, den einflußreichen Freund des Thronfolgers, emporzukommen, die Woellner bewog, dem Freimaurerbunde den Rücken zu kehren und eine Rosenkreuzerloge zu gründen, in die dann auch der neue Freund aufgenommen wurde.

Seit der Stunde, da Bischoffwerder dem Thronerben nähergetreten war, fühlte sich dieser ganz im Banne des Geisterspuks, der ihn „erfreute und tröstete, erschreckte und quälte". Ihm führte Bischoffwerder, der sich im Besitze der Geisterapparate des berüchtigten Gauners und „Zauberers" Schrepfer befand, Woellner zu. Beide bearbeiteten nun den Prinzen derart, daß er sich 1781 um die Aufnahme in den wundertätigen Orden bewarb und bald zu einem ge-

Digitized by Google

fügigen Werkzeuge in der Hand der unbekannten Oberen, d. h. der Dioskuren, wurde.

Seit dem Sommer 1784 hielt Woellner dem Prinzen Vorträge über Staatsverwaltung. Wahlverwandte Seelen hatten sich gefunden: Gemeinsam war beiden die tiefe Abneigung gegen Friedrich, den Einzigen, die Herabwürdigung seines Wesens und seiner Regierungsweise, der Eifer gegen die Aufklärung und die falsche Toleranz. Nach dem Tode des Alten sollte und mußte alles anders werden. Nicht zuletzt auf kirchlichem Gebiete.

Und der heißersehnte Tag des Thronwechsels kam. „Der neue Herr spendete Gnaden mit freigebiger Hand". Auch an Woellner. Er erhielt des verewigten Königs Flöten zum Geschenk und zahlreiche kostbare Handschriften seiner Werke. „Kein übler Einfall der Frau Historia", bemerkt der Verfasser, „den in Preußen erfolgten Wechsel des Thrones und aller Dinge damit zu kennzeichnen, daß sie auf der Flöte des Philosophen von Sanssouci den Obskuranten Woellner seine frommen Weisen blasen ließ". Auch der Adel ward ihm zuteil. Aber Woellners Ehrgeiz ging höher hinaus. Schon am 7. Oktober 1786 erinnerte er den König daran, daß er „von jeher so gern Minister des Geistlichen Departements" werden wollte. Einstweilen möge ihm der König „den vakanten Platz als Finanzminister" verleihen. Das geschah allerdings nicht. Vielmehr mußte sich der Machthunger des bescheidenen Mannes vorläufig mit dem Titel „Geh. Oberfinanzrat" begnügen und dem dazugehörigen Gehalt.

So vergingen zwei Jahre. Dumpfe Schwüle lagerte auf den Gemütern. Da erfolgte der von den Gläubigen herbeigewünschte, von den Aufklärern gefürchtete Schlag: Am 3. Juli 1788 wurde Woellner als Wirklicher Geheimer Etats- und Justizminister „aus besonderem königlichen Vertrauen" zum Chef des „Geistlichen Departements in allen lutherischen Kirchen-, Schul- und Stiftssachen" ernannt. Zedlitz ward in ein anderes Amt versetzt, wo er als Aufklärer keinen Schaden mehr stiften konnte. Schließlich wurde Woellner mit diktatorischer Gewalt über die beiden höchsten Kirchen- und Schulbehörden ausgestattet. Der Kommandostab im Kampfe gegen die Aufklärer war jetzt in seine Hand gelegt. Und Woellner zögerte nicht, von seiner Macht rücksichtslos Gebrauch zu machen.

Am 9. Juli 1788 erging die Fehdeansage in Gestalt des Religionsedikts (RE.). Es war ureigendstes Erzeugnis Woellnerschen Geistes. Sinn und Inhalt des Ediktes bildete das Gebot, „nicht abzuweichen von den Worten der Bibel und der symbolischen Bücher". „Unfehlbare Kassation" und noch härtere Strafe wurden dem in Aussicht gestellt, der sich etwa vermessen würde, wider den Stachel zu löken. Trotzdem fanden sich mutige Kämpfer genug, die sich gegen die ihnen zugemutete Heuchelei empörten: Teller, der Hofprediger Sack, Spalding, Diterich, Büsching, Zöllner, der Friedrich Wilhelms Ehen zur linken Hand mit der Gräfin Amalie (nicht Julie) Voß und der Gräfin Sophie Dönhoff eingesegnet hatte, u. a. legten beim Könige mit ernster Entschiedenheit Verwahrnng ein gegen das Edikt. Woellner,

Digitized by Google

der wußte, daß alle Einwände sich gegen ihn richteten, behielt sich vor, „denen hochweisen Herren dafür“ gelegentlich eins „auf die Finger zu geben“. Der Kulturkampf begann. Seine Schilderung bildet den Höhepunkt des Buches.

Außer den genannten Verfechtern des Aufkläruugsgedankens regten sich noch andere Stimmen wider das Edikt. Es erschienen anonyme Schriften, „aufrührerische Scharteken“, wie sie Woellner wegwerfend nannte, die gegen seinen Inhalt energisch Stellung nahmen. Sie wurden in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet.

Selbstverständlich fanden sich auch Verteidiger der Verordnung. Zum Wort meldeten sich u. a. die Karschin, die alte, vergessene „deutsche Sappho“. Sie widmete der Gemahlin Woellners einen Gesang „zur Freudensbezeugung“ und stellte dem verdienten Minister den Schwarzen Adler-Orden in Aussicht. Für diese poetische Leistung erhielt Anna Luise auf dessen Antrag das einst vergeblich von König Friedrich erbetene Haus. Und tief gerührt ob ihrer frommen Teilnahme, sattelte Woellner in höchsteigener Person den Pegasus und verkündete der alten Dame das ihr bevorstehende Glück mit den Knüttelversen:

„Freu' Dich, Deutschlands Dichterin,
Freu' Dich hoch in Deinem Sinn!
Der König hat befohlen mir,
Ein neues Haus zu bauen Dir“.

Die gedruckten Anfechtungen, denen das RE. und seine Urheber fortgesetzt ausgesetzt waren, veranlaßten Woellner zu energischen Schritten gegen die Presse. Am 19. Dezember 1788 erschien das nicht minder berüchtigte Zensuredikt. Mit ihm und dem RE. ward der Belagerungszustand über das geistige Preußen verhängt.

Obwohl die überwiegende Mehrzahl der höheren Beamten in ihrer Eigenschaft als Zensoren sich dem geistigen Diktator versagten und zahlreiche an das Zensuredikt anknüpfende Prozesse vom Kammergericht gegen ihn und des Königs Willen entschieden wurden, gelang es Woellner, allmählich jeden Widerspruch zu ersticken. Solche Wahrnehmung stärkte gleichgesinnten Seelen den Mut. Sie scharten sich um den Minister und nahmen einen Teil der Verantwortung auf ihre Schulter.

Die unerwartete Hilfe kam aus Schlesien. „Eine Leuchte unter den Frommen“ daselbst war der Propst Hermes in Breslau. In seinem Wesen bildeten Glaubenseifer, Beschränktheit und geistiger Hochmut einen „harmonischen Dreiklang“. Durch dessen Schwiegersohn Oswald, einen in den Kreisen der Rosenkreuzer gefeierten Geisterseher und Getsterbeschwörer, ward Woellner auf Hermes aufmerksam. Und dieser hatte als eifrigen Mitstreiter im Kampfe gegen die Aufklärer den Hofrat Hillmer in Breslau erkannt. Durch Oswald war Hillmer in die Fraternität der Rosenkreuzer gelangt.

Auf Veranlassung von Bischoffwerder führten Hermes und sein Schwiegersohn im August 1790 dem Könige, der damals in Breslau

Digitized by Google

weilte, eine Somnambule vor, „ihm durch deren Mund den göttlichen Willen“ kund zu tun. Der Herrscher, dem sie in mehreren Sitzungen u. a. Vergebung der Sünden verhieß, und dessen Gnade sie Hermes und Oswald empfahl, war tief ergriffen. Er glaubte in Hermes, dessen Kanzelvorträgen er mehrfach beigewohnt hatte, den „guten Prediger“ nach seinem Herzen gefunden zu haben und trug ihm auf, „Vorschläge für eine Gestaltung des Predigtwesens im ganzen Land nach dem Breslauer Muster“ auszuarbeiten. Auch an Woellner erging der Befehl, „von dem schlesischen Gottesstreiter ein religiöses Dienstreglement einzufordern, wie er es bei der Unterredung mit dem Könige als notwendig geschildert hatte“. Schon nach wenigen Wochen legte Hermes sein „Schema Examinis Candidatorum S. S. Ministerii rite instituendi“ vor. Die Handschrift wurde sogleich gedruckt. Und zu Anfang Dezember 1790 wurde die Schrift allen Konsistorien, auch dem OK., zur Nachachtung übermittelt. Das „Schema Examinis“ stellte eine Prüfungsordnung dar, „die alle dem Kandidaten vorzulegenden Fragen im Wortlaut festsetzte“. Es ward in einem Latein dargeboten, das die Sprache der „Epistolae obscurorum virorum“ an Klassizismus womöglich noch übertraf. An die Scholastik des Mittelalters erinnerte auch der Geist der neuen Ordnung. Die Kandidaten sollten in der Prüfung, deren Gang genau vorgeschrieben war, dartun, daß ihr unveräußerliches geistiges Besitztum die reine Glaubenslehre sei, die der Mensch mit seiner Vernunft nimmer zu erfassen vermöge. Wenn sie bis zu diesem „unerforschlichen Glauben an das Unglaubliche“ vorgedrungen seien und das Tor der Erkenntnis sich ihnen geöffnet habe, würden sie ein unerschütterliches Fundament gewonnen haben, von dem aus sie ihre geistige Tätigkeit segenbringend zu gestalten vermöchten, ohne Gefahr zu laufen, zu falschen Anschauungen und Urteilen zu gelangen. „Das war des langen Schemas kurzer Sinn“. Da sein Inhalt in den Kreisen der Kandidaten bekannt war, konnten sich diese bequem auf alle Fragen vorbereiten und die eingelernten Antworten bereit halten.

Das OK. erhob sofort pflichtmäßig scharfen Einspruch gegen die unerhörte, ohne sein Wissen und seine Zustimmung erfolgte Einrichtung. Im Namen des Königs lehnte Woellner nicht nur die vorgebrachten „Besorgnisse und Bedenklichkeiten“ ab, sondern stellte sogar den „halsstarrigen“ Räten in unflätigen Ausdrücken Maßregeln in Aussicht, „die ihnen freilich nicht angenehm, aber desto wirksamer sein würden“. Jene erwiesen sich jedoch als unbelehrbar. Nun sann der Großinquisitor auf die Verwirklichung des angedrohten Mittels, nämlich die Einsetzung einer Art von Ketzergericht als „höchster Instanz für Kirchliche und Schulangelegenheiten“.

Am 14. Mai 1791 trat „die Immediat-Examinations-Kommission“ (IEK.) ins Leben. Im September hielt sie ihre erste Sitzung ab. Das Kollegium bestand aus den bewährten Eiferern Hermes, Hillmer, Woltersdorf und Silberschlag.

Vielseitig und verantwortungsvoll waren ihre Obliegenheiten. Sie hatten die richtige und vollkommene Ausführung des REs. zu

Digitized by Google

überwachen, für die Aufrechterhaltung der reinen christlichen Lehre Sorge zu tragen und die Hauptprüfung der Kandidaten „recht sorgfältig vorzunehmen".

Es war die Zeit der großen Staatsumwälzung in Frankreich. Der von ihr ausgegangene Geist der Empörung und des Umsturzes äußerte sich in Deutschland derart, daß der Kaiser sich 1791 veranlaßt sah, den Reichskreisen aufzugeben, aufrührerische Schriften zu verbieten, Aufläufe und Aufstände nötigenfalls mit Waffengewalt zu unterdrücken. Demgemäß wurde auf Woellners Antrag die „Gothaische Gelehrtenzeitung" und die „Jenaer Allgemeine Literaturzeitung" im preußischen Staatsgebiet verboten. Woellner und sein Regiment waren in diesen Blättern wiederholt scharf angegriffen worden. Aber unerschrocken trat das Generaldirektorium für den Schutz und die Freiheit des Buchhandels ein. Und das Justizdepartement erklärte, daß das Verbot der genannten Zeitschriften „das Ansehen des preußischen Staates in ganz Europa tief herabsetzen würde". Ähnlich äußerte sich Graf Hoym, der Oberpräsident von Schlesien. Trotzdem ward das Verbot der „Gothaer Zeitung" aufrecht erhalten, während die Jenaer eine Verwarnung erhielt.

Wie nicht anders zu erwarten war, hatten die revolutionären Ideen vor allem die Jugend ergriffen. Zumal in Preußen. Nichtsdestoweniger war und blieb diese im innersten Herzen gut „Fritzisch" gesinnt. Und ihre „bewährte Monarchie" etwa zugunsten einer republikanischen Staatsform aufzugeben, wäre ihr niemals in den Sinn gekommen. Das lehren besonders die Akten über die Abiturientenprüfungen, in die uns Schwartz einen überaus lehrreichen Blick tun läßt. Sie zeigen, daß u. a. der Geschichtsunterricht auf den preußischen Gelehrtenschulen im ausgehenden 18. Jahrhundert in engster Verbindung mit dem herrschenden Zeitgeist stand. Aber so schnell, wie sie gekommen, schwand auch wieder die Begeisterung für das revolutionäre Frankreich dahin. Namentlich infolge der wüsten Ausschreitungen des Jakobinertums. Treu blieb sich allein die aufklärerische Ketzerei. Doch selbst verstocktestes Aufklärertum vertrug sich gut mit bestem Preußengeist. Auch dafür liefern die Arbeiten der damaligen Abiturienten zahlreiche erfreuliche Beweise.

Nach zwei Jahren angestrengtester Tätigkeit mußte die JEK. in ihren Immediatberichten bekennen, daß die Verhältnisse auf dem Schul- und Kirchenwesen genau so schlimm und böse seien, wie zuvor.

Der König war empört und forderte in einer scharfen KO. schleunige Abhilfe.

Um die Verurteilung der der Neologie angeklagten Geistlichen unter allen Umständen sicher zu stellen, wurden Untersuchung und Urteil dem weltlichen Gericht entzogen und dem OK. übertragen. Eine rechtgläubige Mehrheit wurde hier dadurch geschaffen, daß Teller, Zöllner und Gedike in allen Kassationssachen sich der Stimme enthalten mußten. Eine Gewaltmaßnahme schlimmster Art.

Im April 1794 wurde Nicolais „Allgemeine Deutsche Bibliothek" als ein der „christlichen Kirche gefährliches Buch" verboten. Das

Digitized by Google

bedeutete eine schnöde Herausforderung gerade der gebildeten Kreise, in denen die Zeitschrift stark verbreitet war. Das Verbot wurde erst nach Verlauf eines Jahres wieder aufgehoben, und zwar auf Grund einer eindringlichen Vorstellung des Staatsrats.

Von nicht geringem Interesse sind die letzten Abschnitte, die von den Schulvisitationen, den Universitäten, Seminaren usw. handeln.

Am 1. April 1794 wurden Hermes, Hillmer und Hecker als Oberschulräte in das von Zedlitz ins Leben gerufene Oberschulkollegium (OSK.) eingeführt. Dessen „erste größere und auf ein Jahrzehnt hinaus einzige Arbeit" war die ohne alle Vorbereitungen erfolgte Einführung des Abiturientenexamens.

Unter den damaligen Gelehrtenschulen Preußens waren nur wenige, die ihre Schüler mit einer ausreichenden Vorbildung für das Universitätsstudium versahen. Das lag an der Ungleichheit der Verfassung dieser Anstalten. Trotz aller Erlasse und Mahnungen der JEK., auf eine Hebung der Leistungen der Schüler hinzuwirken, blieb alles beim Alten. Nur ein einheitlicher, für alle höheren Schulen geltender Lehrplan konnte hier Besserung bewirken. Aber zu solcher Reform fehlte das nötige Geld. Aus diesem Grunde unterblieben auch die vorgesehenen Schulvisitationen, d. h. die Ermittlung der Rechtgläubigkeit.

Erst im Jahre 1793 war die JEK. in der Lage, dieser Aufgabe nachzukommen. Die Revision des Religionsunterrichts in den Berliner Schulen ergab, daß wahres Christentum nur in den niederen zu finden war, während die höheren sich als „Brutstätten des Heidentums" darstellten. Im nächsten Jahre erhielten Hermes und Hillmer den Auftrag, die „von der Aufklärungspest besonders verseuchten Gebiete" in Brandenburg und Sachsen zu visitieren. Die Ergebnisse dieser Fahrt waren sehr unerfreulich: Nur die Saldernsche Schule in Brandenburg und die Domschule in Magdeburg fanden Gnade vor den Augen der gestrengen Herren. Der Religionsunterricht war „meist kalt und kraftlos und wenig biblisch". Der Mehrzahl der Lehrer fehlte es an gründlicher Kenntnis der Heiligen Schrift und der christlichen Lehre.

Dem OSK. wurden auch die Universitäten unterstellt. Ein Akt der Demütigung und Erniedrigung. Andere Maßnahmen dieser Art schlossen sich an. Als Professor Mützel in Frankfurt a. O. 1794 eine Vorlesung über Kants Buch „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" ankündigte, wurde sie von der JEK. verboten. Mützel erhielt den Rat, „ein anderes, nützlicheres Collegium" anzuzeigen.

In Königsberg beherrschte der Apostel der unerbittlichen Kritik das Feld. Kritik ist des Glaubens unversöhnliche Feindin. Was war nicht alles von einem Universitätslehrer zu erwarten, der die reine Vernunft, die praktische Vernunft, die Urteilskraft kritisierte! Woltersdorff, der ärmste im Geiste, verstieg sich daher in der JEK. zu dem Antrage, „dem Professor Kant alles öffentliche Schreiben gänzlich zu verbieten". Der schmähliche Versuch schlug fehl. Er

Digitized by Google

offenbarte aber, daß Kants Name bereits auf dem Index der Zensurbehörde stand.

Zur Veröffentlichung in der „Berlinischen Monatsschrift" hatte der Königsberger Weise mehrere Artikel bestimmt. Den ersten: „Von der Einwohnung des bösen Prinzips neben dem Guten oder über das radikale Böse in der menschlichen Natur" legte er in Berlin zur Prüfung vor. Hillmer erteilte die Druckerlaubnis. Er mochte den tiefsinnigen Gedankengang nicht völlig erfaßt haben. Der Aufsatz wurde im Aprilheft 1792 abgedruckt. Da fanden sich rechtgläubige Leser, die durch die philosophische Hülle bis zu dem theologischen Kern vordrangen und Anstoß daran nahmen. Als dann der Herausgeber Biester im Juni den 2. Artikel einreichte: „Von dem Kampf des guten Prinzips mit dem bösen um die Herrschaft über die Menschen", versagte Hermes das Imprimatur. Biesters Beschwerde war erfolglos.

Nun entschloß sich Kant, seine Aufsätze als Buch zu veröffentlichen. Dazu bedurfte er lediglich der Erlaubnis einer Fakultät. Die philosophische genehmigte ohne weiteres den Druck. Die Schrift: „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" erschien 1793. Die zweite Auflage 1794.

Ein Buch, in dem u. a. behauptet wurde, „eine Religion, die der Vernunft unbedenklich den Krieg ankündigt, wird es auf die Dauer gegen sie nicht aushalten"; das sich wegwerfend über „die Bücher richtenden Theologen" äußerte, die Orthodoxie als die angemaßte alleinige Rechtgläubigkeit bezeichnete, das von den „erzkatholischen Protestanten und ihrer eingeschränkten Denkungsart" sprach, — ein derartiges Machwerk verstieß wider den Heiligen Geist des REs. und erheischte Sühne. Eine geharnischte KO. aus der Feder Woellners hob drohend hervor, Kant solle bei Vermeidung der „Höchsten Ungnade" sich in Zukunft dergleichen nicht mehr zuschulden kommen lassen.

In seiner Abhandlung: „Was ist Aufklärung?" hatte Kant die Forderung aufgestellt, daß Geistliche und Lehrer, deren Überzeugung nicht in Einklang zu bringen sei mit den Bestimmungen eines bestehenden Gesetzes, auf ihr Amt zu verzichten hätten. Nun war er selbst in ähnlicher Lage. Aber der 70jährige fand bekanntlich nicht die Kraft, die entsprechenden Folgerungen zu ziehen und durch entschlossenen Rücktritt sich einen glänzenden Abgang von des Lebens Bühne zu sichern. Schwere Kämpfe haben in jenen Tagen seine Seele tief erschüttert. Er gibt uns Rechenschaft über diese Not. „Widerruf und Verleugnung seiner inneren Überzeugung", so heißt es dort, „ist niederträchtig, aber Schweigen in einem Falle, wie der gegenwärtige, ist Untertanenpflicht; und wenn alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist es darum doch nicht Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen". Ebenso schwächlich ist der Geist, den seine Antwort atmet. Er entschuldigte sich damit, daß in seinem Buche nicht von der geoffenbarten, sondern von der natürlichen Religion die Rede sei, um dann das Gelöbnis der Besserung hinzuzufügen: „Um auch dem mindesten Verdacht vorzubeugen, so halte ich es für das Sicherste, Eurer Königlichen Majestät feierlich zu erklären, daß ich mich fernerhin aller öffentlichen Vorträge, die Religion

Digitized by Google

betreffend, die natürliche wie die geoffenbarte sowohl in Vorlesungen wie in Schriften, als Eurer Majestät getreuester Untertan gänzlich enthalten werde". Der Vorgang, der in der Öffentlichkeit den denkbar übelsten Eindruck hervorrief, ist tief beschämend. Immerhin nicht ganz so schrecklich, wie in unserer Zeit jene Szene am Lager des todkranken Hegelianers Augusto Vera, da eingedrungene Priester, ein Kardinal dem Verscheidenden, Italiens kühnstem und tiefstem Denker, den Widerruf seines eigenen Selbst entrissen. —

Woellner durfte zufrieden sein: Er hatte den Verkünder des kategorischen Imperativs zur Strecke gebracht. Mit ihm seine Amtsgenossen. Sie wurden verpflichtet, Kant und seine Werke aus dem Kreise ihrer öffentlichen Betrachtung zu verbannen.

Nächst Königsberg war den Berliner Ketzerrichtern, die der Aufklärung zugetane Universität Halle Gegenstand ernster Sorge. War sie doch die „wichtigste Vorbildungsstätte der preußischen Geistlichkeit und Lehrerschaft". Aber die theologische Fakultät, auf die es hauptsächlich abgesehen war und gegen die Woellner mit allen Mitteln einschreiten zu müssen glaubte, ließ sich nicht einschüchtern. In ihr lebte und wirkte noch ein Hauch von Luthers Geiste. So konnte der Ausgang des Streites nicht zweifelhaft sein: Er bedeutete für Woellner und die JEK. eine schwere Niederlage. Ihr Schreckensregiment hatte schließlich zur Folge, daß die Zahl der Studenten der Theologie an allen preußischen Universitäten ganz erheblich zurückging.

Zu den bisherigen Mitteln, die die JEK. ersonnen hatte, um sich die Herrschaft über die Geister zu sichern, fügte sie im Jahre 1791 die Einrichtung der Visitationspredigten für die beamteten Geistlichen. Den Text bestimmte das Generaldirektorium. Die ausgearbeiteten Kanzelvorträge gelangten auf dem Wege über die Provinzial-Examinations-Kommission an die JEK. Nun glaubte das Ketzergericht die Neologen in der Hand zu haben. Die heidnischen Sünder mußten jetzt Farbe bekennen. Die Rechnung stimmte indes nicht völlig. Denn eine Gewähr dafür, daß nun auch jeder Verdächtige sich so schriftlich äußern würde, wie er dachte, war nicht gegeben. Immerhin waren unter den Ende 1792 eingegangenen Predigten „36 besonders bösartige".

Bei den Schulvisitationen und den Prüfungen der Kandidaten hatte sich bei Lehrern und Schülern ein erheblicher Mangel an biblischen Beweissprüchen herausgestellt. Um ihm abzuhelfen, mußten nach einem Vorschlage der JEK. für die zukünftigen Lehrer von Ostern 1797 an Vorlesungen über die dicta probantia von auserwählten Professoren in den Lektionsplan der Universitäten eingesetzt werden.

Sobald die Schuljugend dem Katechismus und seinen frommen Sprüchen entwachsen war, wählte sie natürlich selbst die ihr zusagende, keiner Überwachung unterliegende, geistige Nahrung. Und die bot das Jahrhundert der Aufklärung in überreicher Fülle dar. Allerdings meist in der Form von Schundliteratur. Alles, was lesbar war, wurde durch die über das ganze Land verbreiteten Lesegesellschaften nutzbar gemacht.

Digitized by Google

Die JEK. fühlte sich berufen, auch hier bevormundend einzugreifen. Etwa um die Schundliteratur zu beseitigen? Bewahre. Ihre Absicht war lediglich, Bücher und Zeitungen zu überwachen, um „Stimmung, Denkart und Gesinnung des Volkes in ihrem Sinne zu beeinflussen". Hatte sie auch auf diesem Gebiete Erfolg, so war der Kampf um die geistige Herrschaft endgültig zu ihren Gunsten entschieden.

Allein die Tage der JEK. und ihres Herrn und Meisters waren bereits gezählt. Der „Kulturkampf" war zu Ende. Mit dem Tode Friedrich Wilhelms (16. November 1797) verschwanden die Dämonen der Lüge und der Heuchelei, die bis dahin wie quälendes Alpdrücken auf dem öffentlichen Leben gelastet hatten. Zwar versuchte Woellner noch schnell umzulernen und sich auf den Boden der neuen Tatsachen zu stellen. Aber ein schnell heraufziehendes Unwetter fegte den jämmerlichen Wicht und seine Spießgesellen hinweg von dem Schauplatz ihrer Untaten. Woellner starb im Jahre 1800, von Geldsorgen bedrückt und fluchbeladen, wie er es verdient. Hermes verschied 1807 als dänischer Kirchenrat und Professor der Theologie in Kiel. Hillmer fand Anschluß an die Brüdergemeinde in Neusalz in Schlesien, wo er 1835 sein Dasein beschloß. —

Beachtung verdient auch der Anhang des Buches: Er enthält u. a. den Briefwechsel Friedrich Wilhelms II. mit Oswald und zwei bisher unbekannte Briefe Woellners an Friedrich Wilhelm III. aus dem Jahre 1798.

Schriften zur Geschichte der Staatstheorie.

Kaum jemals ist die Frage vom Wesen und Zweck des Staates so heftig umstritten worden, als seit 1918, im Zeitalter des Bolschewismus und des Faschismus. Der Historiker nimmt an diesem Streit seinen Anteil, indem er das geschichtliche Werden und die historischen Bedingtheiten der Theorien untersucht, die heute um ihre Geltung kämpfen. Vor 100 Jahren, 1826, machte Friedrich v. Raumer dazu den Anfang in seinem Buch über „Die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik". Damals rangen das romantisch-ständische und das konstitutionelle Ideal um die Herrschaft. Als 1830 die Julirevolution auch für Deutschland den Sieg der parlamentarischen Monarchie zu bringen schien, stieg ein größerer Historiker, als Raumer, in die politische Arena herab, um vor dieser Gefahr zu warnen. „Den eigentümlich deutschen Staat zu schaffen," hat uns Ranke damals als Ziel gesetzt. Ein Ziel, das in seinem Sinne durch die Lösung von 1866—71 doch nur sehr bedingt erreicht wurde.

Als 1918 der kleindeutsche monarchische Bundesstaat zusammenbrach, gewann der Vorwurf des Auslandes gegen das Reich von 1871, es habe eine rein macchiavellistische Machtpolitik getrieben, auch bei uns Boden. Fr. Meinecke hat darauf in seinem Buch über die Geschichte der Staatsräson eine echt deutsche, das Problem vertiefende,

Digitized by Google

den Willen zur Objektivität bis zum schärfsten Mißtrauen gegen die eigenen inneren Sympathien zuspitzende Antwort gegeben. Sein bedeutendes Werk liegt hier nicht zur Besprechung vor; der Leserkreis der Mitteilungen wird sich mit ihm bekannt gemacht haben, ohne eine Anzeige abzuwarten.

In die Zeit, wo der Begriff der Staatsräson sich herauszulösen begann aus der so andersartigen Ideenwelt des Mittelalters, führt die sorgfältige Untersuchung von Hans Wilfert[1]). Philipp v. Leyden, Domherr zu Utrecht, Leyden und im Haag, Vertrauensmann zweier Grafen von Holland, hat in seinem Traktat „De cura rei publicae et sorte principantis", um 1375 abgeschlossen, eine Mischung von Fürstenspiegel und Staatslehre geschaffen. Der Staatswohlfahrt läßt er alle Privilegien der Stände weichen, der utilitas publica soll der Beamte selbst gegen die Person des Fürsten Geltung verschaffen; aber diese Staatstheorie braucht noch die Berufung auf eine Autorität, das römische Recht, und der Domherr und Fürstendiener umgeht vorsichtig das Problem des Verhältnisses zwischen imperium und sacerdotium.

Von der Renaissance bis zur Romantik führt in geistreicher, die Wandlungen der Theorie scharf herausarbeitender Übersicht Peter Richard Rohden[2]). Die Zwischenstellung der Renaissance, in der nicht mehr der Glaube, noch nicht die Vernunft, wie im Naturrecht, sondern die Phantasie herrscht, ist gut charakterisiert. Bezeichnend für die gegenwärtige Stimmung ist, daß der Reformation Luthers gar nicht gedacht ist, wohl aber in sehr eindrucksvoller Form der Staats- und Königsidee Bossuets. Der Blick gleitet weiter über die verschiedenen Schattierungen des Liberalismus von Locke zu Rousseau bis zur Romantik als dem Mutterboden des Konservativismus, der mit jener durch „die Deutung der politischen Organismen als Individualitäten" verknüpft ist. Bemerkenswert erscheint die scharfe Entgegensetzung von echter politischer Theorie und politischer Ideologie, d. h. der Dienstbarmachung der Ideen für die realen Ziele bestimmter Interessentengruppen; als erster dieser Ideologen (die — als „Sophisten" — den ganzen Zorn des alten Schlosser erregten) erscheint Rohden Adam Müller, auch den Marxismus ordnet er in diese Sphäre ein: „Mit dem Zeitalter des deutschen Idealismus, d. h. etwa mit dem Tode Hegels und Goethes versiegt auch die ideengeschichtliche Produktivität auf politischem Gebiete."

Die „barocke Politik" in den recht weit gezogenen zeitlichen Grenzen von 1510 und 1878 rechtfertigt Winand Engel[3]); mit Recht

---

[1]) Hans Wilfert: Philipp v. Leyden. Ein Beitrag z. Vorgeschichte des modernen Staates. (= Beihefte zur Vierteljahrsschrift f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, hrsg. v. Below, 5. Heft) 42 S. Berlin, Stuttgart und Leipzig, Kohlhammer, 1925.

[2]) Peter Richard Rohden: Die Hauptprobleme des politischen Denkens von der Renaissance bis zur Romantik. (= Einzelschriften z. Politik u. Geschichte, hrsg. v. Roeseler, 10. Schrift), 78 S. Berlin, Deutsche Verlagsges. f. Politik u. Geschichte, 1925.

[3]) Winand Engel: Absolutismus und Demokratie. Eine geschichtliche Ehrenrettung. 36 Seiten. Köln, Gonski & Co., 1925.

Digitized by Google

lobt er an der absolutistischen Außenpolitik nach dem Vorgang Martin Spahns ihre vorsichtige Raumbewältigung im Vergleich mit der blind-leidenschaftlichen Expansionsgier demokratischer Massen, die zum Weltkriege geführt habe. Mit der ebengenannten kann sich diese aus einem Vortrag erwachsene Gelegenheitsschrift an Gedankenreichtum und Durchdachtheit nicht messen — selbst wenn solche Vereinfachungen nicht mit unterliefen, wie die Gleichsetzung von Kleinbürgertum und Bourgeoisie.

Von der Sammlung „Klassiker der Politik" liegen zwei Bände [1]), mit gut orientierenden Einleitungen von Otto Brandt und Carl Brinkmann, vor. Sieyès und Cobden, der Franzose und der Engländer, der Logiker und der Empiriker, der reine Politiker und der Wirtschaftspolitiker — ein packender Kontrast. Sieyès besitzt als Begründer der parlamentarischen Demokratie heute wieder erhöhte Aktualität; hinter seiner scheinbar leidenschaftslosen Logik verbirgt sich, wie Brandt nachweist, leidenschaftlicher Adelshaß. Cobden ist dem Festland nur als Freihändler bekannt, Brinkmanns Auswahl lehrt uns diesen echten Vertreter der englischen Mittelklassen in der Epoche von 1832—60 auch als Vorkämpfer der kleinen Landwirte, Gegner der Türkenherrschaft und Pazifisten kennen. Von dem festländischen Mitbegründer des Manchestertums, Fr. Bastiat, ist der von schlagendem Witz, freilich von nichts Tieferem zeugende Aufsatz: „Der Staat" beigegeben.

Vertreter des gebildeten deutschen Mittelstandes, Gelehrte, Beamte, Offiziere, scharten sich in der Zeit der Befreiungskriege um den patriotischen Berliner Verleger Georg Reimer. Roller [2]) versteht es, durch gut gewählte Stellen aus ihrem Briefwechsel einen lebendigen Eindruck ihres politischen Wollens zu vermitteln. Sie suchen das, was Ranke 15 Jahre später den spezifisch deutschen Staat nannte. Aber indem sie ihren eigenen Geist in naivem Enthusiasmus mit dem deutschen Volksgeist in eins setzten, stellten sie sich die Aufgabe viel zu einfach vor.

Die damalige Enttäuschung über die deutschen Regierungen machte die Bahn frei für die Einflüsse der französischen und englischen politischen Doktrinen in Deutschland. Die deutschen Parteiprogramme [3]) spiegeln die Durchdringung dieser Doktrinen mit den Machtforderungen der sozialen und kirchlichen Gruppen in Deutschland wider. F. Salomons treffliche, in historischen Seminarübungen erprobte Sammlung bietet

---

[1]) Klassiker d. Politik, hrsg. v. Meinecke u. Oncken. 9. Bd.: Emmanuel Sieyès: Was ist d. dritte Stand. Übers. u. eingel. v. Otto Brandt. 132 S. — 10. Bd.: Richard Cobden u. d. Manchestertum v. Carl Brinkmann. 211 S. Berlin, Hobbing, 1924.

[2]) Theodor Roller: Georg Andreas Reimer und sein Kreis. Zur Geschichte des politischen Denkens um die Zeit der Befreiungskriege. 80 S. Berlin, Weidmann, 1924.

[3]) Felix Salomon: Die deutschen Parteiprogramme vom Erwachen des politischen Lebens in Deutschland bis zur Gegenwart. 3. Auflage. H. 1: Bis zur Reichsgründung 1845—1871. H. 2: Im deutschen Kaiserreich. 167 u. 194 S. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1924.

Digitized by Google

in der vorliegenden 3., besonders für die Jahre 1847/48 und 1912 bis 1918 ergänzten Auflage ein reiches Bild dieses Ringens. Liberale und Konservative, Klerikale und Sozialisten kommen gleichmäßig zu Worte. Nur in das erste Heft ist das „Kommunistische Manifest" als gewaltiger Block in extenso hineingeworfen; und die Lektüre dieses stilistischen Meisterwerkes macht immer wieder seine zündende Wirkung begreiflich.

Heute schwört von neuem ein Teil der deutschen politisch leidenschaftlich bewegten Jugend auf dies Manifest vom Februar 1848. Ein anderer, wachsender Teil kämpft auf der äußersten Rechten, geschart um — wie Ranke vielleicht sein scharfes Wort von 1832 wieder aufnehmend sagen würde — „die Fahne einer eingebildeten Deutschheit". Zwischen den Extremen muß das deutsche Volk seinen Weg suchen. Wenn es ihm gelingt, „den eigentümlich deutschen Staat zu schaffen", dann wird auch für die Geschichte der politischen Theorie eine neue Epoche angebrochen sein. Wilhelm Hersе.

Bemerkungen über neuere Schriften zur Literatur-, Kultur- und Kunstgeschichte.

Gar viele Historiker lebten und leben der Überzeugung, daß auch das spezifisch geistige und künstlerische Dasein des Menschen der geschichtlichen Erkenntnis gewonnen und daß gerade für die Behandlung dieser bedeutsamen Gebiete erhöhten Lebens das weiteste Ausmaß gewählt werden müsse, da nur so die besonders fruchtbare vergleichende Methode in Anwendung kommen könne. Aus dieser Überlegung heraus stellt die folgende Besprechung eine Anzahl verschiedener Werke zusammen, die dennoch nicht bloß nach persönlichem Belieben aneinandergereiht und zusammengetan sind, sondern in der, letzten Endes bestehenden Gleichartigkeit ihres allemal ideellen Stoffes zueinander gehören. Der Besprechende aber erlaubt sich die Bitte zu tun, man möchte in seinen Bemerkungen grundsätzlich nur den Liebhaber sehen, dessen Anteilnahme in diesen Richtungen sich weithin erstreckt und dessen Wißbegier schier unersättlich ist, nicht aber den Forscher oder Kenner, der auf wohl begrenztem, gründlich durchmessenem Gebiet sicher herrscht und gewichtig zu urteilen vermag.

Die Entwicklung der griechischen Literatur[1]) behandeln Bethe und Pohlenz, jener die griechische Poesie, dieser, Wendlands Darstellung neu bearbeitend, die griechische Prosa (Seite 64—166). Ob es nicht besser wäre, an Stelle solcher, die äußere Form allein berücksichtigender Einteilungsgrundsätze sachliche oder inhaltliche treten zu

---

[1]) Griechische Literatur. (= Einleitung in die Altertumswissenschaft. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen herausgegeben von A. Gercke † und E. Norden, 1. Band, 3. Heft.) 8°. 189 Seiten. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1924. Kartoniert Mk. 6.40.

Digitized by Google

lassen, demnach für Poesie Dichtung und für Prosa Wissenschaft zu setzen, sollte eigentlich keine Frage mehr sein. Novelle wie Roman z. B. erscheinen zwar (auch schon in der griechischen Literatur) in ungebundener Rede, in Prosa, gehören aber doch unstreitig der Dichtung an; wenn Herodot die Erzählung vom Ringe des Gyges oder vom Schatze des Rhampsinit in Prosa vorträgt, so schätzen wir ihn trotzdem mehr als poetisierenden Novellisten denn als Historiker; und wenn der historische Roman literargeschichtlich betrachtet wird, so geschieht es wesentlich unter dem Gesichtspunkte des Fiktiven, der freien oder wenigstens schweifenden Erfindung. Demgegenüber hält sich die vorliegende Darstellung lediglich an die äußere Form und behandelt den Roman unter Nr. 34 der „Prosa" (Seite 157—161), allerdings in trefflicher Kennzeichnung seiner Entwicklung und mit einer ebenso knappen wie glücklichen Charakterisierung des Longosschen Schäferromans „Daphnis und Chloë" schließend. Den Titel dieses viel gelesenen Modebüchleins findet man freilich nirgends genannt, weder im Text noch in den „Quellen und Materialien zur Erforschung der griechischen Literaturgeschichte" (Seite 167—199), die, besonderen Dankes wert, sozusagen das literarhistorische Handwerkszeug des Philologen zusammenstellen, indem sie zuerst über die antiken Quellen, ferner über Erhaltung und Überlieferung der griechischen Literatur, endlich über neuere literarhistorische Werke, Text- und Fragmentsammlungen, Ausgaben und Einzelabhandlungen berichten. Gerade dieser Teil kennzeichnet das vortreffliche Buch als ein in die Wissenschaft ein- und zu ihr hinführendes Werk, das auch in seinen beiden ersten, obengenannten Teilen allen berechtigten Anforderungen entspricht: übersichtliche, straff zusammenfassende Gruppierung vereinigt sich mit knapper, durch viele Hinweise belegter Darstellung. Die Gruppierung des ersten Teiles erfolgt, dem organischen Wachstum der griechischen Poesie gemäß, unter den Überschriften: I Epos, II Lyrik, III Tragödie, IV (nicht VI! Seite 31) Komödie. Alsdann setzt die rein zeitliche Gliederung ein: V Hellenismus (Seite 38—53), VI Kaiserzeit. In einem besonderen Abschnitt (Seite 57—63), „Theaterfrage" überschrieben, wird erörtert, „wie die klassischen Dramen des 5. Jahrhunderts aufgeführt seien". Pohlenz teilt dagegen durchgängig nach Perioden: jonische, attische, hellenistische, klassizistische.

Anfang und Mittelpunkt griechischer Literatur ist Homer. Sein heroisches Epos ist „die einzige lebendige Überlieferung griechischer Vorgeschichte" (Seite 1), und „die Heldensage ist die Überlieferung der Taten und Leiden" des ganzen Volkes (Seite 3). Hierzu ziehe man den Hinweis auf Niese (Seite 185), der zu beweisen suchte (1882), daß der Sagenstoff der homerischen Gedichte „freie poetische Erfindung sei". Diese merkwürdig weltfremde, jeder literarhistorischen Einsicht und aller Dichterpsychologie bare Vorstellung ist vielleicht durch eine fehlgehende Erklärung des Wortes *ποιητης* hervorgerufen, der als Schöpfer aus dem Nichts gefaßt wird. Es liegt aber genug des menschlich-Schöpferischen darin, aus dem realen Vorgang ein ideelles Nachbild zu formen. Der Mensch, wie er nun einmal beschaffen ist,

Digitized by Google

tut genug, wenn er aus einem Etwas ein anderes Etwas hervorbringt, wenn er aus Vorgängen Erzählungen macht, und zwar solche, die den schöneren Schein des Lebens schaffen. Ist es nicht auch der genauesten Beachtung wert, daß der doch mindestens nicht unkritische Thukydides vom trojanischen Krieg wie von einem sattsam beglaubigten geschichtlichen Ereignis spricht (I 3), daß er den Schiffskatalog wie ein historisches Dokument einschätzt (I 10)?

In dem hübschen, auf weitere Kreise berechneten, durch reichliche Abbildungen und Versproben veranschaulichenden Buche Thassilo von Scheffers[1]) stehen die beherzigenswerten Worte (Seite 12/13): „Viel mehr in Mythos, Legende und Sage ist Wirklichkeit, als wir rationalistischen Menschen von heute glauben, und so enthüllt auch jeder neu fallende Schleier von den Ereignissen der homerischen Erzählungen, daß sie nicht einer bloßen Dichterphantasie entsprungen oder in ihr völlig umgebildet sind, sondern daß ihr Kern und oft mehr als dieser Wahrheit ist." Wenn Scheffer aber fortfährt: „Mit Schliemanns Wirksamkeit fing diese Erkenntnis an", so muß dies unter Hinweis auf die obigen Belegstellen aus Thukydides bestritten werden. Man darf auch nicht meinen, die Anschauung des Thukydides sei vereinzelt oder unbeachtet geblieben; sondern (um einen schier Vergessenen aufzurufen!) Loebell führt in seiner „Weltgeschichte" (1846) Bd. I 508 „als historische Tatsache" auf: „Daß einst ein troisches Reich an der kleinasiatischen Küste bestand, daß es von Hellenen aus verschiedenen Gegenden Griechenlands angegriffen und seine Hauptstadt Ilion von ihnen zerstört ward." Ernst Curtius' Auffassung, „das homerische Bild der troischen Kämpfe sei nur ein Spiegelbild der äolischen Kolonisation", die übrigens auch auf einen historischen Kern der homerischen Dichtung hinweisen würde, dürfte vor den Ergebnissen der Forrerschen Forschungen nicht bestehen, nachdem sie immer schon starken Zweifeln ausgesetzt war.

Anders als um die Sagenwelt der Ilias, um die es bis hierher zumeist ging, steht es um die Odyssee, die zu einem erheblichen Teil Märchengut weitergibt. Aber wie die troischen Kämpfe Homers und die troischen Funde Schliemanns den Historiker und Archäologen immer von neuem reizen, so fordern die Irrfahrten des Odysseus und die Beschreibung der Schauplätze seiner Abenteuer den Scharfsinn des Geographen heraus. In diesem Zusammenhange sei die fleißige, neuartige, interessante Ergebnisse aufweisende Abhandlung A. Herrmanns berührt[2]); der aus dem babylonischen Weltbilde hergeleiteten, einleuchtenden Erklärung dafür, daß „die Kimmerier niemals die Sonne sehen könnten und daher dauernd in Finsternis lebten (Odyss. XI 13 ff.)", sei besonders gedacht (Seite 192).

---

[1]) Homer und seine Zeit. (= Menschen, Völker, Zeiten. Eine Kulturgeschichte in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von M. Kemmerich. I.) Mit 38 Abbildungen. 8°. 178 Seiten. Wien und Leipzig, Karl König, o. J. Mk. 6.—.

[2]) Die Bedeutung Homers für die griechische Geographie Sonderabdruck aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Jahrgang 1926 Nr. 3/4 (= Seite 171—196).

Digitized by Google

Einen anderen Gegensatz macht von Scheffer bemerklich, wenn er (Seite 17) behauptet, „daß uns die Kulturwelt der Odyssee viel greifbarer, näher und lebenswärmer entgegentritt als die übermenschlichen Fresken der Ilias". Darüber scheint uns allerdings jener Gegensatz vergessen, der sich zwischen achäischen und troischen Helden in der Ilias selber auftut. Ernst Curtius (Griechische Geschichte I⁵ [1878] Seite 133) stellt nämlich fest, daß in der homerischen Darstellung den Trojanern „der Vorzug einer höheren Kultur und einer vorangeschrittenen Bildung eingeräumt wird". Und für Loebell („Weltgeschichte" I 499) ist Hektor „das Muster eines vollkommenen Mannes"; er ist „makellos wie keiner der Griechen".

Noch einmal auf Bethe zurückgreifend, heben wir einen Satz aus, der eine nunmehr anscheinend geläufig gewordene Parallele zieht (Seite 12): „Die griechische Lyrik ist wie die des christlichen Mittelalters neben dem Heldenepos der poetische Ausdruck der Ritterzeit". Wichtiger fast noch, weil einen überstiegenen Personenkult auf das richtige Maß zurückführend, erscheint uns der andere, Sappho betreffende Satz (Seite 18): „So einzig die hehre Frau in der griechischen wie in aller Literatur steht, so wichtig ist es, sich klarzumachen, daß sie in ihrem Lesbos eine von vielen war."

Endlich sei auf den längsten Abschnitt der Bethe'schen Darstellung, auf V (Seite 39—53), hingewiesen, der die hellenistische Poesie nach ihrer allgemeinen und typischen Art wie in ihren Großen kennzeichnet. Von diesen Großen galten Arat und Kallimachos den Zeitgenossen sehr viel, während Theokrit zudem das besondere und anhaltende Interesse der folgenden Zeitläufte gewann, Apollonios von Rhodos aber schon wegen der Einwirkung seiner „Argonautika" auf Virgil Erwähnung verdienen würde.

Diese hellenistische Dichtung, im letzten Menschenalter Gegenstand eines starken und immer stärkeren Interesses, sucht Alfred Körte der allgemeinen Bildung durch wohlgelungene Übersetzungen und gut geschriebene Einführungen zu vermitteln [1]). Er zieht aber die Neue Komödie, vorab Menander, hinzu, über den er urteilt (Seite 25): „Nächst dem homerischen Epos hat keine Gattung der hellenischen Poesie die Weltliteratur so stark und nachhaltig beeinflußt wie die Komödie Menanders." Und wie sie durch die Zeiten hingewirkt hat, so gefiel sie zu ihrer Zeit aller Orten (Seite 15), wohl nicht zum wenigsten wegen der „Sorgfalt der Charakterzeichnung" und wegen der Bevorzugung des Typus vor dem individuellen Charakter (Seite 30), wie sie dem eifrigen Schüler Theophrasts nahe lag.

Pohlenz behandelt unter dem Sammelbegriff „die griechische Prosa" nicht bloß die wissenschaftliche Entwicklung, welche sich auf

---

[1]) Die hellenistische Dichtung. (= Kröners Taschenausgabe, Band 47.) Mit 4 Bildern. 8°. 333 Seiten. Leipzig, A. Kröner, 1925. Geb. Mk. 3.—.

Digitized by Google

den Gebieten der Philosophie und Geschichtschreibung sowie der exakten Wissenschaften vollzieht, sondern auch, wie bereits eingangs bemerkt, den Roman, der sich inhaltlich als Dichtung darstellt, und die Beredsamkeit, jenes Grenzgebiet, dessen Erzeugnisse in logischer Haltung und deduktiver Methode zwar wissenschaftlich anmuten, aber in ihrem offenbaren Streben, Recht zu behalten und Recht zu bekommen, nur Vorteilhaftes und Nutzbringendes anführen, ja unbedenklich erfinden; ganz zu geschweigen, daß Männer wie Lysias (Seite 81) und selbst Demosthenes (Seite 86) heute für diesen, morgen für den gegnerischen Standpunkt eintreten. Rhetorische Gepflogenheiten haben in der späteren Zeit, wie poetische in der früheren, leider auch den reinen Charakter der Philosophie und der Geschichtschreibung getrübt. So nahm Herodot nicht bloß „den homerischen Kyklus als Vorbild für sein Geschichtswerk" (Bethe, Seite 4), sondern seine Darstellung ist mit poetischen Bestandteilen versetzt; wohingegen Theopomp oder Ephoros als rechte Schüler des Isokrates in der künstlerischen, rhetorischen Darstellung die Hauptaufgabe sahen (Seite 105/6). Damit erscheint das mitten inneliegende, beide Abwege meidende Werk des Thukydides als vollendet wissenschaftliches (Seite 98); der Historiker von Oxyrhynchos (Kratippos?), übrigens ein Fortsetzer des thukydideischen Werkes, darf ihm vielleicht angereiht werden.

Der Umstand, daß innerhalb jeder der vier Perioden, welche Pohlenz unterscheidet, die Anordnung nach Disziplinen vorgenommen wird und daß er z. B. in der zweiten, attischen Periode mit der Charakterisierung der Beredsamkeit beginnt, dann zur Philosophie und endlich zur Geschichtschreibung übergeht, hat zur Folge, daß Demosthenes vor Plato, Aristoteles vor Thukydides und Isokrates vor Xenophon zu stehen kommt. Doch sind die Schilderungen und Beurteilungen dieser Männer darum nicht weniger vortrefflich; es sei nur eine Stelle über Demosthenes ausgehoben (Seite 87/8): „Heute ist es leicht zu sagen, daß Demosthenes vergeblich das Rad der Weltgeschichte aufzuhalten suchte und im Gegensatz zu Isokrates' Panhellenismus eine Kirchturmspolitik trieb." Die hiermit gekennzeichnete unbillige Verkleinerung des Staatsmannes Demosthenes ist leider schon geraume Zeit im Schwange; man stellt ihn so dar, als ob er nur Redner gewesen sei und noch dazu einer, der nutzlos geredet hätte (schon Joh. Gustav Droysen in seinem Alexanderbuch hat sich in diesem Sinne geäußert).

Endlich sei ein Zitat für alle diejenigen angeführt, die noch immer glauben, daß es unserer Zeit vorbehalten geblieben sei, solche banalen Dinge, wie Abhängigkeit der geistigen Natur des Menschen von seiner physischen und der letzteren Zusammenhang mit der Gesamtnatur zu entdecken: in der Schrift *περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων* behandelt ein Arzt „den Einfluß des Klimas auf Charakter und Intelligenz der Völker in einer für die spätere Ethnographie maßgebenden Darstellung" (Seite 74).

Digitized by Google

In derselben vortrefflichen Weise wie Bethe-Pohlenz die griechische, behandelt Eduard Norden im Rahmen des gleichen Werkes die römische Literatur[1]). Streng philologisch und damit auch dem Historiker, der wirklich eindringen will, am meisten und am besten dienend. Denn die philologische Kleinarbeit schafft die Grundlagen der Literaturgeschichte, stil- und stoffgeschichtliche Untersuchungen erweisen übergreifende Zusammenhänge, die Historie aber zeichnet den Hinter- oder Untergrund des allgemeinen und täglichen Daseins, aus dem die literarischen Erzeugnisse auftauchen, nicht ohne ihrerseits das kulturelle Geschehen zu bereichern und typisierend zu kennzeichnen. Absolute, ästhetische Spekulation hat an diesen Dingen keinen Anteil, so bedeutsam sie sonst sein mag. Sie tritt erst da in ihre Rechte, wo der Literarhistoriker über den zeitlichen Wert der Dichtung hinaus einen Ewigkeitswert zuerkennen zu müssen glaubt.

Der Geschichtschreiber der römischen Literatur wird zweifelhaft sein, ob er solche Werke namhaft machen kann. Wenn nur das urwüchsig-Originale in Frage kommt, so scheiden selbst die bedeutsamsten Erzeugnisse der römischen Literatur aus, einer Literatur, deren Geschichte Norden (Seite 9) definiert „als die Geschichte von der Aus- und Umbildung der aus der griechischen Literatur herübergenommenen Gattungen". (Von Norden selbst hervorgehoben.) Dazu nehme man eine ähnliche Bemerkung (Seite 79): „Das Individuelle wenigstens in der römischen Literatur zeigt sich nicht sowohl in der Prägung von neuem, das es im absoluten Sinne in ihr nicht gibt, als vielmehr in der besonderen Aus- oder Umprägung von Vorhandenem". Dies wird von Tacitus gesagt, den Norden gleich dem Livius „nicht als den Historiker, sondern nur als den Schriftsteller" (Seite 64) betrachtet. Es ist mindestens fraglich, ob diese Einschränkung auf die Beurteilung des Schriftstellers den Hauptgesichtspunkt nicht unberücksichtigt läßt. Literatur ist doch nicht Formgebung schlechthin, die mit dem Stoffe schalten und walten darf, wie es ihr beliebt, wenn sie nur die allgemeinen psychologischen und ästhetischen Gesetze nicht verletzt, sondern wissenschaftliche Literatur zum wenigsten bannt den Schriftsteller in die engen Grenzen besonderer, konkreter Wahrheit. Ist es möglich, den Schriftsteller von dem Historiker zu sondern? Kann man das Äußere, die Darstellungsform, von dem Inneren, den historischen Vorgängen oder der historischen Wahrheit, trennen? Und wenn man diese Trennung vornehmen könnte, darf man sie vornehmen, ohne Tacitus aus dem gewichtigen Historiker zum bloßen Rhetor zu machen? Norden stellt eine Reihe her, die von den durch Polybius bekämpften helleniſtischen Geschichtschreibern bis zu Livius reiche, die auch Tacitus einschließe und deren Wahlspruch von Quintilian in die Worte gefaßt sei: historia est proxima poetis et quodammodo carmen solutum. Es wäre überaus erfreulich, wenn diese Nordenschen Gedankengänge

[1]) Römische Literatur. (= Einleitung in die Altertumswissenschaft, 1. Band, 4. Heft.) 8°. 118 Seiten. Leipzig und Berlin, Teubner, 1923. Kartoniert Mk. 3.—.

Digitized by Google

den Ausgangspunkt für eine Untersuchung abgäben, welche das Verhältnis von Poesie und Geschichte, den Gegensatz der Tätigkeit des Dichters und des Geschichtschreibers behandelte.

Auch bei Norden dürfte derjenige Abschnitt besonderer Auszeichnung wert erscheinen, der von „Quellen und Materialien" (Seite 88—118) unter den gleichen Überschriften wie bei Bethe-Pohlenz handelt. Er vollendet den wissenschaftlichen Charakter dieses Teiles eines zwar einführenden und Überblick gewährenden, aber doch eben in die Wissenschaft einführenden Werkes.

Dagegen wollen Gudemanns gediegene, gleichfalls lebendig und geistreich geschriebene Büchlein [1]) einem größeren Publikum dienen. Sie werden ihren Zweck gewiß erfüllen und dem aufmerksamen Leser eine verhältnismäßig eindringende und weitreichende Kenntnis lateinischer Literatur vermitteln, da sie Inhaltsangaben der Hauptwerke und eingehendere Kennzeichnungen dichterischer Richtungen wie Persönlichkeiten bis zum Ende des 6. Jahrhunderts herab bieten; die Geschichte der altchristlichen lateinischen Literatur vom 2.—6. Jahrhundert behandelt Gudemann in einem besonderen Bändchen [2]). Noch seien seine ebenso knappen wie lichtvollen literarhistorischen Durchblicke besonders ausgezeichnet (so Vergils Äneis betreffend II 17—19 oder Livius II 68/9). II 137 heißt es, den von Tacitus gezeichneten Gestalten Tiberius und Nero, Messalina und Agrippina komme „dieselbe innere Wahrheit, derselbe Ewigkeitswert zu, wie etwa Shakespeares Richard III., Goethes Alba oder Schillers historischen Bösewichtern". Wir möchten um Tacitus des Historikers willen wünschen, daß seinen Gestalten nicht bloß „innere Wahrheit" und „Ewigkeitswert" eignete, sondern daß sie einfach richtig und der alltäglichen, gewöhnlichsten Wirklichkeit entsprechend gesehen seien.

Während Gudemanns II. Bändchen die sattsam bekannten, der Weltliteratur angehörigen Größen des goldenen wie die bereits vielfach nur noch literarhistorisch gekannten des silbernen Zeitalters aufführt und so eindringend kennzeichnet, daß dem Leser auch Lucanus und Statius, Valerius Flakkus und Silius Italikus in deutlicheren Bildern erstehen, bringt das III. Bändchen gar eine Fülle des Materials für die Erkenntnis des geistigen Lebens jener Jahrhunderte, als deren hervorstechendste literarische Persönlichkeiten dastehen: Apulejus, der Erzähler des „Amor und Psyche"-Märchens (Seite 23—37), und Claudianus (Seite 77—87), der dem Stilicho einen drei Bücher umfassenden Panegyrikus widmet und Stilichos Sieg über Alarich in besonderem Epos (de bello Gothico) feiert. Für den Historiker gewinnen die Geschichtschreiber der Zeit neues Leben: Florus (Seite 14—18) mit seiner Kriegsgeschichte und die Scriptores historiae Augustae (Seite 40—44), Eutropius (Seite 53—55) mit seinem

[1]) Geschichte der Lateinischen Literatur. II: Die Kaiserzeit bis Hadrian. 8°. 148 Seiten. III: Von Hadrian bis zum Ende des 6. Jahrhunderts. 8°. 132 Seiten. (= Sammlung Göschen Nr. 866, 890.) Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1923, 1924. Geb. je Mk. 1.25.

[2]) 8°. 120 Seiten. (= Sammlung Göschen Nr. 898.) ib. 1925.

Digitized by Google

Abriß und Ammianus Marcellinus (Seite 57—64), diese „Geschichtsquelle allerersten Ranges". Gern hört er auch Näheres über Männer wie Ausonius, Sidonius Apollinaris und Venantius Fortunatus oder Boethius und Cassiodorus Senator.

Mit berechtigtem Stolz weist Gudemann auf seine „altchristliche Literatur" als einen ersten Versuch hin, den Gegenstand im Kompendium zu behandeln; er hat dafür gesorgt, daß nicht bloß Tertullian und Augustinus dem Leser mehr sind als bloße Namen, sondern auch Minucius Felix und Cyprianus, Laktantius und Ambrosius, Hieronymus und Prudentius. Wir nehmen die Gelegenheit wahr, hier auf Lietzmann hinzuweisen, der, Wendland neu bearbeitend, die christliche Literatur des griechischen wie des lateinischen Sprachgebietes in knapper, aber exakt gearbeiteter Übersicht für den studentischen Bedarf zusammenstellt [1]). Mit dem Ausdruck lebhafter Freude darüber, daß wir nun an Gudemanns kundiger Hand ein gutes Jahrtausend lateinischer Literatur auf geebneten Pfaden durchwandern können (I. Bändchen siehe „Mitteilungen" 51, Seite 113), verbinden wir die Äußerung besonderen Dankes für die vortreffliche Neubearbeitung der „Literaturteile" in Gercke-Nordens Einleitung in die Altertumswissenschaft: daß die Wissenschaft des klassischen Altertums festgegründet dasteht, beweist nichts einleuchtender als die von verschiedenen Verfassern (Bethe, Pohlenz, Norden, Lietzmann) herrührende gleichartige Behandlung verschiedenartiger Gegenstände (griechische, lateinische, christliche Literatur). Gleiche Methode hat das erfreuliche Ergebnis gezeitigt. Wie mancher Historiker wird dies mit einem wenigstens leisen Gefühl stillen Neides lesen! Wie mancher wird wieder einmal nach der alle Historiker verbindenden allgemein gültigen Methode ausschauen, in deren folgerichtiger Anwendung eine Wissenschaft der Geschichte erstände!

Bis dieses sehnsüchtige Verlangen des Historikers nach voraussetzungsloser, aber in ihren Ergebnissen zwingender Wissenschaft gestillt ist, dürfte jedenfalls der Anblick eines Mannes Trost gewähren, der für sich eine Art weltgeschichtlichen Systems oder kulturgeschichtlichen Schemas gewonnen hatte: Jakob Burckhardt tritt mit einigen seiner Meisterwerke von neuem vor uns hin. Vor uns liegen drei Grundwerke: Die Zeit Konstantins des Großen [2]); Die Kultur der Renaissance in Italien [3]); Der Cicerone [4]). Das erste der genannten

---

[1]) Christliche Literatur. (= Einleitung in die Altertumswissenschaft usw., Band 1, Heft 5.) 8°. 36 Seiten. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1923. Kartoniert Mk. 1.20.

[2]) Vierte nach der Ausgabe letzter Hand verbesserte Auflage. 8°. XII, 493 Seiten. Leipzig, Alfred Kröner, 1924. Dünndruckausgabe: Ganzleinen Mk. 9.—, Ganzleder Mk. 16.—.

[3]) Ein Versuch. Vierzehnte Auflage, durchgesehen von Walter Goetz. 8°. VIII, 538 Seiten. ibidem 1925. Ganzleinen Mk. 9.—, Ganzleder Mk. 16.—.

[4]) Eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens. Neudruck der Urausgabe. 8°. XVI, 1064 Seiten. ibidem 1925. Ganzleinen Mk. 18.—, Ganzleder Mk. 25.—.

Digitized by Google

Werke, 1852 erstmalig gedruckt, 1880 vom Verfasser verbessert zum zweiten Male herausgebracht, erscheint, ebenso wie die dritte Auflage, in der Textgestaltung der zweiten. Man versteht den Herausgeber, Ernst Hohl, in diesem seinem Verfahren, durch welches er sich für die Integrität des Kunstwerkes erklärt. Er berücksichtigt aber auch den wissenschaftlichen Charakter dieses Kunstwerkes, das ehemals den Forschungsergebnissen der Geschichtswissenschaft gerecht wurde, jetzt aber den Stand der Forschung nicht mehr darstellt, ein Mangel, der für denjenigen leicht zu beseitigen sei, der sich an Eduard Schwartz' Konstantinforschungen halte. Auch Goetz, der Herausgeber des zweiten der obengenannten Werke, ist, wie schon für die dreizehnte, so auch für diese vierzehnte Auflage auf die Urausgabe zurückgegangen. Denn dieser „Versuch", die Kultur der Renaissance in Italien darzustellen, hat sich in dem kühnen Bestreben, den „Staat als Kunstwerk" zu begreifen oder die Entwicklung des Individuums in der „Vollendung der Persönlichkeit" gipfeln zu sehen, selber zum Kunstwerk gestaltet. Burckhardt sagt in der Einleitung dieses Werkes (Seite 3): „es ist die wesentlichste Schwierigkeit der Kulturgeschichte, daß sie ein großes geistiges Kontinuum in einzelne scheinbar oft willkürliche Kategorien zerlegen muß, um es nur irgendwie zur Darstellung zu bringen". Er selbst hat diese Schwierigkeit bemeistert, das „geistige Kontinuum" klar angeschaut und es in seinen bedeutsamsten Ausstrahlungen nach den wesentlichen Kategorien aufgefaßt und nachgebildet. Er vermochte dies aber zu vollbringen, weil er jedesmal den rechten Stoff mit sicherem Blick erwählte. Und ist es nicht schon ein besonderes Anzeichen für die, man möchte sagen, künstlerische Notwendigkeit dieser Stoffwahl, daß sich die Stoffe bei aller Gegensätzlichkeit so merkwürdig entsprechen? Dort die Wende vom Altertum zum Mittelalter, hier die vom Mittelalter zur Neuzeit, dort die Auseinandersetzung der Alten Welt und ihrer herrschenden Anschauung mit dem Christentum — hier der Ansturm der erneuerten Antike gegen die herrschende Religion und Kirche!

Beides sind Querschnitte kulturgeschichtlicher Art; das dritte, weitest bekannte und verbreitete Werk, der Cicerone, behandelt dagegen in Längsschnitten die Geschichte der Architektur, der Skulptur und der Malerei, freilich nur sofern es sich um chronologische Anordnung oder der Zeit folgende Aneinanderreihung von in Italien vorhandenen Werken der bildenden Künste handelt. Als Anleitung zum künstlerischen Genuß und als Reisebegleiter gedacht, ist es gemäß Burckhardts historischer Richtung eine historische Bestandsaufnahme geworden, die nicht bloß dem praktischen Bedürfnis dient, sondern auch der geschichtlichen Erkenntnis nützt. — Wenige einzelne, allerdings überaus bedeutsame Kunstwerke oder Gruppen von Kunstwerken führt uns der Geschichtschreiber der Päpste, Ludwig von Pastor vor[1]); es handelt

[1]) Die Fresken der Sixtinischen Kapelle und Raffaels Fresken in den Stanzen und Loggien des Vatikans, beschrieben und erklärt von L. Frhr. v. Pastor. Mit 5 Tafeln. 12°. 169 Seiten. Freiburg i. Br., Herder, 1925. Geb. Mk. 4.—.

Digitized by Google

sich um einen Sonderabdruck aus den Bänden II—V der Geschichte der Päpste, und es versteht sich, daß dementsprechend der Hauptton auf der religiösen und kirchlichen Ausdeutung der Bildwerke liegt.

Es sei erlaubt, hier von einem neueren Werke zu sprechen, das auch als eine Anleitung zu künstlerischem Genuß angesehen werden darf, da es hervorragende Kunstwissenschaftler, Kunsthistoriker und Ästhetiker gewissermaßen als Typen der Kunstbetrachtung und -auffassung hinstellt[1]). Denn laut Vorrede (Seite 7) möchte W. Waetzoldt die einzelnen Abschnitte seines schönen Werkes „unbeschadet der geistesgeschichtlichen Zusammenhänge, die ein Kapitel mit dem andern verknüpfen, als in sich geschlossene literarische Bildnisstudien führender Köpfe der Kunstgeschichtschreibung gewertet" sehen. So behandelt der erste Band die „Anfänge der Kunstliteratur" (Seite 11—42: darin die eingehende vortreffliche Charakteristik Sandrarts und seiner „Teutschen Akademie" von 1675—79) und die „Begründung der deutschen Kunstwissenschaft" durch Winckelmann und Christ, diesen Philologen und Altertumsforscher, dessen Hauptinteresse der deutschen Kunst galt, dessen Ehrgeiz war, „die alten deutschen Meister aus der Nacht der Vergessenheit zu ziehen" (Seite 47). Während der III. Abschnitt (Seite 75—114), „Maler-Ästhetik" überschrieben, besonders Raphael Mengs und Christian Ludwig von Hagedorn, den Bruder des Dichters, würdigt, setzen sich die folgenden nicht bloß durch ihre Überschriften in engste Beziehung zu den aus der Literaturgeschichte gewonnenen Einteilungen, sondern führen auch zumeist dichterisch und schriftstellerisch bestbekannte Männer auf, um deren Verhältnis zur bildenden Kunst darzulegen: Sturm und Drang in der Kunstliteratur (Heinse, Merck, Hamann, Herder); Klassizismus (Seite 153—214: Goethe, Forster und Heinrich Meyer, der in der Regel nur als eine für Goethes Beziehungen zur Kunst wichtige Persönlichkeit aufgeführt wird, hier aber erfreulicherweise in eigenem Lichte glänzt); Romantik (Wackenroder und Tieck, die Schlegel, deren jedem zwanzig Seiten gewidmet sind, und Sulpiz Boisserée). Der VII. Abschnitt („Anfänge der Fachwissenschaft") bringt vor allem eine lichtvolle Darstellung Carl Friedrich von Rumohrs (Seite 292—318). Der zweite Band weist folgende Überschriften auf: Die Schule der Kenner (Passavant, Waagen); Geschichtsphilosophische Methode (Seite 47—92: Hotho, Schnaase); Die Positivisten (Koloff, Springer, Semper); Kunstgeschichte nach Aufgaben (Seite 141—210: Kugler, Burckhardt, dem fast vierzig Seiten gewidmet sind); die großen Biographen (Hermann Grimm, Carl Justi). Wir wollen wegen der logischen Begründung dieser Überschriften mit dem Verfasser nicht rechten, auch nicht darüber streiten, ob Koloff in diese Reihe erster Größen gehört

---

[1]) Deutsche Kunsthistoriker. 1. Band: Von Sandrart bis Rumohr. 8°. 333 Seiten. 2. Band: Von Passavant bis Justi. 8°. 311 Seiten. Leipzig, E. A. Seemann, 1921, 1924.

Digitized by Google

oder ob Hotho, dessen allgemeinwissenschaftliche Bedeutung und dessen „Vorstudien für Leben und Kunst" niemand höher schätzen kann als der Rezensent, unter diesen Fachleuten an der richtigen Stelle steht, — wir wollen uns nur dieser wohlgelungenen Kennzeichnungen, dieser fein ausgeführten, abgerundeten Bildnisse deutscher Kunstgelehrter freuen, deren künstlerische Anschauungen und wissenschaftliche Ideenkreise uns mit verständnisvollem, tiefdringendem Ernst in geschliffener Form übermittelt werden. Jeder der beiden Bände schließt mit einer überaus nützlichen Zeittafel der Quellenschriften sowie Angabe der Literatur; der zweite bietet außerdem ein für beide Bände bearbeitetes Namenregister.

Kuno Francke setzt sein Werk mit einem zweiten Bande fort [1]), welcher deutsche Literaturgeschichte von Luther bis Lessing bietet. Literaturgeschichte, wie wir sie mehrfach vortrefflich behandelt und nun um eine wohlfundierte und anziehende Darstellung vermehrt finden. Die Gliederung nach Zeitaltern (Reformation und Gegenreformation; Absolutismus (Seite 215—437); Aufklärung) ist ebenso einwandfrei wie der Rahmen in Schilderung der allgemeinen Verhältnisse geschickt umrissen; Gruppen von Dichtern und dichterischen Werken werden gekennzeichnet, vor allem wird das Wirken der Führenden mittels lebhafter Analyse ihrer Hauptwerke veranschaulicht. Aber so gewichtig der Ideengehalt dieser Werke zu einem guten Teile erscheint, so bedeutsam die sachliche Auseinandersetzung ihrer ästhetischen und ethischen Werte ausfällt, so kräftig darin die Kulturwerte der deutschen Literatur hervortreten — das Entscheidende liegt nach der Meinung des Verfassers doch wohl in den großen Persönlichkeiten, denen er mit aller Liebe und bestem Verständnis gerecht zu werden sich bemüht. Eine andere Frage freilich ist, ob nicht auf diese Weise solche in dichterischen Persönlichkeiten vermittelten subjektiven Werte höher zu stehen kommen als die objektiven Kulturwerte. Daß aber die Würdigung der Persönlichkeit ins Subjektive abführt und auch stets subjektiv ausfällt, beweist die stark anzuzweifelnde Darstellung Luthers, der im allermodernsten Sinne für die Jahre 1517—20 als kühnster Fortschrittsmann, für all die weiteren Jahre aber als seinen Idealen untreu gezeichnet wird (Seite 95, 101), oder gar Lessings, der die „heitere Höhe" reiner Menschlichkeit erklommen und dem „Gipfel einer schlechthin universellen Kultur" nahegekommen sei (Seite 624).

Seit langem besteht die Neigung, historische Helden, insbesondere Geisteshelden zu apotheosieren; und niemand ist mehr in Gefahr, dämonisiert und den menschlichen Grenzen entrückt zu werden, als Goethe. Es bedarf anscheinend einer festen Glaubensgrundlage, um das sichere Bewußtsein nicht zu verlieren, daß auch der größte Dichter, wenn er es denn schon sein soll, ein Mensch und der Kritik unter-

---

[1]) Die Kulturwerte der deutschen Literatur von der Reformation bis zur Aufklärung. 8°. XIV, 638 S. (= Die Kulturwerte der deutschen Literatur in ihrer geschichtlichen Entwicklung, Band 2.) Berlin, Weidmann, 1923.

Digitized by Google

worfen bleibt. Und es ist wohl kein Zufall, daß es gerade 2 katholische Gelehrte sind, die sich ohne Verstiegenheit, schlicht und wahrhaft, und also auch in selbstverständlicher Anerkennung der Größe des Mannes, über Goethe [1]) und sein bedeutsamstes Werk [2]) geäußert haben.

Jean Paul, ein seine Zeit wie wenige kennzeichnender und beherrschender, darum literar- und kulturhistorisch besonders anziehender Schriftsteller, ist trotz aller Versuche, ihn den Nachlebenden nahezubringen, zumeist lediglich Name geblieben. Ob ihn auch nur die Historiker, welche sich mit seiner Zeit befassen, näher kennen? In dem vorliegenden Buch [3]) wird jedenfalls ein neuer Versuch gemacht, die Kenntnis und Erkenntnis Jean Pauls zu fördern. Eigene Auslassungen, Briefe und Bekenntnisse des Dichters, Mitteilungen und Briefe seiner Verwandten und Freunde sind in chronologischer Folge zusammengestellt, um die Entwicklung und die bedeutsamsten Vorgänge dieses Lebens abzuschildern. Wir wünschen nur, daß ein solches Verfahren, das so Verschiedenartiges Stück für Stück aneinanderreiht, weder ermüden noch abschrecken möchte.

Zum Schluß weisen wir auf drei Werke hin, welche Spezialthemen behandeln, Längsschnitte vornehmen oder Querschnitte ziehen. Karl Holl [4]) gibt eine Entwicklungsgeschichte des Lustspiels bis auf unsere Tage herab; mit der ausgesprochenen Absicht, im Bezirke historischer Relationen, oder wie er es nennt, „historisch-verknüpfender Betrachtungsweise" zu verbleiben und von ihr nur dort abzuweichen, wo ein ganz besonderer, ein absoluter und in langer Dauer bewährter ästhetischer Wert hervortritt. Das Ergebnis freilich ist kläglich: England darf sich der Shakespeareschen Lustspiele rühmen, Frankreich stolz auf seinen Molière hinweisen, während „unser größtes und tiefstes Lustspiel uns von einem Tondichter geschenkt ist: Die Meistersinger". (Seite 344.) Bibliographische Nachweise füllen die Seiten 345/52. Der „Bildteil" (Seite 377—439) bietet in seinen 100 vortrefflichen Abbildungen wichtiges kulturgeschichtliches Material. — Margarete Kober unterzieht das deutsche Märchendrama einer eingehenden Untersuchung [5]). Sie würde der literarhistorischen Erkenntnis, auf

---

[1]) Stockmann, der die in seiner Neubearbeitung des A. Baumgartnerschen Werkes („Goethe. Sein Leben und seine Werke", Band 1, 4. Auflage) vorgenommenen Nachträge und Ergänzungen als Sonderdruck (8°, 24 Seiten) vorlegt.

[2]) Schmidt, Expeditus: Faust, Goethes Menschheitsdichtung in ihrem Zusammenklange mit uralten Sagenstimmen und im Zusammenhange ihres gedanklichen Aufbaus. (= Sammlung Kösel, Band 100.) 8°. VI, 202 Seiten. Kempten, Kösel & Pustet, o. J.

[3]) Jean Paul. Ein Lebensroman in Briefen mit geschichtlichen Verbindungen von Ernst Hartung. 8°. 477 Seiten. (= Die Bücher der Rose. Neue Friedensreihe.) Ebenhausen bei München, Wilhelm Langewiesche-Brandt, o. J. Leicht geb. Mk. 4.—.

[4]) Geschichte des deutschen Lustspiels. Mit 100 Abbildungen. Gr.-8°. XV, 439 Seiten. Leipzig, J. J. Weber, 1923.

[5]) Das deutsche Märchendrama. 8°. XIV, 148 Seiten. (= Deutsche Forschungen, herausgegeben von Fr. Panzer und J. Petersen, Heft 11.) Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1925. Geh. Mk. 6.90.

Digitized by Google

die es uns allein ankommt, mehr dienen, wenn sie an Stelle der ästhetischen Betrachtung durchgehends die kunstkritische Analyse gesetzt hätte. — Dagegen geht Marianne Thalmann[1]) ganz im Stofflichen auf; und wenn sie auch ihrem Thema nicht voll gerecht wird, so nützt sie der Einsicht in einen bestimmten, engbegrenzten Stoffkreis.

Erich Bleich.

Stählin, Friedrich: Das hellenische Thessalien. Landeskunde und geschichtliche Beschreibung Thessaliens in der hellenischen und römischen Zeit. Mit einer Karte Thessaliens, 12 Tafeln und 29 Abbildungen im Text. 8°. XXIII, 245 S. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf., 1924. Mk. 24.—.

Noch immer fehlt eine allen Ansprüchen gerecht werdende Topographie Griechenlands; sie ist um so notwendiger, da seit Jahrzehnten die wetteifernde Arbeit der Gelehrten fast aller Völker, vor allem auch der Griechen, uns ganz neue Aufschlüsse über die Geschichte der griechischen Landschaften von der Vorzeit bis zur byzantinischen Periode gebracht hat. Die uns seit Jahrzehnten versprochene Neubearbeitung der „Hellenischen Landeskunde" von Lolling ist wohl überhaupt noch nicht in Angriff genommen; in der neuesten Ankündigung des Verlages (Beck, München) über die Umgestaltung des Iw. Müllerschen Handbuches ist statt Oberhummer, der sie in Aussicht gestellt hatte, Ernst v. Stern genannt, der nun auch inzwischen heimgegangen ist.

Das klassische Werk über die Peloponnesos von Ernst Curtius, das in bisher nicht erreichter Weise Geschichte und Topographie verband und durch seine glänzende Darstellung den Leser zu fesseln verstand, ist veraltet, da es bereits vor 70 Jahren erschienen ist.

So müssen wir für jede Sonderbehandlung einer griechischen Landschaft doppelt dankbar sein, wie sie neuerdings erst Schober für Phokis, Treidler für Epirus geliefert hat.

Wenn jetzt Stählin, der seit 1904 seine Zeit der Erforschung Thessaliens gewidmet und bereits eine ganze Reihe von Untersuchungen über einzelne thessalische Landschaften und Städte veröffentlicht hat, eine zusammenfassende Landeskunde Thessaliens vorlegt, so kann er unseres Dankes gewiß sein. Geradezu Bewunderung erweckt die Beherrschung der Quellen und die erstaunliche Belesenheit, der wohl kaum eine Veröffentlichung entgangen ist. Es ist ein Werk entstanden, das für absehbare Zeit die sichere Grundlage für jede Beschäftigung mit dem alten Thessalien bilden wird.

Nach einem einleitenden Kapitel über Städte- und Mauerbau schildert Stählin zunächst die nordöstlichen Periökengebiete Perrhäbien und Magnesia, sodann das eigentliche Thessalien, zum Schluß die südlichen Periökengebiete. Ein geographischer Überblick macht jedes-

---

[1]) Der Trivialroman des 18. Jahrhunderts und der romantische Roman. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Geheimbundmystik. (= Germanistische Studien, herausgegeben von Ebering, Heft 24.) Berlin, Ebering, 1923.

Digitized by Google

mal mit dem Aufbau der Landschaft bekannt. So gibt Stählin u. a. eine Schilderung des Olymp und des Tempetals, der Gebirge Magnesias mit Ossa und Pelion, der Ebenen von Trikkala und Larisa, des Pindos und Othrys sowie schließlich des Sperchеiosgebietes. Daran schließt sich jedesmal eine Übersicht über die Geschichte des betreffenden Gebietes. Die Hauptarbeit besteht natürlich in der topographischen Beschreibung der einzelnen Landschaften; hier werden die antiken Fundstellen behandelt, die Überlieferung über die antiken Ortschaften zusammengestellt und ihre Festlegung versucht. Ist auch die Lage der wichtigsten Städte, die zum Teil bis zum heutigen Tage besiedelt sind und ihre alten Namen bewahrt haben, einwandfrei zu bestimmen, so bleibt doch auf diesem Gebiete noch genug zu tun übrig. In einer Reihe von Fällen ist Stählin über die Ergebnisse seiner Vorgänger hinausgekommen.

Besondere Sorgfalt hat Stählin der genauen Beschreibung der alten Ruinen, ihrer Bauweise und dem Baumaterial gewidmet und daraus manche Schlüsse auf ihr Alter und ihre Zugehörigkeit zu den Bevölkerungsschichten gezogen. Die vorgeschichtliche Forschung, die dank der Arbeit griechischer und englischer Gelehrter gerade in Thessalien bedeutende Ergebnisse erzielt hat, wird von ihm gewissenhaft verwertet, wenn auch sein Interesse in erster Linie der klassischen Zeit zugewandt ist. Auch alle Inschriften und Münzen, die bisher bekannt geworden sind, werden herangezogen und für die Bestimmung von Ortschaften und Gebäuden, hauptsächlich den Heiligtümern, benutzt.

Bei einer Landschaft, die so oft Schauplatz wichtiger historischer Entscheidungen war, da sie die Verbindung zwischen dem Norden der Balkanhalbinsel und Mittelgriechenland bildet, dient eine genaue topographische Untersuchung auch der Aufhellung geschichtlicher Ereignisse. Um nur einiges hervorzuheben: das Tempetal spielte beim Xerxeszug, in den Kämpfen der Diadochen (Antipatros) sowie Philipps V. mit den Römern eine wichtige Rolle. An der Küste Magnesias, bei Sepias, erlitt ein Teil der Flotte des Xerxes Schiffbruch. In Südthessalien liegen nahe beieinander die Schlachtfelder von Kynoskephalai und Pharsalos. Das Sperchеiosgebiet umfaßt den Engpaß der Thermopylen, um die so oft gekämpft wurde. Zu allen diesen Kriegshandlungen nimmt Stählin Stellung und sucht auf Grund des örtlichen Befundes die antiken Berichte dem Verständnis näherzubringen.

An dieser Stelle auf Einzelheiten einzugehen, verbietet der Zweck der Anzeige, die lediglich den Historiker auf das reiche, kritisch gesichtete Material des Buches aufmerksam machen soll. Aber gerade als Historiker möchte ich doch noch einen Punkt kurz behandeln. Das Buch ist gewiß nicht nur eine Materialsammlung, sondern Stählin bemüht sich mit großem Erfolge, den überreichen Stoff zu ordnen und zu gesicherten geschichtlichen Ergebnissen zu kommen. Trotzdem wird seine Darstellung leider nur von Forschern benutzt werden, die bei ihm Aufklärung über bestimmte Fragen suchen. Denn sie liest sich außerordentlich schwer, und jeder wird das Buch schon nach

Digitized by Google

wenigen Seiten enttäuscht aus der Hand legen, der als Freund des klassischen Altertums eine anziehende Schilderung der Geographie und Geschichte Thessaliens in ihm zu finden hoffte. Die oben angegebene Gliederung des Stoffes ist für die Benutzung des Buches durch den Altertumsforscher außerordentlich praktisch, läßt aber die Natur des Landes und seine geschichtlichen Schicksale nicht klar hervortreten, trotzdem Thessalien mit seinen Nebenländern doch als eine geschlossene, natürliche Landschaft bezeichnet werden muß und bis auf wenige Außenbezirke und kurze Zeitabschnitte eine gemeinsame Geschichte gehabt hat. Deshalb wäre es im Interesse der unendlichen Mühe, die Stählin auf sein Werk verwandt hat, zu wünschen gewesen, er hätte an die Spitze eine lebendige Darstellung der thessalischen Landschaft und ihrer Geschichte gestellt. Und zwar nicht nur eine kurze Übersicht, wie sie jetzt die Schilderung der einzelnen Teile einleitet, sondern eine Darstellung, die ein anschauliches Bild des Landes mit allen wesentlichen Zügen darböte und zugleich für seine Geschicke den Leser gewönne. Der zweite Teil des Buches konnte dann die Topographie der einzelnen Landesteile bringen. Auf diese Weise wäre der Forscher und der Altertumsfreund auf seine Rechnung gekommen, und das Werk hätte auf weite Kreise wirken und sie für die moderne Forschung gewinnen können, was jetzt leider ziemlich ausgeschlossen ist. Das Vorbild einer so gestalteten topographischen Darstellung ist für mich Curtius' Peloponnesos.

Die Tafeln sind vorzüglich ausgewählt und wiedergegeben; die wertvolle Karte ist dem Entgegenkommen des auch von den deutschen Forschungen in Spanien her bekannten Generals Dr. Lammerer zu verdanken.

Fritz Geyer.

Dessau, Hermann: Geschichte der römischen Kaiserzeit. Zweiter Band, erste Abteilung: Die Kaiser von Tiberius bis Vitellius. 8°. 400 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1926.

Der zweite Band von Dessaus römischer Kaisergeschichte (der erste wurde in Jahrgang 1924, Seite 63—65, besprochen), der die Zeit vom Tode des Augustus bis zum Regierungsantritt Vespasians zum Gegenstande hat, verarbeitet einen so weitschichtigen Stoff, daß Verfasser sich gezwungen sah, ihn in zwei Abteilungen erscheinen zu lassen; die erste, die die Geschichte der Kaiser und des Reiches erzählt, liegt vor; die zweite, die die Länder und Völker des Reiches im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit behandelt, ist im Druck.

Wie Verfasser in der kurzen Vorrede zu den beiden ersten Bänden betont, die an der Spitze des neuen Bandes steht, hofft er nicht, auf einem so vielfach durchforschten Gebiete viel Neues geben zu können, wohl aber, Bekanntes zweckmäßig zusammenzufassen, verständlich darzulegen und richtig zu beleuchten. Das zu leisten, war niemand so berufen wie Dessau. Das erste Jahrhundert der Kaiserzeit ist reich an problematischen Persönlichkeiten, die zur Parteinahme für und wider, zu psychologischen Bravourstücken, zu geistreichen Parallelen

Digitized by Google

verlocken. Auch wo solche Parallelen den Tatsachen nicht solche Gewalt antun wie Quiddes Caligula, der ja von vornherein keine wissenschaftliche Untersuchung war, sondern eine politische Tendenzschrift, verleiten sie leicht dazu, über unwesentlichen Übereinstimmungen wesentliche Unterschiede zu übersehen. Darum vermeidet sie Dessau durchaus. Ihm ist es darum zu tun, die Ergebnisse der Forschung vorzulegen. Wo die Überlieferung unsicher oder lückenhaft ist, entscheidet er sich nach besonnener Erwägung. Die Wahrheitsliebe zwingt ihn, viele mehr blendende als begründete Vermutungen neuerer Forscher, auch manche Ansichten Mommsens, abzulehnen.

Anders als Mommsen urteilt Dessau vor allem über den Historiker, mit dessen Augen frühere Geschlechter die Gestalten der römischen Kaiser sahen, Tacitus. Er bestreitet nicht, daß Tacitus gegen Tiberius ungerecht ist, vor allem in seinem zusammenfassenden Endurteil, in dem er ihn wie eine Verbrechernatur hinstellt, die nur erst nach dem Tode Sejans voll zutage getreten sei, aber auch in seiner Parteinahme für Germanicus, den der Kaiser von seinen glänzenden, aber zweckwidrigen Kriegszügen aus triftigen Gründen abrief. Aber mit Recht wendet er sich dagegen, wenn man einem Historiker, der in der psychologischen Deutung der Tatsachen fehlgeht, deshalb bezüglich der Tatsachen selbst den Glauben versagt. Aus seiner umfassenden und gründlichen Kenntnis der Inschriften kommt Dessau dazu, die von Tacitus benutzten literarischen Quellen im allgemeinen als zuverlässig, die Art seiner Quellenbenutzung als gewissenhaft anzuerkennen. Freilich waren ihm die geheimen Akten der kaiserlichen Regierung nicht zugänglich, und so weiß er über die meisten Vorgänge nicht mehr, als die Öffentlichkeit aus den Senatsprotokollen erfuhr. Im Vordergrunde dieser Verhandlungen stehen die Vorgänge, in denen die Reste des republikanischen Adels untergingen. An diesen furchtbaren Ereignissen bleibt vieles dunkel, auch wenn man alles, was Tacitus als Tatsache berichtet, als Tatsache annimmt. Ob jemand eines natürlichen Todes starb oder ermordet wurde, wer bei einem Morde der Hauptschuldige war, was für ein Motiv ein Mord haben konnte, ist oft zweifelhaft. Obgleich Dessaus Urteil sich stets auf sorgfältiges Abwägen aller in Betracht kommenden Umstände stützt, wird man ihm vielleicht nicht in allen Einzelfragen zustimmen; aber auch wenn man hier oder da ein Fragezeichen macht, bleibt doch genug des Sicheren, um sine ira et studio über die Persönlichkeiten zu urteilen. Mag man noch so hoch schätzen, was Tiberius in der äußeren Politik und in der Verwaltung der Provinzen geleistet hat, so darf man doch nicht verkennen, daß er zuerst angesehene und verdiente Männer einen nach dem anderen in den Tod getrieben hat, und daß es gerade auf der unheilvollen Art dieses Kaisers beruhte, wenn er sich selbst scheinbar zurückhielt und die Bluturteile dem Senate zur Last fielen. Daß wenigstens diese Selbstentwürdigung dem Senat unter Caligula erspart wurde, hebt Verfasser hervor; im übrigen zeigt eine Darstellung der Tatsachen, wie verkehrt es ist, auch diesen Kaiser „retten“ zu wollen. Dagegen hält er es offenbar wenigstens für möglich, daß Claudius

Digitized by Google

an dem vielen Verständigen, was unter seiner Regierung geschah, persönlich doch einen größeren Anteil hatte, als man ihm im allgemeinen zutraut. Als zwecklos betrachtet er den Angriff auf Britannien; ob nicht aber doch, wie Mommsen annahm, der Einfluß der britannischen Druiden so groß war, daß zur Sicherung der Herrschaft über Gallien die Unterwerfung Südbritanniens nötig schien? Unter Nero interessiert vor allem die Persönlichkeit Senecas, über deren Beurteilung Dessau im Gegensatz zu Birt tritt. Die Taten zeigen eben den Mann von einer anderen Seite als die Gedanken. In Senecas Philosophie steckt wohl doch mehr persönliches Erleben und stärkere Gedankenarbeit, als Dessau zugibt; aber daß sein Leben dieser Philosophie durchaus nicht immer entsprach, betont er mit Recht, verkennt dabei natürlich nicht, daß er als Ratgeber des Kaisers manches Gute veranlaßt und manches Übel verhindert hat. Den ersten, der sich gegen Nero erhob, den Gallier Vindex, betrachtet Verfasser im Gegensatz zu Mommsen nicht als Vorkämpfer der Republik; wie Kornemann versteht er unter der Freiheit, als deren assertor Vindex gelten wollte, die Freiheit, die Augustus dem Volke gegeben, Nero genommen hätte. Aber wenn Tacitus rühmt, erst Nerva habe principatus und libertas verbunden, die vorher dissociabiles gewesen seien, so erkennt er doch den von Augustus begründeten Zustand nicht als libertas an. Und da während der Unruhen nach Neros Sturz mehrfach Münzen ohne Kaiserbild geprägt wurden, so liegt doch am nächsten die Vermutung, daß es Leute gab, die auf die Wiederherstellung der Republik hinarbeiteten. Der Senat selbst freilich hat ja damals nicht versucht zu wiederholen, was ihm nach Caligulas Ermordung mißlungen war, sondern an Nero festgehalten, bis er von dem Garde-Obersten Sabinus aufgefordert wurde, Galba zu erheben; aber warum soll Vindex nicht dem Senat eine würdigere Rolle zugedacht haben, als er selbst zu spielen wagte und wagen konnte?

Klar zeichnet Verfasser die entscheidende Stellung der rheinischen Legionen: an ihrem Widerstande scheitert Vindex, ihre Überlegenheit verschafft Vitelius den Thron, erst nachdem sie durch Neubildung der Garde ihre besten Mannschaften verloren haben, unterliegen sie dem für Vespasian kämpfenden Donauheere. Dagegen erscheint ihr Führer Vitellius in seiner ganzen Erbärmlichkeit; ihm gegenüber, aber auch gegenüber dem wohlmeinenden, jedoch unsicheren Galba hebt sich Otho vorteilhaft ab, und zwar nicht nur durch seinen freiwilligen Tod, durch den er weiteres Blutvergießen abschnitt, sondern auch durch seine freilich kurze Regierung, die von Blutbefehlen frei blieb.

Die Geschichte des Bataveraufstandes schließt den Halbband, während die Geschichte des Judenkrieges der zweiten Hälfte vorbehalten bleibt, da Verfasser ihr nur für die Provinzialgeschichte, nicht für die Reichsgeschichte größere Bedeutung beilegt. Über die Verteilung des Stoffes kann man im einzelnen wohl zuweilen verschiedener Ansicht sein. So ist es doch wohl für die Art der Regierungen bezeichnend, nicht bloß für die betroffenen Länder wichtig, wenn in

Digitized by Google

Thrakien wie an anderen Stellen zunächst Tiberius, dann Claudius unmittelbare Verwaltung einführte, dazwischen Caligula das einheimische Fürstentum wiederherstellte. Eine stärkere Berücksichtigung der Provinzialgeschichte würde doch vielleicht die Gestalten mancher Kaiser in einem anderen Lichte erscheinen lassen. Die Fürsorge des Tiberius für die Provinzen erkennt Verfasser ja an; aber er schränkt diese Anerkennung ein durch den Zusatz, Tiberius habe es unterlassen, die Romanisierung durch Verleihung des Bürgerrechtes an provinziale Gemeinden zu fördern. Ein Mangel würde das doch nur sein, wenn es aus Gleichgültigkeit geschehen wäre; aber kann es nicht auf Erkenntnis der Gefahren beruht haben, die eine überstürzte und allgemeine Romanisierung mit sich bringen mußte?

Dabei bleibt die Ausbreitung der griechisch-römischen Kultur eine weltgeschichtliche Tat des römischen Kaisertums, und wir sind begierig, die Darstellung dieser Kulturarbeit im hoffentlich bald erscheinenden zweiten Halbbande zu lesen. Wer diese Kulturleistung vor Augen hat, kann die Kaiserzeit im ganzen nicht so ungünstig beurteilen wie Tacitus, dessen Gesichtskreis doch auf Hauptstadt und Aristokratie beschränkt war, während in den Provinzen Samen für die Zukunft ausgestreut wurde. Ohne die Romanisierung von Westeuropa würde das klassische Altertum für uns nicht das bedeuten, was es trotz aller Schulreformen noch immer bedeutet. Friedrich Cauer.

Schmidt, Ludwig: Geschichte der germanischen Frühzeit. 357 S., 17 Abb., 3 Karten. Bonn, Kurt Schroeder, 1925.

L. Schmidt hat in Sieglins Quellen und Forschungen eine Geschichte der deutschen Stämme erscheinen lassen, die immerhin als unentbehrlich zu bezeichnen ist. Sein neues Werk, das im Manuskript 1922 vorlag, gibt durch die starke Heranziehung der Bodenfunde eine sehr erwünschte Ergänzung der im wesentlichen auf literarische Quellen gestellten früheren Arbeiten. Die Stellungnahme des Verfassers zu den Ergebnissen der Bodenfunde wird nicht immer ohne Widerspruch bleiben, denn bei aller Unentbehrlichkeit der deutschen Vorgeschichte sind doch noch lange nicht alle Fragen gelöst, aber das, was die Schriften des Verfassers immer ausgezeichnet hat, ist auch in diesem für weitere Kreise bestimmten Buch hervorstechend: die treffliche Kenntnis des z. T. recht zerstreuten Materials, die im Text selbst und in den Anmerkungen am Schluß hervortritt.

Für Schmidt ist die Heimat der Indogermanen das Mittel- und Oberrheingebiet, sowie die Donauländer, wo sie autochthon waren; als die germanische Urheimat gilt ihm Schleswig-Holstein, Dänemark, Südschweden. Schmidt hat auch in seinen Nachträgen die Schrift Eduard Meyers (Die Volksstämme Kleinasiens, das erste Auftreten der Indogermanen in der Geschichte und die Probleme ihrer Ausbreitung = Sitzungsberichte der preußischen Akademie der Wissenschaften 1925) noch nicht benutzt: Nach Ed. Meyer stehen der Annahme, die die Heimat der Indogermanen im

Digitized by Google

Ostseegebiet oder überhaupt in Europa sucht, von geschichtlicher oder geographischer Seite her die schwersten Bedenken gegenüber. Dazu scheint mir gegen ein „Autochthonentum" zu sprechen, daß die ältere Steinzeit bereits einen Kulturruck aufweist: der homo Aurignacensis als Vertreter einer neuen Rasse beginnt die jüngere Periode des Paläolithikums, er ist der Vorläufer des heutigen Europäers, er war im älteren Paläolithikum nicht in Europa, er wandert erst irgendwoher ein. Dagegen scheint es auch mir wahrscheinlich, daß die Germanen die erste Bevölkerung in Norddeutschland und Südskandinavien waren, d. h. mit der Enteisung dieser Gebiete von Süden her einwanderten. Im Gegensatz zu der Bevölkerung Süddeutschlands, in der sich verschiedene Rassen trafen und mischten, fehlt in Norddeutschland die „vorindogermanische" Unterschicht. Der homo Aurignacensis war dem homo Mousteriensis überlegen, aber das besiedlungsfähige Neuland des Nordens veranlaßte, daß Teile der Aurignacensis-Rasse vorstießen und in dem Neuland, in dem eine andersrassige Unterschicht fehlte, ein neues Volk heranbildeten, das infolge der fehlenden Unterschicht, also infolge seines „Autochthonentums", reinrassiger war: die Mischung homo Mousteriensis und Aurignacensis und vielleicht noch anderer führte zur Herausbildung der keltischen Bevölkerung West- und Süd(West)-Deutschlands, im Norden aber bildete sich „reiner" als die Kelten allmählich das Volk der Germanen heran. Gewißlich möglichst weit vom ehemaligen Ausgangspunkt Süddeutschlands entfernt, also in Holstein — Dänemark — Südschweden.

So könnte man Schmidts Werk andere „Theorien" entgegenstellen, hier ist noch nicht das letzte Wort gesprochen, hier in den ersten Kapiteln sind noch Schwächen: die „Chetiter" kann man unmöglich schlechthin als Indogermanen bezeichnen. Poseidonios habe nach Schmidt als erster Kelten und Germanen geschieden, doch habe sich das volle Verständnis dafür erst nach Cäsars Sieg über Ariovist bei den Römern verbreitet: das ist einfach die Verbindung zweier Ansichten zur Frage, ob Poseidonios oder Cäsar den Namen aufbrachten. Meiner Ansicht nach lernten die Römer zuerst unter Marius Kelten und Germanen scheiden; die damals nach Italien geführten Kriegsgefangenen sprachen nicht mehr das den Römern längst bekannte Gallisch. Ich vertrete nach wie vor die Ansicht, bereits Artemidor, dessen Werk ich in Nordens Germanischer Urgeschichte[1] 467,1 und 476,1 als vor 103/2 erschienen hinstellte, hat den Namen Germanen aufgebracht. Daß Poseidonios sein Werk (welches?) 80 v. Chr. schrieb, ist eine bloße Vermutung, die ich nicht teile. So liegt der Hauptwert des Werkes in der Behandlung der Stammesgeschichte und bildet durch die Heranziehung der Bodenfunde einen wertvollen und erheblichen Fortschritt über die früheren Werke des verdienstvollen Verfassers. Hans Philipp.

Digitized by Google

Hóman, Bálint: Geschichtliches im Nibelungenlied. (= Ungarische Bibliothek für das Ungarische Institut an der Universität Berlin, herausgegeben von Robert Gragger.) 8°. 48 Seiten. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1924. Mk. 1.50.

Obwohl man bei den eingehenden Forschungen über das Nibelungenlied kaum noch neue Ergebnisse erwarten dürfte, bringt das vorliegende Büch einige überraschende Lösungen des Problems der geschichtlichen Elemente dieses Volksepos. Außer allem Zweifel ist die Einwirkung alter Überlieferungen aus dem 10. Jahrhundert, aber über ihren Umfang herrschte bisher noch keine klare Vorstellung. Hóman ist es gelungen, im Laufe der quellenkritischen Untersuchung der ungarischen Geschichtswerke aus dem frühen Mittelalter einige bedeutsame Feststellungen hinsichtlich des Verhältnisses des Nibelungenliedes zu der ungarischen Überlieferung zu machen.

Die Urkunden des Codex traditionum Patav. A. 983—985 zeigen eine Reihe von Übereinstimmungen, die dafür zu sprechen scheinen, daß der Dichter des Nibelungenliedes oder seiner verschollenen Quelle jene gekannt und benutzt hat. Einige Bemerkungen bezeugen, daß die Ueberlieferungen des 10. Jahrhunderts frühestens zu Beginn des 11. Jahrhunderts mit der alten Sagenüberlieferung verschmolzen sind. Damit wird die Annahme, als ob der Verfasser oder Inspirator der ersten Nibelungenfassung der Bischoff Pilgrim gewesen sei, hinfällig, da dieser 991 nicht mehr am Leben war.

Die quellenkritische Untersuchung der ungarischen Chroniken hat nachgewiesen, daß sämtliche aus dem 13. und 14. Jahrhundert auf uns gekommene Chroniken aus einem älteren ungarischen Geschichtswerke als gemeinsamer Quelle geschöpft haben, das seinerseits wieder hauptsächlich auf Regino und die Altaicher Annalen zurückgeht. Dieses ältere ungarische Geschichtswerk sind die Gesta Ungarorum aus der Zeit Ladislaus des Heiligen, die um 1091 bis 1092 geschrieben und zwischen 1092 und 1172 mehrfach ergänzt und fortgesetzt wurden. Unter der Einwirkung der in dieser Geschichte geschilderten Gestalten des Königs Stephan und seiner Gattin Gisela ist die Umwandlung der sagenhaften Charaktere von Attila und Kriemhild erfolgt. Da diese Überlieferung vor der Mitte des 11. Jahrhundert in Ungarn nicht ausgebildet war, kann auch ihre Übernahme nicht vorher erfolgt sein; das ist von Wichtigkeit für die Begrenzung der Entstehungszeit der ersten Redaktion des Nibelungenlieds.

Aus dem Umstande, daß der Verfasser der ersten Nibelungenkomposition neben der alten Sage auch eine lateinisch geschriebene Quelle aus der Zeit Pilgrims benutzt hat, in der Pilgrims Bericht über die Gesandtschaft nach Ungarn, die in der Klage fast wörtlich angeführt wird, enthalten war, daß ferner derselbe Verfasser auf Attila bzw. Stephan bezügliche Nachrichten z. T. der Überlieferung des ungarischen Königshauses am Ende des 11. Jahrhunderts verdankte, glaubt Hóman den Verfasser der ersten Nibelungenkomposition in einem Geistlichen des Bischofs Günther von Bamberg, namens Konrad, der später Abt von Gättweih war, sehen zu sollen. Bruno Gumlich.

Digitized by Google

Papsttum und Kaisertum. Forschungen zur politischen Geschichte und Geisteskultur des Mittelalters. Paul Kehr zum 65. Geburtstage dargebracht. Herausgegeben von Albert Brackmann. 8°. VIII, 707 S. München, Verlag der Münchener Drucke, 1926 Preis Mk. 25.—.

Nach alter akademischer Sitte haben sich eine große Anzahl von Gelehrten vereinigt, um dem hervorragenden Förderer mittelalterlicher Forschung Paul Kehr eine Ehrengabe darzubringen. Das Werk sollte bereits zu seinem 60. Geburtstage erscheinen, aber die Ungunst der Zeit hat es mit sich gebracht, daß es erst jetzt herauskommt. Wie der Herausgeber sagt, wollen die Verfasser der einzelnen Abhandlungen im vollen Bewußtsein der neuen Aufgabe, die an die Geschichtswissenschaft herantrete, doch in diesem Bande zeigen, daß auch die alte Aufgabe, die Förderung der kritischen Methode, noch ihren hohen Wert habe. So wurde der recht stattliche Band zu einer Fülle von Einzeluntersuchungen, die in der chronologischen Reihenfolge der behandelten Gegenstände und Ereignisse geordnet sind. Aus ihnen die eine oder die andere herauszugreifen, würde uns unrecht erscheinen. Deswegen geben wir die einzelnen Aufsätze nach Verfassern und Titeln mit kurzer Angabe der wissenschaftlichen Resultate wieder:

Erich Caspar: „Die älteste römische Bischofsliste" zeigt, daß nunmehr „die Reihe der Namen Linus, Anoncletus, Clemens usw. als der Träger apostolischer Sukzession in Rom als ein Stück echter alter Überlieferung gesichert ist". — Karl Silva-Tarouca: „Die Quellen der Briefsammlungen Papst Leos des Großen" weist nach, daß die Briefe Leos auf das Register als letzte Quelle zurückgingen. — Bruno Krusch: „Ein Bericht der päpstlichen Kanzlei an Papst Johannes I. von 526 und die Oxforder Hs. Digby 63 von 814" gibt nach Photographien Mommsens drei Seiten dieser alten prächtigen Handschrift nebst einer Untersuchung, die sich mit den Ergebnissen der Forschungen von Mac Carthy auseinandersetzen. — Luigi Schiaparelli: „Note diplomatiche sui più antichi documenti Cremonesi" hält im Gegensatz zu Ernst Mayer daran fest, daß die Urkunden Dragonis Fälschungen sind. — Enrico Carusi: „Briciole archivistiche. Di alcuni monasteri di S. Stefano nell' Abruzzo Chietino" zeigt, daß die 6 Klöster S. Stefano in einem bestimmten Bezirk der Abruzzen nur 3 gewesen sind. — Ernst Heymann: „Zur Textkritik der Lex Bajuwariorum" bringt eine Auseinandersetzung mit der neuen Ausgabe von Schwinds, mit deren Resultaten Heymann nicht übereinstimmt, die er aber doch als für die Wissenschaft von Nutzen anspricht. Er erhofft von Krusch eine endgültige Ausgabe der „Lex". — Wilhelm Levison: „Analecta Pontificia" teilt neue Bruchstücke der Quesnelschen Sammlung mit und setzt sich mit dem angeblichen Aufenthalt Leos des Dritten in Hohensyburg auseinander. — Ernst Perels: „Papst Nikolaus I. im Streit zwischen Le Mans und St. Calais" zeigt zunächst, daß der Brief M. G. Epistolae VI. Nr. 111 an Hinkmar von Reims ein echter und rechter Nikolaus-Brief ist, dagegen ist das

Digitized by Google

Papstprivileg für St. Calais (159) kein Privileg Nikolaus' I., vielmehr eine Empfängereingabe, welche der Kurie zur Bestätigung und Vollziehung eingereicht würde. — Angelo Marcati: „Frammenti in papiro di un diploma imperiale a favore della chiesa Romana" weist diese Fragmente ins Frühjahr 892. — Edmund E. Stengel: „Über den Ursprung der Ministerialität" zeigt, daß der leitende Gedanke der Ministerialentheorie Hecks verfehlt ist. Die Ministerialität ist nicht aus einer ungebrochenen kontinuierlichen ständischen Entwicklungslinie hervorgegangen. — Fedor Schneider: „Aus San Giorgio in Braida zu Verona" werden 8 Stücke mitgeteilt, die aus den Jahren 1018—1184 stammen. — Karl Strecker: „Die Örtlichkeit der Königsbewegung in Ruodlieb." Verfasser glaubt nicht, daß die vielbehandelte Stelle wirklich historische Ereignisse widerspiegelt. Will man an Giesebrechts Vermutung festhalten, so muß man nicht übersehen, daß zwischen der historischen Zusammenkunft und der Abfassung des Ruodlieb Jahrzehnte liegen. — Albert Brackmann: „Die Anfänge von Hirsau." Der Verfasser zeigt, daß die Reform in Hirsau nicht schon 1075 bestand, sondern 1079 eingeführt wurde. Auch auf die Persönlichkeit Gregors VII. fallen neue Seitenlichter. Von ihm sagt der Verfasser, daß bei ihm zwischen Theorie und Praxis ein großer Unterschied war. — Bernhard Schmeidler: „Über den wahren Verfasser der Vita Henrici IV. imperatoris" Der Verfasser weist den Weg, auf dem man durch Verzettelung der Vita, sowie der Urkunden, Briefe und Akten und den Vergleich dieses Apparates mit dem Apparat der Notare zu einem deutlichen Resultat kommen kann, welcher der Notare der Verfasser der Vita ist. — Hermann Krabbo: „Eine Schilderung der Elbslaven aus dem Jahre 1108." Der Verfasser des hier analysierten Aufrufes hat alles zusammengetragen, was ihm an Scheußlichkeiten über die Elbslaven bekannt geworden ist, scheint aber nicht gelogen zu haben. — Wilhelm Smidt: „Über den Verfasser der drei letzten Redaktionen der Chronik Leos von Monte Cassino." Es wird hier gezeigt, daß in den Redaktionen 3, 4, 2 Wundersucht und Verständnislosigkeit, sowie dem Ruhm und den Rechtsansprüchen Monte Cassinos dienender Geschäftssinn eines berüchtigten Fälschers ihren Platz haben. — Adolf Hofmeister: „Puer, Juvenis, Senex. Zum Verständnis der mittelalterlichen Altersbezeichnungen." Als Resultat ergibt sich, daß ein „puer" bis 28 Jahre alt sein kann, ein „adolescens" mindestens 12—14, ein „juvenis" höchstens 49—50, ein „senex" über 50. — Emil v. Ottenthal: „Die Urkundenfälschungen von Hillersleben." Der Verfasser stellt fest, daß im Verlauf von rund 100 Jahren mindestens viermal Fälschungen vorgenommen wurden, jede zu anderer Zeit und zu verschiedenem Zweck. — Hans Hirsch: „Die gefälschten Diplome für die Bracciforte und Rizzoli in Piacenza. Zur Entstehungszeit der unechten Kaiserurkunden des Klosters Bobbio" zeigt, daß der Zeitansatz 1160—1170 für die Urkunden, zu der die rein geschichtliche Betrachtung führen müßte, auszuschließen ist; für das angebliche Diplom Konrads III. weist er die Jahre 1329—1341 als Entstehungszeit

Digitized by Google

nach. — F. Valls-Taberner: „Ein Konzil zu Lerida im Jahre 1155", teilt mit, was sich aus dem Manuskript 1093 der katalonischen Bibliothek in Barcelona über dieses Konzil ergibt, das für ihn einen bedeutungsvollen Punkt der Kirchengeschichte von Tarragona darstellt. — Walther Holtzmann: „Anecdota Veronensia" gibt eine Reihe bisher unbekannter Papsturkunden aus St. Giorgio in Braida bekannt. — Ferdinand Güterbock: „Zum Schisma unter Alexander III. Die Überlieferung des Tolosanus und die Stellungnahme der Romagna und Emilia." Der Verfasser zeigt, im Anschluß an eine neue Datierung einer Notiz des Tolosanus, wie besonnen und zielbewußt die Politik Friedrich Barbarossas als Gegner Alexanders III. gewesen ist. — Wilhelm Erben: „Die erzählenden Sätze der Gelnhäuser Urkunde (Stumpf 4301)" kommt zu neuen Lesungsmöglichkeiten der bekanntlich besonders schwer zu entziffernden Urkunde. — Karl Wenck: „Die römischen Päpste zwischen Alexander III. und Innocenz III. und der Designationsversuch Weihnachten 1197." Wenck bezeichnet die 20 Jahre von 1177—1197 als eine Zeit „der Sammlung der Kräfte nach außerordentlicher Anspannung". — Johannes Haller: „Innocenz III. und Otto IV." Haller kommt zu einer erheblich günstigeren Wertung des jungen Welfen Otto IV. als bisher. Auch den Welfen von damals war das deutsche Kaisertum kein politisches Linsengericht. — Eduard Sthamer: „Die vatikanischen Handschriften der Konstitutionen Friedrichs II. für das Königreich Sizilien" stellt die Forschung über den sizilischen Beamtenstaat durch diese Untersuchung der Handschriften der Konstitutionen auf einen ganz neuen Boden. — Hans Nabholz: „Die neueste Forschung über die Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft" will über die neue Literatur zur Entstehungsgeschichte der Eidgenossenschaft orientieren und fügt diesem Berichte eine Reihe Bemerkungen zur Kritik der schweizerischen Geschichtschreibung hinzu. — Harry Breslau: „Die erste Sendung des Dominikaners Nikolaus von Ligny, später Bischofs von Butrinto, an den päpstlichen Hof und die Promissionsurkunden Heinrichs VII. von Hagenau und Lausanne." Breslau zeigt, wie Nikolaus Ligny seine Mission sowohl zur Zufriedenheit des Kaisers wie des Papstes erfüllt hat. — Melle Klinkenborg: „Die Urkunden des Domkapitels zu Brandenburg über seine Rechte an der Havel." Klinkenborg zeigt, daß der Propst Hentzke von Gersdorf an der Ausbreitung der Rechte des Domkapitels an der Havel besonders interessiert war, dafür aber auch eine Reihe von Fälschungen begangen hat. — Pietro Guidi: „La coronazione d'Innocenzo VI." gibt aus dem vatikanischen Archiv die Spesenrechnung für die Krönung Innocenz' VI. bekannt. — Georg Leidinger: „Ein Bruchstück einer unbekannten deutschen Chronik des 14. Jahrhunderts" wird hier erstmalig veröffentlicht. — Richard Scholz: „Eine Geschichte und Kritik der Kirchenverfassung vom J. 1406. Nach einer ungedruckten Reformschrift" zeigt, wie man aus dieser Schrift die beginnende Renaissancestimmung deutlich in vielen Einzelzügen spürt. Sie ermöglicht uns einen „guten Einblick in die Strömungen einer reich bewegten Zeit". — Emil Göller: „Die Kubikulare im Dienst

Digitized by Google

der päpstlichen Hofverwaltung vom 12.—15. Jahrhundert" gibt unter Beifügung des Auszuges einer Hofordnung von 1409 einen Beitrag zum päpstlichen Beamtenrecht. — Karl Schottenloher: „Kaiserliche Dichterkrönungen im heiligen römischen Reich deutscher Nation" bringt eine Übersicht über die Dichterkrönungen nebst einer Reihe von Bildern gekrönter Dichter sowie der Insignien der Wiener Poetenkollegs. — Karl Schellhaß: „Wissenschaftliche Forschungen unter Gregor XIII. für die Neuausgabe des Gratianischen Dekrets" zeigt, wie von Rom her neue Anregung für die Forschung über dieses Dekret ausgegangen ist und wie man sich bemühte, soweit es die damalige Methode zuließ, neue feste Grundlagen für die Edition zu bekommen. — Josef Müller: „Neugarts Briefwechsel mit St. Gallen, Nachträge und Berichtigungen" schließt mit einem interessanten Beitrag zur Geschichte der Diplomatik. — Für die Stellung, die Kehr als Direktor des preußischen historischen Institutes in Rom einnimmt, ist es, wie aus der gegebenen Übersicht hervorgeht, bemerkenswert, daß auch eine Anzahl italienischer Forscher an diesem Buche mitgearbeitet haben, wie ja überhaupt die Aufnahme der wissenschaftlichen Beziehungen zu Italien sich am reibungslosesten gestaltet. Das Werk ist ein Beweis für die unermüdliche Schaffenskraft, mit der bei uns Alte und Junge am Werke sind. Und wenn man so häufig über gelehrte Kleinarbeit lächeln sieht, so muß man gerade angesichts einer solchen Festschrift sich immer wieder die Tatsache vor Augen halten, daß die großen zusammenfassenden Arbeiten nicht möglich wären, wenn die kleine liebevolle Einzelarbeit ausbliebe.

Breslau. Willy Cohn.

Dr. Wilhelm Jesse, Abteilungsvorsteher am Museum für Hamburgische Geschichte: **Quellenbuch zur Münz- und Geldgeschichte des Mittelalters.** XX und 320 S., 16 Tafeln. Halle-Saale, A. Riechmann & Co., 1924. Mk. 36.—.

Das Buch enthält als Hauptteil auf S. 1—280 in 397 Nummern eine Auswahl aus der unendlichen Fülle von Gesetzen, Verordnungen, Verträgen, Verwaltungsakten, kaufmännischen Rechnungen, Preis- und Kurszetteln des Mittelalters (unter Bevorzugung Deutschlands), die alle zusammen, sagen wir, die papierne Quelle der Münz- und Geldgeschichte im Gegensatz zur Münze selbst als der monumentalen Quelle darstellen. Die Herausgabe aller dieser Schriftquellen wäre die ideale Forderung — auch fürs Altertum wäre sie erwünscht! —, muß aber wohl wie alle Ideale unerfüllt bleiben, unerfüllbar selbst dann, wenn man sich für die minder wichtigen Stücke auf ein kurzes Regest statt des vollständigen Abdruckes beschränken würde. Über eine Quellen-auswahl, wie sie hier vorliegt, läßt sich natürlich streiten, wohl jeder Benutzer wird dies und jenes vermissen, je nach den Sonderbelangen, um derentwillen er das Buch jeweils nachschlägt. So will ich hieran kein Wort der Kritik knüpfen, sondern nur dies bedauern,

Digitized by Google

daß von Karls IV. „Goldener Bulle", die doch fürs Münzwesen allerlei bringt, nur der eine Passus (Nr. 216) wiedergegeben ist.

Die Anordnung dieser 397 auf 15 Abschnitte verteilten Texte ist folgende: das Ordnungsprinzip der ersten zehn Abschnitte ist chronologisch-geographisch, wobei aber mit Recht die wichtigsten münzgeschichtlichen Fakta (Groschen- und Goldprägung) herausgehoben werden: I. Völkerwanderung einschließlich Merowinger und Angelsachsen; II. Karolinger; III. Deutschland, Königl. Münzhoheit und Münzrechtsverleihungen; IV. Münzrecht der Städte; V. Der Pfennig im 11.–13. Jahrhundert; VI. Außerdeutschland in dieser Zeit; VII. Der Groschen; VIII. Die Goldmünze; IX. Das 14. und 15. Jahrhundert in Deutschland; X. in Außerdeutschland (wo aber die Pyrenäenhalbinsel, Polen, Rußland, die Südslawen, Byzanz und der Orient ganz fehlen; Nr. 280, Eduard III. und die Goldmacher, ist wirklich überflüssig!). Die vom Abschnitt XI an aber beginnende sachliche, rein numismatische Disposition — XI. Münzverträge; XII. Betrieb der Münze u. dgl. (was soll hier Nr. 334 und 336 über Zinsen?); XIII. Probierungen und Valvationen; XIV. Preise und Rechnungen; XV. Die Münze in Dichtung und Literatur (gar zu dürftig, lieber ganz wegzulassen) — ist insofern unbefriedigend, als einmal die betreffenden Urkunden oft genug auch über viele andere Dinge Auskunft geben, und andererseits in den vorhergehenden Abschnitten sich meist auch schon Belege über die in XI—XIV behandelten Fragen finden. Das ließe man sich, da nun einmal historisches Material mit den Gesetzen einfacher logischer Disposition nicht zu bändigen ist, ja wohl gefallen, wenn ein Register über alles einzelne Auskunft gäbe — ein solches aber ist nicht vorhanden! An dessen Mangel scheitert denn schließlich die Verwendung des Buches als Nachschlagewerk. Personen und Orte, die zahlreichen Münznamen, aber auch sonstiges Sachliche wie Münzverruf und -erneuerung, Gegenstempel (z. B. Nr. 240, 256), Zerschneiden von Münzen (z. B. Nr. 180, 264, 284), Münznachahmung (bes. Nr. 268!), die Formeln der Verleihungen usw. hätten so und nur so aus der Vereinzelung zu einer Synthese gebracht werden können. Nur so auch wären die Anmerkungen und die mit großem Fleiße und großer Literaturkenntnis gegebenen Nachweise, die die Seiten 281—314 füllen (für den Benutzer wäre eine Anbringung gleich hinter oder unter der betreffenden Urkunde viel bequemer gewesen), wirklich nutzbar geworden.

Über die Quellen, aus denen Verfasser die Belege abdruckt, ist von deutscher nnd englischer Seite aus schon der und jener Widerspruch laut geworden, ich übergehe diesen Punkt daher hier. Aber eines noch fordert ein Monitum heraus: den italienischen, englischen und französischen Urkunden, auch der schwedischen Nr. 298 sind dankenswerterweise Übersetzungen beigegeben (dem dänischen Text Nr. 297 fehlt sie, ebenso bei Nr. 351, 356); aber die ober- und zumal die zahlreichen niederdeutschen (besonders flämischen) hätten derselben mindestens ebenso bedurft, und bei dem krausen „Küchen"-Latein des Mittelalters, das je tiefer zeitlich herab um so mehr mit Brocken und

Digitized by Google

Ausdrücken der lingua vernacula durchsetzt ist, wären Interpretationen einzelner Stellen (auch der lateinischen Texte) gleichfalls dienlich, oft sogar nötig gewesen.

Nach den „Anmerkungen und Hinweisen" folgen auf Seite 315 bis 320 kurze Angaben (keine Beschreibung!) über die auf den 16 Lichtdrucktafeln abgebildeten Münzen, auch diese ohne Register und nur mit ganz summarischen Hinweisen auf die Urkunden, in denen die betreffenden Münzen vorkommen. Daß mit diesen Tafeln, die den Preis des Buches unnütz in die Höhe treiben, und der mageren Urkundennummer hinter der Erklärung der Zweck des Buches, „Anregungen zu geben für einen Betrieb der Münzkunde, der gleichmäßig allen Betrachtungsweisen der Münze gerecht wird", erreicht wird, kann ich mir nicht denken. Denn dazu hätte vor allem umgekehrt bei der betreffenden Urkunde auf die Münzabbildung hingewiesen, die Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der Münze mit der Vorschrift erwähnt und so die so häufig schwierige Frage, ob wir in der oder jener Münze nun wirklich die in der literarischen Quelle erwähnte Münze vor uns haben, diskutiert werden müssen. Da dies nicht der Fall ist, liegt der Wert des Buches vornehmlich in der handlichen Vereinigung eines gewaltigen Schatzes von Urkunden, die sich mir namentlich im akademischen Unterricht schon mehrfach nützlich erwiesen hat. Kurt Regling.

Schneider, Fedor: Rom und Romgedanke im Mittelalter. Die geistigen Grundlagen der Renaissance. 8°. 309 S. und 32 Tafeln. München, Drei-Masken-Verlag, 1926.

Der äußeren Ausstattung nach wendet sich dieses neue Buch Fedor Schneiders an einen weiteren Leserkreis; eine Reihe wohlgelungener Abbildungen römischer Denkmäler nach alten Stichen und modernen Aufnahmen eröffnen den Band, die Anmerkungen folgen geschlossen hinter dem Text; sie bringen Verweise auf Literatur und Quellen, ohne diese selbst in der Regel im Wortlaut anzuführen und kritisch zu beleuchten; die Sprache des Textes ist gehoben, für meinen Geschmack manchmal etwas zu pathetisch und gesucht. Und doch haben wir es nach der Problemstellung und nach dem Umfang des durchgearbeiteten Materials mit einem schwer gelehrten Werk zu tun, einem Buch sehr verschiedenen und reichen Inhalts. Die Grundeinstellung ist kultur- oder, wie man neuerdings sagt: geistesgeschichtlich, etwa im Sinne der Geschichtschreibung Jakob Burckhardts; das Thema das Fortleben des antiken Roms und der an die Stadt und ihre Geschichte geknüpften Idee des römischen Reichs, der „Romgedanke". Dabei macht Schneider eine Einschränkung: Rom als Hauptstadt der Christenheit und das Papsttum als Erbe der antiken Reichsidee scheidet er im allgemeinen aus seiner Darstellung aus. Man weiß, wie sehr bei Gregorovius oft die Papstgeschichte die eigentliche Stadtgeschichte überwuchert; berücksichtigt man Schneiders Einschränkung, so darf man sagen, daß er in seinem Buch uns einen Ersatz für

Digitized by Google

Gregorovius, eine Geschichte der Stadt Rom bis zum Ende des 10. Jahrhunderts gegeben hat, die auf der Höhe der modernen Forschung steht. Für die zeitliche Abgrenzung ist epochemachend das Eindringen der cluniazensischen Reform nach Italien und auf den Stuhl Petri; sie schneidet die bis dahin lebendige Überlieferung der Antike in Rom ab. Es ist der Geist des Simplismus, wie Schneider ihn nennt (ob eine zwingende Notwendigkeit vorlag, einen neuen —ismus in unsere Terminologie einzuführen, wage ich nicht zu entscheiden; in der grundlegenden Definition (S. 70) weist Schneider selbst auf die enge Verwandtschaft seines Simplismus mit der geistigen Einstellung der Askese hin). Die Problemstellung rückt manches in neue Beleuchtung; am stärksten tritt hierbei die neue Auffassung von Cassiodor hervor. Daß er der leitende Minister Theodorichs war, wußten wir schon lange; Schneider vertritt die Ansicht, daß er und nicht der „König-Analphabet" der geistige Vater des ausgleichenden Dualismus gewesen sei, durch den er hoffte, von der antiken Kultur zu retten, soviel noch möglich war. Nach dem Zusammenbruch der Gotenherrschaft habe er den einzigen noch offenen Weg zur Rettung eingeschlagen: den in das Kloster, das er zur Hüterin der Antike zu machen gestrebt habe, ein Versuch, der durch die „Simplisten" Benedikt von Nursia und Gregor I. vereitelt worden sei. Die nähere Begründung dieser Auffassung bleibt abzuwarten. Ebenfalls in ganz neuer Beleuchtung erscheint das 10. Jahrhundert, „das heroische Saeculum des Romgedankens", die Zeit der Crescentier und Tusculanergrafen, die hier unter einem Gesichtspunkt betrachtet ist, vielleicht der gelungenste Abschnitt des ganzen Buches. Nicht alle von den neuen Aufstellungen Schneiders werden unwidersprochen bleiben; aber auch nur, wenn sie zu erneuter Diskussion Veranlassung geben, ist der Gewinn schon groß genug. Jedenfalls gehört das Buch zu den wichtigsten Erscheinungen der letzten Jahre; bei der Bedeutung Roms in der allgemeinen Geschichte wird sich jeder mit ihm auseinanderzusetzen haben, der über frühmittelalterliche Dinge mitreden will.

Walther Holtzmann.

Schnitzer, Joseph: Peter Delfin. Ein Beitrag zur Geschichte der Kirchenreform Alexanders VI. und Savonarolas. 8°. VIII und 459 S. München, Ernst Reinhardt, 1926.

Mit dem Namen Peter Delfin dürften nicht Allzuviele eine lebendige Vorstellung verknüpfen. Sein Träger, ein Glied der bekannten venezianischen Patrizierfamilie Dolfin, geboren 1444, gestorben 1525, war von 1480 bis 1514 General des Camaldulenserordens, größtenteils in oder bei Florenz residierend und durch seine kirchliche Stellung mannigfach mit den Geschicken seiner Zeit verknüpft. Die Ehre einer Biographie verdankt er der Tatsache, daß seine Briefe, 4000 an der Zahl, wovon 1441 gedruckt, fast vollständig erhalten sind. Man würde in ihnen eine wichtige Quelle für die Geschichte seiner Zeit vermuten und in dieser Hoffnung hat sich auch der

Digitized by Google

Biograph Savonarolas ihnen genähert. Indessen, so groß die Masse der Briefe ist, so sorgfältig ihr Verfasser in eitler Selbstgefälligkeit sie in sein Briefregister eingetragen hat, so dürftig ist ihr Ertrag für die Zeitgeschichte. Das Bild, das Schnitzer auf Grund dieser Quelle von seinem Titelhelden entwirft, ist wenig erfreulich. Ob es in allen Punkten wahr ist, muß dahingestellt bleiben. Als Mönch und Theologe lax, bigott und frivol, zuweilen selbst zynisch, ein Mann, der die Genüsse der Tafel zu schätzen wußte und für seinen Leibkoch selbst vor dem Papst — allerdings einem Alexander VI. — eintrat, als Ordensgeneral immer die Reform im Munde führend, aber unfähig etwas zu erreichen oder auch nur zu planen, bis ein religiös Stärkerer, Vincenzo Quirini, seine Absetzung durchsetzte, ein Schmeichler, der von frommen Phrasen trieft, leichtgläubig und urteilslos seinen Kreaturen gegenüber, Spion im Dienste seiner Vaterstadt, aber auch dazu zu ungeschickt und bald kaltgestellt, skrupelloser Opportunist von vollendeter Grundsatzlosigkeit in kirchenpolitischen Dingen — erstaunt wird man fragen, was einem solchen Menschen die Ehre einer dicken Biographie verschafft. Man erfährt es S. 187: Dolfin war Humanist. Aber auch mit seinem Humanismus ist es, wie S. 44 ff. gezeigt wird, nicht sehr weit her; griechisch konnte er nicht und für die lateinischen Klassiker, die zeitlebens seine stille Liebe waren, offen einzutreten, dazu war er wieder zu feig. Cicero war sein höchstes Ideal, klassischen Vorbildern im Briefstil nachzueifern, sein ganzes Streben. Als Mensch und Humanist würde Dolfin also keineswegs die eingehende Behandlung rechtfertigen, die ihm Schnitzer hat zuteil werden lassen, wenn diese Persönlichkeit nicht auch einen Zeittypus darstellte, den des wohlmeinenden, aber unfähigen und beschränkten Prälaten, der eine dunkle Vorstellung von der Notwendigkeit einer Reform der Kirche besitzt, dessen menschliche Schwäche aber sich im gewohnten Schlendrian doch im Grunde wohlfühlt. Sein Leben fällt in eine Zeit, die vom Wetterleuchten eines heraufziehenden, zerstörenden Gewitters durchzuckt ist; er versteht es aber nicht, die Zeichen zu deuten. Dieser zeitgeschichtliche Hintergrund verleiht dem Buch einen allgemeingeschichtlichen Wert; für die Kurie Alexanders VI., die Reformversuche des ausgehenden Mittelalters, das Mönchsleben Italiens im 15. Jahrhundert, das Florenz Lorenzo Magnificos und Savonarolas bietet es neue Aufschlüsse genug, die vielfach allerdings auch schon in Schnitzers großer Savonarolabiographie behandelt sind. Neben dem einleitenden Kapitel, das einen Überblick über die Geschichte des Camaldulenserordens von seiner Gründung durch Romuald bis auf Pietro Dolfin enthält, erweckt vor allem das mit dem Thema des Buches nur lose zusammenhängende 8. Kapitel S. 286 ff.: „Zum Leben und Sterben Alexanders VI." allgemeines Interesse. Hier setzt sich Schnitzer ein für die oft, z. B. von Ranke und Burckhardt wiedergegebene, neuerdings aber, besonders von Pastor, bestrittene Überlieferung, wonach Alexander VI. an dem Gift gestorben sei, das er dem Kardinal Adriano da Corneto zugedacht hatte. Schnitzer bringt hierfür zwei neue Quellenzeugnisse bei, beide aus dem Lager

Digitized by Google

der Anhänger Savonarolas, die natürlich alle Ursache hatten, dem Borgiapapst Schlimmes nachzusagen: Lucas Bettini († 1527) in einer Schrift In defensionem fratris Hieronymi Savonarolae (Florenz Riccardian. 2053) und Serafino Razzi († 1611) in einer Vita del P. F. Girolamo Savonarola (Florenz Bibl. naz. Mf. II, III 172). Diese neuen Quellen, von denen die einschlägigen Partien im Wortlaut mitgeteilt sind, sind dankenswertes Material zur Beantwortung der Frage; ob diese Frage allerdings mit Schnitzer, der seinen bekannten modernistischen Standpunkt natürlich nirgends verleugnet, im Sinne Rankes zu bejahen ist, scheint mir noch nicht entschieden trotz der quellenkritischen Argumente, die er zur Erschütterung der Glaubwürdigkeit jener Zeugen beibringt, die einen natürlichen Tod des Papstes berichten. Ich glaube, hier liegt ein interessantes kritisches Problem vor, das weitere Forschungen verlohnt. — Im Anhang sind die auf Savonarola bezüglichen Briefe Dolfins und sein Dialogus in Hieronymum Ferrariensem aus einer Handschrift des Museo civico in Venedig abgedruckt. Störend wirkt an dem Buch die Transskription der italienischen Namen. Die deutschen Formen der Vornamen mögen noch hingehen, obwohl dadurch eine peinliche Inkongruenz mit den Familiennamen erzielt wird (der Titelheld Peter Delfin heißt eigentlich in der Sprache seiner Heimat Venedig Piero Dolfin). Aber wenn zu Familiennamen gewordene Vornamen wie der der venezianischen Giustiniani in der Form Justinian und das Kloster S. Maria delle Carceri bei Este als „St. Maria von den Carceri" (S. 122) erscheinen, so ist das unerträglich. Auch an einigen Stilblüten fehlt es nicht, so z. B. S. 186 von dem Koch, „nach welchem sogar das Zuchthaus schon die Krallen ausstreckte". Zusammenfassend wird man sagen dürfen: so unerfreulich das Bild ist, das Schnitzer von Dolfin vor dem Leser entrollt, so aufschlußreich ist es für die Zustände im italienischen Klerus der Jahrzehnte unmittelbar vor dem Ausbruch der Reformation, die auf solchem Hintergrund erst recht verständlich wird.

Walther Holtzmann.

Freiherr Friedrich von Schrötter: Das preußische Münzwesen 1806—1873. Im Auftrage der Preußischen Akademie der Wissenschaften bearbeitet. Münzgeschichtlicher Teil I, XII und 441 S., geb. Mk. 30.—; II, IV und 603 S. mit 1 Karte, geb. Mk. 48.—. Münzbeschreibung 64 S., 12 Tafeln, Mk. 30.—. Alle drei Bände zusammen bezogen Mk. 96.—. Berlin, P. Parey, 1925/26.

Das preußische Münzwesen im 19. Jahrhundert bis 1873 ist bisher nur soweit bekannt gewesen, als die sogenannte Währungsliteratur sich mit ihm zu beschäftigen genötigt gesehen hatte, d. h. zurück bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, als die gewaltig steigende überseeische Goldausbeute sich bemerkbar zu machen anfing, und auch nur nach der währungsgeschichtlichen Seite, nicht nach der der Ent-

Digitized by Google

wicklung der Münztechnik, der Münzverfassung und -verwaltung, vor allem nicht über die allmähliche Entstehung der deutschen Münzeinheit und die darum geführten Kämpfe. Es ist also fast alles neues Gebiet, das Freiherr von Schrötter betritt und zu dessen Erforschung er über 400 Aktenbände durchgesehen hat: Der Übergang zur Präzisions- und modernen Probiertechnik, die Geschichte der Münzverwaltung, die Erkämpfung einer einwandfreien Scheidemünzpolitik in Preußen, dessen Goldpolitik mit dem allmählichen Übergange zur reinen Silberwährung, die 30 Jahre dauernden Verhandlungen über Einführung eines gemeinsamen deutschen Münzsystems. Die Verhandlungen über die Einführung der Goldwährung, die bis in das Jahr 1861 zurückreichen, hat der Verfasser weggelassen, weil sie schon in die Geschichte des Reichsmünzwesens gehören.

In dem 1. Buche der „Vereinigung des alten Geldes", ein wenig schöner Titel, behandelt Freiherr von Schrötter die „Neuordnung und Verwaltung des Scheidemünzwesens 1807—1871" (S. 1—138). Schon vor 1806 ist in Preußen eine übergroße Menge Scheidemünzen gezeigt worden, wozu dann noch weiter die französische Prägung derselben in Berlin von 1806—1808 kam. Es war daher keine Wunder, daß die Scheidemünze in dem verarmten, ausgeplünderten und um die Hälfte seines Gebietes verkleinerten Preußen stark in ihrem Werte sank, zumal es die in den abgetretenen Provinzen verbotene noch aufnehmen mußte. Es war nötig, sie um $^1/_3$ ihres Nominalwertes zu reduzieren, ein Wertverlust von $33^1/_3\,\%$ und nicht $100\,\%$ wie heute; sie wurde dann sehr bald, von 1811—1826, eingezogen. Der Grundsatz „nicht mehr Scheidemünze als der Bedarf erfordere", wurde nunmehr für die preußische Scheidemünzpolitik maßgebend. In dem Münzgesetz von 1821, das im wesentlichen bis 1873 Bestand gehabt hat, wurde das gesetzlich festgelegt. In diesem wurde zugleich auch Münzwesen und Rechnungsart für die jetzt acht Provinzen vereinheitlicht. Der Taler wurde in 30 Silbergroschen eingeteilt und so auch im den neuen westlichen Provinzen, in Sachsen und in Neuvorpommern eingeführt. Die Schwierigkeiten, die sich besonders im Rheinland durch das Widerstreben der Bevölkerung gegen die neue Münze einstellten, wurden alle durch die vorzügliche Beamtenschaft beseitigt, wie ja die Zeit von 1806—1873 die „Glanzzeit des preußischen Beamtentums" war. Mit dem Jahre 1830 ist das Scheidemünzwesen geordnet und von da an mustergültig verwaltet.

In dem 2. Buche (S. 139—221) wird die Reinigung von fremden Währungen dargestellt. Vor allem der Westen war mit fremden Münzen überflutet, gegen die der preußische Taler schwer zu kämpfen hatte, vor allem gegen den Brabanter Kronentaler und gegen das französische 5-Frank-Stück. Der Umprägung der fremden Sorten und der alten preußischen Scheidemünze verdankte die Düsseldorfer Münzstätte ihr Wiedererstehen. Sie wurde 1848 wegen Silbermangels und mangelnder Güte der Produktion aufgelöst, so daß von da an Preußen bis zum Jahre 1866, in welchem Frankfurt a. M. und

Digitized by Google

Hannover hinzutraten, nur Berlin als Münzstätte hatte; die Breslauer war schon seit 1822 nicht mehr weiter betrieben worden.

In dem 3. Buche (S. 222—348) widmet von Schrötter der Technik und dem Personal einen eigenen Abschnitt. Es ist eines der interessantesten Kapitel. Es schildert uns, wie die Berliner Münze eine in jeder Hinsicht moderne technische Anstalt wird. Es wird seit 1821 das Senkverfahren von der Einheitspatrize eingeführt, die Prägung im Ringe, die Rändelung, das Uhlhorsche Kniehebelwerk, die nasse Probe statt der Kupellenprobe, die Dampfkraft statt Pferde- und Wasserkraft. Wichtig ist es, daß jetzt alle Münzbeamten in ein reines Beamtenverhältnis zum Staate gebracht wurden. Jedes private Unternehmertum, das größtenteils schon Friedrich der Große beseitigt hatte, fiel jetzt völlig weg. Es durften z. B. die Wardeine zunächst zwar noch die Gebühren für die Probierung von Edelmetall, das an die Münze verkauft wurde, für sich behalten (I, 302), das wurde 1823 abgeschafft (vgl. II, 531). Es gab nur noch regelmäßig besoldete Beamte. Unter ihnen ragen Goedeking, Kandelhardt, der „bedeutendste deutsche Münzbeamte seit Graumann", Klipfel, Neubauer, die Mechaniker Kleinstüber und Neumann hervor.

Ein anderes sehr wichtiges Buch ist das 4. mit der Darstellung der „preußischen Goldpolitik und des Überganges zur Silberwährung" (S. 349 bis zu Ende des 1. Bandes). Wegen des schwankenden Kurses der Goldmünzen ging Preußen allmählich von der Parallelwährung zur Doppelwährung und schließlich zur reinen Silberprägung über. Zu letzterem Entschluß trug besonders bei, daß, als seit 1840 der Goldkurs sank, sich in den preußischen Staatskassen die Friedrichdors bis zu 7—9 Millionen Taler ansammelten und nunmehr zu befürchten war, noch besonders als die Kalifornische Goldausbeute um 1858 auf den Kurs einwirkte, daß der Staat durch weiteres Sinken desselben große Verluste haben könnte. Es wurden daher seit 1855 alle Friedrichdors eingezogen, nachdem das schon vorher bei minderwertigen oder minderwertig gewordenen geschehen war.

Es wurde erst jetzt als Pflicht des Staates die Einziehung zu leicht gewordener Münzen erkannt, daß das bis dahin nie geschehen war, ist mit eine Hauptursache für die Unmöglichkeit gewesen, den bestehenden Münzfuß aufrechtzuerhalten. Ein Remedium im Gewicht bei der Ausprägung bestand allerdings, aber keine Grenze für die Abnutzung, nach deren Überschreitung die Münze eingezogen werden mußte: kein Passiergewicht. Die Einführung desselben behandelt das letzte Kapitel des ersten Bandes (S. 421—448).

Der zweite Band des Schrötterschen Münzwerkes hat vor allem die Geschichte der deutschen Münzvereine von 1838 und 1857 mit ihren langwierigen Verhandlungen zur Aufgabe. Der Münzvertrag von 1838 (II, S. 52 ff.) bestimmt die preußische kölnische Gewichtsmark als Münzgrundgewicht und einen Doppeltaler = $3^1/_2$ Gulden (Legende: 7 eine feine Mark, Vereinsmünze, 2 Taler oder $3^1/_2$ Gulden) als einzige Vereinsmünze, der sogenannte Champagnertaler. Nur 2 Münz-

Digitized by Google

füße blieben von so und so vielen gestattet, der preußische 14-Taler- und der süddeutsche $24^1/_2$-Gulden-Fuß. Durch den Münzvertrag von 1857 (II, 130 ff.), an dem sich auch Österreich beteiligte, wurde endlich der preußische Taler Vereinsmünze — der Doppeltaler hatte sich als Kurantmünze, weil zu groß und zu schwer, nicht bewährt —, nur sollte er jetzt statt $^{750}/_{1000}$ Feinheit $^{900}/_{1000}$ besitzen; gleichzeitig wurde für ihn zum ersten Male ein Passiergewicht festgestellt. Außerdem wurde durch den Vertrag eine Vereinshandelsgoldmünze geschaffen, die Krone und die Halbkrone. Das Zollpfund an 500 g wurde Münzgrundgewicht, so daß der preußische 14-Taler-Fuß in einen 30-Taler-Fuß umgewandelt wurde.

Beide Verträge sind eine notwendige Folge des Zollvereins von 1834; es konnte ohne ihr Zustandekommen weder die Erhebung der Zollsätze noch ihre Verrechnung einheitlich geschehen. Zugleich sind sie Vorläufer des Reichsmünzgesetzes von 1873, durch das das Münzwesen auf das neugegründete Deutsche Reich übergeht.

Wenn jetzt erst Schrötter das preußische Silberkurant von 1806—1873 im 6. Buche (II, 202—304) behandelt, so hat das darin seinen Grund, daß das Kurant zu abhängig von den Festsetzungen der Münzverträge von 1838 und 1857 war, so daß erst diese behandelt werden mußten, um Wiederholungen zu vermeiden. Es ist hervorzuheben, daß seit 1860 die Beteiligung der Münze an der Preisbestimmung des Silbers ausgeschaltet und so jene eine reine technische Anstalt wurde (II, 244). Die Beschaffung des Kapitals und des Edelmetalls wurde der Staatsbank übertragen.

An den Text schließt sich der wörtliche Abdruck der wichtigsten Akten (II, 311 ff.). Auf diese folgen die Tabellen, die mühsam aus einzelnen, oft sich widersprechenden Notizen und Nachrichten zusammengestellt sind. Am Schluß des Ganzen befindet sich ein sehr ausführliches Register, in dem besonders die Personalien bequem zu finden sind.

Das Münzverzeichnis ist in der Hauptsache für den Sammler von Bedeutung, doch ist es auch für den Historiker von großem Werte, sich die Münzen einmal selbst anzuschauen, wenn auch hier nur in der Abbildung. Es sind 1061 Nummern in 67 Jahren gegen 2212 aufgezählte Nummern der 48 Jahre des Großen Kurfürsten. Der beste Beweis für die neuzeitliche Vereinheitlichung des Münzwesens.

Mit diesem Werke hat Friedrich Freiherr von Schrötter sein Lebenswerk: die aktenmäßige Münzgeschichte und die Münzbeschreibung des preußischen Staates von 1640—1673 vollendet. Es ist dem Verfasser ein Werk gelungen, das in der Münzgeschichte weder für die deutschen noch für die außerdeutschen Staaten in seiner strengen Aktenmäßigkeit, der Ausführlichkeit und der zeitlichen Ausdehnung seinesgleichen hat.

Arthur Suhle.

Digitized by Google

Kiderlen-Wächter: Der Staatsmann und Mensch. Briefwechsel und Nachlaß, herausgegeben von Ernst Jäckh. 2 Bände. 8°. 291 und 246 Seiten. Berlin und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1925.

Eine vom wissenschaftlichen Standpunkte aus recht anfechtbare Publikation. Ein buntes Durcheinander von Briefen an seinen Haushaltungsvorstand „Heting", die mecklenburgische Beamtentochter Hedwig Kypke, von tagebuchartigen Aufzeichnungen, Aktenstücken, fortlaufender Darstellung des Herausgebers — ähnlich wie in Pertzens Biographien von Stein und Gneisenau. Am Schlusse eine fast zu einem Hymnus ausartende Abhandlung: Kiderlen-Wächters Politik. In anderen Werken verstecktes, für die Beurteilung des Staatsmannes in Betracht kommendes Material wird nicht, zum mindesten ungenügend mit herangezogen. Bei der Auswahl wurde stark bevorzugt, was am Menschen interessiert. Anekdoten in Hülle und Fülle. Der Leser soll sich vor allem gut unterhalten, insbesondere der sensationslüsterne Leser. Amüsante Scherze und bissige Bosheiten sorgen dafür in reichem Maße. So die Illustrationen der 1894 auf der Nordlandsfahrt von Wilhelm II. zu Freiübungen gezwungenen „alten Kracher von Militärs", so die Wiedergabe eines auf Bülows Entlassung bezüglichen Kaiserwortes zum König von Württemberg Ende 1909: „Hier habe ich das Luder fortgejagt", so die meist dem Tierreich entnommenen Spitznamen und anderes.

„Gestern" — so berichtet Kiderlen als Vertreter des Botschafters in Konstantinopel Heting am 7. August 1908 — „stellte sich mir Herr Jäckh vor, ein echter Schwab, Chefredakteur unserer Neckarzeitung", und eine Woche später: „Am Mittwoch war Herr Jäckh zum Frühstück ... Es gab „Spätzle", und ich sagte zu Jäckh (ein sehr netter, noch junger Mann von guten Manieren): „Das müßte ihn in Konstantinopel eigentlich noch mehr überraschen als die Revolution." Ein Dutzend Jahre nach dem Tode des am 30. Dezember 1912 gestorbenen Staatssekretärs setzt der ihm persönlich verbundene Landsmann seinen Lesern jetzt selbst Spätzle vor, geistiges Schwabentum aus Kiderlens Nachlaß, ein fesselndes Gemisch von Biederkeit, Humor, Grobheit und Gerissenheit; ein pietistischer Einschlag ist unverkennbar, von der Gemütstiefe der Poeten seiner engeren Heimat dagegen wenig zu spüren. Stolz eröffnet Jäckh dafür das 3. Kapitel mit Friedrich Naumanns Wort, Kiderlen sei der schwäbische Bismarck, und mit einer Analyse seiner Stammesart. An Selbstbeweihräucherung zu denken, liegt nahe. Mag solcher Vorwurf den Herausgeber zu Unrecht treffen, — tief schürft seine Charakteristik Kiderlens auf keinen Fall. Persönliche Zuneigung und ex eventu argumentierende Parteieinstellung trüben ihm den Blick. Mehr als einmal geht er fehl in der Einordnung und Bewertung. So wenn er den Gegenstand seiner Verehrung zu einem echten Demokraten stempeln möchte, wenn er den Präventivkrieg ganz ausschalten will aus seinen Berechnungen und wenn er im Vorwort sagt: „Alfred v. Kiderlen-Wächter ist der Staatsmann von großem Kaliber (manche meinen: der einzige) aus

Digitized by Google

Bismarcks Kreis und Schule: er ist zu spät gekommen und zu früh gegangen, als daß ihm sein Werk hätte gelingen können, die von ihm in wachsender Sorge gefürchtete Katastrophe noch in letzter Stunde aufzuhalten durch seine „Europäisierung der Politik", durch das „System eines organisatorischen Pazifismus". Am Schlusse (II, 204) wiederholt Jäckh, sich noch überbietend: „Kabinettsjustiz beseitigte durch die vernichtende Infamie einer mittelalterlichen Intrige den Mann und hielt ihn fern, der nach dem Urteil aller Kenner der einzige Staatsmann von Kaliber war unter den wenigen, die das alte Deutschland hatte".

Mit gutem Grunde hat Willy Andreas im 32. Bande der Historischen Zeitschrift S. 246—276 gegen solche Überschätzung Einspruch erhoben. Mit Recht hat er auch Jäckhs Behauptung, Kiderlen habe die demokratische Grundgesinnung der schwäbischen Volksgemeinschaft in den Knochen gesteckt, eine briefliche Äußerung des Staatssekretärs vom 12. Oktober 1911 gegenübergestellt, die Caillaux in dem von Jäckh nicht erwähnten Buche Agadir mit abdruckte: Nous avons déjà assez de démocratie, mais on ne doit pas dire cela à la haute voix, on serait lapidé. Und wie läßt sich mit demokratischer Gesinnung vereinigen, was Kiderlen am 14. August 1908 über die Rückkehr des populären Marschalls Fuad-Pascha und den Jubel in Konstantinopel schrieb? Es brauste das Tschok Jascha in die Lüfte, Musikkorps spielten bis dahin verbotene Weisen und — weniger schön, aber ohrenbetäubend — alle die zahllosen großen und kleinen Dampfer ließen ihre Dampfpfeifen erschallen! Ein Höllenlärm! Was mag der arme, einsame Mann oben im Jildis-Kiosk gedacht und gefühlt haben, ohne dessen Erlaubnis sich noch vor drei Wochen kein Mensch in dem großen weiten Reich rühren durfte, und der heute nichts, aber auch gar nichts mehr zu sagen hat! Ich finde es unanständig, ihn jetzt zu verlassen, und habe deshalb unter dem Vorwand der Überreichung eines kleinen Geschenkes der Herzogin von Koburg um eine Audienz gebeten, aber es ist keine Antwort bisher eingegangen; wahrscheinlich muß erst beim Komitee angefragt werden! Die Audienzen muß man nämlich jetzt auch auf dem „konstitutionellen" Wege durch den Auswärtigen Minister erbitten, während man sich sonst einfach an den Oberzeremonienmeister wandte. Es ist wirklich ein bißchen viel des Konstitutionalismus. Und dem rumänischen Minister Take Jonescu gegenüber bezeichnete Kiderlen das parlamentarische System, die unausbleibliche Folge eines siegreichen Krieges, für Deutschland als ein nicht wieder gut zu machendes Unglück!

Daß Kiderlen jederzeit den Frieden habe erhalten wollen, entspricht gleichfalls nicht den Tatsachen. Im Sommer 1911 hätte er es, worauf ich schon im 13. Bande der Mitteilungen Seite 79 auf Grund von Eröffnungen des Frankfurter Pfarrers a. D. Lic. theol. Dr. jur. et phil. Schwarzlose hinwies, gern gesehen, wenn es Marokkos wegen zu einem Bruch mit Frankreich gekommen wäre, — Wilhelm II. ist auch damals gegen einen Präventivkrieg gewesen. Kiderlen kam am 17. und 19. Juli um den Abschied ein und sagte

Digitized by Google

in seinem zweiten Gesuch: „Im Verlauf der Verhandlungen kann, wenn sie unsererseits ernsthaft betrieben werden sollen, eine derartige Spannung eintreten, daß wir den Franzosen positiv erklären müssen, daß wir zum Äußersten entschlossen sind, und wenn dies Wirkung haben soll, müssen wir auch innerlich dazu entschlossen sein." Erzberger aber dankte dem Staatssekretär am 8. August für eine Zuschrift mit den Worten: „Die Darlegungen Eurer Exzellenz sind zwingend. Frieden, solange es in Ehren für eine Weltmacht gehen kann, sonst sollen die Waffen entscheiden, so groß auch der Einsatz ist. Ich hoffe, daß es dem bekannten Geschick Eurer Exzellenz gelingen wird, uns den Frieden zu erhalten."

Dieses Geschick preist Jäckh, sich auf Bülow, Weizsäcker u. a. stützend, in den höchsten Tönen. Mag Kiderlen der beste Kopf unter den deutschen Diplomaten im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts wirklich gewesen sein, — ein genialer Staatsmann Bismarckschen Gepräges war er doch nicht. Bismarck wäre vor der Opposition Wilhelms II., wenn er 1911 einen Präventivkrieg für nötig gehalten hätte, nicht zurückgewichen. Den Panther würde er schwerlich nach Agadir dirigiert haben, da anzunehmen war, daß die Engländer den Franzosen den Nacken steiften. Kiderlens Politik der gepanzerten Faust, die sich, wie Andreas es formuliert, so bald in eine Politik des Samthandschuhs verwandelte, verwandeln mußte, war neuer Kurs, Zickzackkurs. Erst Anfang Dezember 1912 schrieb Kiderlen sehr richtig: „Die Autorität eines Bismarck fehlt, nicht um eine schneidige Politik durchzuführen, sondern um die von ihm festgelegten Grundsätze der Mäßigung und Vorsicht einer unvorsichtig gewordenen öffentlichen Meinung gegenüber zu vertreten und zur Geltung zu bringen." — Daß Kiderlen Vorderasien als ein wirtschaftliches Anlageprojekt für Deutschland und Frankreich, für England und Rußland betrachtete, war unklug, kein Beweis von Mäßigung und Vorsicht. Bismarck hätte nach wie vor gewarnt, sich gerade dort stark zu engagieren, wo die Reibungsmöglichkeiten sich besonders dicht häuften. — Erinnern wir uns auch der Mitschuld Kiderlens an der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages; das Abrücken von Rußland 1890 war ein Fehler. — Zustimmen muß man Kiderlens Ausspruch im Oktober 1912: „Mit Berchtold (dem österreichischen Minister des Auswärtigen) habe ich viel Ärger, weil er absolut nicht weiß, was er eigentlich will. Er ist eben nicht mehr als ein ‚Kovalier'! Wir müssen alles tun, um zu verhindern, daß die Leitung der Politik von Berlin an Wien übergeht, wie es Ährenthal gegenüber Bülow leider gelungen war. Das könnte uns eines Tages viel kosten!" Zweifel dagegen steigen auf, ob der Vortrag vor dem Bundesratsausschuß am 28. d. J. im Sinne des Altreichskanzlers gehalten war: „Der Zweck unseres Bündnisses (mit dem Donaustaat) ist, daß die große mitteleuropäische Monarchie neben uns in ihrer Großmachtstellung unangetastet erhalten bleibt, damit wir uns nicht eines Tages, wie sich Fürst Bismarck ausdrückte, nez à nez mit Rußland befinden, mit Frankreich im Rücken. Muß also Österreich, gleichgültig aus

Digitized by Google

welchem Grunde, um seine Großmachtstellung fechten, so müssen wir an seine Seite treten, damit wir nicht nachher neben einem geschwächten Österreich allein fechten müssen." Bismarck hätte, wenn die Monarchie Kaiser Franz Josephs morsch und der Wert eines Bündnisses mit ihr für Deutschland immer geringer wurde, im letzten Moment sich nicht gescheut, die Allianz mit ihr einzutauschen gegen ein Zusammengehen mit Rußland. Die Deutschösterreicher hätte er beim Zerfall der habsburgischen Monarchie dem Deutschen Reich an oder einzugliedern versucht. Kiderlen war wohl bis zuletzt einer Meinung mit Fritz v. Holstein, der dem Gesandten in Bukarest am 5. April 1907 schrieb: „Deutschland muß aufs äußerste bestrebt sein, die österreichisch-ungarische Monarchie zusammen zu erhalten. Denn ein Anfall österreichischer Gebietsteile an Deutschland würde einfach bedeuten, daß sich südlich vom Main ein katholisches deutsches Kaiserreich Nummer 2 bildet unter einem Wittelsbach, mit Triest als Hafen. Daß Prinz Ludwig von Bayern an etwas Derartiges denkt, ist bekannt."

Ein schwäbischer Bismarck war Kiderlen nicht, ein hochbefähigter Diplomat gewiß. Diesen Eindruck wird jeder Leser der beiden Jäckhschen Bände haben. Über manches gute treffende Wort Kiderlens mag er sich freuen. Eins sei zum Schlusse noch wiedergegeben: „Wo neun Deutsche zusammen sind, gibt es zehn Meinungen, und wenn eine Familie von fünf Köpfen im Gasthaus speist, bestellt sich jeder ein anderes Gericht! So ist es mit den Deutschen!"

Paul Haake.

Pierrefeu, J. de: Plutarch hat gelogen. 230 S. Berlin, Ernst Rowohlt, 1923. Geh. Mk. 4.50.

Der Titel des vorliegenden, in Frankreich weit verbreiteten und immerhin lesenswerten Buches ist originell. Ohne Frage. Damit ist aber auch seine Bedeutung erschöpft. Mit dem großen Biographen hat das Buch nichts gemein.

„Plutarch hat gelogen, auf Befehl, aus Unwissenheit oder Ängstlichkeit!" So bemerkt der Verfasser auch in der kurzen Einleitung. „Die großen Männer sind nicht die großen Männer, die der Geschichtschreiber aus ihnen macht, wenn ich nach jenen schließe, die ich mit eigenen Augen gesehen habe." Er glaubt den Abgrund erblickt zu haben, „der sich zwischen Wirklichkeit und Geschichte öffnet". Er will daher „der Legende einige Reihen von Tatsachen entreißen, aus denen wir nützliche Lehren für die Zukunft ziehen können".

Gegenstand der kritischen Bemühungen Pierrefeus, der während des Weltkrieges bei der französischen OHL. mit der Abfassung der täglichen Heeresberichte betraut war, ist vornehmlich der französische Generalstab. Aber auch der deutsche Generalstab und die deutsche Kriegführung entgehen nicht ihrem Schicksal.

Nachdem der Verfasser festgestellt hat, daß 1914 in der französischen Armee sowohl wie „überhaupt in ganz Frankreich" ein „ernstlicher Niedergang geistiger Werte" zu verzeichnen war, schildert er

Digitized by Google

die bei Beginn des Krieges und später im feindlichen Hauptquartier herrschende Verwirrung. Dann beschäftigt er sich mit dem „großen Joffre, dem lebenden Bilde des gesunden Menschenverstandes und der Bauernschlauheit", und dem französischen Aufmarschplan, „der auf eine beschleunigte Offensive abzielte". Er nennt diesen kühnen Plan „vernunftwidrig", weil er „ein geradezu unverschämtes Glück erforderte", und Joffres Strategie „kläglich". Die Ereignisse habe er nicht vorausgesehen. Seine Erfolge verdanke er „glücklichen Konjunkturen". Dagegen nimmt er Lanrezac eifrig in Schutz, den Führer der 5. Armee, der sich im Sambre-Maas-Winkel rechtzeitig der drohenden Umklammerung entzogen hatte und deshalb seines Kommandos enthoben wurde. „Deshalb?" Keineswegs, sondern wegen seines verlustreichen Rückzuges. Daß Lanrezac überhaupt ohne Besinnen in die Sambre-Maas-Falle gegangen ist, zeugt auch nicht gerade von besonderer Feldherrngabe. Nur Bülows Ungeschick hat ihn vor gänzlicher Vernichtung bewahrt. Auch Gallieni wird günstig beurteilt. Mit Recht. Er hat in den Septembertagen 1914 den Angriff auf den rechten deutschen Flügel und die allgemeine französische Offensive durchgesetzt. Nicht minder Lob wird French zuteil, dem englischen Marschall „Rückwärts".

Als eine merkwürdige Figur erscheint bei Pierrefeu „der polternde und aufbrausende Foch". „Sein ganzes Genie besteht darin, daß er vier Monate mit seinem unbezähmbaren patriotischen Herzen, das nichts wissen will, als daß man vor dem Feinde nicht zurückweicht, gegen Ludendorff kämpft." In der Tat hat Foch kein großes Führertalent entfaltet. Die rapide abnehmende deutsche Gefechtskraft war sein Feldherrnerfolg und sein Feldherrnglück.

Hat der Verfasser viel an dem französischen Generalstab auszusetzen, so findet der deutsche, wie sich von selbst versteht, erst recht keine Gnade vor seinem kritischen Auge. Ebensowenig die preußische „Militärkaste", seine Erfindung. Dem deutschen Generalstabe fehle es an kriegerischer Phantasie. Ludendorff ist der Typus des preußischen, des „wahren" Militärs. „Als solcher besitzt er eine Spielerseele." Er und seine Vorgänger waren jedoch „armselige Spieler". „Sie haben die Entscheidungsschlacht auf freiem Felde vermieden, weil sie fürchteten, daß sie ihnen verderblich werden könnte. Dagegen haben die französischen Generale mit löblicher Anstrengung versucht, sie herbeizuführen." Der Verfasser vergißt leider hinzuzufügen, wann und wo diese Versuche gemacht worden sind. Hinsichtlich der Schlachten bei Tannenberg und den masurischen Seen will er „durch die Mittel des gesunden Menschenverstandes" beweisen, daß sie die „größte Täuschung sind, die jemals unter dem Himmel ausgeführt worden ist". (S. 160.) „Der Plan der Schlacht von Tannenberg, der dem äußeren Anschein nach geschickt erdacht, wunderbar berechnet und glänzend ausgeführt war, enthüllt sich dem scharfen Beobachter als ein Musterbeispiel weltfremder Einbildungskraft." (S. 164.)

Nach diesen Proben, die sich beliebig vermehren ließen, wird man nicht behaupten können, daß dieser hervorragende französische

Digitized by Google

Schreibtischstratege, dessen blendende Dialektik geeignet ist, den harmlosen Leser mit sich fortzureißen, das Wesen des militärischen Führerberufs wirklich erfaßt hat, und daß seine Art, Kriegsgeschichte zu schreiben, Nacheiferung verdient. Es ist gewiß eine schöne Sache um „die Mittel des gesunden Menschenverstandes", auf die Pierrefeu in seinem Werke zurückgreift. Aber wenn damit, wie oben angedeutet, aus purer Voreingenommenheit den tatsächlichen Verhältnissen und Vorgängen Gewalt angetan wird, so muß sich der Verfasser gefallen lassen, daß ihm selbst der Titel seines Buches, was hiermit geschieht, nachdrücklich in Erinnerung gebracht wird. Georg Schuster.

Hase, Georg von, Fregattenkapitän a. D.: **Der deutsche Sieg vor dem Skagerrak am 31. Mai 1916,** unter Benutzung des amtlichen Quellenwerkes bearbeitet. Mit einem Vorwort von Vizeadmiral a. D. von Trotha. Mit 4 Tafeln, 1 Karte und 12 Textskizzen. XI und 89 Seiten. Berlin und Leipzig, Verlag K. F. Koehler. Mk. 3.—.

Die vorliegende Schrift stellt sich die dankbare Aufgabe, auf Grund des vom Marine-Archiv herausgegebenen amtlichen Quellenwerkes die Skagerrakschlacht dem großen Kreise nicht fachmännischer Leser zu schildern. Es handelt sich jedoch dabei keineswegs um einen sachlichen trockenen Auszug aus der Arbeit des Fregattenkapitäns Groos, vielmehr kennt G. von Hase die Schlacht aus eigener Anschauung; er hat in leitender Stellung, als erster Artillerieoffizier auf dem Panzerkreuzer „Derfflinger", der, eine Zeitlang Spitzenschiff der deutschen Flotte, in gefährdetster Lage aushalten mußte, den Ehrentag des 31. Mai mitgemacht und seine Eindrücke bereits 1920 in einer ins Englische, Französische und Schwedische übersetzten Schrift „Die zwei weißen Völker" niedergelegt. Seine Kunst packender Darstellung hat er auch in dem neuen Buche bewährt. In sieben Kapiteln läßt er das gewaltigste Ringen, das die Nordsee bisher gesehen hat, vor dem Geist des Lesers vorüberziehen; zahlreiche taktische Skizzen ergänzen seine Ausführungen und ermöglichen es dem Laien, ohne Schwierigkeit dem dramatischen Verlauf der Schlacht zu folgen und sich nochmals zu vergegenwärtigen, welch ein Kampfinstrument nach Material und Personal, Technik und Geist Deutschlands Hochseeflotte gewesen ist. Dem Verfasser und Verlag gebührt aufrichtiger Dank, daß sie durch ihre Veröffentlichung die Erinnerung an eine der großartigsten militärischen Leistungen unseres Volkes lebendig erhalten. Welche Bedeutung der Skagerraktag für die Entwicklung der deutschen Zukunft in sich zu bergen vermag, lehren die Darlegungen des Vizeadmirals von Trotha, der, 1916 Stabschef von Admiral Scheer, Hases Arbeit mit einem stimmungsvollen Vorwort eingeleitet hat.

Friedrich Graefe.

Digitized by Google

Egelhaafs historisch-politische Jahresübersicht für 1925, fortgeführt von Hermann Haug. 18. Jahrgang. 416 Seiten. Stuttgart, Carl Krabbe Verlag, Erich Gußmann, 1926. Geheftet Mk. 11.—.; gebunden Mk. 13.—.

Pünktlich, wie bisher, ist auch in diesem Jahre Egelhaafs „Jahresübersicht" in der vortrefflichen Bearbeitung von Hermann Haug erschienen und wird von einer großen Gemeinde treuer Leser und Benutzer als unentbehrliches Hilfsmittel, als ein fast niemals versagender Ratgeber auf dem Gebiete der Gegenwartsgeschichte mit aufrichtigem Danke begrüßt. Das inhaltsreiche Werk verzeichnet alle außen- und innenpolitischen Ereignisse, die im Laufe des Jahres 1925 die Kulturwelt beschäftigt und in Atem gehalten haben, und erläutert sie in anregender, die Zusammenhänge der Dinge klar und scharf hervorhebender Darstellung. So erfreut sich die „Jahresübersicht" allgemeiner Anerkennung auch in Kreisen, die in politischer Beziehung andern Anschauungen huldigen.

Die bewährte äußere Einrichtung ist beibehalten worden. Demgemäß sind die 4 Hauptabschnitte Deutschland und seinen Gliedstaaten, den besetzten, abgetrennten und verlorenen Gebieten gewidmet (Seite 1—288), während in den übrigen 23 Kapiteln die Geschicke der anderen europäischen Länder, der fremden Erdteile und die Völkerbundskonferenzen behandelt werden.

Im Jahre 1925 war die Hohe Politik beherrscht von der weltpolitischen Frage der „Sicherheit". Bei deren Lösung übernahm England die Führung und gewann damit die ihm nach Beendigung des Weltkrieges verlorengegangene „Gleichgewichts- und Schiedsrichterstellung" in Europa zurück. Das Freundschaftsverhältnis zu Frankreich wurde aufrecht erhalten, ihm aber der Grund zu seiner bisherigen Gewaltpolitik genommen.

Das „Vereinigungs-Unternehmen", zu dem das Deutsche Reich, im Schlepptau Albions, die Initiative ergriffen hatte, erhielt seine Krönung durch den Locarno-Vertrag. Den nun erreichten „wahren Frieden" bezahlte Deutschland mit der „Vervollständigung seiner Entwaffnung" und mit seiner „Fesselung am Rhein und im Völkerbund". Immerhin gewann es die endliche Befreiung des Ruhrreviers, die bisher verzögerte Räumung Kölns und „Erleichterung der Besatzungshandhabung im übrigen Rheinland".

Diese Wendung der Dinge begleitete Rußland mit wachsendem Unmut. Seine Sorge, daß das Deutsche Reich seinen Anschluß an die westliche, gegen den Sowjetstaat gerichtete Koalition vollzogen habe, suchte dieses durch wirtschaftliche Zugeständnisse zu bannen.

Im Vordergrunde der inneren Politik standen der Barmat-Kutisker-Skandal, der Eintritt der Deutschnationalen in die Regierung und die Wahl des Reichspräsidenten. Doch brachten diese Ereignisse nicht die vielfach erstrebte und erhoffte Änderung des politischen Kurses. Die Regierung Luther—Stresemann schritt vielmehr in der bisher eingehaltenen Richtung fort und suchte im Innern die unheil-

Digitized by Google

vollen Ergebnisse der Inflationszeit durch entsprechende Gesetze zu mildern. Die Deutschnationalen, die aus innerpolitischen Gründen die Locarno-Politik mitgemacht hatten, mußten schließlich unter dem Druck ihrer Wählermassen aus der Regierung wieder austreten.

In einzelnen Gliedstaaten, namentlich in Preußen, begann die Frage nach der Auseinandersetzung — der Ausdruck „Fürstenabfindung" ist verfehlt — zwischen den früheren regierenden Häusern und den Staaten die demokratische Volksseele in Wallung zu bringen. Die Schilderung aller dieser Vorgänge, besonders auch der sehr merkwürdigen Haltung der preußischen Regierung und der Deutschen Volkspartei unter der Führung Kahls, ist von außerordentlichem Interesse und im hohen Maße lehrreich.

Trotz erheblicher Amerika-Kredite geriet Deutschland in zunehmende wirtschaftliche Nöte.

Von den Ereignissen im Auslande sind die Schuldenverhandlungen der „Siegerstaaten" Frankreich, Belgien, Italien mit den Vereinigten Staaten hervorzuheben. Ferner der unaufhaltsame Verfall der französischen Währung, der verlustreiche, Frankreichs Finanzen schwer belastende Krieg in Marokko, an dem auch Spanien hervorragenden Anteil hatte, und die barbarischen, das „Weltgewissen" aber völlig unberührt lassenden Kämpfe in Syrien, die Stabilisierung des Faszistenstaates in Italien, der Mossulstreit zwischen England und der neuen Türkei sowie die von Rußland geförderte, die Interessen Japans und Großbritanniens empfindlich treffende, schließlich aber in neue Bürgerkriege ausartende Unabhängigkeitsbewegung in China.

Georg Schuster.

Sahrmann, Adam: Pfalz oder Salzburg? (Historische Bibliothek, herausgegeben von der Redaktion der Historischen Zeitschrift, Band 47.) VIII und 96 S., mit einer Karte. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1921.

Mitten in das furchtbare Ringen des Weltkrieges fiel der Gedenktag an die hundertjährige Zugehörigkeit der Pfalz zu Bayern (1. Mai 1916). Er bot dem Verfasser, einem Schüler Doeberls, Anregung und Anlaß, an der Hand der bayrischen Quellen genauer den geschichtlichen Zusammenhängen nachzugehen, welche diesen Länderhandel, dieses Austauschgeschäft zwischen Österreich und Bayern im Zeitalter des Wiener Kongresses hervorriefen und begleiteten, das im Widerspiel diplomatischer Aktionen ohne jegliches Befragen des Volkes zustandekam.

Er schöpfte den Stoff in der Hauptsache aus dem bayrischen geheimen Staatsarchiv, soweit nicht schon gedruckte Quellen vorlagen. Die Vertiefung in die Archivalien vermochte so manche Unrichtigkeit und Einseitigkeit älterer Darstellungen zu verbessern. (S. 2, 10, 16, 18: Nicht schon nach der Ratifizierung des Rieder Vertrages war Tirol in österreichischen Besitz gekommen, wie manchmal behauptet

Digitized by Google

wurde, auch hat dieses Übereinkommen noch nicht ausdrücklich die Rückerstattung von Tirol, Salzburg sowie des Inn- und Hausruckviertels an Österreich zugestanden; S. 19, 51, 52: Richtigstellung der in verschiedenen Schulbüchern enthaltenen Angabe, es sei die Pfalz durch den Wiener Kongreß schon an Bayern gekommen; S. 82 und 93.) Dies gilt auch für die Frage der Bewertung der Memoiren des großen bayrischen Staatsmannes Graf Montgelas. (S. 25, 37, 41, 50 und 54.) Aber leider ließ Sahrmann die österreichischen Archive außer Betracht. Vom einseitig bayrischen Standpunkte wird er der Wiener Politik, die sich auch auf dringende militärische Bedürfnisse des Kaiserstaates stützte, nicht in allen Punkten gerecht. War doch die Erwerbung Salzburgs, die Wiedergewinnung des Inn- und Hausruckviertels eine Lebensfrage für uns. Trotz allen anerkennenswerten Fleißes kann man daher auch Sahrmanns Arbeit noch nicht als abschließend bezeichnen. Dies sagt schon der Referent in den Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Bd. 63 (1923), S. 128. Das gleiche Thema hatte sich H. Ploy gesetzt, doch verhinderte der Krieg die Ausarbeitung des von ihm in Wien und München gesammelten Stoffes. (Vgl. Salzburger Volksblatt vom 1. Mai 1916.)

Das Buch zerfällt in sieben Abschnitte. Es wird zunächst das territoriale Ausmaß der Pfalz im 19. Jahrhundert besprochen, das sich mit dem Herrschaftskomplex der alten Pfalz nicht deckt. Dann folgt eine pragmatische Betrachtung des Riedervertrages (Oktober 1813), der Pariser Konvention (Juni 1814), die Tirol und Vorarlberg an Österreich brachte, und der verschiedenen Projekte für eine Neugestaltung Bayerns vor und während des Wiener Kongresses, der trotz eines neuen, aber nicht ausgeführten Übereinkommens zwischen Bayern und Österreich vom 23. April 1815 in der Schlußakte die Pfalz mit anderen links des Rheines besetzten und von beiden Staaten gemeinsam verwalteten Bezirken Österreich zu alleiniger Herrschaft zuwies. Hieran reiht sich eine Würdigung der neuerlichen Verhandlungen in Paris, die zur endgültigen Regelung im Münchener Staatsvertrag vom 14. April 1816 führten, der Österreich Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel, Bayern aber im Austausch die Pfalz brachte, woran sich noch ein bayrisch-badischer Streit bis 1819 reihte.

Das Buch beschränkt sich nicht auf eine nüchterne Darstellung der Einzelheiten dieses Problems, sondern erhebt sich zu einer anregenden Charakterisierung der führenden Persönlichkeiten, ihrer Absichten und Pläne. Aufs neue lernen wir namentlich auch die hervorragende diplomatische Begabung und Staatskunst des Fürsten Metternich kennen, dem H. v. Srbik jüngst in einem ausgezeichneten zweibändigen Werke ein wissenschaftliches Denkmal gesetzt hat, das auch für unsere Frage manches Neue enthält. (Srbik, Metternich [1925], Bd. 1, S. 192 ff.) A. Wretschko.

Digitized by Google

Brandt, Otto: Geistesleben und Politik in Schleswig-Holstein um die Wende des 18. Jahrhunderts. Mit 12 Tafeln. XVI und 448 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1925.

Lord Palmerston soll die Schleswig-Holsteinsche Frage für so verwickelt erklärt haben, daß der einzige, der sie verstanden, darüber verrückt geworden sei. Otto Brandt, als Kenner der Epoche von 1789—1815 durch seine bisherigen Werke bewährt, hat sich in die Frage der Elbherzogtümer überraschend schnell eingearbeitet — und nicht nur seinen Verstand behalten, sondern auch seine glückliche Gabe der historischen Einfühlung und Erfassung der feineren Zusammenhänge zwischen politischer und geistiger Entwicklung von neuem erwiesen.

Das Buch eröffnet eine Schilderung des dänischen Gesamtstaates in der Zeit seiner Blüte, in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, und seines spiritus rector, des Grafen Andreas Peter Bernsdorff. Als Leiter der auswärtigen und Handelspolitik hat Bernsdorff das Staatsschiff geschickt zwischen denen der Großmächte hindurchgesteuert; als Direktor der „Deutschen Kanzlei" hat er die Verwaltung der Herzogtümer vereinheitlicht, verbessert, moderniſiert, und dadurch unbewußt ihre Auseinanderreißung im 19. Jahrhundert verhindert. Seit Bernsdorffs Tod 1797 gibt der Monarch, Kronprinz, später König Friedrich VI., seinen absolutistischen Neigungen immer mehr Raum, als Bewunderer des Napoleonischen Zentralismus geht er über das Eigenleben in seinen Staaten hinweg und sucht wenigstens Schleswig Dänemark einzuschmelzen. Nun muß sich zeigen, ob die deutschen Herzogtümer diesem Streben genügend innere Widerstandskraft entgegensetzen können. Daß dies der Fall, ist vor allem das Verdienst des Kreises, der im Schloß Emkendorf seinen Mittelpunkt hat; um den Schloßherrn Graf Fritz Reventlow und seine Gemahlin Julia, als Tochter des Finanzministers Grafen Schimmelmann die reichste Erbin Dänemarks, schart sich ein Kreis Gleichgesinnter. Im Geistigen bildet der Kampf gegen die kosmopolitische, religiös verflachende Aufklärung, für positives Christentum und deutsche Eigenart, im Politischen das Festhalten an den Rechten der Ritterschaft — dann aber an der staatlichen Sonderstellung überhaupt — den Vereinigungspunkt. Aus beidem zusammen ergibt sich das immer klarere Empfinden der Zugehörigkeit nicht zu Dänemark, sondern zu Deutschland. Neben Fritz Reventlow, der als Kurator der Universität und Oberaufseher des Schullehrerseminars in Kiel in die Herrschaft der Aufklärung Bresche legt, stehen die Schwäger Bernsdorffs, die Dichterbrüder Christian und Friedrich Leopold Stolberg; wer ihre Zeitgedichte verstehen will, darf künftig an Brandts Buch nicht vorübergehen. In den Kampf gegen die Schleswig-Holsteinsche Aufklärung greift selbst der friedliche Matthias Claudius ein, der sie „schier gleich und glatt, wie Plöner Aal" findet. Im Kampf der Ritterschaft gegen dänische Steuerwillkür erscheinen die ritterschaftlichen Sekretäre Jensen und Schrader als würdige Amtsvorgänger Dahlmanns, der auf ihren

Digitized by Google

Denkschriften fußt. Der Plan der Ritterschaft, den König beim Reichskammergericht zu verklagen, wird im Untergang des Reichs mit begraben.

Die napoleonische Zeit bringt den Scheinsieg des dänischen Absolutismus. Der Emkendorfer Kreis sympathisiert 1806 mit Preußen, 1808 mit den Spaniern, 1809 mit Schill und Hofer und hofft 1813 auf die Losreißung der Herzogtümer von Dänemark. Als wenigstens Holstein dem Deutschen Bunde einverleibt wurde, nahm die Ritterschaft den Kampf um die Sonderstellung der Herzogtümer wieder auf durch ihren auf Reventlows Betreiben gewählten Sekretär Dahlmann. Die festgewurzelte Ansicht, erst dieser habe den Verfassungskampf zu einem national-politischen gemacht, ist unrichtig: „Man darf im Gegenteil sagen: weil die Ideale, die in den ritterschaftlichen Kreisen, vorab in Emkendorf, gepflegt wurden, so stark das Innerste seiner Seele erfaßten, entdeckte er sich erst in Schleswig-Holstein ganz als Deutscher" (S. 372).

So ist es Brandt gelungen, die historische Kontinuität an einem Punkte nachzuweisen, der auch heute noch für die in schwerem Kampfe stehende Nordmark von Bedeutung ist. Man darf Schleswig-Holstein zur Gewinnung dieses Provinzialhistorikers beglückwünschen.

Wilhelm Hersе.

Hoogeweg, H.: Die Stifter und Klöster der Provinz Pommern. Band 2. 1067 Seiten. Stettin, Leon Saunier, 1925.

Mit erstaunlicher Pünktlichkeit ist bereits nach Jahresfrist dem ersten starken Bande dieses Werkes ein noch stärkerer Schlußband gefolgt. Dem kühnen Verleger, der keine Kosten gescheut hat, um das Buch mit gutem Papier, sehr lesbarem Druck und insgesamt 4 übersichtlichen Kartenskizzen auszustatten, sind diesmal die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft in Berlin und die Historische Kommission für die Provinz Pommern in Stettin zu Hilfe gekommen. Besonders zu begrüßen ist die beigegebene Karte der Stifter und Klöster der Provinz, die eine Anschauung von der ungleichen Verteilung der Niederlassungen in der Kamminer Diözese vermittelt. Die einzelnen Orden (auch die drei Ritterorden und die Kollegiatstifter sind verzeichnet) werden darin durch besondere Zeichen kenntlich gemacht.

Der Text zeigt die gleiche Behandlung und gleichen Vorzüge wie der des ersten Bandes (vgl. meine Besprechung Band 53, Seite 175 f. dieser Zeitschrift.) Wie in jenem das Zisterzienserkloster Eldena, stehen auch hier die Klöster dieses Ordens an Reichhaltigkeit der Überlieferung im Vordergrund, vor allem Neuenkamp, dessen ungeheuren Grundbesitz eine Karte veranschaulicht. Eine dominierende Stellung nimmt Stettin mit seinen 8 Stiften und Klöstern ein, unter ihnen das Kollegiatstift an der Marienkirche, aus dessen Archiv uns 619 Urkunden und 7 Papierhandschriften bekannt sind.

Von besonderem Interesse ist auch das älteste pommersche Kloster, das die Prämonstratenser 1150 in Grobe gründeten und später

Digitized by Google

nach Pudagla verlegten. Vielleicht hätte noch erwähnt werden können, daß der Abt dieses Klosters neben den Pröpsten von Gramzow und Broda im 15. Jahrhundert mit dem Schutzamt über Brandenburgische Klöster betraut wurde (Riedel, Cod. dipl. Brand., A XIII, S. 94, 273, 278). Ein kleines Versehen ist im Register zu verbessern: der dort unter Lehnin genannte Valentin Ladewig ist Abt von Kolbatz. Der andere dort erwähnte Lehniner Abt, Arnold Monikedam, der aus Neuenkamp hervorgegangen war, wurde später Abt des Klosters Altenberg bei Köln und Ordenskommissar per totam Germaniam. Zur Geschichte des Greifswalder Franziskanerklosters im 1. Bande (S. 611 f.) sei noch auf die interessanten Einzelheiten verwiesen, die sich aus den Briefen des Provinzials Regius für die Auflösung des Klosters ergeben (vgl. Lemmens in: Beitr. z. Gesch. d. Sächs. Franziskanerprov. vom hl. Kreuze, Bd. 4/5, 1911/12).

Mag man es bedauern, daß Hoogeweg nur die Namen der Vorsteher der Konvente, nicht aber die aller Insassen, soweit sie überliefert sind, mitteilt, ein solches Werk darf nicht beurteilt werden nach dem, was ihm fehlt, sondern was es bringt, und das ist die liebevolle und eindringende Darstellung der kirchlichen Verhältnisse Pommerns, wie wir sie in diesem Umfange bisher für keine andere Provinz besitzen. Gustav Abb.

Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft.

513. Sitzung. Freitag, den 16. Oktober 1925. Herr Max Lenz hatte als Ehrenvorsitzender die Leitung.

Professor Dr. Eduard Sthamer sprach über „Aufgaben der Geschichtsforschung in Unteritalien“ [1]).

Für deutsche Forscher richtet sich das Hauptinteresse in Unteritalien auf das Zeitalter der Hohenstaufen und hier wiederum auf die innere Geschichte des sizilischen Königreiches, das durch die Organisation seiner Verwaltung weit über seine Grenzen hinaus anregend und vorbildlich gewirkt hat. Zur wirklichen Erfassung dieser wichtigen Zusammenhänge muß aber vorerst die Verwaltungsorganisation des sizilischen Reiches selbst in ihren Einzelheiten erforscht werden. Die Grundlage bilden die Archive, insbesondere das Staatsarchiv in Neapel. Hier kommt vor allem das Fragment des Originalregisters Friedrichs II. aus den Jahren 1239/40 in Betracht, dessen kritische Veröffentlichung durch die Monumenta Germaniae historica in Aussicht genommen ist. Dann aber auch die Register der Dynastie Anjou, die der Hohenstaufenzeit noch nahe genug stehen, um mittelbar als Quelle auch für diese verwertet werden zu können. Der gegenwärtige Zustand der Register der Anjou macht es nötig, ihre ursprüngliche Anordnung zu rekonstruieren. Für die Zeit Karls I. ist dies durch Paul Durrieu geschehen; für die Zeit Karls II. und darüber hinaus bleibt diese unerläßliche Vorarbeit noch zu leisten. Die Verluste, die die Register der Anjou in früheren Jahrhunderten erlitten haben, lassen sich zum Teil ergänzen an der Hand der Aufzeichnungen alter Benützer, insbesondere durch die Notamenta des Carlo De Lellis, der die Register im 17. Jahrhundert durchgearbeitet hat. Auch diese Ergänzungsarbeit, die für die Zeit Karls I. von Sthamer selbst bereits erledigt ist, muß für die Register der folgenden Könige noch fortgesetzt werden, um das wichtige Material möglichst lückenlos für die weitere Forschung vorzubereiten.

[1]) Der Vortrag ist inzwischen abgedruckt worden in der „Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte“ Bd. XLII, Germ. Abt., Weimar 1926.

Digitized by Google

Neben den Registern kommen zunächst die Fonds des Archivio della Regia Zecca in Betracht, die die Reste des Archivs des obersten Rechnungshofes sind. Hier ist besonders der Serie der Fascicoli, deren Reste infolge ihres schlechten Erhaltungszustandes zum Teil vom Untergange bedroht sind, größte Aufmerksamkeit zu schenken. Auch die Urkundenfonds des Staatsarchivs in Neapel, deren Bestände bis ins 8. Jahrhundert zurückreichen, harren zum größten Teil noch kritischer Bearbeitung und wissenschaftlicher Verwertung. In diesem Zusammenhange wird auch auf die Notwendigkeit einer kritischen Ausgabe der Briefsammlung des Petrus de Vinea und anderer verwandter Quellengruppen hingewiesen.

Von neueren Fonds verdienen unsere besondere Aufmerksamkeit die Carte Farnesiane und die Serie der Akten der Affari esteri. Von den Carte Farnesiane, dem insbesondere für die Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts wertvollen Privatarchiv der Familie Farnese, gilt hinsichtlich ihres Erhaltungszustandes dasselbe, wie von den Fascicoli angioini. Die Affari esteri, die u. a. die Gesandtschaftsberichte aus Wien, Paris und Madrid enthalten, versprechen reiche Ausbeute für die politische Geschichte der neueren Zeit. Sie sind bisher von der Forschung noch fast unberührt.

Die Grundlage der ganzen Verwaltung des Königreichs Sizilien bilden seine Gesetze, die in ihren Ursprüngen auf König Roger II. und Wilhelm I. zurückgehen, und die dann durch Friedrich II. kodifiziert und durch ihn und seine Nachfolger aus dem Hause Anjou planmäßig ausgebaut worden sind. Die normannische Gesetzgebung im Königreiche Sizilien kennen wir zur Genüge durch die Forschungen des verstorbenen Hans Niese. Aber eine kritische Bearbeitung der Constitutiones Friedrichs II. fehlt noch immer; das gleiche gilt von den Capitula der Anjou, welche erst jüngst durch Romualdo Trifone neu herausgegeben sind. Auch die zugehörigen Glossen der alten Juristen enthalten vereinzelt historisch wichtige Angaben, die es noch zu heben gilt.

Subsidiär kommen als Quellen für die innere Geschichte endlich die Chroniken in Betracht. Die meisten liegen bisher nur in älteren, unkritischen Ausgaben vor. Vor allem ist eine Bearbeitung der Chronica priora des Richard von San Germano und der sogenannten Jamsilla-Chronik ein dringendes Desiderat der Wissenschaft. — An der anschließenden Besprechung beteiligten sich u. a. die Herren Caspar, Sternfeld, Krabbo, Lulvès, Stutz.

514. Sitzung. Freitag, den 6. November 1925. Herr Brackmann sieht sich aus Gesundheitsrücksichten leider genötigt, den Vorsitz niederzulegen; Herr Max Lenz nimmt die Wahl zum Vorsitzenden an.

Herr Rieß widmete unserem verstorbenen langjährigen Mitgliede, Herrn Professor Dr. Felix Liebermann, einen Nachruf, der in den „Mitteilungen" (Bd. 54, S. 65—70) wiedergegeben ist.

Sodann sprach Studiendirektor Dr. Cauer über „Kaiser Augustus". Im Gegensatz zu Ferrero, Eduard Meyer und Reitzenstein, in Übereinstimmung mit Heinze und Dessau bestritt er einen Einfluß von Ciceros Staatstheorie auf die augusteische Staatspraxis. Ciceros princeps sollte der leitende republikanische Staatsmann sein, Augustus wollte als solcher erscheinen Dabei knüpfte er durch den Namen: „Imperator Caesar Divi filius Augustus" an Caesar an und beanspruchte eine Stellung, die mit der republikanischen Ordnung unverträglich war. Allerdings gründete sich diese Stellung auf republikanische Amtsgewalten, zuletzt die prokonsularische und tribunizische Gewalt; das hat Mommsen nachgewiesen. Das Wesentliche seiner Konstruktion bleibt bestehen, auch wenn einzelnes unhaltbar ist (z. B. hatte nur der Senat, nicht das Heer das Recht, die prokonsularische Gewalt zu verleihen; die Sondervollmachten des princeps waren wohl kaum mit der tribunizischen Gewalt verbunden, sondern eher mit der nach Dio dem Kaiser 19 v. Chr. verliehenen konsularischen). Aber Mommsen hat nie verkannt, daß Augustus tatsächlich eine monarchische Gewalt ausübte und ausüben wollte. Denn durch den Befehl über das Heer und die Verfügung über die Finanzen war er vom Senat unabhängig. Allerdings nimmt Mommsen eine Teilung der Herrschaft zwischen Kaiser und Senat an und braucht dafür den Namen Dyarchie. Man kann zweifeln, ob das ein glücklicher Ausdruck ist. Jedenfalls war es eine sehr ungleiche Teilung Immerhin war die Macht des Kaisers durch die Rechte

Digitized by Google

des Senates eingeschränkt; dabei war die Stellung des Senates als einer Körperschaft weniger wichtig als das ausschließende Anrecht der Senatoren auf die höchsten Stellen auch im kaiserlichen Dienst. Wozu diese Umschränkung und Einkleidung? Die besten Römer hingen an der republikanischen Ueberlieferung; indem Augustus seiner Monarchie eine republikanische Form gab, ermöglichte er es, Pietät gegen die Republik in treuem Dienst gegenüber der Monarchie zu betätigen.

515. Sitzung. Freitag, den 4. Dezember 1925. Leitung: Herr Max Lenz.

Die statutenmäßig vorzunehmende Neuwahl des Vorstandes ergibt die Wiederwahl der bisherigen Vorstandsmitglieder: Lenz (erster Vorsitzender); Reimann (erster), Sternfeld (zweiter stellvertretender Vorsitzender); Schuster (Schatzmeister); Bleich (Schriftführer); Gumlich (erster), Schillmann (zweiter stellvertretender Schriftführer).

Professor Dr. Koehne sprach über „Burgen, Burgmannen und Städte". Er ging von der Polemik zwischen Sombart und von Below über die wirtschaftlichen Ursachen der deutschen Stadtentwicklung aus. Der Erstgenannte erklärt, daß die mittelalterlichen Städte teils als „Residenzen", teils als „Garnisonstädte" emporgekommen seien, während der Freiburger Gelehrte den Garnisonen, richtiger den „Burgmannen", in jener Beziehung alle Bedeutung abspricht. Indessen geht namentlich aus Nachrichten etwas späterer Zeit hervor, daß die Zahl der Burgmannen in den größeren Burgen nicht gering war. Mit Hilfe jener Quellenstellen lassen sich auch die vielumstrittenen Mitteilungen Widukinds I 35 über die Burgengründung Heinrichs I. erklären, die der Vortragende eingehend bespricht. Sie dürfen nicht mit Delbrück als „Fabel" bezeichnet werden. Insbesondere darf man weder die in jenen Mitteilungen enthaltenen Zahlen, noch die Benutzung eines Teils der „milites agrarii" zur Besatzung der Burgen, noch die den übrigen behufs Verproviantierung dieser Befestigungen auferlegten Lasten als Grund zur Bestreitung des Quellenwertes jener, freilich nur Sachsen und Thüringen betreffenden, Angaben betrachten. Ihre Richtigkeit wird auch durch neuere archäologische Forschungen bestätigt; ebenso in bezug auf die Verlegung aller kirchlichen, politischen und gerichtlichen Versammlungen sowie der Gildefestlichkeiten in die Burgen durch zahlreiche mehr oder minder ähnliche Verwaltungsmaßnahmen in anderen Gegenden. Hat die Errichtung von Burgen zweifellos außerordentlich günstig auf die wirtschaftliche Entwicklung zahlreicher Orte gewirkt, so gewann doch der weitaus größte Teil der Stadtbewohner, seit es in Deutschland überhaupt Städte gibt, seinen Lebensunterhalt durch eigene wirtschaftliche Arbeit. (Der wesentliche Inhalt des Vortrages ist mit den einschlägigen Beweisstellen inzwischen in Bd. 133 der Hist. Ztschr. veröffentlicht worden.)

Die 513., 514. und 515. Sitzung fanden im Hörsaal 118 der Universität statt; ein geselliges Beisammensein im „Heidelberger" schloß sich jeweils an.

516. Sitzung. Freitag, den 15. Januar 1926. Leitung: Herr Max Lenz.

Geheimer Archivrat Dr. Schuster behandelte die geschichtlichen Vorgänge, die mit der Entstehung und Entwicklung des Namens „Hohenzollern" verknüpft sind. Demgemäß verbreitete er sich zunächst über den Urstamm „Zollern". Er tritt im Jahre 1061 in das helle Licht der Geschichte mit der Namensform „de Zolorin". Deren Ursprung geht zurück auf den in der Nähe von Hechingen gelegenen Berg, der von römischen Militärkolonisten „mons solarius" genannt wurde. Das Wort „mons" geriet in Vergessenheit. Unter alemannischem Einfluß wurde aus „solarius" allmählich solari, solre, Solr, Zollr, Zolorin, Zolra, Zulra, Zollera, Zolro, Zolren, Zollrem, Zolron. Bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts hatte sich die kurze Form Zolre herausgebildet und allgemeine Geltung gefunden.

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen streifte der Vortragende auch die Burkadingische Herkunft der Grafen von Zollern, ihre Verwandtschaft mit den alten Unruochingern, mit italienischen Geschlechtern, wie den Collaltos, Colonnas, de la Torre u. a., und in Verbindung damit und mit den Stammessagen des

Digitized by Google

Zollernhauses die Frage nach seiner oberitalischen Herkunft, für deren Bejahung eine Reihe wesentlicher Momente zu sprechen scheint.

Im Anschluß daran wurde die Entwicklung der Namensform in der von dem Nürnberger Hauptzweige im Jahre 1204 sich loslösenden schwäbischen Nebenlinie erörtert. Sie führte etwa 150 Jahre lang nur den Namen „Zolre". Dann nannte sich zuerst im Jahre 1350 Graf Friedrich IX. v. Zollern, behufs Unterscheidung von zahlreichen anderen gleichnamigen Mitgliedern seines Hauses, „von der Hochenzolr". Seit 1384 lautete der Name „Zolre von Hohenzolr".

Als im Beginn des 15. Jahrhunderts die Notwendigkeit von Unterscheidungsbezeichnungen wegfiel, führte die schwäbische Linie lediglich den Namen „zu Zolr". Erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts kam die Bezeichnung „Hohenzollern" als Burg- und Landesname in Gebrauch und wurde 1575 durch das Testament des Grafen Karl I. als Familienname für die Mitglieder der schwäbischen Nebenlinie hausgesetzlich festgelegt. In der neuen Form „Hohenzollern" erfolgte im Jahre 1623 die Erhebung der gräflichen Linie in den Reichsfürstenstand.

In der Hauptlinie verschwand seit 1246 der alte Familienname Zollern vollständig zugunsten der neuen Bezeichnung „Nürnberg". Nur in der Tradition lebte er noch fort. Auch die aus dem burggräflichen Hause Nürnberg hervorgegangenen Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg bewahrten ihn lediglich in ihrem Gedächtnis. Nicht einmal im kurfürstlichen Staatstitel trat er in die Erscheinung. Nach dem Beispiel aller anderen deutschen Fürstenhäuser führten die Brandenburger ausschließlich die Landesnamen.

Zur Zeit des Großen Kurfürsten gewann die Frage des Erbfolgerechts des Hauses Brandenburg an der gefürsteten Grafschaft Hohenzollern an Bedeutung. Um diesem Rechte sichtbaren Ausdruck zu verleihen, fügte Friedrich Wilhelm im Jahre 1685 mit kaiserlicher Genehmigung den Titel „Graf zu Hohenzollern" in den großen Staatstitel der Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg ein. Von hier aus ging er auch in den Königlichen Titel über.

Damit wurde aber der Name „Hohenzollern" nun keineswegs offizieller Familiennahme. Zu seiner Annahme und Einführung hätte es eines hausgesetzlichen Aktes bedurft. Ein solcher liegt aber weder aus dieser noch aus späterer Zeit vor. Es wurde im Gegenteil zwischen dem Hause Brandenburg und dem bloßen „titul von Hohenzollern" scharf unterschieden. Auch von einer durch längere Befolgung und Übung anerkannten Regel (Observanz) hinsichtlich der Führung des Namens „Hohenzollern" von seiten der Mitglieder des Kurfürstlichen Hauses Brandenburg und des Königlichen Hauses Preußen ist nicht die Rede. Ebensowenig ist die Bezeichnung „Königliches Haus Preußen" auf einen staatsrechtlichen oder hausgesetzlichen Akt zurückzuführen. Sie ist vielmehr eine unmittelbare Folgeerscheinung der Annahme der preußischen Königswürde.

Aber wie es geraumer Zeit bedurfte, bis der Name „Preußen" als Landesname sich für den ganzen Bereich der Monarchie durchsetzte, so verstrich auch ein halbes Jahrhundert, ehe der neue Familienname „Preußen" allgemeine Geltung gewann. Zum ersten Male erscheint der Name „Preußen" in Verbindung mit dem „Königlichen Chur-Haus" in den „Geheimen Familienurkunden von 1752 in Betreff der fränkischen Succession usw." Seitdem verliert sich der Name „Brandenburg" als Bestandteil des Familiennamens. Demgemäß ist fortan nur noch die Bezeichnung „Königliches Haus" ohne den Zusatz „Preußen" oder das Adjektiv „preußisch" gebräuchlich. Aber nur da, wo ein Zweifel an der Identität ausgeschlossen war. In Fällen jedoch, wo es galt, das „Königliche Haus" von anderen fürstlichen Häusern zu unterscheiden, z. B. von dem „fürstlichen Hause Hohenzollern", wurden regelmäßig die Wortformen „Preußen" oder „preußisch" hinzugefügt.

Hiernach ist, wie der Vortragende schließlich feststellt, „Preußen" der Familienname des früheren preußischen Königshauses. Der Name „Hohenzollern" ist für es als unhistorisch abzulehnen. Daran vermag auch der Umstand nichts zu ändern, daß die historische und genealogische Literatur seit etwa 60 Jahren — nach dem unheilvollen Vorbilde des Frhrn. von Stillfried und seines Mitarbeiters Traugott Maercker — vielfach kritiklos an die Stelle des inhaltsreichen Begriffs „Königliches Haus Preußen" die klangvolle, aber weniger gehaltvolle Bezeichnung

Digitized by Google

„Haus Hohenzollern" gesetzt hat. — An der anschließenden Erörterung beteiligten sich die Herren Rieß, Lasson, Cauer, Bleich.

517. Sitzung. Freitag, den 5. Februar 1926. Leitung: Herr Max Lenz.

Universitätsprofessor Dr. Pokorny sprach über „Die älteste Geschichte der Britischen Inseln".

518. Sitzung. Freitag, den 5. März 1926. Leitung: Herr Reimann. Zu Prüfern des Kassenberichtes wählte die Versammlung die Herren Stern und Koehne.

Universitätsprofessor a. D., Geheimrat Dr. Max Lenz sprach über: „Die Kerngedanken in Bismarcks Politik". Er bot eine Zusammenfassung eigener Bismarck-Forschungen unter dem besonderen Gesichtspunkte, ob sich Bismarcks Gedanken auf ein Einheitliches bringen lassen.

Die 516., 517. und 518. Sitzung fanden im Landwehrkasino zu Charlottenburg statt.

519. Sitzung. Freitag, den 16. April 1926. Leitung: Herr Brackmann, als früherer Vorsitzender.

Der von Herrn Schuster vorgelegte Kassenbericht ist von den Herren Stern und Koehne geprüft und richtig befunden worden. Die von Herrn Stern beantragte Entlastung wird mit Dank erteilt.

Universitätsprofessor Dr. Caspar sprach über „Die älteste römische Bischofsliste". (Caspar hat das Thema unter dem gleichen Titel in der Kehr-Festschrift „Papsttum und Kaisertum" [s. „Mitteilungen" 1926, S. 193] an erster Stelle behandelt.)

An der Aussprache beteiligten sich u. a. die Herren Brackmann, Lasson, Reimann, Amling, Cauer.

520. Sitzung. Freitag, den 7. Mai 1926. Leitung: Herr Reimann.

Bibliotheksrat Dr. Crous sprach über das Thema: „Was wissen wir von Gutenberg?"

Sein Vortrag handelte von dem, was wir über den Menschen Gutenberg und was wir über die mit ihm in Verbindung gebrachten Drucke wissen, und erörterte sodann, was den Kern seiner Erfindung ausmacht, und was es mit den holländischen Ansprüchen auf sich hat. Er schilderte näher die wichtigsten urkundlichen Berichte, namentlich über den Straßburger (1439) und den Mainzer Prozeß (1455) mit ihren Hinweisen auf die Entwicklung der Erfindung. Er berichtete über die frühesten Mainzer Drucke, gruppiert nach den für sie gebrauchten Typen, den beiden Bibeltypen, den beiden Ablaßbrieftypen, den beiden Psaltertypen und der Catholicontype. Er legte dar, welche bereits vorhandenen Elemente Gutenberg bei seiner Erfindung verwenden konnte, und wie durch die Stufenfolge Patrize, Matrize, Letter und durch die Erfindung des Gießinstruments die entscheidende Möglichkeit, viele und gleiche Lettern zu erhalten, erreicht wurde. Er schloß mit der Übersicht über die ältesten holländischen Drucke und über die Nachrichten, die man mit ihnen in Verbindung bringt, um sie als Vorläufer der Mainzer zu erweisen. Der Vortrag wird voraussichtlich später gedruckt werden.

An der Aussprache beteiligten sich die Herren Schuster, Lasson, Koehne, Rieß, Reimann.

521. Sitzung. Freitag, den 4. Juni 1926. Leitung: Herr Max Lenz.

Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Sternfeld sprach über „Der Kardinal Mazarin". An der Aussprache beteiligten sich u. a. die Herren v. Strantz, Bleich, Lenz, Koehne.

Die 519., 520. und 521. Sitzung fanden im Restaurant Kaiser-Keller statt.

Im Laufe des Geschäftsjahres wurden als Mitglieder aufgenommen: Bibliotheksrat Dr. Crous, Vizepräsident des Provinzial-Schul-Kollegiums Geheimer Regierungsrat Dr. Hüttebräuker, Studienassessor Lünser, Kustos am Staatlichen Münzkabinett Dr. Suhle, Dr. Elisabeth Schmitz, Hilde Unger.

Digitized by Google

Schenkt Bücher zu Weihnachten!

Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff

REDEN UND VORTRÄGE

Vierte, völlig umgearbeitete Auflage in zwei Bänden

Erster Band: In Halbpergament 12 RM / Zweiter Band: In Halbpergament 11 RM

„Drei Dinge scheinen mir den besonderen Wert dieser Vorträge darzustellen: ihr Inhalt, des Altmeisters ganze Art, das Altertum zu sehen, und das große Geschick, wie er das Gesehene anderen vermittelt." Deutsches Philologen-Blatt

PLATON

Zweite Auflage in zwei Bänden

Erster Band: Leben und Werke. In Ganzleinen 20 RM

Zweiter Band: Beilagen und Textkritik. In Ganzleinen 13 RM

„Mit Stolz wird jeder Deutsche sich dieses Werkes über Platon freuen. Der größte Grieche und Enthusiast des Wissens wird uns wiedergeschenkt." Neue freie Presse

GRIECHISCHE TRAGÖDIEN

Übersetzt / Vier Bände / In Ganzleinen 27 RM

Erster Band: Sophokles, Oedipus. — Euripides, Hippolytos, Der Mütter Bittgang, Herakles. Zehnte Auflage. In Ganzleinen 7,50 RM

Zweiter Band: Aischylos, Orestie. Zehnte Auflage. In Ganzleinen 7 RM

Dritter Band: Euripides, Der Kyklop, Alkestis, Medea, Troerinnen. Siebente Auflage. In Ganzleinen 7,50 RM

Vierter Band: Sophokles, Philoktetes. — Euripides, Die Bakchen. — Wilamowitz-Moellendorff, Die griechische Tragödie und ihre drei Dichter. In Ganzleinen 5 RM

Unter Wilamowitz' Führung wird der Leser selbst zum Griechen und genießt, was die Werke jener Zeit dem modernen Menschen, dem Menschen aller Zeiten zu sagen haben.

Otto Kern

DIE RELIGION DER GRIECHEN

Erster Band: Von den Anfängen bis Hesiod

In Ganzleinen 13 RM

Das Buch behandelt in den einleitenden Kapiteln die vorgriechische Religion, schildert dann die olympische Zeusreligion und führt die Erzählung bis zu Hesiod, dessen epochemachende Bedeutung nach allen Seiten erläutert wird. Zwei weitere, abschließende Bände werden bald folgen.

Hermann Dessau

GESCHICHTE DER RÖMISCHEN KAISERZEIT

Erster Band: Bis zum ersten Thronwechsel. In Ganzleinen 20 RM

Zweiter Band, erste Hälfte: Die Kaiser von Tiberius bis Vitellius

In Ganzleinen 16 RM

„Dessaus Kaisergeschichte ist das Werk eines hervorragenden Geschichtsschreibers, der den historischen Stoff, der ihm bis ins kleinste Detail gegenwärtig ist, völlig selbständig behandelt und mit dem sicheren Scharfblick des Meisters durchdringt. Er weiß die lebendige Fülle des Geschehens so lebensvoll zu gestalten, daß das Buch auch für den großen Leserkreis eine fesselnde Lektüre ist." Neue Jahrbücher

Carl Robert

ARCHÄOLOGISCHE HERMENEUTIK

ANLEITUNG ZUR DEUTUNG KLASSISCHER BILDWERKE

Mit 300 Abbildungen im Text / In Ganzleinen 19 RM

„Dem Anfänger erschließt das Buch ein geklärtes Wissen in reichster Fülle, den Fachgenossen, der da Vertrautes und Entlegeneres vielfach in völlig neuer Beleuchtung sieht, hält es in Spannung bis zur letzten Zeile." Neue Zürcher Zeitung

Weidmannsche Buchhandlung / Berlin SW 68

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Richard Sternfeld †. Von Max Lenz 129

Probleme der älteren römischen Geschichte. Von Friedrich Cauer 138
Zur Geschichte des Papsttums der Renaissance und der Gegenreformation. Von Georg Lasson 147
Der erste Kulturkampf in Preußen (1788—1798). Von Georg Schuster 158

Schriften zur Geschichte der Staatstheorie. Von Wilhelm Herse 170
Bemerkungen über neuere Schriften zur Literatur-, Kultur- und Kunstgeschichte. Von Erich Bleich 173

Stählin: Das hellenische Thessalien. (Geyer) 185
Dessau: Geschichte der römischen Kaiserzeit. II. (Cauer) 187
Schmidt: Geschichte der germanischen Frühzeit. (Philipp) 190
Höman: Geschichtliches im Nibelungenlied. (Gumlich) 192
Papsttum und Kaisertum. Kehr-Festschrift. (Cohn) 193
Jesse: Quellenbuch zur Münz- und Geldgeschichte des Mittelalters. (Regling) 196
Schneider: Rom und Romgedanke im Mittelalter. (Holtzmann) 198
Schnitzer: Peter Delfin. (Holtzmann) 199
v. Schrötter: Das preußische Münzwesen 1806—1873. (Suhle) 201
Kiderlen-Wächter: Der Staatsmann und Mensch. (Haake) 205
Pierrefeu: Plutarch hat gelogen. (Schuster) 208
v. Hase: Der deutsche Sieg vor dem Skagerrak am 31. Mai 1916. (Graefe) 210
Egelhaafs historisch-politische Jahresübersicht für 1925. (Schuster) 211
Sahrmann: Pfalz oder Salzburg? (Wretschko) 212
Brandt: Geistesleben und Politik in Schleswig-Holstein um die Wende des 18. Jahrhunderts. (Herse) 214
Hoogeweg: Die Stifter und Klöster der Provinz Pommern. (Abb) 215
Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft 216

Mit je einer Prospektbeilage des Ost-Europa-Verlages in Königsberg, Pr. und der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68

Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

Neue Folge · Fünfzehnter Band

Der ganzen Reihe 55. Band

Berlin SW 68
Weidmannsche Buchhandlung
1927

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Aktenstücke zum Frieden von S. Germano, ed. Kampe. (Cohn) 77
Albertt, Adriano: General Falkenhayn. (Bleich) 4
Altassyrische Könige s. Inschriften.
Altenburg: Elisabeth, Prinzessin von Braunschweig. (Bleich) 91
Anzeigen, Kurze . . . . . 56 ff., 119 ff., 212 ff.
Bell, H. J., Juden und Griechen im römischen Alexandria. (Geyer) 28
Below, G. v., Historische Periodisierungen. (Bleich) 181
Bernheim, Einleitung in die Geschichtswissenschaft. (Bleich) 179
Berve, Das Alexanderreich. (Geyer) . . . . . 20 ff.
Bickel, Ernst: Germanischer Seelenglaube. (Bersu) 31
Bleich, Erich: Schlieffen und Falkenhayn . . . . . 1—16
Bornkamm, Luther und Böhme. (Wolf) 167
Bourgeois und Pagès, Die Ursachen und die Verantwortlichkeiten des großen Krieges. (Schuster) . . . . . 186 ff.
Bourgeois, Manuel hist. de politique étrangère. IV. (Schuster) . . . . . 186 ff.
Braun, Karl, Nürnberg ... im Zeitalter der Gegenreformation. (Wolf) 175
Breysig, Vom Geschichtlichen Werden. (Bleich) . . . . . 187 ff.
Briefsammlung, Tegernseer. (Schillmann) 36
Buddecke, Der König-Philosoph Friedrich der Große. (Bleich) 88
Busolt, Griechische Staatskunde. (Geyer) . . . . . 65—76
Carlyle, Friedrich der Große (Auswahl). (Bleich) 85
Cartellieri, Alex., Weltgeschichte als Machtgeschichte. (Cohn) 82
Corpus Catholicorum Bd. 11. (Wolf) 174
Daniels, Englische Staatsmänner usw. (Rieß) 111
Droysen, Joh. Gust., Grundriß der Historik, ed. Rothacker. (Bleich) 180
Dubnow, Weltgeschichte des jüdischen Volkes. (Neufeld) 117
Egelhaafs Hist.-polit. Jahresübersicht für 1926. (Schuster) . . . . . 209 f.
Ehrenberg, V.: Alexander und Ägypten. (Geyer) . . . . . 28 f.
Feist, S., Indogermanen und Germanen. (Herr) 145
Fischer, Ludw., Veit Erdmann von Wened ing. (Wolf) 172
Fragmente der griechischen Historiker, ed. Jacoby. (Geyer) . . . . . 18 f.
Friedensburg, Die Münze in der Kulturgeschichte. (Suhle) 55
—, Münzkunde der Einzelstaaten. (Regling) 108
Friedrich der Große, Jugendbriefe mit der Schwester, ed. Volz. (Bleich) 87
—, Briefe an Fredersdorf, ed. Richter. (Bleich) 90
Geyer, Fr., Alexander der Große und die Diadochen. (Cauer) 32
Gregors VII. Register, ed. Caspar. (Schillmann) 35
Greßmann, H., Die hellenistische Gestirnreligion. (Geyer) 30
Groener, Wilh.: Das Testament des Grafen Schlieffen. (Bleich) 8
Groos, K., Naturgesetze und historische Gesetze. (Bleich) . . . . . 181 f.
Gundolf, Caesar im 19. Jahrhundert. (Cauer) 108
Hanse, Niederländische Akten und Urkunden zur Geschichte der, ed. Häpke. (Vogel) . 199 f.
Heinrich III., Urkunden, ed. Breslau. (Cohn) 77
Helbok, Ad.: Regesten von Vorarlberg und Liechtenstein bis 1260. (Wretschko) 37
Herzfeld, Hans, Deutschland und das geschlagene Frankreich 1871—1873. (Neumann) 204 ff.
Hirsch, Friedrich Nietzsche, der Philosoph der abendländischen Kultur. (Bleich) . . . 191 ff.
v. Hohenlohe, Alex.: Aus meinem Leben. (Haake) 46
Holtzmann, Walther: Zur Geschichte Heinrichs IV. . . . . 129—135
Inschriften der altassyrischen Könige. Bearb. v. Ebeling u. a. (Geyer) . . . . . 198 f.
Kaerst, Jul.: Geschichte des Hellenismus. (Geyer) 25
Kantorowicz, Ernst: Kaiser Friedrich II. (Cohn) 78
Khevenhüller-Metsch, Tagebuch. (Herse) 94
Kirchengeschichte, Arbeiten zur. Heft 3. 6. 5. (Wolf) . . . . . 167 f.
—, Blätter für württembergische. Jahrgang 28—30. (Wolf) . . . . . 177 ff.
—, Zeitschrift für. Bd. 43—45. (Wolf) . . . . . 165 f.
—, Zeitschrift für bairische. (Wolf) . . . . . 178 f.
Koch, W., Hof- und Regierungsverfassung König Friedrichs I. von Preußen. (Bleich) . 84
Kolbe, W., Beiträge zur syrischen und jüdischen Geschichte. (Geyer) 27
Krebs, Die Kirche und das neue Europa. (Lasson) 50
Kromayer, Antike Schlachtfelder. (Geyer) 17
Küntzel, Georg: Fürst Kaunitz-Rittberg. (Herse) 98
Levy, Die Grundlagen der Weltwirtschaft. (Ruben) 107
—, Der Weltmarkt 1913 und heute (Ruben) 107

Digitized by Google

Seite

Lieber, Cambridger. (Schillmann) 36
Litt, Geschichte und Leben. (Bleich) 185
Luschin von Ebengreuth, Allgemeine Münzkunde. (Regling) 102
Lutherana IV. (Wolf) . . . . . 166 f.
Lutherjahrbuch. Jahrg. 6—8. (Wolf) . . . . . 162 ff.
Mannusbibliothek Bd. 26. 31. 40. 33. 36. 37. 20. 25. 27. 41. 22. 34. 21. 39. 35 . . 146—157
v. Mantey, Deutsche Marinegeschichte. (Graefe) 106
Meisl, Geschichte der Juden in Polen und Rußland. (Neufeld) 58
Metzler, Der hl. Petrus Canisius und die Neuerer seiner Zeit. (Wolf) . . . . . 171 f.
Meurer, Alex., Seekriegsgeschichte in Umrissen. (Graefe) . . . . . 194 ff.
Meyer, Ernst, Untersuchungen zur Chronologie der ersten Ptolemäer. (Geyer) 26
Monumenta Germ. hist. s. Briefsammlung Gregor VII., Lieber, Neuenburg, Winterthur.
Morr, Jos.: Die Quellen von Strabons drittem Buch. (Geyer) 31
Neuenburg, Matthias v., Chronik. (Schillmann) 35
Oncken, Herm., Die Rheinpolitik Napoleons III. 1863—70. (Haake) 40
Oppenheim s. Ziegler.
Ostrom s. Regesten.
Pauls, Das Ende der galanten Zeit. (Bleich) 91
Peuckert, E., Das Leben Jakob Böhmes. (Wolf) 168
Preller-Robert, Die griechische Heldensage. (Geyer) 17
Presser, M., De tribus impostoribus. (Cohn) 81
Protestantismus, Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des. Jahrgang 46. 47. (Wolf) . . . . . 176 f.
Radowitz, Joseph Maria v., Aufzeichnungen usw. ed. Holborn. (Haake) . . . . . 200 ff.
Ranke, Leop. v.: Das Politische Gespräch u. a. (Bleich) . . . . . 180 f.
Reformationsgeschichte, Schriften des Vereins für. Heft 138—141. (Wolf) . . 159—161
—, Archiv für. Bd. 22. 23. (Wolf) . . . . . 161 f.
Reformationsgeschichtliche Studien und Texte. Heft 47/8. 49. (Wolf) . . . 169 f.
Regesten der Kaiserurkunden des oström. Reiches. (Holtzmann) 97
v. Reischach, Unter drei Kaisern. (Bleich) 44
Reitzenstein, R., und Schaeder, H. H.: Studien zum antiken Synkretismus. (Geyer) . 29
Religion und Kirche und Jesus. (Bersu) 52
Rickert, Die Probleme der Geschichtsphilosophie. (Bleich) . . . . . 185 f.
Rohmer, Dietr., Vom Werdegang Friedrichs des Großen. (Bleich) 87
Sauer, W., Grundlagen der Wissenschaften. (Bleich) . . . . . 182 f.
Schaeder s. Reitzenstein.
Schaffer, R., Andreas Stoß. (Wolf) . . . . . 172 f.
Scharff, Alex., Grundzüge der ägyptischen Vorgeschichte. (Herr) . . . . . 158 f.
v. Schlieffen, Graf Alfred: Cannae. (Bleich) 8
Schmeidler, Zur Geschichte des Investiturstreits. (Holtzmann) . . . . . 129—135
Schmidt, Hubert, Vorgeschichte Europas. (Herr) 144
Schmitz, Herm., Preußische Königsschlösser. (Bleich) 92
Schuchardt, Alteuropa. (Geyer) 95
Schuster, Georg: Zur Kriegsschuldfrage . . . . . 136—143
Silberschmidt, M., Das orientalische Problem usw. (Holtzmann) . . . . . 211 f.
Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft . . . . . 126 ff., 222 ff.
Stark, Th., Die christliche Wohltätigkeit usw. (Wolf) 175
Steinen, Wolfram v. d.: Der Heilige Geist des Mittelalters. (Cohn) 81
Sthamer, Ed., Die Verwaltung der Kastelle im Königreich Sizilien unter Friedrich II. und Karl I. von Anjou. (Cohn) 79
Straßburg, Regesten der Bischöfe von, ed. Hessel-Krebs. Bd. II. (Herr) . . . . . 196 f
Strieder, J., Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen. (Koehne) . 197 f.
Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie, Alfr. Götze dargebracht. (Herr) 158
Turral, A Select Source-Book etc. (Rieß) 110
Utitz, Charakterologie. (Bleich) 187
Vallentin, Berthold: Napoleon und die Deutschen. (Helmolt) 89
Volkmann, O., Der Marxismus und das deutsche Heer im Weltkriege. (Neumann) . 206 ff.
Vorgeschichte s. unter „Mannusbibliothek“ und „Vorzeit“.
Vorzeit Bd. 2. 3. 4. 1 . . . . . 144, 147, 155 f.
Wach, J., Das Verstehen (Bleich) . . . . . 184 f.
—, Die Typenlehre Trendelenburgs usw. (Bleich) 185
Wilhelm, Kronprinz: Ich suche die Wahrheit. (Schuster) . . . . . 140—143
Winterthur, Joh. v., Chronik. (Schillmann) 35
Wollenhaupt, Leo, Die Cleve-Märkischen Landstände. (Bleich) 88
Ziegler und Oppenheim, Weltentstehung in Sage und Wissenschaft. (Herr) 159

Digitized by Google

#155 Complete - VI last #

UNIVERSITY OF MINNESOTA
RECEIVED
JUL
1
1927
LIBRARY

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

Neue Folge ▪ Fünfzehnter Band

Der ganzen Reihe 55. Band

Erstes Heft

Berlin

Weidmannsche Buchhandlung

1927

Digitized by Google

Soeben erschien:

Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft 1925/26

Herausgegeben von

Georg Minde-Pouet und Julius Petersen

(Schriften der Kleist-Gesellschaft, Band 7 und 8)

Auf drei Tafeln: Bildnisse der Luise Wieland und Wiedergaben der Kleist-Büsten von Joseph Meurisse und Georg Fürstenberg

Gr.-8°. VII und 189 Seiten. 1927. Geheftet 12 RM

Inhalt: Horst Engert: Persönlichkeit und Gemeinschaft in Kleists Drama „Prinz Friedrich von Homburg" / Robert Petsch: Die Entwicklung der tragischen Idee in der dramatischen Dichtung Heinrichs von Kleist / Georg Minde-Pouet: Briefe von, an und über Kleist / Heinrich Meyer-Benfey: Die Liebe in Kleists Leben und Dichtung / Werner Deetjen: Luise Wieland und Kleist / Sofie Lazarsfeld: Kleist im Lichte der Individualpsychologie / Karl Schultze-Jahde: „Verflucht das Herz, das sich nicht mäß'gen kann" / Karl Schultze-Jahde: Kleists Shakespeare-Anekdote / Karl Viëtor: Tieck oder Kleist? / Alfons Fritz: Die Kleist-Büste im Aachener Stadttheater / Richard Groeper: Die Kleist-Büste im Stadttheater zu Frankfurt a. d. O. / Otto Fiebiger: Die Kleist-Ausstellung der Sächsischen Landesbibliothek Mai 1925 / Ernst von Schönfeldt: Die Nachkommen der Geschwister Heinrich von Kleists. Nachtrag / Selbstanzeigen: Otokar Fischer: H. v. Kleist a jeho dílo — Otokar Fischer: Aus dem Nachwort zu meiner tschechischen Guiskard-Uebersetzung — Lutz Weltmann: Die „verdeckte Handlung" bei Kleist — Kurt Allert: Einzelmensch und Gemeinschaft bei Heinrich v. Kleist / Hans Knudsen: Statistik der Kleist-Aufführungen, September 1924 bis August 1925.

Die Cambridger Lieder. Herausgegeben von **Karl Strecker.** (Monumenta Germaniae historica.) Mit einer Tafel. Gr.-8°. XXVI und 138 Seiten. 1926. Geheftet 8 RM

Die Urkunden Heinrichs III. 1039–1047. In Gemeinschaft mit *H. Wibel* (†) bearbeitet und unter Mitwirkung von *P. E. Schramm* herausgegeben von **H. Bresslau.** (Monumenta Germaniae historica: Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser, Band V, Teil 1.) 4°. 267 Seiten. 1926. Geheftet 30 RM

Die Aktenstücke zum Frieden von S. Germano 1230. Herausgegeben von **Karl Hampe.** (Monumenta Germaniae historica: Epistolae selectae, Tomus IV.) Gr.-8°. XIII und 123 Seiten. 1926. Geheftet 7,20 RM

Der römische Tumulus auf dem Schlachtfelde des Teutoburger Waldes.

Von Prof. Dr. **Friedrich Knoke.** Mit 7 Tafeln photographischer Abbildungen und einer Zeichnung. Gr.-8°. 42 Seiten. 1927. Geheftet 2 RM

Die neue Schrift des bekannten Tacitusforschers bringt einen ausführlichen Bericht über die vom Verfasser vor kurzem vorgenommene Untersuchung eines Leichenhügels bei Iburg und weist auf Grund der gefundenen Altertümer und einer in dem Hügel angetroffenen Brandstätte großen Umfangs nach, daß es sich bei der Auffindung um den Tumulus handelt, in dem Germanicus im Jahre 15 n. Chr. die Ueberreste des varianischen Heeres bestattet hat.

Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68

Digitized by Google

Schlieffen und Falkenhayn.

Gedanken zur Geschichte der Theorie und Praxis der Kriegskunst

von Erich Bleich.

v. Schlieffen, Generalfeldmarschall Graf Alfred: Cannae. Mit einer Auswahl von Aufsätzen und Reden des Feldmarschalls sowie einer Einführung und Lebensbeschreibung von General der Infanterie Freiherr von Freytag-Loringhoven. Mit einem Bildnis und 79 Kartenskizzen. 8°. XXXIX, 392 S. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1925.

Groener, Wilhelm, Generalleutnant a. D.: Das Testament des Grafen Schlieffen. Operative Studien über den Weltkrieg. Mit 2 Bildertafeln u. 22 dreifarbigen Skizzen nach Entwürfen von Generalmajor Flaischlen. 8°. XII, 244 S. ib. 1927.

Alberti, Adriano, Brigade-General: General Falkenhayn. Die Beziehungen zwischen den Generalstabschefs des Dreibundes. Aus dem Italienischen übersetzt von Walter Weber-Rom. 8°. VI, 109 S. ib. 1924.

Der Weltkrieg ist und bleibt unsere stolzeste und glorreichste Erinnerung; denn er stellt das gewaltigste Geschehen dar, von dem wir, auch als Historiker, wissen und an dem wir, sei es mithandelnd, sei es mitfühlend oder mitleidend, Anteil genommen haben. Aber noch reiner wird unser Hochgefühl sein und der Ruhm deutscher Taten ganz fleckenlos leuchten, wenn endlich einmal — und zu guter Letzt muß es eintreten — die aller Wissenschaft und Wahrheit, aller Gerechtigkeit und Billigkeit hohnsprechende Behauptung von der alleinigen Kriegsschuld Deutschlands oder gar bloß seines Kaisers getilgt sein wird. Das Haupt des Deutschen Reiches wird nicht geschmäht und verleumdet, ohne daß zugleich unser Staat und unser deutsches Volk herabgezogen und beleidigt wird; wie es ja denn auch geschehen ist. Wir aber, auf die gewaltige Reihe der Aktenveröffentlichungen unseres Auswärtigen Amtes blickend, wir dulden nicht, daß man den ehemaligen deutschen Kaiser, der länger als ein Vierteljahrhundert ein starker Hort des Friedens der Welt gewesen ist, kriegerischer Gelüste zeiht, daß man dem deutschen Volke, das Welthandel trieb, Eroberungsgier, am liebsten Welteroberungsgier andichtet. Doch müssen wir uns wohl oder übel gedulden, bis die Wahrheit nicht bloß erkannt ist, sondern auch wirksam wird. Bis dahin beugen wir uns demütig vor dem waltenden Geschick, das uns diesen Krieg auferlegte, gedenken wir mit wehmütigem Stolz all der Jünglinge und Männer, die im grimmen Kampfe der Notwehr das Letzte hergaben und selbst ihr Leben opferten.

Als Historiker freilich werden wir uns immer wieder schmerzlich bewußt, wie die Grenzen unserer Wissenschaft so gar eng gezogen sind; denn wir müssen uns begnügen, all jene glänzenden Taten

Digitized by Google

ungezählter Einzelner, die aus hehrster Selbstverleugnung und heiligstem Opfermut geboren wurden, lediglich als Gesamterscheinung zu erfassen und als solche zu erheben, obgleich wir wissen, daß sie eigenpersönlichstem Dasein entquollen. Auch hier wird eben der menschliche Geist in seiner Beschränktheit mit dem vielgestaltigen Leben nicht fertig. Das Massengrab nimmt die Helden auf, die wohl verdienten, jeder für sich, nicht bloß durch Massendenkmal gewürdigt zu werden; und der Heldenfriedhof, der dem einzelnen sein individuelles Recht zu wahren sucht, er macht sie, die unter gleichgewölbten und gleichgeschmückten Hügeln ruhen, schließlich dennoch alle wieder gleich. Und doch ist ihre Unterschiedenheit gewahrt; denn wie Mutter und Vater, wie der treue Freund den einzelnen zu schmerzlicher Verehrung aussondert, so stehen sie alle vor dem gütigen Antlitz des gerechten Allwissenden.

Der Mensch aber, in engen Grenzen des Wissens und Urteilens befangen, macht seiner angeborenen Art gemäß aus der Not eine Tugend. Er vermag die vielen Individuen als solche nicht zu überschauen; deshalb ballt er sie, wie sie um großer Ziele willen mit Recht selber tun, in Massen zusammen. Dann aber sondert er diese Massen fein und übersichtlich nach Gattungen, Arten und Typen, als deren Verkörperung der Führer erscheint. Der Führer ist die Abbreviatur der Masse und gleich ihr der historischen Betrachtung zunächst unzugänglich; er wird erst dann Held und historische Persönlichkeit, wenn er sich über die bloße Verkörperung des Typus erhebt, aus eigenem Willen handelt und nach eigenem Rechte wirkt, wenn er „einmalige" Handlungen vollführt und Bedeutsames leistet. So erhebt sich der Feldherr über den in ihm verkörperten Typus des Kriegers und des militärischen Führers; physischer Mut und Willenskraft eignen ihm selbstverständlich, aber vor allem bedarf er klarer Zielsetzung, kraftvollen, verantwortungsbewußten Handelns. Das Heer gehört zu ihm, der es repräsentiert; die Siege, welche es erficht, bringen ihm Lorbeer, aber nun freilich doch nicht bloß, weil er als Repräsentant des Heeres gilt, sondern weil e r ihm die Bahnen des Sieges gewiesen hat. So pflegt sich die Betrachtung der Feldzüge und kriegerischer Vorgänge auf die Führer und Feldherren zu konzentrieren; und wenn man sich immer gegenwärtig hält, daß deren Wirksamkeit ohne Heere, Truppen und soldatische Taten, ohne dauernde Hingebung der Unterführer oder Offiziere nicht möglich sind, so ist es schon recht und gut.

Wenn wir sonach bedauern, nicht all jenen unbekannten Helden gerecht werden zu können, so freuen wir uns desto mehr, in diesen führenden Persönlichkeiten zugleich denen Ehre zu erweisen, die unter ihnen kämpften. Jeder übertriebenen Heldenverherrlichung, jeder Heldenanbetung völlig fern, halten wir dennoch nicht wenig auf unsere in Kampf und Sieg bewährten Führer. Ehre, wem Ehre gebührt! Und wir sind glücklich genug, dieser persönlichen Ehrung, wie sie dem verdienten Feldherrn geschuldet wird, mehrere würdig zu finden.

Von solchen Gedanken erfüllt, gehen wir an eine allgemeine Betrachtung des Weltkrieges und an die Beurteilung der oben genannten Werke.

Digitized by Google

Drei Bücher liegen vor uns; alle drei in ihrer Art vortrefflich, eines bereits vom stilleren Reiz des Historischen und vom Zauber des Klassischen umwittert. Dieses, das erste, „Cannae", die verkürzte, einbändige Neuauflage der zwei Bände füllenden „Gesammelten Schriften" des Grafen Schlieffen aus 1913 ist gleich diesen von Freytag-Loringhoven herausgegeben, von ihm mit einer „Einführung" versehen, welche die Kernfrage klar erfassen lehrt, und durch eine schlichte, gehaltvolle Schilderung des Lebensganges und Lebenswerkes Schlieffens eingeleitet. Sie bietet (S. 1—263) eben jene, zwar kriegsgeschichtlich gegründete, aber vornehmlich militärkritisch erörternde Lehrschrift, die Haupt- und Grundschrift „Cannae", nach welcher deshalb das Gesamtwerk füglich genannt wird, reiht weiterhin bedeutsame Aufsätze und Abhandlungen an („Der Feldherr"; S. 273—285: „Der Krieg in der Gegenwart"; S. 304—354: „Gneisenau"), und schließt mit der Wiedergabe einiger Reden (S. 374—377: bei der Enthüllung des Moltke-Denkmals auf dem Königsplatz, 26. Oktober 1905; S. 381—87: bei dem eigenen 50jährigen Dienstjubiläum). Alle diese Schlieffenschen Auslassungen sind in ihrer Art klassisch, auf strenge, ernste, fast herbe Sachlichkeit gestimmt und von dem Selbstgefühl einer starken, aber an sich haltenden Persönlichkeit durchwaltet; und sie sind historisch, nicht so sehr in dem Sinne, daß sie geschichtlichen Stoff behandeln, sondern weil sie ihn meisterhaft auswerten, zum Gegenstand militärischer Denkübung und zum Ausgangspunkt operativer, strategischer Einsichten machen: zu jenen bannenden Einsichten und zwangsläufigen Willensantrieben, die für die deutsche Heerführung im Weltkriege tatsächlich vielfach maßgebend und richtungweisend geworden sind.

Das zweite Buch, von Groener als „Das Testament Schlieffens" bezeichnet, gibt sich schon durch seinen Untertitel „Operative Studien über den Weltkrieg", durchaus militärkritisch. Dem Andenken Schlieffens gewidmet, sieht es die Anfänge des Weltkrieges (Vorgänge im August und September 1914), wie sie in dem historisch-kritischen Werke des Reichsarchivs (Der Weltkrieg 1914 bis 1918, Bd. 1, 2.) grundlegend behandelt werden, unter den von Schlieffen aufgestellten Gesichtspunkten an und gewinnt seine Bedeutung darin, daß es zeigt, wie die tatsächlich vorgenommenen Operationen zu rechtem Ziel hätten angelegt und mit besserem Erfolge hätten durchgeführt werden können und müssen. Groener faßt den Grafen Schlieffen ganz richtig als den mit heißer Vaterlandsliebe um die Sicherheit seines Volkes besorgten Generalstabschef; er hat Recht mit dem Satze: „Schlieffen war weder Historiker noch Gelehrter." Schlieffen war ein, man darf es heute schon behaupten, klassischer Militärschriftsteller. Daß er, wie Groener will, „Der Beherrscher der Kriegskunst, der Feldherr" war, dies zu zeigen und zu beweisen, war ihm dagegen nicht vergönnt. Es blieb anderen vorbehalten, in Schlieffens Geist als Feldherrn zu wirken und zu handeln, und das Kunstwerk des Feldherrn, den Sieg, zu schaffen. Es ist schier unbegreiflich, wie Groener schreiben kann (S. 238): „im Unverstand haben wir sein (Schlieffens) Kunstwerk

Digitized by Google

zerschlagen". Wer sind die „wir"? Jedenfalls nicht die deutschen Feldherren des Weltkrieges, deren einem sogar beschieden war, auf eigene, nicht auf Schlieffens Weise zum Ziele hinzustreben und schöne Erfolge zu erringen, Falkenhayn. Schon manche haben sich für diesen vielfach arg verkannten Mann eingesetzt; in der dritten der oben angeführten Schriften tut es ein italienischer General, Alberti[1]).

Wir möchten, der oben beliebten Anordnung der vorliegenden Bücher gemäß, zuerst von Schlieffen sprechen, der ja mit seiner Theorie lange vor dem Weltkriege hervortrat und jetzt derartig im Mittelpunkte bewundernden Interesses steht, daß es sich schon deshalb empfiehlt, mit ihm und seiner von Groener entdeckten „Kunst zu siegen" zu beginnen.

Schlieffen, dieser Nachfolger des älteren Moltke und Waldersees, in den Jahren 1891—1905 durch Wilhelm II., den „glücklich Wählenden", mit der Leitung des Generalstabes betraut, hat es mit seiner Stellung wahrlich sehr ernst genommen, um so ernster, als er selbst sie für die seit Königgrätz ehrenvollste der Welt ansah. Niemand wird verkennen, daß der Posten des Generalstabschefs in der Tat der verantwortungsvollste von allen war; hatte sein Inhaber doch für das Letzte und Höchste, für die Sicherheit des Landes vor dem äußeren Feinde, für den Schutz des Staates und Volkes einzustehen. Insbesondere traf dies auf den Leiter des Preußischen Generalstabes zu,

---

[1]) Seine Schrift bietet neben der für uns eigentlich allein in Frage kommenden Studie über Falkenhayn (S. 1—75) eine Abhandlung über „die Beziehungen zwischen den Generalstabschefs des Dreibundes"; diese wird zwar als II. Teil bezeichnet, steht aber in keiner irgendwie wesentlichen Beziehung zu dem 1. Teil. Eine sehr ruhige, fast diplomatisch kühle Bemerkung Falkenhayns über das Verhalten Italiens zum Dreibund 1914/15, oder besser über deutsche Hoffnungen hinsichtlich Italiens in diesen Jahren erregt den Unwillen Albertis. Er kann zwar nicht bestreiten, daß eine im März 1914 abgeschlossene Militärkonvention die Entsendung dreier italienischer Armeekorps vorsieht (zwei Kavalleriekorps waren schon vorher zugesagt: S. 87/8); aber das sei lediglich ein militärisches Übereinkommen gewesen, welches nur „auf Grund des defensiven Dreibundvertrages" wirksam werden konnte. Alberti ist ferner unwillig darüber, daß Moltke nicht von dem Gedanken loskam „Italien hätte sich im Frühjahr 1914 verpflichtet, in den Krieg einzutreten" (Moltke, Erinnerungen S. 8). Aber wenn das Militärabkommen tatsächlich abgeschlossen war, warum sollte Moltke nicht damit rechnen, daß es auch durchgeführt wurde? Es sollte nur im Defensivkriege perfekt werden, erwidert Alberti und behauptet damit klar und deutlich, daß Deutschland der Angreifer gewesen sei (übrigens auch ausdrücklich S. 83). Denn wenn Italien auch nur zweifelhaft gewesen wäre, ob Deutschland sich in der Defensive oder in der Offensive befand, so hätte es als rechter Verbündeter an Deutschlands Seite gehört. Nur wenn es in Deutschland den frevelhaften Angreifer sah, konnte es neutral bleiben. Ob es als ehemaliger Dreibund-Angehöriger jemals in offenen Kampf mit den Mittelmächten treten durfte, ist — durch weltgeschichtliche Beglaubigung und glänzende Erfolge längst zugunsten Italiens entschieden; da bedarf es keiner moralischen Erwägungen mehr. Man kommt aber leider gar zu leicht auf solche des alten Joh. Christoph Schlosser würdige Velleitäten, wenn man durch die Abhandlung Albertis vom mühsam eingenommenen Machtstandpunkt förmlich auf den altmodischen Rechtsstandpunkt gerissen wird und angesichts der etwas gequälten Darlegungen nach haltbaren rechtlichen und moralischen Anschauungen verlangt. Alberti hätte diesen Teil seines Buches besser ungeschrieben gelassen; er schrieb ihn gewiß, weil er seinem Herzen Erleichterung schaffen wollte, und ohne zu ahnen, daß er unseres von neuem beschweren könnte.

Digitized by Google

zumal wenn er wie Schlieffen überzeugt war, das unter den Donnern von Königgrätz und Sedan erstandene Deutsche Reich werde sich einst auf dem Schlachtfelde bewähren und seine Daseinsberechtigung erweisen müssen. Demnach erscheint es selbstverständlich, daß all sein Denken um die fast peinigende Frage kreiste: wie vermag das Deutsche Reich sich seiner beiden Gegner, Frankreichs und Rußlands, zu erwehren? Auch in den Ruhestand hinein und bis in seine letzten Lebensstunden hat den Patrioten diese für ihn wirklich brennende Frage nicht bloß beschäftigt, sondern Antwort heischend förmlich verfolgt. Die kriegsgeschichtlichen Studien seiner letzten Jahre zielten eigentlich alle dahin, auf jene drohende Frage die rechte Antwort zu finden. Dies konnte nur im Hinblick auf geschichtliche Vorgänge geschehen, von denen als tatsächlichen Gegebenheiten die nötige überzeugende Kraft ausstrahlte. Es galt, das wohl verstandene Beispiel der bedeutendsten Feldherrn der Weltgeschichte sach- und zeitgemäß nachzuahmen. Was für ein heißes Ringen um geschichtliche Erkenntnis hat Schlieffen da betätigt! Aber bei Leibe nicht um der reinen Erkenntnis als solcher willen! Er forscht nicht so sehr, um Tatsachen festzulegen, Beweggründe aufzuhellen, ein möglichst getreues geistiges Abbild entschwundener Zeiten zu gewinnen; sondern er hält sich an diejenigen durch die Forschung erhärteten Tatsachen, welche seine freudige Teilnahme erregen, welche ihm den lebendigen Glauben an den Sieg seines Volkes stärken. Da ist vor allem zuerst Cannae, der glänzende Sieg des nachweisbar numerisch erheblich Schwächeren über den zahlenmäßig weit Überlegenen!

Dies Cannae soll Schlieffen lehren. Es ist gewiß schon tröstlich, daß die Geschichte so beglückende Vorgänge als völlig gesicherte Tatsachen uns überliefert; aber es ist noch beruhigender, wenn man klar erkennt, *wie* dieser herrliche Sieg erfochten werden konnte. Zwar weiß der an Clausewitzschem Denken Geschulte, daß solche, Siege erklärenden und verklärenden Untersuchungen schließlich mindestens auf *ein x* führen (und das liegt in der nur nachfühlend erfaßbaren Persönlichkeit des Feldherrn beschlossen), vielleicht sogar noch auf ein zweites (und das wäre jenes zum Cäsar gehörende Glück). Aber wenn auch solch bedeutsamer weltgeschichtlicher Vorgang wie Cannae, wenn auch das Feldherrntalent Hannibals den unverkennbaren Stempel des „Einmaligen" trägt (und Schlieffen war der erste, der das willig zugab), so ergibt andrerseits die unbestreitbare Erfahrung, daß dasjenige, was einmal geschehen ist, sich auch wiederholen, d. h. in ähnlicher Weise vor sich gehen könne. Es käme demnach darauf an, diejenigen Bedingungen zu schaffen und diejenigen Umstände heraufzuführen, welche Cannae ermöglichten, den Feldherrn aber und das zugehörige Schlachtenglück (als irrational und außerhalb menschlicher Willenseinwirkung liegend) vom Geschick zu erhoffen. Warum auch nicht? Stand dem preußischen Generalstabschef nicht wie von selbst und fast pflichtmäßig jener preußische König, jener „Einzige" vor Augen, der oftmals weit überlegene Gegner bezwungen und einer Übermacht siegreich standgehalten hatte? Saß Schlieffen nicht auf

Digitized by Google

dem Platze desjenigen Mannes, der Clausewitz' Theorie mit bewunderungswürdiger Meisterschaft gehandhabt, der die Kriegskunst zum Staunen und Schrecken der Welt aufs höchste vervollkommnet hatte? Durfte er nicht eine Parallele ziehen? 1866 und 1870, die glorreichen Kriege dieser Jahre, sie ließen sich mit den beiden ersten Schlesischen vergleichen; und wie der dritte Schlesische, der Siebenjährige Krieg, den Gewinn der beiden ersten sicherte, gegen halb Europa behauptete und Preußen in die Reihe der Großmächte führte, so mußte man denn wohl auch einen dritten zum Abschluß der Reihe 1866 und 1870/71 erwarten: Deutschland würde seine Weltstellung im Kampfe gegen die Welt verteidigen und erst so zu sicherem Besitz erringen müssen. Wie Friedrich der Große in den europäischen Krieg gezogen, ebenso dürfte Deutschland voll starken Glaubens in seinen Entscheidungskampf ziehen, wenn man es nicht sogar für besser gestellt halten wollte: denn Friedrich hatte, wenn sein Stern sank, nichts als Gift übrig; über dem deutschen Heere aber schwebte unverrückbar und in lichter Klarheit der Stern von Leuthen.

Das also war das Schlußglied in dieser Gedankenkette, die unter dem furchtbaren Druck der zwar nie ausgesprochenen, aber instinktmäßig geahnten Drohung übermächtiger Feinde aus heißen vaterländischen Empfindungen und innigster Versenkung in stolze geschichtliche Überlieferungen, aus unbeirrbarem Pflichtgefühl und zielsicherem, militärischem Denken erwuchs: der Führer, der mit Geistes- und Willenskraft begabt, jenes strategische Leuthen herbeizwingt; der nun nicht mehr bloß mit verstärktem, sondern mit schlechterdings unwiderstehlich starkem rechten Flügel die feindlichen Heeresgruppen überflügelnd umfaßt und an dem eigenen, mittleren und linken Frontteil entlang vor sich herfegt.

Schlieffen würde uns allein wegen dieses seines unausgesetzten Sorgens und Sichmühens unbedingte Hochachtung abnötigen; daß er jene tröstende Gedankenreihe aufzustellen, daß er ein strategisches Höchstziel zu weisen und dessen Erreichung glaubhaft zu machen wußte, verdient Bewunderung; und er ist unseres unauslöschlichen Dankes gewiß, da er seine Ideen unermüdlich ausmünzte, sie auf Generalstabsreisen, bei Manövern, in Kriegsspielen anschaulich anwendete und sie endlich schriftstellerisch aufs nachdrücklichste und glänzendste vortrug. Diese seine Wirksamkeit bezweckte das Wesentlichste: Heranbildung des Feldherrn und der Führer im Zukunftskriege.

Schlieffen glaubte hier die Grenzen nicht weit genug stecken zu können. Er begnügte sich nicht mit der Heranziehung der höheren Dienstgrade des Offizierkorps zur Betätigung in der Truppenführung, er machte nicht einmal bei den Hauptleuten halt, sondern trug keine Bedenken, zum Generalstab kommandierte Oberleutnants mit den Aufgaben höherer und höchster Truppenführung zu befassen, um eben dadurch auf die empfängliche Jugend einzuwirken. Seine Leitung der Generalstabsreisen, seine Kriegsspielaufgaben, seine Besprechungen taktischer und strategischer Aufgaben galten als musterhaft; sie führten auf die Höhe strategischer Einsicht und taktischen Verständnisses; sie

Digitized by Google

lehrten vollkommenste Ausnutzung des Geländes, gaben Direktiven für die Ansetzung der Marschziele sowie die daraus abgeleitete Verteilung der Truppen auf Straßen und Wege; sie drangen auf Beweglichkeit der einzelnen Heeresteile, hielten zwar unbedingt fest an dem „getrennt marschieren", lockerten aber die fest gewurzelte Anschauung, die da fordert: „vereint schlagen". Handelt es sich doch um Schlachten eines Ausmaßes, für welches das Wort „vereint" keinen Sinn mehr hat. Hierzu Schlieffen 1909 im „Krieg der Gegenwart" (= Cannae S. 278/80): „Die wesentlichste Aufgabe des Schlachtenlenkers ist damit erfüllt, daß er, lange bevor ein Zusammenstoß mit dem Feinde erfolgen kann, allen Armeen und Korps die Straßen, Wege und Richtungen angibt, in welchen sie vorgehen sollen und ihnen die ungefähren Tagesziele bezeichnet. Der Anmarsch zur Schlacht beginnt, sobald die Truppen die Eisenbahn verlassen haben. Von den Endbahnhöfen aus werden Korps und Divisionen, die einen den Marsch beschleunigend, die anderen etwas verhaltend, den Platz zu erreichen suchen, der ihnen in der Schlachtordnung angewiesen ist... Das Zusammenziehen zur Schlacht wird an Bedeutung verlieren. Diejenigen Korps, welche auf den Feind stoßen, werden den Kampf, ohne auf weitere Unterstützung zu rechnen, durchführen müssen... Auch die Schlachten der Zukunft werden den auf großen Räumen zu verwendenden Massen entsprechend mehrere, ja viele, wenn auch nicht 14 Tage wie bei Mukden in Anspruch nehmen... Um einen entscheidenden und vernichtenden Erfolg zu erzielen, ist ein Angriff von zwei oder drei Seiten, also gegen die Front und gegen eine oder beide Flanken erforderlich."

Die Idee der Umfassung (sie sei übrigens so alt wie sie wolle und nicht erst in unseren berühmten Infanterie-Exerzierreglements aufs stärkste verankert) bleibt, wenn nicht geistreich, so doch nutzbringend. Es ist das Kennzeichnende dieser Art von Ideen, daß sie als solche, d. h. gedacht, nicht gerade viel bedeuten, daß sie jedoch, als Methoden oder Verfahrungsarten gefaßt, schwer anzuwenden, aber, recht durchgeführt, in ihrer Wirkung kaum zu übertreffen sind [1]). So erwuchs Schlieffen die andere bedeutsame Aufgabe.

Seine Idee, die als reiner Gedanke so leicht erfaßt wird, hingegen als Ziel der Handlung so schwer zu erreichen ist, muß dem Leben eingegliedert, dem Denken eingehämmert, sie muß ein fester Bestandteil

[1]) Groener schreibt (S. 11): „Was Schlieffen wollte, ist offenbar trotz aller Einfachheit des Gedankens nicht in voller Klarheit erfaßt worden." Nein, daran liegt es wahrhaftig nicht; und wer so schreibt, dem ist der Gegensatz zwischen Denken und Sein nicht recht aufgegangen. Ferner stellt Groener Schlieffen als fortdauernden Mahner dar, der nicht müde wird, „das höchste Gesetz der Waffenentscheidung immer wieder herauszuheben," weil „im Leben gerade die einfachsten und klarsten Gesetze des Handels vergessen werden" (S. 14). Der Unterschied zwischen Theorie und Praxis! Aber wieder nicht recht erfaßt! Nicht vergessen werden diese „Gesetze des Handelns", diese Gedankendinge, sondern das Leben mit seinen verschiedenartigen Lagen und Widerständen läßt sie nicht rein zur Anwendung kommen. Leider besteht keine Möglichkeit zu ergründen, ob selbst die getreuesten Schlieffenschüler ihre so wohl eingelernte Lektion bei der Vorführung nicht wenigstens teilweise vergessen hätten. In der Clausewitzschen „Friktion" könnte auch die Schlieffensche Fiktion gar leicht verloren gehen.

Digitized by Google

kriegerischen Willens, das ungeschriebene Gesetz strategischer Entschlüsse werden. Und hier liegt nun Schlieffens weiteres Verdienst. Wahrhaftig nicht in der Idee des verstärkten rechten Flügels oder der sei es einfachen, sei es doppelten Umfassung. Diese Idee von Cannae oder von Leuthen nachzudenken, nachdem sie ein- oder mehrere Male nicht bloß vorgedacht, sondern sieghaft vorgemacht war — das hieß keine welterschütternde Theorie aufstellen, war nicht einmal eine besondere geistige Leistung, aber es war dafür die Großtat eines um sein Vaterland besorgten Strategen, der in der Anwendung solcher Ideen die einzige Rettung für die Kriegführung seines Volkes sah.

Und wieder kam ihm die Überlieferung zu Hilfe; wie sie ihm als kriegsgeschichtliche Erkenntnis den rettenden Gedanken „Cannae" zuwarf, so zeigte sie ihm in der hergebrachten Gewöhnung und Übung des militärischen Denkens das Mittel, seine strategische Ansicht zu verbreiten. Was ist nicht im preußischen Heere instruiert, was nicht bei Felddienstübungen und Manövern an Besprechungen und Kritiken geleistet worden? Welche vortrefflichen Darlegungen boten der Hauptmann wie der General; immer waren sie gründlich und zielbewußt, zumeist gewandt und sicher im Vortrag, oft das Thema (schließlich war es ja immer ein und dasselbe) geradezu geistreich und voller Überzeugungskraft variirend. Und dabei war dies Gefechtsexerzieren, dies Manövrieren und Felddienstüben doch lediglich Annahme, Phantasie, Spiel, Unwirklichkeit! Welch ein unerschütterliches Pflichtgefühl gehörte dazu, diese angenommenen Fälle, diese schemenhaften Vorgänge, welche natürlich, da unwirklich und nur in dem Spiel der Gedanken vorhanden, mehr oder weniger schematisch geraten mußten, immer von neuem durchzuüben und durchzudenken, zuletzt von dem entsetzlichen Zwiespalt gefoltert, Schemenhaftes mit Ernst und Eifer treiben zu müssen, um als Soldat für die Wirklichkeit gerüstet zu sein, und doch als Mensch den Ernstfall hinwegzuwünschen und damit das Kriegsspiel noch zweckloser zu gestalten.

Es war wahrhaftig eine harte Fron, und viel Entsagung und Selbstverleugnung mußte in diesem Dienste aufgewendet werden. Man hätte sich niemals über das Paradieren ereifern sollen; denn jeder Mensch hat das Recht wie die Pflicht, das Ergebnis seiner Tätigkeit aufzuweisen: und die Parade ist das Kern- und Glanzstück der Ausbildung des einzelnen wie des Truppenkörpers; hier ist Wirklichkeit, Entwicklung, Fortschritt und Ziel. Das andere freilich, das bloß Gedankenhafte, der Willensantrieb ist das Wesentlichere, das in die Zukunft Weisende, das Ideelle, wenn auch nur Schule, wenn auch nur Vorschule für den Ernst des kriegerischen Ringens; und es ist kein kleines Zeichen für das Pflichtgefühl, die ernste Dienstauffassung und die geistige Schwungkraft des Offizierkorps, daß es diesem abstrakten Ziel unentwegt nachgegangen ist, bestärkt nur durch das Beispiel hervorragender Führer und den Glauben an den Sieg. Schlieffens Größe aber besteht darin, daß er der Führer war, der in seinem strategischen Hochziel den Sieg zu gewährleisten schien. „Der preußische Schulmeister hat bei Königgrätz gesiegt": und dieser

Digitized by Google

Schulmeister war nicht der Bildung verbreitende Volksschullehrer, nicht der instruierende Unteroffizier, sondern Clausewitz, in dessen Schule alle die Generationen von Offizieren seit den Befreiungskriegen gegangen waren; Moltke aber war der größte unter ihnen. Und hat der preußische Schulmeister nicht auch im Weltkriege *gesiegt*, wenn auch zuletzt einer beschämend großen Übermacht und dem nationalen Zwiespalt erliegend? Dieser Clausewitz des Weltkrieges heißt Schlieffen. Nenne ihn so, dann hast du seiner geschichtlichen Größe den schuldigen Tribut entrichtet: er ist ein Nachbild Clausewitz und des älteren Moltke und ein Vorläufer der Feldherrngeneration des Weltkrieges. Seine Schule war gut, und die Schüler haben dem über alles verehrten Lehrer jede Ehre erwiesen und allen Ruhm zugesprochen, als ob *er* die Schlachten geschlagen und die Siege errungen, ja als ob man gar nicht zu ihm aufblicken dürfe, da *er* unbedingt schönere Siege erfochten und rühmlichere Ergebnisse gehabt hätte.

Hier ist die Stelle, wo das Blatt sich wendet, wo die Treue des tüchtigen Schülers zur hoffnungslosen Unbelehrbarkeit des bloß theoretisierenden Kritikers wird: wer die wuchtigen Taten der unter schwerster Verantwortung handelnden Feldherrn an den leichten Gedankengebilden des Theoretikers mißt, der vermißt sich in jedem Sinne des Wortes. Schlieffen hat niemals Gelegenheit gehabt, ein Heer zu führen und das Würfelspiel des Krieges zu versuchen; man mag das die Tragik seines Lebens nennen. Aber da es sich so verhält, sollte man nicht immer wieder Gelegenheit nehmen, Worte den Taten gleich zu setzen und Operationsschemata kriegerischen Entschlüssen.

Jetzt ist wieder Groener gewissermaßen als Vollstrecker des Schlieffenschen Testamentes aufgetreten. Dieses Testament vermittelt nicht den Besitz von Hab' und Eigen, Geld und Gut (obgleich die Schlieffen-Anhänger manchmal zu meinen scheinen, Schlieffens Idee im Kopfe und Schlieffens Operationsplan in der Tasche habe man ein siegbringendes Kapital); es verteilt nicht das Erbe des Schlieffenschen Geistes (diese Teilung ist längst aufs glücklichste vollzogen, und so mancher hat zum Schaden unserer Feinde ein „zwiefältig Teil" empfangen, wofür denn wieder andere haben leer ausgehen müssen); es breitet nicht wie jenes „Cannae" die schriftstellerischen Schätze Schlieffens von neuem aus, die schon lange uns allen gehören. Sondern Groener hat Schlieffensche strategische und militärische Einsichten und Wünsche, in der Art so mancher politischer Testamente, zusammengestellt, um die daraus gewonnenen kritischen Maßstäbe an die kriegerischen Vorgänge des Jahres 1914 anzulegen und Verfehlungen über Verfehlungen nachzuweisen.

Diese Einstellung des Groenerschen Buches bedeutet eine Kopfstellung der Wahrheit. Er kritisiert den Weltkrieg aus Schlieffen; es ist richtiger, Schlieffen aus dem Weltkrieg zu beurteilen. Groeners Kritik ist ungeschichtlich; sie mag militärisch gelten, geschichtlich nicht. Das Schlieffensche Testament ist bereits vor und im Weltkrieg vollstreckt worden; es enthielt eine Menge glücklicher Ideen und brauchbarer Operationspläne, es stellte eine Fülle militärischer Schwung-

Digitized by Google

kraft, Energie und anderer bedeutender Führereigenschaften dar. Und dementsprechend vollzog sich der im Schlieffenschen Geiste unter allerstärkster Gefährdung der östlichen Front durchgeführte Aufmarsch, welcher nur jenen Fehler Schlieffens vermied und den linken Flügel so stark machte, daß nicht mit seiner Zurückdrängung und mit einer Ueberflutung des Elsaß durch die Franzosen oder gar mit ihrem Vorstoß über den Rhein nach Süddeutschland gerechnet werden mußte. Und so ging es vortrefflich, einen vollen Monat hindurch immer vorwärts zum größten Schrecken der Franzosen, die erst wie befreit aufatmeten, als das „Marnewunder" sie rettete. Wir nennen es das Unglück an der Marne, Leute, die sich eignen kriegerischen Unglücks zwar nicht freuen, aber fast rühmen, bezeichnen es als Niederlage: in der Tat war es ein aus Mißverständnis und Ängstlichkeit angeordneter Rückzug, dessen Urheber einem nervösen Mißgriff Moltkes zufolge und unter dem Walten eines besonderen Mißgeschicks handelte [1]). Dieser Rückzug erschien den Franzosen zuerst, nach soviel Fehlschlägen und Niederlagen, als ein „Wunder" und wurde allmählich zu einem Siege, je mehr wir Deutschen selbst dazu neigten, ihn als Niederlage zu empfinden. Und die Niederlage galt ihnen um so schwerer, als sie geglaubt hatten, sich von diesem Siege jene entscheidende Umfassung (Groener S. 236) versprechen zu dürfen, welche dem Kriege ein Ende bereitet hätte. Besser treffen es schon diejenigen, welche bedauern, daß jene zwei Armeekorps nach dem Osten haben abgegeben werden müssen; aber freilich spricht dieses Abgebenmüssen nicht für den Kriegsplan Schlieffens, der alles auf den Westen gesetzt hatte. Am richtigsten argumentiert wohl, wer das Übel an der Wurzel faßt und mit jenen französischen Militärkritikern sich wundert, daß der deutschen Heeresleitung diejenigen Mittel nicht rechtzeitig bewilligt wurden, welche sie instand gesetzt hätten, die etwa 600 000 Ersatzreservisten auszubilden. Aus ihnen hätten diejenigen Armeekorps aufgebracht werden können, welche für die Durchführung des Schlieffenschen Planes fehlten.

Der Aufmarsch gegen Frankreich und die ersten Operationen auf dem französischen und belgischen Kriegsschauplatz waren durchaus im Sinne Schlieffenscher Ideen angelegt, mußten aber nach Maßgabe der Verhältnisse anders durchgeführt werden, weil schlechterdings die dafür erforderlichen militärischen Kräfte nicht vorhanden waren. Wer dies nicht sehen, anerkennen und zugeben will, der findet allerdings immer neue Veranlassung, auf die kurzsichtige Oberste Heeresleitung zu schelten, sie törichter Abweichung von den grandiosen Schlieffenschen Plänen zu zeihen und alle Fehlschläge ihr zuzuschreiben, wird aber für seine Person gewärtig sein müssen, daß man ihn als absoluten militärischen Kritiker anspricht, der immer nur nach dem Sollen und dem Ideal

[1]) Helmolt (in einem Sonderdruck aus der wissenschaftlichen Festschrift zur 700-Jahr-Feier der Kreuzschule zu Dresden 1926) formuliert als „Endresultat" der bezüglichen Untersuchungen des Reichsarchivwerkes (Der Weltkrieg 1914 bis 1918. Bd. 3, 4.): „Moltke und Hentsch die Alleinschuldigen." Damit ist Bülow, der bei Schultze (Die Marneschlacht, 2. Aufl. 1923 [= Schriften d. Hist. Ges. H. 1]) als mitschuldig erscheint, entlastet.

Digitized by Google

ausschaut, nicht aber als einen Wahrheitsucher, der die Bedingungen und Voraussetzungen des Handelns untersucht, denen zufolge die auch nur annähernde Durchführung des Ideals nicht möglich erscheint. Hier tritt ganz offenbar das stark Problematische dieser Schlieffenschen operativen Ideale zutage, das ihnen von Anfang an eigen war; denn für den ersten derartigen Schlieffenschen Operationsentwurf (1905) wenigstens ist erwiesen, daß er mit mehr Truppenkräften rechnete, als überhaupt zur Verfügung standen. Die Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit fällt also Schlieffen zur Last, und zwar in verstärktem Maße; denn es gilt doch für leichter und ist es auch, die Gedankenwelt nach dem Gegebenen zu formen als die eben geschehenden Dinge nach einem ausschweifenden Plane zu gestalten.

Trotzdem: Schlieffen in Ehren, und unsere Feldherren in Ehren! Aber Schlieffen selbst von dem jüngeren Moltke streng gesondert! Denn hier hinkt nicht bloß jeder Vergleich, sondern er sollte logischerweise völlig ausgeschlossen sein. Was Schlieffen nur gedacht, hat Moltke durchzuführen versucht; und wenn ihn nach glücklichem Gelingen das Mißgeschick an der Marne durch eigenes Verschulden traf, — man soll darüber nicht vergessen, daß unter seiner Leitung die Vorbereitungen für Tannenberg getroffen wurden, daß er Hindenburg und Ludendorff an den Platz berief, auf dem ihnen beschieden war, einen Cannae mindestens gleichen Sieg davonzutragen. Oder will man auch hier meinen, die beiden brauchten nur zu kommen, die Schlieffensche doppelseitige Umfassung anzuwenden und die Sache war gemacht? Sollten wirklich nur gerade drei Tage nötig gewesen sein, um die hier und dort stehenden, marschierenden, kämpfenden Truppen an den ihnen bestimmten Plätzen zu versammeln[1])? Weiter: Unter Moltkes Leitung ist es doch auch geschehen, daß jene zwei Armeekorps aus der Westfront herausgezogen und nach Ostpreußen abgegeben wurden; und wie man ihm diese Entblößung der Westfront verübelt hat, so wird man ihm andrerseits doch wohl danken müssen, daß er damit die Voraussetzungen für den Erfolg an den Masurischen Seen geschaffen hat.

Was Groener als Testamentsvollstrecker Schlieffens angeht, so ist er mit Tannenberg durchaus zufrieden; hier schweigt seine Kritik. Und doch muß dies ungerechtfertigt erscheinen, denn nachdem Moltkes Kriegführung im Westen, auch die vor dem Marneunglück liegende, keine, aber auch gar keine Gnade vor Groeners Augen gefunden, hätte er den glücklichen Beziehungen Moltkes zum östlichen Kriegsschauplatze wohl einige Bemerkungen widmen dürfen. Hindenburg wie Ludendorff fühlten sich doch augenscheinlich durch Moltke gefördert, sahen in ihm den genehmeren, bequemeren Generalstabschef des Feldheeres. Wie erklärt es sich sonst, daß sie daran dachten, Moltke wieder an Falkenhayns Stelle zu setzen?

---

[1]) In der Schrift des Generals Hoffmann: „Tannenberg, wie es wirklich war" (1926) kommt sogar Prittwitz wieder zu Ehren und Verantwortlichkeiten wie Verdienste werden nach Gebühr zuerteilt (s. S. 16 f., 21, 93 f.).

Digitized by Google

Falkenhayn, der fast zwei Jahre lang die Deutsche Oberste Heeresleitung darstellte, wird trotz dieser seiner hervorragenden Stellung merkwürdig wenig in den Annalen des Weltkrieges genannt; und wenn man ihn dieser Ehre der Erwähnung würdigt, so geschieht es eigentlich nur, um ihm sogleich jedes rechte Verdienst abzusprechen und ihn schließlich noch eines Ehrgeizes zu zeihen, zu dem ihn fast nichts berechtigt hätte. Alberti, der Italiener, der sich seiner annimmt, sagt hierzu (S. 44): „Falkenhayn hat in Deutschland mehr Kritiker als Bewunderer gefunden; die Anbeter Schlieffens sind ihm gewöhnlich abgeneigt." Und S. 71, Anm. 1 zitiert er Freytag-Loringhoven, Menschen und Dinge (s. „Mitteilungen" 52, 97—101), nicht ohne zu betonen: „Es ist dies das einzige Werk, in welchem die Verdienste Falkenhayns in richtigem Lichte dargestellt sind." Man möchte hinzusetzen: in welchem ihm überhaupt Verdienste zugerechnet werden. Denn zumeist bemängelt man, aus überlegener militärischer Einsicht heraus, so vieles an seiner Handlungsweise und Amtsführung, daß lediglich Vorwürfe übrig bleiben. Gott sei Dank! ist Geschichte jedoch Tatsachenkunde und nicht strategisches Besserwissenwollen. Die Tatsachen aber sprechen beredt genug für Falkenhayn.

Es war wirklich nichts Geringes, zwei lange Jahre den verantwortungsvollsten Posten im Deutschen Reiche unter den schwierigsten Umständen innezuhaben, zumal er überdem mit der niederdrückenden Auswirkung aller schlimmen Folgen des Marneunglücks belastet war. Welch glücklicher Mann war doch der ältere Moltke gewesen, dieſen Staatsmann zur Seite und dieſen Monarchen neben sich! Zwar, mit seinem Kaiser durfte auch Falkenhayn wohl zufrieden sein. Aber welcher Feldherr, der eben als solcher Krieg führen und den Sieg erringen soll, konnte mit diesem Kanzler übereinstimmen, der schlechterdings nichts als Frieden wollte und niemals an Deutschlands unbedingtes Recht zur Kriegführung sowie an die Möglichkeit des Endsieges glaubte? Und gab es ein auch nur leidliches Auskommen mit diesem Bundesgenossen, um dessentwillen schließlich alles geschah und der, anstatt selbst alles Menschenmögliche zu tun, immer alles, und sogar Unmögliches, von dem anderen verlangte? Und welche Schwierigkeiten muß der Verkehr mit diesen Militärs, mit diesen Armeeführern gebracht haben, die, von Schlieffenschen Ideen durchdrungen und von deren alleiniger Richtigkeit überzeugt, in allen anders gearteten, aber unbedingt notwendig erscheinenden Maßnahmen stets nur Fehler sahen[1]),

[1]) Alberti bekämpft zwei dieser Schlieffen-Anhänger, Max Hoffmann und Groener. Er beruft sich auf Hoffmanns Schrift: „Der Krieg der versäumten Gelegenheiten" (Moltke spricht in seinen Erinnerungen S. 413 von Falkenhayns Führung als von einer „Strategie der verpaßten Gelegenheiten"), in welcher ausgeführt wird, „daß Falkenhayn den Schlieffenschen Plan hätte wieder aufnehmen müssen, indem er etwa zehn Armeekorps auf den rechten Flügel warf, selbst auf die Gefahr hin, einen Teil von Elsaß-Lothringen in der Hand des Feindes zu lassen. Hoffmann fügt sogar hinzu, daß der Chef des Feldeisenbahnwesens, General Groener, diesen Plan Falkenhayn an die Hand gegeben habe, indem er ihm einen Vorschlag über die Beförderung von sechs Armeekorps unterbreitete." Alberti fährt fort (S. 49): „Wie man sieht, befinden wir uns mitten

Digitized by Google

und dies um so mehr und mit verstärkter Berechtigung, wenn sie auf schöne Erfolge hinweisen konnten, die sie der glücklichen Anwendung Schlieffenscher Ideen zu verdanken glaubten?

Es bedurfte wahrhaftig eines in besten preußischen Überlieferungen wurzelnden Mannes, eines treuen Gefolgsmannes seines obersten Kriegsherrn, um diese Stellung des Generalstabschefs in der verfahrenen Lage der ersten Septembertage 1914 einzunehmen und sie unter dem fortdauernden Drucke eigener schwerster Verantwortung wie jener oben erwähnten Verhältnisse zu halten und zu behaupten. Es gehörte frischer Mut und unbeirrbare Entschlossenheit dazu, sich hier in die Lücke zu werfen. Wer sie recht ausfüllen wollte, brauchte stärkstes Pflicht- und stolzestes Selbstgefühl; vor allem mußte er jene geistige Selbständigkeit haben, die ihn befähigte, neue Ziele zu stecken, da die Schlieffenschen unerreichbar oder wenigstens, als nicht erreicht, abgetan schienen, und mit einer schier unverwüstlichen Nervenkraft ausgestattet sein, um allen auf ihn einstürmenden Ereignissen, allen an ihn herantretenden Anforderungen nicht bloß gewachsen zu sein, sondern diese oft weitgehenden Forderungen mit seinen eigenen Zielen in Einklang zu bringen sowie in höchster Selbsttätigkeit jene entscheidenden Entschlüsse zu fassen, welche bedeutsame Ereignisse hervorzutreiben bestimmt sind.

So verlockend es nun wäre, Falkenhayns militärische Leitung des Krieges eingehenderer Betrachtung zu unterziehen, so wenig kann daran gedacht werden, solchen Lockungen in diesen Blättern nachzugeben. Es würde notwendigerweise zu langwierigeren militärkritischen Erörterungen führen, welche füglich den Fachleuten überlassen bleiben, da sie vorwiegend einer an sich wertvollen Schulung operativen Denkens dienen, manchmal aber auch nur durch ein Besserwissen glänzen, das jetzt niemandem mehr nützt, die hier angestrebte geschichtliche Erkenntnis dagegen erheblich zu trüben geeignet ist[1]). Deshalb sei von allen anderen Vorgängen und Ereignissen abgesehen, als da sind: Übergehen zum Stellungskrieg, „Wettlauf" nach dem Meere usw. Nur zweier Tatsachen oder Vorgangsreihen sei in Kürze gedacht: Gorlice-Tarnow 1915 und Verdun 1916.

---

drin im Gebiete des ‚Wenn und Ob'. Wer war General Groener? Hatte er jemals, damals oder nachher, irgendwelche Bewährung hinsichtlich strategischer Entwürfe oder der Truppenkenntnis? Wenn aber die Deutschen sechs Armeekorps auf den rechten Flügel gebracht hätten, konnten dann die Franzosen nicht vielleicht dasselbe tun?"

[1]) Jedenfalls gewinnt diese nur, wenn der Militär mit fachmännischer Einsicht die Führung und Auswirkung der Operationen festlegt, den Tatbestand und das Ergebnis darstellt und beleuchtet. Wenn er dagegen über diese Beschreibung der kriegerischen Aktionen, über diese Schilderung der Schlachten hinaus des genaueren erörtert, wie es hätte besser gemacht werden können und sollen, so ist er bestimmt nicht auf dem richtigen Wege. Oder erscheint die Würde der Geschichte noch gewahrt, wenn Groener dahin gelangt (S. 20), einen Bülow leichtherzig mit schlechten Noten zu bedenken. Schreiber dieses kennt einsichtige und im Kriege wohl bewährte Militärs, die schon in Vorkriegszeiten sich nicht überwinden konnten, Schlieffens herbes Urteil über Steinmetz gutzuheißen.

Digitized by Google

Was Verdun anbelangt, so ist Falkenhayns Urheberschaft stets gern anerkannt und seine volle Verantwortlichkeit, da das Unternehmen allgemein als gescheitert und nutzlos angesehen wird, aufs nachdrücklichste betont worden. Dagegen hat man ihm den wieder unbestreitbaren strategischen Erfolg größten Ausmaßes — eben Gorlice-Tarnow — abzuerkennen gesucht. Wenn man auch nicht so weit gegangen ist, es für einen „ordinären Sieg" (im Sinne Schlieffens) zu erklären, so hat man doch den starken Kräfteeinsatz bemängelt, die großen Verluste betrauert und schließlich bedauert, daß Falkenhayn nicht, anstatt den Durchbruch bei Gorlice anzusetzen, jenem Plane beigepflichtet und ihn zur Ausführung gebracht hat, der mit mächtigem Ausgreifen vom linken Flügel (Hindenburg) her das russische Dreimillionenheer einzukesseln dachte. Als ob sich ein Dreimillionenheer überhaupt einkesseln ließe! Was war doch im Spätjahr 1914 bei Brzeziny geschehen? Da waren zwei ganze deutsche Armeekorps strategisch geliefert, eingekesselt; denn man war zwar mit schwächeren Kräften darauf und daran, die stärkere russische Macht überflügelnd einzukreisen, aber dabei geschah es, daß jene zwei Armeekorps ihrerseits sich völlig umstellt sahen; und nur die Entschlußkraft der Führer und die Stoßkraft deutscher Regimenter ermöglichte die Rettung. Niemand denkt daran, diese groß angelegte, zwar nicht entscheidende, aber die „Dampfwalze" zum Stehen bringende kriegerische Operation Hindenburgs auch nur im geringsten zu bekritteln, weil sie die beiden Armeekorps in eine schwierige Lage brachte; dagegen soll sich auch niemand einfallen lassen, die glänzende Waffentat von Brzeziny im Zusammenhang der Durchführung jenes Kriegsplanes zu betrachten; sondern man wird sich wohl oder übel auf den Standpunkt stellen müssen, daß bei Brzeziny ein schlimmste Gefahr bringender strategischer Mangel durch glückliche taktische Manöver und militärischen Schneid ausgeglichen worden ist.

Sollte Falkenhayn hieraus nicht gelernt haben? Jedenfalls konnte der Feldzug gegen Frankreich im September 1914, konnte der gegen Rußland im November 1914 nicht gerade für Schlieffensche Kriegführung einnehmen. Jedenfalls ist es ein Zeichen der Selbständigkeit und der geistigen Freiheit Falkenhayns, daß er ein neues Mittel suchte und fand: Durchbruch und Aufrollung der feindlichen Front. Und Gorlice wurde sein Meisterstück! Aber weil es unbestreitbar ein Meisterstück, hat man in Falkenhayn nicht den Meister sehen wollen. Man hat ihn geradezu ausgeschaltet: die Idee stamme von Hötzendorf, die Durchführung sei Mackensens Verdienst. Aber die Mißgünstigen merken nicht, daß gerade diese Unterscheidung in ihrer mechanischen Art Falkenhayns Anteil noch stärker herauszuheben vermag.

Man kann von philosophischen Ideen als solchen ungemein viel halten, militärischen aber sehr zweifelnd gegenüberstehen. Man kann mit einem gewissen Recht geneigt sein, sie für sehr einfach, alltäglich und auf der flachen Hand liegend zu halten; man kann sogar auf dem Standpunkt stehen, daß sie überhaupt erst in der Anwendung von Wert würden und sonst verzweifelt wenig oder gar

Digitized by Google

nichts bedeuten. Wäre Gorlice die Idee Hötzendorfs, so wäre es lediglich das Privatvergnügen dieses mit großer Leidenschaft für andere spekulierenden Militärs (der übrigens das große Glück hat, von unseren Schlieffen-Anhängern wegen seiner glänzenden Ideen bewundert und hinsichtlich seiner schwachen strategischen Leistungen mit den „schlechten", ihm zur Verfügung stehenden Truppen entschuldigt zu werden). Die Idee Hötzendorfs über Gorlice würde also fast gar nichts bedeuten; die Idee Falkenhayns über Gorlice bedeutete dagegen ein weltgeschichtliches Ereignis, denn er durfte als Vertreter der Obersten Heeresleitung diesen Gedanken mit glücklichem Gelingen in die Wirklichkeit überführen. Mackensen aber war von ihm mit der Ausführung betraut; und diese Wahl bewährte sich. Wenn also selbst die Idee Hötzendorfs Eigentum wäre (sie ist es aber nicht, wie Alberti S. 54 ff. nachweist) und die Ausführung Mackensens, so wäre doch Falkenhayn der Mittelpunkt dieser Vorgangsreihe: ihm ist die Idee unter Erwägung ihrer großen Auswirkung zum kühnen Entschluß geworden, er hat die strategischen Vorbereitungen, die organisatorischen Maßnahmen getroffen und in Mackensen den gefunden, der die taktische Ausführung an der Spitze deutscher Truppen aufs glücklichste vornahm.

Ueber Verdun sei nur bemerkt, daß es strategisch ähnlich wie Gorlice-Tarnow gewertet werden kann. Wenn Falkenhayn sich dahin äußerte, das französische Heer müsse zum „Ausbluten" gebracht werden, so hatte er damit als Tatsachenmensch den nächsten Zweck im Auge. Diesen aber hat er anfänglich erreicht. Ist nicht sein gewichtiger Gegner Nivelle wegen der von ihm auf anscheinend verlorenem Posten eingesetzten Menschenkräfte aufs härteste angegriffen worden? Gedenken wir nicht mehr der stolzen Hoffnungen, die wir hegten, als von den siegreichen Kämpfen und dem Vorschreiten deutscher Truppen bei Verdun die Meldungen einliefen? Verbanden sich hiermit nicht freundliche Aussichten für das Kriegsende, wenn der U-Boot-Krieg gleichzeitig einsetzte? War es zu kühn, den höheren Zweck ins Auge zu fassen, von einem Vorstoß auf den durch „Ausbluten" geschwächten Feind und von einem Durchbruch wie bei Gorlice zu träumen? Aber der U-Boot-Krieg, wie ihn sich Tirpitz vorstellte, kam nicht, und Tirpitz ging. Und die Truppenmassen, die man brauchte, um den Feind zu schwächen, sie waren schließlich nicht verfügbar, weil der ideengewaltige Hötzendorf der Meinung war, die österreichischen Truppen müßten gegen Italien vorstoßen und hier endlich die lange ersehnten Lorbeeren pflücken. Denn es war wieder eine große Idee und eine plausible Meinung — erst sollte ein Kleinerer am Boden liegen, den man mit bester Aussicht bekämpfen könne. Dann Frankreich. Aber Falkenhayn wußte, daß der Krieg nur dort zu Ende gehen könne, wo er begonnen, daß Frankreich nur besiegt mit uns Frieden machte. Daher sein Festhalten an dem Plan auf Verdun. Bis die Österreicher, anstatt in Italien Lorbeeren zu pflücken, deutsche Hilfe dringlichst erbitten mußten und ihre Lage so schlecht war, daß sie ihnen gewährt werden mußte. Bis die durch Abgabe von Streitkräften nach Italien geschwächte österreichische Russenfront vor der Brussilow-Offensive völlig zusammenbrach und hier

Digitized by Google

deutsche Kräfte eiligst eingesetzt wurden. Inzwischen war man vor Verdun gescheitert und der Plan Falkenhayns vereitelt: sein Ausscheiden aus der Obersten Heeresleitung erschien notwendig. Ein offensichtlicher, wenn auch erklärlicher kriegerischer Mißerfolg machte seiner Leitung des Gesamtheeres ein Ende, wie es vorher dem jüngeren Moltke ergangen war und nachher Ludendorff widerfuhr, so daß dann Groener zum letzten Furchtbaren berufen wurde.

Noch war es Falkenhayn vergönnt, jenen glänzenden Feldzug in Rumänien und Siebenbürgen zu führen und seine militärisch-strategischen Qualitäten in alles bedenkender, zielsicherer sowie trotz schwierigster Lage ruhiger Vorbereitung, in Umfassung, ja Umgehung, in Einkreisung und überraschendem, unwiderstehlichem Vorstoß zu bewähren; noch durfte er in glücklicher Kooperation mit dem ihm jetzt übergeordneten Mackensen die Feinde durch Walachei und Moldau bis zum Pruth jagen, wo sie von russischen Truppen aufgenommen wurden. Freilich hat man ihm auch diese Verdienste streitig gemacht; denn Hindenburgs und Ludendorffs Bemühungen sei es zu verdanken, daß die für Rumänien bestimmte Armee aufgebracht worden sei. Dazu bemerkt Alberti mit Recht (S. 11): „Falkenhayn müßte demnach in gleicher Weise am Ruhm der Winterschlacht in Masuren teilhaben, für die er ganz neu die Streitkräfte geschaffen hatte, die das Unternehmen erst möglich machten."

Wenn aber Falkenhayn auch die Oberste Heeresleitung niederlegte, sein Geist und seine Durchbruchs- und Frontvereinzelungsidee blieb lebendig. Als Ludendorff im Frühjahr 1918 die deutschen Truppen vorbrechen, die feindliche Front einbeulen und die Ausbuchtung sackartig erweitern ließ, als er jenen Keil auf den Lötpunkt der französisch-englischen Stellungen, auf Amiens zu vortrieb, als wir mit Stegemann nicht daran zweifelten, daß er Amiens zu erreichen, die Franzosen und die Engländer voneinander zu trennen und diese zum Meer abzudrängen versuchen werde, — lebte da in uns nicht die Ahnung auf, daß er Falkenhayns Verdun wieder aufnahm und dessen Gorlice ihm vorschwebte? Jedenfalls war aus dem Umfassungs- der Durchbruchs-Stratege geworden: das Schlieffensche Cannae-Schema durchbrochen vom Durchbruchsgedanken! Der Geist, der in den Dingen steckt, setzt sich eben schließlich durch. Leider hat er hier nur noch über das an die Dinge herangebrachte Schema siegen können; seine volle Auswirkung im Endsieg zu erfahren, war ihm bei der Unzulänglichkeit der deutschen Kampfmittel nicht möglich.

So blieb ja auch Schlieffens Hauptidee, der große Schlag in Frankreich, unausgeführt. Ob Schlieffen selbst sein Ziel erreicht hätte, ist eine müßige Frage. Er kann, historisch betrachtet, immer nur als Wegbereiter gewaltiger kriegerischer Entscheidungen gelten. Tannenberg und die Winterschlacht (in Masuren) werden stets an ihn erinnern. Aber zeugt Hindenburg nicht auch für Falkenhayn, wenn er, freilich ohne sie zu erörtern, die Frage aufwirft, „ob wir (d. h. Hindenburg und Ludendorff als Heeresleitung) unter dem Eindrucke der gesamten politischen und kriegerischen Lage anders geplant und anders gehandelt hätten" als Falkenhayn?

Digitized by Google

Neue Literatur zur griechischen und hellenistischen Geschichte.

Es sei begonnen mit den Fortsetzungen dreier bedeutender Werke. O. Kern legt den letzten Band des unvollendet hinterlassenen Werkes seines Freundes Carl Robert vor[1]). Da ich mich über die allgemeine Bedeutung der sagengeschichtlichen Forschung bereits bei Anzeige der letzten Teile des Werkes („Mitteilungen" 1925, S. 29 f.) geäußert habe, mögen für den abschließenden Band — es fehlt nur noch das Register — einige auf seinen Inhalt hinweisende Worte genügen. Im Vorwort nimmt Kern zu den Äußerungen Ulrichs v. Wilamowitz (Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1925) Stellung; er gibt zu, daß Roberts Buch keine Geschichte der griechischen Heldensage geworden ist, betont aber mit vollem Recht, daß Robert den Grund zu ihrem Aufbau gelegt und in der Durchdringung der gesamten mythographischen Überlieferung eine Arbeit geleistet hat, von der noch viele Generationen zehren werden. — Behandelt werden die Heimkehr der Atreiden (der Tod des Agamemnon, die Irrfahrten des Menelaos, Oreſtes), die Irrfahrten des Odysseus, die Heimkehr der übrigen Achaier (u. a. des lokrischen Aias, des Neoptolemos, des Diomedes, Philoktetes, sonstige Nostensagen) und schließlich die Schicksale Antenors und des Aineias. Da neuerdings von verschiedenen Seiten mit großem Eifer versucht wird, die Irrfahrten des Odysseus zu lokalisieren, sei auf die interessante Zusammenstellung der antiken Deutungen hingewiesen (S. 1380 ff.). Vielleicht dient sie dazu, das Moment des Willkürlichen, das diesen Lokalisierungen naturgemäß anhaftet, stärker herauszustellen.

Von dem IV. Bande der „Antiken Schlachtfelder" von Joh. Kromayer liegt uns die 2. Lieferung[2]) vor. Sie behandelt recht Verschiedenartiges: Mykale, Delion 424 v. Chr., Amphipolis 422, Mantinea 418, Kunaxa 400, Rückzug der Zehntausend, Sardes 395, Leuktra 371, Mantinea 362. Die Vorzüge des Werkes, das durch eingehendes Studium der Schlachtfelder zu einem Verständnis der antiken Berichte zu gelangen sucht, anstatt sie als unverständlich souverän beiseite zu schieben, habe ich bereits bei der Anzeige der 1. Lieferung gewürdigt. Ich will deshalb hier nur auf einige Einzelheiten hinweisen.

Kromayer versucht, mit Hilfe der Entfernungsangaben Xenophons das Schlachtfeld von Kunaxa trotz der ungünstigen Verhältnisse der babylonischen Tiefebene zu bestimmen. Man wird ihm zustimmen können, wenn er die persischen Truppen des Kyros an Zahl den

[1]) Die griechische Heldensage. 3. Buch, 2. Abt., 2. Hälfte: Der troische Kreis: Die Nosten. (= Griechische Mythologie von L. Preller. 4. Aufl. II 3, 2.) 8°. VII, S. 1290—1532. Berlin, Weidmann, 1926. Mk. 7.50.

[2]) Antike Schlachtfelder. Bausteine zu einer antiken Kriegsgeschichte. 4. Bd.: Schlachtfelder aus den Perserkriegen, aus der späteren griechischen Geschichte und den Feldzügen Alexanders und aus der römischen Geschichte bis Augustus von J. Kromayer und G. Veith. 2. Lieferung. Gr.-8°. S. 171—323. Berlin, Weidmann, 1926. Mk. 7.50.

Digitized by Google

griechischen Söldnern gleichstellt. Der Bericht über die Schlacht wird vollkommen verständlich, wenn die Bemerkung Xenophons, der Großkönig habe mit seinem Zentrum außerhalb des linken Flügels des Kyros gestanden, als ein Irrtum beseitigt wird. — In seinem Beitrag zum Rückzug der Zehntausend geht C. F. Lehmann-Haupt zunächst auf die Länge des Parasangen ein; er glaubt, einen Parasangen von 5,94 km nachweisen zu können, der in 30 persische Stadien zerfiel. Damit werden, wie auch Kromayer zugibt, die bisherigen Schwierigkeiten der Wegmessung größtenteils beseitigt. Was Lehmann-Haupt zur Stütze seiner Ansicht über die Erwähnung des Parasangen bei Herodot ausführt, erscheint durchaus stichhaltig. Auf den Rückzug selbst geht er nicht ein; er verweist dafür auf sein Buch „Armenien einst und jetzt", aus dem er S. 260 eine Karte mit der Rückzugslinie abdruckt. So kann hier kritisch auf seine Ergebnisse nicht eingegangen werden; hingewiesen sei nur darauf, daß er auch von der Linienführung v. Hoffmeisters (Durch Armenien, Leipzig 1911) abweichen zu müssen glaubt.

So verständlich die ständigen Verweisungen auf Kromayers Schlachtenatlas sind, ist es doch zu bedauern, daß dem 4. Bande die vorzüglichen Karten fehlen, die bei den ersten drei Bänden das Studium so erleichtern.

Die Hoffnung, die große neue Fragmentensammlung von Felix Jacoby vollendet zu sehen, steigt mit jedem Bande, den der Verfasser herausbringt[1]). Daß es ihm möglich war, diesen besonders wichtigen und schwierigen Band schon 3 Jahre nach dem 1. Bande (vgl. „Mitteilungen" 1924, S. 62 f.) fertig zu stellen, gibt uns die Gewißheit, daß der Abschluß in absehbarer Zeit erwartet werden kann. Alle methodischen Bedenken, die man der Anordnung der Sammlung gegenüber erheben kann, müssen jetzt zurücktreten; wir müssen dankbar sein, daß Jacoby das Unternehmen überhaupt in Angriff genommen hat und so rüstig fördert.

Der vorliegende Band A ist neben dem noch ausstehenden Band B, der die Spezialgeschichten (darunter die Alexanderhistoriker) und die Biographien enthalten soll, für den Historiker der bei weitem wichtigste. Zu begrüßen ist es, daß Jacoby zwar wie im ersten Bande sämtliche Bruchstücke eines Historikers an der Stelle bringt, an die sein Hauptwerk gehört, aber doch im Inhaltsverzeichnis jedes Werk chronologisch einreiht. So erscheinen Theopompos und Kallisthenes mit ihren Ἑλληνικά unter A, während die laufende Nummer, die ihrem Namen in Klammern vorausgesetzt ist, den Platz angibt, an dem man ihre Fragmente findet. Ich erwähne dies hier, weil solche Hinweise die praktische Benutzung der Sammlung dankenswert erleichtern.

Aus dem reichen Inhalt erwähne ich u. a. die Hellenika von Oxyrhynchos, Ephoros mit 236 Fragmenten, Anaximenes von Lampsakos,

[1]) Die Fragmente der griechischen Historiker (FGrHist). 2. Teil: Zeitgeschichte. A: Universalgeschichte und Hellenika. C: Kommentar zu Nr. 64 bis 105. 2 Bände. Gr.-8°. IX, 507 S. und 340 S. Berlin, Weidmann, 1926. Zusammen Mk. 40.—.

Digitized by Google

Duris (96), Phylarchos (85), Poseidonios (123), Nikolaos von Damaskos (143), Strabon. Wertvoll ist bei Poseidonios die Anfügung eines Anhanges, der an größeren Stücken aus Photios, Plutarch, Diodor, Strabon, den Konstantinexzerpten und Vitruvius die historische Art des Poseidonios zur Anschauung bringen soll. Ebenso sind aus Josephus zwei Reden als Proben der schriftstellerischen Kunst des Nikolaos Damaszenus beigegeben.

Der Kommentar, Band C, bringt wieder eine Fülle der Belehrung, wie sie nur eine eingehende Kenntnis der gesamten antiken Literatur und der ihr gewidmeten modernen Forschung bieten kann. Für die Hellenika von Oxyrhynchos, dieses größte Historikerfragment, das uns ein Papyrus beschert hat, kommt nach Jacoby weder Theopompos noch Kratippos noch Anaximenes noch Ephoros in Frage. Vielmehr möchte er Daimachos für den Autor halten, der vielleicht nach Plataiai gehöre und Verfasser eines zeitgeschichtlichen Werkes gewesen sei; er müsse nach einem antiken Zeugnis als die Quelle für die ältere boiotische Geschichte bei Ephoros betrachtet werden. Die boiotische Herkunft des Daimachos und die engen Beziehungen des Ephoros zur oxyrhynchischen Hellenika lassen nach Jacoby die Zurückführung derselben auf diesen Historiker als gut bezeugt erscheinen. Meines Erachtens stimmt diese Rechnung doch nicht ganz. Zu einem sicheren Urteil wissen wir über Daimachos zu wenig; was Jacoby für ihn anführt, sind nur Mutmaßungen, da nicht einmal seine boiotische Abstammung feststeht. Denn sie läßt sich weder aus dem Zeugnis des Porphyrios noch aus den 4 erhaltenen Fragmenten beweisen. Bei ruhiger Prüfung der beiden ersten kann man kaum mit absoluter Sicherheit Daimachos als Verfasser eines zeitgeschichtlichen Werkes und als Quelle des Ephoros bezeichnen; das 3. und 4. Bruchstück stammen aus *πολιορκητικὰ ὑπομνήματα* des Daimachos. Deshalb kann weder die Autorschaft des Theopompos (Ed. Meyer) noch die des Kratippos (vor allem C. F. Lehmann-Haupt und Walker) als unmöglich abgetan gelten.

Es wäre kleinlich (und auch hier nicht der Ort), einer solchen Leistung gegenüber an Einzelheiten Kritik zu üben und bei abweichenden Ansichten die des Verfassers als verfehlt erweisen zu wollen; nur auf einen Punkt möchte ich noch kurz eingehen. Mit Recht sieht Jacoby nach Schwabs Vorgang in dem berühmten Ausfall des Livius IX 18, 6 (levissimi ex Graecis) einen Angriff auf Timagenes (C S. 223 f.), wenn auch in dieser Hinsicht große Vorsicht geboten ist (vgl. W. Hoffmann, Das literar. Porträt Alex. d. Gr., 38, 2). Doch kann ich nicht einsehen, daß Kaerst (Forschungen zur Alexandergesch. S. 92 ff.) sich einen unbegreiflichen Widerspruch hat zuschulden kommen lassen, wenn er auch die alexanderfeindliche Haltung des Trogus auf Timagenes zurückführen möchte. Allerdings wissen wir von Timagenes zu wenig, um irgendeinen sicheren Schluß zu ziehen, und dann geht die ungünstige Beurteilung des Charakters Alexanders in viel frühere Zeit zurück, nämlich auf eine hellenistische Darstellung. Daß Trogus selbständig die dunkleren Züge aus der alexanderfeindlichen Tradition teils eingeführt, teils verstärkt hat (S. 228),

Digitized by Google

erscheint mir nicht annehmbar. Denn eine solche Arbeitsweise würde dem Trogus so viel Selbständigkeit zutrauen, daß er auch hätte imstande sein müssen, die beiden entgegengesetzten Auffassungen Alexanders, die jetzt unvermittelt nebeneinander stehen, zu einem einheitlicheren Gesamtbild Alexanders zu verschmelzen. Muß man so die äußerliche Übermalung des kleitarchischen Alexanderbildes mit den dunklen Schatten eines orientalischen Despoten auf die Rechnung einer hellenistischen Alexandergeschichte setzen, so steht doch der Annahme, daß Timagenes diese Darstellung benutzt hat, nichts im Wege. — Den Abschluß des Bandes bilden kleinere Papyrusfragmente. Besonders gespannt sind wir auf den nächsten Band, der die Alexanderhistoriker enthalten wird, die dringend einer neuen Sammlung und Bearbeitung bedürfen, so dankbar wir bisher auch die Ausgabe C. Müllers im Didotschen Arrian benutzt haben.

Wir wenden uns nun der Geschichte des Wegbereiters des Hellenismus, Alexanders des Großen, zu. Ihm ist ein Werk gewidmet worden, das in bezug auf Sammlung und Sichtung des Materials als die wichtigste Neuerscheinung auf dem Gebiete der Alexandergeschichte seit Droysen bezeichnet werden kann, H. Berves „Alexanderreich“ [1]). Man kann es bedauern, daß Berve nicht eine großzügige, dem Genius Alexanders in vollem Umfange gerecht werdende Darstellung auf seinem reichen Material aufgebaut hat. Doch da er sich mit der Materialsammlung begnügt hat, ohne selbst sich an die neue große Alexanderbiographie heranzuwagen, so müssen wir uns bescheiden und ihm auch dafür dankbar sein, daß jeder künftige Alexanderhistoriker bei ihm die sauber zugehauenen Steine für den gigantischen Bau findet. Denn der erste Band bietet eine wohlgeordnete Darstellung des königlichen Hofes, des Heeres und der Verwaltung, während der zweite Band die Biographien aller Persönlichkeiten bringt, die mit dem großen Könige zusammengekommen sind. So begegnet uns auf Schritt und Tritt der alles durchdringende und belebende Genius des gewaltigen Herrschers, ohne daß wir mit ihm persönlich bekannt werden. Doch empfängt man den Eindruck, daß Verfasser für die Persönlichkeit Alexanders volles Verständnis besitzt und nicht etwa wie Beloch in ihm eine von seinen Ministern und Generalen geleitete Marionette sieht.

Wenn ich nun auf einige Einzelheiten eingehe, so möchte ich zunächst meinem Erstaunen darüber Ausdruck geben, wie energisch Berve die Knabenliebe Alexanders betont. Denn er selbst vermag (S. 10 f.) dafür nur die Bezeichnung des Königs als ἐκμανῶς φιλόπαις bei Dikaiarch und sein Verhältnis zu Bagoas anzuführen, das noch dazu die Ursache für jene Charakteristik ist. Alles andere ist entweder nichtssagende Phrase — denn tatsächlich werden weder Knaben in seiner Dienerschaft als Lustknaben bezeichnet noch hat man ein Recht, in ihnen Lustknaben zu sehen — oder wird gewaltsam in

[1]) Das Alexanderreich auf prosopographischer Grundlage. I. Band: Darstellung. II. Band: Prosopographie. Gr.-8°. XV, 357 S.; 446 S. München, Beck, 1926. Mk. 45.—.

Digitized by Google

dem gewünschten Sinne gedeutet: so wird die Entrüstung, mit der Alexander die Angebote von Lustknaben zurückgewiesen hat (Plutarch), als „angeblich" abgetan und das Angebot selbst als „bezeichnend" dafür erklärt, womit man des Königs Gunst erwerben zu können glaubte. Auf diese Weise kann natürlich alles bewiesen werden. Es bleibt doch dabei, daß von einer „besonderen Leidenschaft" des Königs für schöne Knaben, die der Grund für Alexanders Enthaltsamkeit den Frauen gegenüber gewesen sein soll, nichts in den Quellen zu lesen ist. Auch daß sich Alexander in der Trunkenheit zu dionysischen Aufzügen, zu „in wilder Begeisterung" begangenen Zerstörungen (Persepolis!), zu „furchtbarem Rasen" hinreißen ließ, läßt sich nur aus Quellen zweiten Ranges belegen. Er liebte den Becher und hat oft genug ganze Nächte durchzecht, und wie selten berichtet uns die Überlieferung von Ausbrüchen „wilder Begeisterung" und „furchtbarer Raserei"! Die Zerstörung der persischen Königspaläste ist für mich ein Akt überlegter Staatskunst, der erst später, als man in Alexander den zügellosen Tyrannen zu sehen begann, zu einer Tat dionysischen Festtaumels gemacht wurde, und die Tötung des Kleitos ist nach seinen schweren Beleidigungen des Königs mindestens menschlich verständlich (S. 14 f.). Auch die Behauptung, daß Alexander bewußt die Üppigkeit seiner Offiziere gefördert habe, um aus ihnen geschmeidige Werkzeuge zu machen (S. 35), widerspricht der guten Überlieferung. Plutarchs Schilderung z. B. (besonders c. 40), die zum größten Teil auf Chares zurückgeht, zeigt ihn uns seinem Gefolge gegenüber als Lobredner der Einfachheit und Abhärtung und betont immer wieder, daß der König sich vor seinen Generalen durch schlichte Lebensführung ausgezeichnet habe. Daß er sich als Großkönig und Weltherrscher mit königlichem Luxus umgab, war eine notwendige Anpassung an asiatische Sitten.

Die uns überlieferten Briefe Alexanders möchte ich nicht ohne weiteres als echt bezeichnen (S. 44). Man muß ihnen gegenüber sehr zurückhaltend sein und darf sie nur nach gründlicher Prüfung als authentisch anerkennen. Meines Erachtens bestehen nur wenige diese Prüfung, während die meisten offenbar späterer Erfindung ihren Ursprung verdanken. Die Ausführungen über die Gottessohnschaft und das Gottkönigtum (S. 93 ff.) sind nicht klar und stehen an der falschen Stelle, was freilich durch die Anlage des Werkes mit verschuldet wird. Beides gehört nicht in erster Linie zur Religionspolitik, sondern bildet die Basis für die Herrscherstellung Alexanders. So wie in der Verfassung der konstitutionellen Monarchie sich die ersten Artikel auf die Stellung des Monarchen beziehen, so muß in einer Darstellung des Alexanderreiches das Gottkönigtum des Herrschers an die Spitze gestellt werden. Unter der Literatur auf S. 96 Anm. 4 vermisse ich vor allen Dingen Eduard Meyers ausgezeichneten Aufsatz „Alexander d. Gr. und die absolute Monarchie" (Kleine Schriften I S. 283 ff.). Mein Buch über Alexander den Großen (Wissenschaft und Bildung 213, Leipzig 1925), in dem ich im 5. Kapitel „Alexander als Regent und Feldherr" diese Fragen behandle (S. 87 ff.), hat

Digitized by Google

Berve wohl deshalb nirgends angeführt, weil ich meine Ausführungen nicht durch Anführung der Quellen stützen konnte.

Zu den besten Teilen des Buches gehört die Darstellung des Heeres. In den Nachträgen (S. 339 ff.) setzt sich Berve mit den Ausführungen v. Domaszewskis in dessen Abhandlung „Die Phalangen Alexanders und Caesars Legionen" (Heidelberger Akad. S. B. 1925/26 Abh. 1) auseinander; ich muß ihm hier fast überall zustimmen, wo er Domaszewskis Behauptungen zurückweist. Die Aufstellung einer Strafformation aus unzufriedenen Makedonen möchte ich wegen des Schweigens des Ptolemaios nicht für geschichtlich halten; dieser hatte keinen Grund, eine so wichtige Maßregel zu verschweigen, während man der späteren alexanderfeindlichen Tradition die Erfindung wohl zutrauen kann. Weiter scheint mir aus dem Schicksal der makedonisch-hellenischen Flotte beim Beginn des Asienzuges eine „meerfremde" Einstellung des Königs (S. 159) nicht gefolgert werden zu können. Die Auflösung der Flotte war ebenso wie ihre Neubildung ein Erfordernis der ganzen politischen Lage. Recht anfechtbar ist auch die Behauptung, daß Onesikritos die nautische Leitung der Flottenexpedition des Nearch gehabt, also dem Nearch beinahe gleichberechtigt zur Seite gestanden und die Entscheidung bei Meinungsverschiedenheiten beider dem Offiziersrat obgelegen habe (S. 167). Dafür wird auf S. 204 verwiesen, dort wieder auf S. 167, ohne daß die Behauptung durch Quellenstellen belegt würde. Meiner Meinung nach hat Onesikritos, dessen Geschichte auch sonst wenig zuverlässig war (vgl. die Erzählung von dem Zusammentreffen mit den Amazonen), seine Stellung möglichst zu heben gesucht, während er lediglich Steuermann des Admiralsschiffes war; auch erscheint Nearch allein als der verantwortliche Leiter in der Ueberlieferung.

Der letzte Abschnitt über die Verwaltung des Reiches (S. 221 bis 338) bringt eine vorzügliche Zusammenstellung aller Nachrichten über die Stellung der europäischen Gebietsteile und die asiatischen Satrapien, über die Städtegründungen, das Finanzwesen und die Außenpolitik. Nur einige Bemerkungen seien mir hierzu gestattet. Es liegt keinerlei Beweis dafür vor, daß nach Philipps Ermordung das makedonische Volk den Brüdern aus dem lynkestischen Fürstenhause die Thronfolge zuerkennen wollte; der Satz aus Plutarch (de fort. Alex. I 3), den Berve S. 222 Anm. 3 anführt, ist doch für sich allein ohne Bedeutung. Bei der Loyalität, mit der die Makedonen an ihrem Fürstenhause festhielten — sie zeigte sich besonders nach Alexanders Tode —, ist eine solche antidynastische Bewegung von vornherein sehr unwahrscheinlich, und Berve selbst muß zugeben, daß wir von irgendwelchen berechtigten Ansprüchen nichts wissen. — Wenn Berve die rücksichtsvolle Behandlung Athens durch Alexander vor allem seiner Bewunderung für die große Vergangenheit der Stadt zuschiebt (S. 239) und daneben die Absicht betont, die makedonenfeindliche Partei nicht durch scharfes Vorgehen zu stärken, so trifft er damit nicht den entscheidenden Punkt. Athen war die einzige griechische Seemacht, die noch in Betracht kam, und mußte im Beginn der

Digitized by Google

Regierung Alexanders möglichst schonend behandelt werden, um eine Vereinigung der attischen Flotte mit der persischen zu verhindern.

Über den 2. Band, der die Biographien von 833 Personen bringt, die mit Alexander in Berührung gekommen sind, und von 82, die zu Unrecht mit Alexander in Beziehung gesetzt sind, kann ich mich kurz fassen. Ich möchte zunächst noch einmal betonen, wie dankenswert gerade diese Prosopographie ist. Bedenklich erscheint mir, daß Berve die Angaben des Pseudo-Kallisthenes als vollwertige Quellenzeugnisse wertet; wohl ist es wahrscheinlich, daß der Alexanderroman manche wertvolle Nachrichten erhalten hat, aber es ist doch nie zu entscheiden, wo die geschichtliche Wahrheit aufhört und der Roman anfängt.

Verfehlt erscheint die hohe Einschätzung des Leonnatos, der ungewöhnliche militärische Fähigkeiten besessen haben soll (S. 232). Die Überlieferung berichtet gerade das Gegenteil; ich verweise dafür auf Ulrich Koehlers Aufsatz in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften 1890 und auf meinen Artikel in Pauli-Wissowas Real-Enzyklopädie, die beide in der Literaturangabe bei Berve nicht angeführt sind.

Das Verhältnis zwischen Alexander und Parmenion wird richtig und besonnen charakterisiert (S. 301 ff.), dagegen wird Perdikkas doch wohl zu hoch eingeschätzt, wenn er einer der wenigen genannt wird, die unter der erdrückenden Persönlichkeit Alexanders zu eigener Größe gelangt sind. Ich kenne in der Überlieferung keine Stelle, die zu einem solchen Urteil berechtigte.

Gewiß sind bei der Prosopographie eines geschlossenen Kreises Wiederholungen nicht zu vermeiden; aber mußte die mißglückte Expedition gegen Spitamenes anstatt einmal unter diesem Namen noch viermal erzählt werden, nämlich unter Andromachos, Karanos, Menedemos, Pharnuches?

Mit einem wichtigen Abschnitt in Alexanders Leben, seinem Aufenthalt in Ägypten, beschäftigte sich V. Ehrenberg[1]).

Erfreulich wirkt an dem Büchlein das Verständnis für die weltgeschichtliche Bedeutung und den überragenden Genius Alexanders, der doch trotz aller Versuche, sein Wirken für die Grundlegung des Hellenismus auszuschalten, am Beginn einer neuen Zeit steht und der ganzen folgenden Epoche die Prägung gegeben hat. Mit Recht hebt Ehrenberg hervor, daß er letzten Endes nicht von einem ziellosen Eroberungsdrang getrieben wurde, sondern von dem gewaltigen Drang nach Verwirklichung der in ihm lebenden Idee der Befruchtung der Oikumene durch die hellenische Kultur. Es fragt sich nun, wann Alexander zuerst in klareren Umrissen das grandiose Bild des Weltreiches geschaut hat. Wie Ehrenberg habe auch ich schon in meinem oben angeführten Buche darauf hingewiesen, daß nach der Schlacht bei Issos zuerst von Alexander der Anspruch auf die Herrschaft über Asien erhoben wird. In dem Brief an den Perserkönig trat er diesem

[1]) Alexander und Ägypten. (= Beihefte zum Alten Orient, Heft 7.) 8°. 58 S. Leipzig, Hinrichs, 1926. Mk. 2.—.

Digitized by Google

als König von Asien gegenüber und steckte sich so in genialer Sicherheit die weitesten Ziele.

Und doch verließ ihn keinen Augenblick der klare Blick für die Erfordernisse der nächsten Zukunft. Die Eroberung von Tyros, die Besetzung Phöniziens waren militärische Notwendigkeiten; erst dadurch erhielt er die breite Basis für das geplante Weltreich, sicherte er sich im Rücken gegen jede Bedrohung von Griechenland aus. Meiner Meinung nach war aber auch die ägyptische Expedition aus denselben Gründen militärisch notwendig. Wohl nimmt Ehrenberg Alexander in Schutz gegen die Behauptung des Grafen York v. Wartenburg, der Zug nach Ägypten sei nur aus den unklaren Anschauungen der Alten über die Lage der Länder zueinander erklärbar, aber er sucht die Gründe zu diesem Zuge doch zu einseitig auf dem politischen Gebiete. Erst wenn man auch bei dieser Unternehmung den umsichtigen Feldherrn und den weitblickenden Staatsmann in Alexander zu erkennen vermag, wird man ihm ganz gerecht; der romantische Zauber, der das alte Wunderland umgab, mag dabei den König zu besonders tatkräftigem Handeln angereizt haben. Ließ Alexander Ägypten in persischen Händen, so konnten von hier aus seine Rückzugslinien beständig bedroht, durch die reichen Hilfsmittel des Landes alle feindlichen Elemente in Griechenland in Bewegung gehalten werden. Auch die so notwendige Beherrschung des östlichen Mittelmeerbeckens war doch erst durch Unterwerfung Ägyptens gesichert. Was in dieser Hinsicht der Herr des Niltals zu leisten vermochte, haben die ersten Ptolemäer gezeigt. Mir erscheint daher die Behauptung Ehrenbergs, Alexander habe im Bannkreis eines geographisch-politischen Denkens gestanden, das in immer neuen Formen um das Meer als Mitte kreist, zu eng: Alexander hat in klarer Erkenntnis der Notwendigkeit einer militärischen Sicherung Ägyptens, einer politischen Beherrschung der Küstenländer des östlichen Mittelmeerbeckens den ägyptischen Zug unternommen. So kann man auch nicht von der Schöpfung eines „ersten Reiches" sprechen, wo es sich lediglich um die notwendige Basis seines asiatischen Reiches handelte.

Diese Bedeutung Ägyptens hat dann auch Alexander, wie Ehrenberg mit Recht hervorhebt, bewogen, durch Verehrung der ägyptischen Götter das so fromme Volk für seine Herrschaft zu gewinnen, zugleich aber durch Veranstaltung hellenischer Spiele ihnen zu Ehren den ersten Schritt zu einer Verschmelzung ägyptischer und griechischer Gebräuche zu tun. Der Einfügung des bisher nach außen geschlossenen Landes in das Gefüge seines Reiches sollte auch die Gründung Alexandreias dienen. Es ist das Verdienst des Verfassers, diese gewiß nicht neuen Erkenntnisse eingehend begründet zu haben.

Das Gleiche gilt auch für seine Ausführungen über den Zug zum Ammonion. Wie sich hier in Alexander geheimnisvoller innerlicher Drang mit klarer politischer Einsicht paarte, wie er durch diesen Besuch des Zeus-Ammon auf Griechen und Ägypter wirken wollte, ist auch von mir schon (a. a. O. S. 53) gesagt worden. Ehrenberg kann hierfür in breiter Darstellung die Zeugnisse anführen. Wenn

Digitized by Google

er dabei von der Geburtsstunde des Herrscherkultes spricht, so stelle ich mit Genugtuung fest, daß ich bereits zu ähnlichen Ergebnissen gelangt war.

Der vorletzte Abschnitt behandelt die Einrichtung Ägyptens als Reichsprovinz. Die Anordnungen, die Alexander für die Verwaltung traf, wichen in auffälliger Weise von der sonst üblichen Form ab. Ehrenberg sucht in beachtenswerten Darlegungen die Beweggründe des Herrschers für diese Neuordnung aufzuzeigen. Den Abschluß des Heftes bildet eine Darlegung der Stellung, die Ptolemaios zu Alexander einnahm, sowie der inneren Gründe, die den ersten Lagiden wie die übrigen Diadochen zu einer so ganz verschiedenen Haltung der einheimischen Bevölkerung gegenüber bewogen.

Die charakteristischen Züge des Hellenismus sucht in tiefschürfender, geistreicher Darstellung Jul. Kaerst im neu bearbeiteten 2. Bande seiner „Geschichte des Hellenismus" zu erfassen [1]). Wohl berücksichtigt er auch das Werden der hellenistischen Reiche in den Kämpfen der Diadochen (S. 1—79), aber sein Hauptinteresse gehört dem Versuch, den tiefgreifenden Wandel im Denken und Glauben, in den Anschauungen vom Staate und in den staatlichen Verhältnissen dem Verständnis zu erschließen. Dabei kommt allerdings das politische Geschehen zu kurz, wird die wildbewegte Zeit der Diadochen mit den großartigen Charakteren der makedonischen Marschälle nicht so erschöpfend und anschaulich geschildert, wie sie es verdient, und manches Problem wird nur gestreift, dessen gründliche Erörterung durch Kaerst man gern gesehen hätte. Zu der Frage, ob nach Alexanders Tode Perdikkas oder Krateros Reichsverweser wurde, hat Kaerst die neueste Literatur, Schachermeyrs Aufsatz in der Klio XIX 435 ff. und Enßlins Studie im Rhein. Museum Bd. 74, 293 ff., nicht benutzt, obwohl beide Aufsätze 1925 erschienen sind. Die Ausführungen über den Suidasartikel *Δημήτριος* sind nicht überzeugend; ich kann keine auffallende Übereinstimmung des Eingangs mit Diod. XIX 62, 1 finden, und die klare Angabe über den Vertrag zwischen Demetrios und Ptolemaios auf eine Entstellung der Quelle, die nur „eine allgemeinere Charakteristik der wetteifernden Bestrebungen der Diadochen zur Befreiung der Griechen" geboten habe, zurückzuführen, halte ich für wenig wahrscheinlich. Auch auf den Frieden von 311 kann die Angabe des Suidas nicht bezogen werden; also bleibt nichts weiter übrig, als für 309 einen Vertrag zwischen Ptolemaios und Demetrios anzunehmen.

Das 5. Buch ist der Darstellung der hellenistischen Kultur gewidmet. Wie Kaerst in seinem ersten Bande über den griechischen Stadtstaat mit das Beste gesagt hat, was seit J. Burckhardt über ihn gesagt worden ist, so zeichnet er hier, wie die Gemeinschaftsidee der Polis von dem Individualismus in steigendem Maße untergraben und schließlich überwunden wurde. Die Sophistik hat durch ihren Relativismus den Boden für die Entfaltung des selbstherrlichen In-

[1]) Geschichte des Hellenismus. 2. Band: Das Wesen des Hellenismus. 2. Aufl. Gr.-8°. XII, 409 S. Leipzig-Berlin, Teubner, 1926. Mk. 18.—; geb. Mk. 20.—.

Digitized by Google

dividuums vorbereitet, und die Idealphilosophie Platons hat mit ihrer Ausprägung der sittlichen Staatsidee auf den historischen Staat keinen entscheidenden Einfluß gewonnen. Darin, daß der griechische Idealismus sich nicht an die Nation als solche zu wenden vermochte, sondern an die Sonderexistenz der Polis gebunden blieb, sieht Kaerst die Tragik der griechischen Entwicklung. Der Sieg des Individualismus zeigt sich nun in den individualistischen philosophischen Schulen des Hellenismus in dem Ideal des selbstgenügsamen Weisen; das Staatsideal der Stoa steht in engem Zusammenhang mit der Idee einer universalen menschlichen Kulturgemeinschaft. Weiter hebt Kaerst den rationalistisch-technischen Charakter der hellenistischen Kultur hervor. Arbeitsteilung und Berufsgliederung führen zu einer neuen Gestaltung des staatlichen und gewerblichen Lebens. Auch die griechische Religion, die Religion der Polis, wandelt sich durch den Verfall des Stadtstaates. Die Apotheose des Individuums findet ihren Ausdruck in dem hellenistischen Herrscherkult, der die weitere religiöse Entwicklung entscheidend beeinflußt. Hinzu treten die Umbildung der Philosophie zur Religion, das Eindringen orientalischer Religionen, die Zunahme abergläubischer Anschauungen und die erhöhte Bewertung der Magie und Mantik. Im Zusammenhang mit dem Charakter des staatlichen und kulturellen Lebens steht der religiöse Synkretismus, der in der religiösen Entwicklung des Orients vorbereitet war; sie wird eingehend gekennzeichnet. Wenn Kaerst dann in dem abschließenden Kapitel den frühen und schnellen Verfall der hellenistischen Kulturwelt auf die einseitige Ausprägung individualistischer Kultur zurückführt, so hat er hier berechtigten Widerspruch gefunden. Hat doch Ed. Meyer in seinem Vortrag „Blüte und Verfall des Hellenismus" (Berlin 1925) mit Recht betont, daß letzten Endes auch das Schicksal des Hellenismus durch die äußere Politik entschieden wurde. Das herrische Eingreifen Roms hat bei der Schwäche der hellenistischen Staaten den Niedergang der östlichen Kulturwelt besiegelt.

Das 6. Buch bringt die Darstellung des hellenistischen Staates, wobei Kaerst zunächst zeigt, wie die monarchische Idee durch den Bankrott des Stadtstaates, durch die individualistische Einstellung der Philosophie wie die Erfordernisse der politischen Praxis in gleicher Weise gefördert wurde. Es folgen die Grundzüge des Staates und die Beziehungen der griechischen Städte zur monarchischen Gewalt. Auch diese letzten Abschnitte leiden doch unter zu starker Betonung der typischen Züge und Zurückdrängung der Einzelheiten; näher kann ich leider auf diese Dinge hier nicht eingehen.

Über die Chronologie der ersten Ptolemäer veröffentlichte Ernst Meyer eine fleißige Untersuchung [1]).

In eingehender, auf die Zenonpapyri gestützter Beweisführung gewinnt Verfasser für die Regierungsjahre Ptolemaios' II. Phila-

---

[1]) Untersuchungen zur Chronologie der ersten Ptolemäer auf Grund der Papyri (= 2. Beiheft zum Archiv für Papyrusforschung). VIII, 90 S. Leipzig, Teubner, 1925. Mk. 6.—.

Digitized by Google

delphos und Ptolemaios' III. Euergetes eine dem Anschein nach gesicherte Chronologie. Doch hat neuerdings Beloch im Archiv für Papyrusforschung VIII 1 ff. an den Grundlagen der Berechnung eine vernichtende Kritik geübt, die nicht ohne Berechtigung zu sein scheint. Von besonderem Interesse ist weiter Meyers Nachweis, daß bereits unter Philadelphos der ägyptische Kalender gegenüber dem offiziellen makedonischen im Vordringen begriffen ist und unter Euergetes die makedonischen Monate den entsprechenden ägyptischen gleichgesetzt werden. Dadurch verliert das makedonische Mondjahr seine selbständige Tageszählung und wird zu einem wertlosen Ornament, auf das man schließlich ganz und gar verzichtet (vgl. meine Anzeige in der Historischen Zeitschrift Bd. 133 S. 528 f.).

Zur syrischen Geschichte können wir über ein sehr ertragreiches Werk Walther Kolbes berichten[1]). Im ersten Kapitel (S. 5—73) stellt er die Liste der Seleukiden von 311—129 v. Chr. fest; im 2. Kapitel (S. 74—106) behandelt er die Urkunden im 11. Kapitel des 2. Makkabäerbuches und im 3. Kapitel (S. 107—150) das Verhältnis des Epitomators zu Jason von Kyrene, um schließlich seine Ergebnisse durch eine Darstellung des Verlaufes der jüdischen Erhebung bis zur Anerkennung Jonathans an den geschichtlichen Ereignissen zu prüfen. Kolbe hat die keilinschriftlichen Texte zur Grundlage der Untersuchung gemacht und deshalb sich die Aufgabe gestellt, die „babylonische Liste", zu rekonstruieren. Bei der Beschaffung des Materials und der Umrechnung der babylonischen Monatsdaten in julianische hat er sich der wertvollen Unterstützung Arthur Ungnads zu erfreuen gehabt. Den Gang der außerordentlich gewissenhaften und methodisch zuverlässigen Untersuchungen kann ich im einzelnen nicht verfolgen. Es genüge daher, wenn ich einige Ergebnisse Kolbes, die allgemeine Beachtung beanspruchen können, anführe. Der Autor des 1. Makkabäerbuches wie auch der des 2. haben nach einem im Frühjahr beginnenden Jahre gerechnet, und weiter ergibt sich, daß das 1. Makkabäerbuch die Seleukidenaera von 311 v. Chr. vor Augen gehabt hat. Bei der Wiederherstellung der Seleukidenliste wird als fester Punkt der Tod Antiochos' III. des Großen benutzt, der sich mit Hilfe keilinschriftlichen Materials mit urkundlicher Gewißheit feststellen läßt: er fällt zwischen April und 17. Juli 187 v. Chr. Doch muß zur Benutzung des eusebianischen Kanons eine methodische Bemerkung gemacht werden. Es ist doch nicht ohne weiteres anzunehmen, daß die Einzeldaten bei Eusebios richtig sind, wenn die Gesamtsumme der Regierungen stimmt (S. 46). Jedoch ist Kolbe zuzustimmen, wenn er Eusebios gegen den Vorwurf sinnloser Vermengung sich widersprechender Überlieferungsreihen in Schutz nimmt. Inbetreff der Urkunden in 2. Makk. 11 kommt Kolbe zu dem Ergebnis, daß alle 4 Urkunden gefälscht sind, da nicht nur formale Bedenken, sondern auch sachliche

[1]) Beiträge zur syrischen und jüdischen Geschichte. Kritische Untersuchungen zur Seleukidenliste und zu den beiden ersten Makkabäerbüchern. (= Beiträge zur Wissenschaft vom Alten Testament. Neue Folge Heft 10.). 8°. 174 S. Stuttgart, Kohlhammer, 1926. Mk. 6.—.

Digitized by Google

Bedenken schwerster Art gegen ihre Echtheit sprechen. Nicht nur die Sachlache, die vorausgesetzt wird, ist unhistorisch, die Urkunden widersprechen sich auch untereinander, die überlieferte Datierung ist sachlich nicht zu halten, die Mission des M.' Sergius und A. Memmius nach Syrien im Jahre 164/3 findet in der geschichtlichen Überlieferung keine Stütze. In bezug auf das Verhältnis der beiden Makkabäerbücher zueinander glaubt Kolbe feststellen zu können, daß beide Bücher auf Jason von Kyrene zurückgehen und daher bei ihrer Benutzung ein eklektisches Verfahren zu beobachten ist; doch hat das 1. Buch den Bericht der Urquelle reiner und unverfälschter bewahrt. Im letzten Kapitel gibt Kolbe sodann eine durch Klarheit ausgezeichnete Übersicht über den Verlauf der jüdischen Erhebung; in Jonathan sieht er nicht den glaubensstarken Fanatiker, sondern den verschlagenen, skrupellosen Staatsmann, der die Uneinigkeit der Seleukiden rücksichtslos ausgenutzt hat.

Nach dem kaiserlichen Ägypten führt uns H. J. Bell[1]), der sich durch sein Werk: Jews and Christians in Egypt (London 1924) als ein vorzüglicher Kenner der ägyptischen Verhältnisse in der Römerzeit erwiesen hat. Er will eine lesbare Darstellung des bereits Bekannten geben, indem er die Zeugnisse möglichst objektiv beurteilt. Wenn er dabei auf dem Standpunkt steht, daß Philon und Josephus, mögen sie auch noch so parteiisch die Ereignisse darstellen, doch wenigstens besser unterrichtet waren als irgend ein moderner Forscher, so können wir ihn zu dieser gesunden Anschauung nur beglückwünschen. Zunächst stellt er fest, daß Alexandreia von seiner Gründung an Juden unter seinen Einwohnern gehabt hat, daß es aber unter den Ptolemäern nicht zu antisemetischen Unruhen gekommen ist, trotzdem die Juden damals bereits bei den Griechen keineswegs beliebt waren. Im 2. Kapitel spricht er über Rechte und Verfassung des jüdischen Gemeinwesens und betont hier, daß nach dem von ihm zuerst veröffentlichten Briefe des Kaisers Claudius die Streitfrage, ob die Juden das alexandrinische Bürgerrecht besaßen, in ablehnendem Sinne zu entscheiden sei. Allem Anschein nach hat seit Augustus ein Ethnarch mit einer Gerusia von 71 Mitgliedern die Gemeinde geleitet. Für die griechisch-jüdischen Zusammenstöße bis zum jüdischen Aufstand und unter Trajan haben wir als Quellen neben Philon und Josephus geschichtlich wertvolle Papyrustexte, die sogenannten Heidnischen Märtyrerakten. Zuerst kam es unter Caligula zu schweren Ausschreitungen gegen die Juden, die allerdings nicht schuldlos gewesen zu sein scheinen; infolge der feindlichen Gesinnung des Präfekten Flaccus hatten die Juden schwer zu leiden. Claudius hat ihnen dann wohl ihre Vorrechte und die Ausübung ihrer Religion bestätigt, aber jede Erweiterung ihrer Rechte verweigert. Es wird weiter gezeigt, wie der mißglückte Aufstand auch auf die Juden in Alexandreia zurückwirkte, wie die Tempelsteuer jetzt

[1]) Juden und Griechen im römischen Alexandreia. (= Beihefte zum „Alten Orient", Heft 9). 8°. 52 S. mit zwei Tafeln. Leipzig, Hinrichs, 1926. Mk. 2.40.

Digitized by Google

zu einem Merkmal der Knechtschaft wurde und die Kopfsteuer auf die vornehmen Juden ausgedehnt wurde. Schließlich ist der elementare Ausbruch des jüdischen Hasses gegen die Unterdrücker unter Trajan erfolgt, der Alexandreia, Ägypten, Libyen und Zypern mit furchtbaren Greueln heimsuchte und nur nach heftigem Kampfe von der Regierung unterdrückt werden konnte. Erst im 5. Jahrhundert haben sich die Juden wieder zu regen gewagt. Auch auf die Beziehungen zwischen den Juden und Griechen unter Trajan und Hadrian werfen Papyri manchen Lichtstrahl.

Die Einwirkungen des Orients, namentlich der iranischen und indischen Religion, auf griechisches Denken und griechische Anschauungen beginnen viel früher als man bisher meist annahm. Diese Erkenntnis wird durch die gelehrten Studien zum antiken Synkretismus, die der unermüdliche Vorkämpfer auf diesem Gebiete, R. Reitzenstein, in Verbindung mit H. H. Schaeder uns vorlegt, weiter vertieft[1]): I. Griechische Lehren von R. Reitzenstein; II. Iranische Lehren von H. H. Schaeder.

Das Buch ist keine leichte Lektüre; wer aber die Ausdauer besitzt, den mit philologischer Akribie geführten Beweisen zu folgen, wird zu oft überraschenden Ergebnissen geführt werden, wenn auch Reitzenstein manchmal in der Freude des Findens zu gewagte Schlüsse zieht. So gelingt ihm zunächst auf den Spuren A. Goetzes, der die in das 5. Jahrhundert v. Chr. gehörende Schrift De hebdomadibus auf persische Vorbilder zurückführen konnte, der Nachweis, daß auch eine hermetische Schrift, der um 200 v. Chr. in Ägypten entstandene Poimandres, von iranischen Gedanken stark beeinflußt ist. Diese Gedanken nun berühren sich mit platonischen, und da nicht mehr zu bestreiten ist, daß Eudoxos von Knidos, der die Lehre Zarathustras als die herrlichste Philosophie bezeichnet hat und um 395 v. Chr. nach Athen gekommen ist, diese iranischen Lehren gekannt hat, so wird man auch eine Beeinflussung Platons vom Osten her nicht rundweg von der Hand weisen können. — Der zweite Abschnitt führt uns von dem sogenannten Töpferorakel, einem ägyptisch-hellenistischen Papyrustext des 2. und 3. Jahrhunderts n. Chr., dessen Inhalt aber in die Zeit des Antiochos Epiphanes zu setzen ist, über Iran und Indien zu Hesiods Gedicht von den fünf Menschengeschlechtern, in dem er gegen Ed. Meyer den Einfluß der indisch-iranischen Lehre von den vier Weltaltern feststellen zu können glaubt. Ebenso erkennt Reitzenstein in dem orphischen Fragment 168 (Kern) starke Abhängigkeit von einem orientalischen Schema, das aber von dem Verfasser des Hymnos hellenisiert ist; also dieselbe Erscheinung wie bei Hesiod, der zwei Anschauungsweisen ineinander verflochten hat. Und schließlich zeigt uns die sogenannte Naassenerpredigt bei Hippolyt den Versuch, alle Religionen als eine Einheit zu empfinden; sie lehrt uns die Grundgedanken aller Gnosis

[1]) Studien zum antiken Synkretismus. Aus Iran und Griechenland. (= Studien der Bibliothek Warburg, herausgeg. von Fr. Saxl. Heft 7). Gr.-8°. 355 S. mit 4 Tafeln. Leipzig, Teubner, 1926. Mk. 18.—; geb. Mk. 20.—.

Digitized by Google

als die Schau Gottes in der Ekstase, als Orientalisierung des Christentums erfassen. Wir finden in diesem Stück Gedanken, die uns in der indisch-iranischen sakralen Literatur begegnen und an den Mythos in Platons Timaios anklingen. — Schaeder beschäftigt sich mit der Lehre vom Urmenschen in der awestischen und mittelpersischen Überlieferung, bei den Manichäern und Mandäern. Am wichtigsten ist der Nachweis, daß der Prolog im Johannesevangelium auf eine mandäische Hymne zurückgeht; sie feierte die Einheit des göttlichen Gesandten Enōš mit dem Lichte des göttlichen „Wortes" auf Grund der Enōš-tradition der Mandäer, wurde auf Johannes den Täufer bezogen und schließlich auf Jesus übertragen und umstilisiert. —

Den babylonischen Einschlag im hellenistischen Synkretismus verfolgte H. Greßmann[1]).

Er gibt einen Überblick über den Siegeszug der Astrologie von Babylon nach dem Westen. Er zeigt zunächst, daß bei den Babyloniern nicht nur die Astrologie blühte, sondern auch auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Astronomie seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. Bedeutendes geleistet wurde. Doch hält er es nicht für ausgeschlossen, daß der wissenschaftliche Geist der Griechen über Kleinasien schon vor der hellenistischen Zeit die babylonische Kultur befruchtet hat. Das Gegenstück dieses Erwachens der Wissenschaft in Babylonien ist nun das siegreiche Vordringen einer astralmythologisch gefärbten Weltanschauung in Griechenland. Schon bei Pythagoras und Platon finden wir Beeinflussung durch astrale Vorstellungen, und in der hellenistischen Zeit breitet sich dann der Glaube an die Astrologie immer weiter aus. Besonders die Stoa und Poseidonios haben dafür gewirkt, daß die gebildeten Kreise sich der Gestirnreligion anschlossen. Und auch die unteren Schichten sind ganz von astrologischen Anschauungen beherrscht, wie die Wahrsagebücher, die hermetische und apokalyptische Literatur, die Zauberformeln beweisen. Im vierten Abschnitt wird dann die Umwandlung des Mithrasglaubens, des Kultes der Atargatis und der ägyptischen Götter, des Sabazios und syrischer Gottheiten unter dem Einfluß der chaldäischen Astrologie behandelt. Zum Schluß sucht Greßmann die Ursache dieses ungeheuren Erfolges der Gestirnreligion zu bestimmen: er weist auf die starken religiösen Strömungen dieser Zeit, auf den scheinbar wissenschaftlichen Charakter der Astrologie und die Erhebung der Gottheit zum höchsten Gott und Herrn des Himmels, auf die eschatologischen Vorstellungen von einem jenseitigen Leben hin. So gab die Gestirnreligion den Gläubigen nicht nur einen festen Halt durch eine wissenschaftliche Weltanschauung und eine hohe Gottesvorstellung, sondern bot zugleich die sichere Hoffnung auf ein jenseitiges Leben. —

Zum Schluß meines Berichtes sei auf eine fleißige Quellenuntersuchung hingewiesen, die ganz abgesehen von ihrem Ergebnis durch die außerordentlich eindringende Analyse von bleibendem Werte ist: Jos.

---

[1]) Die hellenistische Gestirnreligion. (= Beihefte zum „Alten Orient", Heft 5.) 8°. 31 S. mit 4 Tafeln. Leipzig, Hinrichs, 1925. Mk. 1.80.

Digitized by Google

Morr hat sie dem 3. Buche von Strabons Geographie gewidmet[1]). Er gibt nur eine kurze Übersicht über die bisherigen Arbeiten zu Strabons 3. Buche und steigt dann mit der Untersuchung der Landeskunde von Turdetanien sofort „in medias res". So ist ein Referat über den Inhalt an dieser Stelle unmöglich. Das Ergebnis der eingehenden Prüfung des Buches ist folgendes: da neben der Küstenbeschreibung die des Binnenlandes stark in den Vordergrund tritt, so kann weder Artemidor noch Polybios die Hauptquelle sein, sondern nur Poseidonios. Strabon hat dessen *Ἱστορίαι* und *περὶ ὠκεανοῦ* eifrig benutzt und auch die meisten Stellen aus anderen Schriftstellern durch Vermittlung des Poseidonios übernommen. Ein Resultat, für das alle Wahrscheinlichkeit spricht. Fritz Geyer.

Bickel, Ernst: Homerischer Seelenglaube. Geschichtliche Grundzüge menschlicher Seelenvorstellungen. (= Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft. 1. Jahrg. Geisteswissenschaftliche Klasse. Heft 7.) Gr.-8°. 140 S. Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, 1925. Mk. 4.—.

Bickel, Professor der klassischen Philologie in Königsberg, sucht im Gegensatz zu „Rohdes (und W. F. Ottos) animistischer Auffassung der homerischen Psyche" die Frage zu beantworten, „wann und auf welche Weise die Vorstellung einer freien Seele, und zwar einer freien Bewußtseinsseele und eines Seelengeistes mit individueller Fortdauer über den Tod hinaus, entstanden ist" und findet die Lösung in fünf Abschnitten: „Psyche als Lebender Leichnam, als Gespenst, als Lebensseele, im Veränderungsglauben, als Seelengeist". Immer wird auf die Grundbedeutung der Bezeichnungen eingegangen, und so ergibt sich folgende physiologische Grundlage der homerischen Psychologie. Die Psyche, der Hauch, der Atem, ist die Lebenskraft, die auch nach dem Tode erhalten bleibt, und als *αἰόλος* „beweglich", lat. saevus „stürmend" bestimmend wird für die deutsche „Seele" (got. saivala) „die bewegliche", auch für die Hadesseelen, die bei dem „Seelenherrscher" *Ἀΐ-δης* = *Ἀϝίδης* (: lat. saevus) weilen. Als „lebender Leichnam" hat der Lufthauch, der Schatten, der „Verführer", das Gespenst oder Scheinbild Bewegung, aber kein „wallendes Blut", keinen *θυμός* (S. 58), kein „dumpfes Brausen" (fumus: ahd. toum Dampf, Dunst) im Körper, keine Herztätigkeit, die erst wieder ermöglicht wird, wenn die Schatten Blut trinken. Ein Fortleben der „Lungenarbeit" wird danach auch im „lebenden Leichnam" angenommen. „Wie aber *ψυχή*, soweit sie das Vitalseelische ist, sich nicht allein aus dem einen Gefühl der Respiration ergibt, sondern ein Mittel und den Durchschnitt der gesamten Lebensgefühle darstellt, ist die *ψυχή* des Ablösungs- und Spaltungsglaubens, d. h. nunmehr die *ψυχή* des Hades, nicht die ausschließliche Hypostase des ins Nichts entflatterten

[1]) Die Quellen von Strabons drittem Buch. (= Philologus, Supplementband XVIII Heft 3). 8°. 136 S. Leipzig, Dieterich, 1926. Mk. 9.—.

Digitized by Google

Atems oder gar des letzten Atemwölkchens beim Tode, sondern der Sammelausdruck für alle instinktiv empfundene Ablösung und Spaltung des Lebens überhaupt." (S. 79.) Von dem Hauch, dem Schatten, löst sich ein Erinnerungs- oder Totenbild ab, das schließlich als „lebendiges Abbild des Lebenden" oder „Unvergänglichen", zuerst urkundlich am Anfang des 5. Jahrhunderts bei Pindar fr. 131, bezeichnet wird: ‚ζωὸν δ' ἔτι λείπεται αἰῶνος εἴδωλον' (S. 103), als animistisches εἴδωλον oder „Seelengeist". So geht die Schrift Bickels „im Versuche zweier Beweise auf: erstlich in dem, daß der Seelenglaube der in gewisser Weise hoch entwickelten Kultur des homerischen Zeitalters noch nicht zur animistischen Seelenvorstellung gelangt ist, zweitens in dem, daß aus der besonderen Lage und Formung des homerischen Seelenglaubens jene animistische Seelenvorstellung organisch sich entwickelt hat". (S. 4). Problematisch bleibt die Antwort, da die homerische Kultur keine einheitliche ist, sondern auch frühere, selbst primitive Vorstellungen festgehalten hat. Versu.

Geyer, Fritz: Alexander der Große und die Diadochen. (= Wissenschaft und Bildung. 213.) Leipzig, Quelle und Meyer 1925. Klein 8°. 156 S. Preis Mk. 1.60.

Je mehr die alte Geschichte auf den höheren Schulen, selbst auf den Gymnasien, eingeschränkt ist, desto stärker ist das Bedürfnis nach knappen Darstellungen ihrer Hauptgebiete, auf die sich der erkenntnishungrige, aber fachmännisch nicht geschulte Leser verlassen kann. Geyers Büchlein über Alexander dem Großen und die Kämpfe der Diadochen genügt diesem Anspruch. Er ist mit den Quellen und neuesten Forschungen gut vertraut, dabei in seinem Urteil besonnen. In der Übersicht über Quellen und Literatur, die zum Schluß gegeben ist, hätte vielleicht manches wegbleiben können. Wozu ist z. B. das kleine Buch von Oskar Jäger erwähnt? Für die Forschung bedeutete es keinen Fortschritt, wollte das auch gar nicht; und für den, der die Darstellung von Geyer gelesen hat, bietet es nichts Neues. Eher hätte Niebuhr, dessen Behandlung der Diadochengeschichte genannt wird, auch als Beurteiler Alexanders Erwähnung verdient. Denn wenn auch seine Auffassung von der Wissenschaft überwunden ist, so bleibt sie doch bezeichnend für das Wesen und Denken des größten Altertumsforschers im Zeitalter der Freiheitskriege. Schließlich steckt auch in Niebuhrs Haß immerhin mehr Verständnis für die gewaltige Persönlichkeit als in Belochs verkleinernder Betrachtungsweise, für die Alexander der unzulängliche Vollstrecker einer naturnotwendigen Wandlung war. Diese Verkennung der Größe wird ja von Geyer abgelehnt. Er ist wohl vor allem von Eduard Meyer bestimmt, dem das Buch gewidmet ist; mittelbar natürlich auch durch Droysen. Vielleicht läßt er neben der weit blickenden, kühl berechnenden Vernunft das Irrationale zu sehr zurücktreten. Schon den ganzen indischen Feldzug kann man doch kaum aus einem Bedürfnis des

Digitized by Google

Reiches rechtfertigen, jedenfalls aber nicht den geplanten Zug zum Ganges. Es muß doch in Alexander ein Drang zu übermenschlichen Taten gewesen sein, aus dem ein Werk von dauerndem Bestand erwuchs, aber auch Unternehmungen von vergänglichem Glanz. Und entspang nicht auch der Anspruch auf göttliche Ehren mit aus der Sphäre des Unbewußten? Verfasser nimmt mit Recht an, daß Alexander den Glauben an seine Gottheit gefordert, nicht nur geduldet hat. Dabei betont er treffend, daß dieser Glaube gerade innerhalb der griechischen Vorstellungen nichts Unerhörtes, und daß er gegenüber den an republikanische Freiheit gewöhnten Griechen geeignet war, eine Sonderstellung zu rechtfertigen. Trotzdem: die Annahme, Alexander habe in gewissem Sinne selbst an seine Gottheit geglaubt, weil er eine übermenschliche Kraft in sich fühlte, ist jedenfalls sympathischer und doch wohl auch wahrscheinlicher, als die Vorstellung, er habe einen Glauben, den er nicht teilte, von anderen gefordert.

Von Einzelheiten ist besonders gelungen die Beurteilung des Kallisthenes, dessen unwürdige Schmeichelei in seinem Geschichtswerk und dessen bis zum Hochverrat steigender Freiheitsstolz sich gemeinsam aus der Eitelkeit einer minderwertigen Persönlichkeit erklären. Weniger glücklich ist das Verhältnis Parmenions zu Alexander behandelt. Wenn man vermutet hat, Parmenion habe Alexanders Tod gewünscht und ihn deshalb vor dem Arzte gewarnt, der ihn heilen wollte, so ist das eine so unsinnige Vermutung, daß man nicht versteht, weshalb sie überhaupt erwähnt ist. Mehr Beachtung hätte das von Ranke bemerkte, bei Arrian hervortretende Streben verdient, Parmenion neben Alexander herabzusetzen. Das ist zweifellos die Abwehr der entgegengesetzten Strömung, die Parmenion auf Kosten Alexanders hob. Mit diesem Gegensatz wird die Katastrophe Parmenions und seines Sohnes irgendwie zusammenhängen. Aber eine Handhabe zu einem Verfahren wie gegen Philotas hat Alexander Parmenion gegenüber offenbar nicht gehabt. Auf Grund welcher Stelle Geyer es wenigstens für möglich hält, daß Parmenion ordnungsmäßig verurteilt wurde, weiß ich nicht.

Wichtiger als die gewissermaßen juristische und moralisierende Frage nach Schuld und Unschuld ist der politische Gegensatz zwischen Alexander und Parmenion, und der wird von Geyer zutreffend dargestellt: Parmenion wollte am Euphrat stehen bleiben, Alexander das ganze Perserreich erobern. Wäre ihm das genug gewesen, auch wenn er länger gelebt hätte? Und wäre sein Reich zerfallen, auch wenn er es einem regierungsfähigen Erben hätte übergeben können? Verfasser verneint beide Fragen. Schiebt er da nicht doch zu viel auf den Zufall? Zweifellos hätte Alexander im Westen noch glänzendere Erfolge erringen können als Pyrrhos; aber einer dauernden Unterwerfung hätten doch die jugendlichen Völker des Abendlandes einen zäheren Widerstand entgegengesetzt als die an Knechtschaft gewöhnten Orientalen. Und wenn der König nicht durch einen an Wunder grenzenden Zufall einen ebenbürtigen Nachfolger gefunden hätte, so wäre es immer nur eine Frage von Jahrzehnten gewesen, wann die tat-

Digitized by Google

gewaltigen Machthaber in den Reichsteilen die Reichseinheit sprengten. Auch so hat es ja lange gedauert, bis die Teilherrscher durch Annahme des Königstitels die endgültige Zerreißung des Gesamtreiches offenkundig machten. Aber tatsächlich waren sie doch von Anfang an unabhängig, und eine Einheitsidee hat von Anfang an nur bestanden als Werkzeug des Stärksten, der sich zutraute, die anderen niederzuzwingen. Antigonos war gegen die Einheit, so lange Perdikkas dafür war, für die Einheit, sobald er hoffen konnte, selbst der eine zu sein. Eumenes, der als Hauptvorkämpfer der Einheitsidee erscheint, konnte sich doch nicht entschließen, sie Antigonos verwirklichen zu helfen. Ein grundsätzlicher Anhänger der Reichsteilung war ja Ptolemaios; aber auch für ihn war zweifellos das eigene Interesse maßgebend, nicht das Wohl des Reiches. Er begnügte sich mit einer Teilherrschaft, sei es, daß er nicht mehr begehrte, sei es, daß er sich nicht mehr zutraute. Diese Teilherrschaft war aber innerhalb des Gesamtreiches gefährdet, und darum bekämpfte er jeden, der die Reichseinheit herzustellen suchte, mochte er Perdikkas oder Antigonos heißen.

Den Gewinn hat ja Verfasser von der Betonung des Ideenkampfes, daß er damit etwas Klarheit und Ziel in die Kriege der Diadochen bringt, die sonst zusammenhanglos und zersetzend erscheinen. Aber vielleicht gibt er in einer neuen Auflage noch einen anderen positiven Abschluß: eine Charakteristik der hellenistischen Reiche und ihrer Kultur. Denn darin stellt sich doch dar, was von Alexanders Werk Dauer bewahrt hat. Sicherlich wird Verfasser auch diesen Stoff so schlicht und übersichtlich darstellen, so frei von Effekthascherei, wie die im vorliegenden Bändchen behandelten Tatsachen.

Friedrich Cauer.

Monumenta Germaniae historica. Berlin, Weidmann.

Das Register Gregors VII. II. Buch V—IX hrsg. v. Erich Caspar. S. 347—711. 1923. Mk. 7.—.

Die Chronik Johanns von Winterthur. In Verbindung mit C. Brun hrsg. v. Friedrich Baethgen. 8°. XXXVII, 332 S. 1924. Mk. 15.—.

Die Chronik des Mathias von Neuenburg. I. Fassung B und VC hrsg. v. Adolf Hofmeister. VII, 312 S. 1924. Mk. 12.—.

Die Tegernseer Briefsammlung (Froumund). Hrsg. v. Karl Strecker. 8°. XXIX, 171 S. 1 Taf. 1925. Mk. 8.40.

Die Cambridger Lieder. Hrsg. v. Karl Strecker. XXVI, 138 S. 1 Taf. 1926. Mk. 6.—.

Nach Überwindung der schlimmsten durch den Umsturz und die Inflationszeit hervorgerufenen Nöte haben die Monumenta Germaniae historica wieder mit einer Reihe neuer Quellenveröffentlichungen beginnen können. Zwar ist die finanzielle Lage und dadurch bedingt auch die Zahl der Mitarbeiter noch weit von der der Vorkriegszeit

Digitized by Google

entfernt, denn noch fehlen die Mittel im weiten Maße, vielleicht auch das Verständnis dafür, daß die Herausgabe der Quellen der Vergangenheit des deutschen Volkes eine der wichtigsten Kulturaufgaben ist, und daß unser vornehmstes historisches Institut in ganz anderem Maße der Fürsorge des Reiches bedarf, als es bisher der Fall gewesen.

Der Entschluß der Zentraldirektion, die Epistolae selectae und die Scriptores in einzelnen Oktavbänden herauszugeben, hat allgemeinen Beifall gefunden; wird doch dadurch bei erschwinglichem Preise die Anschaffung, aber auch die Benutzung der einzelnen Ausgaben erleichtert. Die in der letzten Zeit erschienenen Bände, deren Herausgeber mit all den Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, die sich der deutschen Geschichtsforschung in der Notzeit entgegenstellten, legen Zeugnis ab von dem Idealismus und der Opferfreudigkeit, die der deutschen Wissenschaft besonders eigen sind.

Erich Caspar hat die Ausgabe des Registers Gregors VII. mit dem 2. Bande zum Abschluß bringen können (vgl. „Mitteilungen" Bd. 51 S. 9). Daß wir nun diese überaus wichtige Quelle endlich in einwandfreier wissenschaftlicher Ausgabe besitzen, wird fördernd auf die Erforschung jener wildbewegten Zeit wirken, wenn auch die letzten seelischen Vorgänge der handelnden Personen nie zu erfassen sein werden. Caspars Ausgabe wird den Ausgangspunkt weiterer Forschungen auch für die päpstliche Kanzleigeschichte bilden, zumal ja die Diktatfrage bei den Briefen Gregors von ganz besonderer Bedeutung ist. S. 1 Z. 16 ist congregati statt congregat zu lesen. Die umfangreichen Register erleichtern die Benutzung.

Die Chronik des Minoriten Johann von Winterthur, die Friedrich Baethgen nach dem Autograph des Verfassers in der Zentralbibliothek in Zürich herausgegeben hat, ist keine Quelle von überragender Bedeutung. Im Anfang Kompilation aus den üblichen Handbüchern des Mittelalters, wird sie in der eigenen Zeit des Verfassers wichtig für die Vorgänge in Schwaben und die Stimmung der Minoriten in der Zeit Ludwigs des Bayern. Ihr Hauptwert liegt in den kulturgeschichtlichen Teilen. Um so entsagungsvoller war die Aufgabe des Herausgebers, der sowohl in der Textgestaltung wie in der Quellenuntersuchung bedeutend über die Ausgabe von Wyß (1856) hinausgekommen ist.

Ganz anderer Art ist die Chronik des Mathias von Neuenburg, von der Adolf Hofmeister den ersten Band vorlegt (und zwar in der Überlieferung der Berner und vatikanischen Handschrift; die der Straßburger und Wiener in stark abweichender Fassung soll der 2. Band bringen). Sie behandelt fast die gleiche Zeit wie die des Johann von Winterthur. Doch interessieren ihren Verfasser in erster Linie dynastische und genealogische Vorgänge. Der Herausgeber, heute wohl der beste Kenner der mittelalterlichen Genealogie, hat sie durch seine Anmerkungen zu einer Art genealogischem Handbuch des ausgehenden 13. und der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gestaltet. Allerdings werden erst die im 2. Band folgenden Register — er soll

Digitized by Google

auch die Einteilung bringen — die Ausgabe in dieser Hinsicht aufs ausgiebigste benutzbar machen.

Karl Streckers unermüdliche Arbeitskraft wendet sich nun, nach Abschluß der Poetae latini der Karolingerzeit, der Ottonenzeit zu. Die Tegernseer Briefsammlung des Mönches Froumund ist nicht nur eine wichtige Quelle für die Geschichte des Quirinusklosters, sondern führt uns hinein in die Gedankenwelt eines geistig strebenden, dichterisch veranlagten Mönches um das Jahr 1000. Die einzelnen Stücke waren bisher an den verschiedensten Stellen gedruckt. Jetzt erst bekommen wir ein geschlossenes Bild der Arbeit Froumunds. Da feststeht, daß die Reihenfolge der Briefe und der eingestreuten Gedichte eine chronologische ist, hat Strecker seine Ausgabe genau der Münchner Handschrift folgen lassen. In der Einleitung behandelt er erschöpfend die Entstehung und Zusammensetzung des Kodex, wobei er vor allem Froumunds eigenen Schreiberanteil neu bestimmt. Philologisch wichtig ist die Beobachtung der Entwicklung der Reimprosa in den Tegernseer Briefen, die auch dankenswerterweise im Druck hervorgehoben ist. In den Anmerkungen ist alles niedergelegt, was zum Verständnis der einzelnen Stücke erforderlich ist. Es ist zu wünschen, daß diese Froumundausgabe recht häufig den Übungen in historischen Seminaren zugrunde gelegt wird; die Notwendigkeit philologischer Kenntnisse für den Historiker des M.A. läßt sich kaum irgendwo besser beweisen, und inhaltlich läßt sich das Klosterleben der Zeit sehr anschaulich entwickeln.

Kurze Zeit nach Vollendung dieser Ausgabe legt uns Strecker jetzt eine solche der sogenannten Cambridger Lieder vor (der Name hat nichts mit der Entstehung der Sammlung zu tun, sondern stammt vom heutigen Aufbewahrungsort der Handschrift). Ihr Inhalt ist sehr mannigfaltig, Lieder auf deutsche Kaiser und Bischöfe wechseln mit Liebesliedern, geistliche Sequenzen mit Schwankdichtungen. Deutsche, französische und italienische Herkunft ist für einzelne der 49 Stücke nachzuweisen. Der bisher üblichen Bezeichnung der Sammlung als Vagantenliederbuch macht Strecker durch seine Ausführungen ein Ende, er hält sie einfach für ein Florilegium, das irgendein Liebhaber sich zusammengestellt hat. Bei der schwierigen Verständlichkeit einzelner Stücke war eine eingehende Kommentierung erforderlich, die Strecker in vorbildlich gedrängter Form vorgenommen hat; jedem Gedicht ist auch eine Erläuterung der Form beigefügt. Soweit einzelne Stücke anderweitig überliefert sind, fand dies Berücksichtigung. Die kostbare englische Faksimileausgabe von K. Breul (1915) ist für deutsche Benutzer nunmehr völlig ersetzt und überholt. Ein Vergleich mit der Breulschen Ausgabe zeigt, wie weit die deutsche philologische Kritik doch der englischen überlegen ist. Für eine etwaige Neuausgabe sei die Bitte ausgesprochen, ein Verzeichnis der Initien beizufügen.

F. Schillmann.

Digitized by Google

Regesten von Vorarlberg und Liechtenstein bis zum Jahre 1260 bearbeitet von Adolf Helbok (Bd. I der Quellen zur Geschichte beider Lande). 4°. XIX + 141 + 286 S. Innsbruck. Universitätsverlag Wagner 1920—25.

Vorarlberg und Liechtenstein gehören in ethnographischer, wirtschafts- und verfassungsgeschichtlicher Hinsicht zu den interessantesten Gebieten deutscher Lande. Bewohnt von Alamannen, romanisierten Rätern und burgundischen Wallisern, die beide im Laufe der Zeit deutsch geworden sind, gehörte der südliche Teil einst zu Churrätien, das in der Struktur des fränkischen Reiches eine Sonderstellung einnahm, der nördliche hingegen zum Schwabenlande. Die Gau- und Grafschaftsverfassung bestand auch hier, zeitigte aber zum Teil eigenartige Erscheinungen. Die Grafengewalt besaßen in weitem Ausmaße Mitglieder der Familie Udalrich, später Grafen von Bregenz genannt. Sie waren auch mächtige Grundherren. Neben ihnen erscheinen die Welfen und von kirchlichen Herrschaften vor allem Chur, Einsiedeln, St. Gallen und als einheimisches Kloster Mehrerau bei Bregenz dort begütert. Dem letzten Bregenzer Grafen († 1160) folgte dessen Schwiegersohn Hugo Pfalzgraf von Tübingen und ihm dessen jüngerer Sohn Hugo, der Begründer der Linie der Grafen Montfort. Durch fortgesetzte Teilungen in diesem Hause wurde die Bildung einer einheitlichen Landesherrschaft verzögert. Schließlich war ihr Besitz so zersplittert, daß es den Habsburgern als Nachbarn leicht wurde, fortschreitend dort festen Fuß zu fassen. Unter ihrer Landeshoheit wurde Vorarlberg eine politische Einheit, während Liechtenstein nach mannigfachen Schicksalen zum Reichsfürstentum ausgestaltet wurde.

In meinem Innsbrucker Kollegen A. Helbok besitzt Vorarlberg, mit dessen Geschichte sich schon im 19. Jahrhundert verschiedene Gelehrte eifrig befaßten, einen modern geschulten, gedankenreichen und unermüdlich mit Erfolg arbeitenden Geschichtsforscher. Durch verschiedene Vorarbeiten, namentlich seine Abhandlung über „die Bevölkerung der Stadt Bregenz am Bodensee vom 14. bis zum 18. Jahrhundert" (1912), mit dem einschlägigen Material völlig vertraut, regte er eine planmäßige Erfassung und weitreichende Herausgabe der Quellen zur Landesgeschichte an und begann diese Arbeit selbst mit staunenswerter Tatkraft. Er bereitete vor allem die Herausgabe eines zunächst bis 1300 reichenden vorarlbergischen Urkundenbuchs vor, die allerdings heute zurückgestellt wurde, und regte auch die Veröffentlichung weiterer Quellen (Urbare, Stadt- und Landrechte, Rechnungsbücher, Chroniken) an. Seit 1911 ist er Herausgeber des „Archivs" für die Geschichte und Landeskunde Voralbergs, seit 1917 als „Vierteljahrsschrift" bezeichnet. Seiner Initiative entstammt auch die Gründung einer historischen Kommission für beide Länder (1912), welche unter seinem Vorsitz mit geeigneten Hilfskräften an der Ausführung eines weitgesteckten wissenschaftlichen Programms auf dem Gebiete der Landeskunde arbeitet und neben der Herausgabe von Quellen auch die Veröffentlichung einschlägiger Forschungen in die Wege leitet.

Digitized by Google

Als unerläßliche Vorarbeit für das Urkundenbuch, zugleich auch als kritische Unterlage für verschiedene landesgeschichtliche Forschungen, nahm er die mühevolle Herstellung eines möglichst vollständigen, bis 1500 reichenden Regestenwerkes selbst in Angriff, dessen erster Band in mustergültiger Fassung das Material von der Reichsteilung Karl Martells (741), die unsere Gebiete dem Erbteil Karlmanns zuwies, bis zum Tode des Grafen Hugo II. von Montfort (1260), mit dem die ungeteilte Verwaltung der Lande aufhörte, verteilt auf mehr als 500 Regesten, wiedergibt. Ihm sollen drei weitere Bände folgen. Der Stoff entstammt den verschiedensten, zum Teil weit abliegenden Archiven (vgl. S. XI). Für die erste Zeit bot namentlich St. Gallen reiche Ausbeute. Das älteste, im Lande verbliebene Original ist erst die Bulle P. Innozenz II. von 1139 für das Stift Mehrerau. Ein sehr großer Teil der Stücke liegt in älteren oder neueren Drucken vor, die gewissenhaft angegeben werden. Zur Aufnahme kamen die einschlägigen Urkunden und Briefe, von den erzählenden Quellen nur jene Stellen, die eine urkundgemäße Handlung oder Ereignung besprechen, soweit sie für die Landesgeschichte Bedeutung haben. Hierzu zählen auch an sich auswärtige Stücke, die heimische Personen als Zeugen nennen (vgl. hierzu das Vorwort S. VIII ff. und Helboks Aufsatz: Zur Frage eines vorarlbergischen Urkundenbuches im 8. Jahrgang des Archivs für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs (1912) S. 11). Die Regesten sind zum Teil recht ausführlich gehalten und durchaus auch für ungeschulte Benutzer lesbar. Datierung und Zeugenreihen wurden in der Regel ungekürzt aufgenommen. Auch sonst sind die Forderungen moderner Editionstechnik berücksichtigt und die Ortsnamenfrage ist mit Sachkenntnis beachtet. Ganz besonders wertvoll aber ist der den Regesten angefügte wissenschaftlich kritische Apparat, der so manches diplomatische und historische Problem löst. Den Schluß bildet, verfaßt durch Landesarchivar V. Kleiner, ein ausführliches Register der Orte und Personen und, was den Wert noch erhöht, ein eingehendes Sachregister. Einen besonderen Hinweis verdienen auch die Siegelbeigaben aus den Jahren 1181—1256 und die Stammtafeln mehrerer Familien.

Den Regesten gehen drei Exkurse voran. In ihrem ersten behandelt Helbok in monographischer Weise Wesen und Entwicklung der rätoromanischen Urkunden seit dem 8. Jahrhundert, eine eigenartige Urkundenschicht, die in unseren Regesten einen besonderen Platz einnimmt und schon wiederholt wissenschaftlicher Behandlung unterzogen wurde. Es zeigt sich in ihnen ein starres Festhalten an einem vielfach dem spätrömischen Urkundenwesen entnommenen Formelsystem, aber auch in späterer Zeit das Einfließen germanischer Rechtsgedanken. Die Studie kommt zu beachtenswerten Ergebnissen in der Frage nach der Fassung des Formulars, der Entwicklung der Schrift und des Schreiberwesens, namentlich des rätischen Kanzleramtes, und der Beziehungen zwischen Rechtshandlung und Beurkundungsakt. Ihr folgt als zweite Beigabe eine Studie R. v. Plantas über die Sprache dieser Dokumente. Der letzte Exkurs — verfaßt von Helbok — klärt ver-

Digitized by Google

schiedene Fragen aus der Geschichte der Häuser Udalrich, Pfullendorf und Tübingen, zu deren Herrschaftsgebiet auch unsere beiden Länder zählten. Er gewährt Einblick in die Genealogie dieser gräflichen Familien, deren Besitz und Machtstellung, ihre Beziehungen zu den Welfen und zu Fragen der süddeutschen Fürsten- und Reichspolitik jener Zeit. So bringt dieser Band in mehrfacher Hinsicht einen wesentlichen Fortschritt in der Erkenntnis der Landesgeschichte, wozu wir den Verfasser und die historische Kommission herzlich beglückwünschen. Mögen ihm bald die weiteren folgen. A. Wretschko.

Vallentin, Berthold: Napoleon und die Deutschen. 8°. 96 S. Berlin, Georg Bondi, 1926. Broschiert Mk. 3.—

„Es ist wohl nie ein neues Jahr mit einer so ungeheuren Aufregung, einem so stürmischen Wechsel und einer so wunderbaren Mischung aller Affekte, von Haß und Liebe, von Furcht und Hoffnung, von Mut und Mutlosigkeit, von bangen und freudigen Erwartnngen angetreten worden als das dreizehnte des neunzehnten Jahrhunderts": so schildert Gerd Eilers im ersten Bande seiner „Wanderung durchs Leben" noch 1856 trefflicher die ungeheure Spannung um die Wende von 1812 auf 1813, wie er sie in Göttingen, der Universität König Lustick, persönlich erlebt hatte. „Viele wollten beten", so fährt er fort, „konnten aber ihr Kämmerlein nicht finden. Alle fühlten das Walten einer höheren Macht. Einige legten sich aufs Lauern, Andere suchten Licht in den Offenbarungen Johannis, und noch Andere lernte ich kennen, die in ihrer Allgottslehre Ruhe suchten und, wie sie vorgaben, auch fanden. ‚Was ist es denn so Erschreckliches?' fragten sie und antworteten: ‚Es sind vorübergehende Erscheinungen des Weltgeistes, der am sausenden Webstuhle der Zeit der Gottheit lebendiges Kleid wirkt.'" Solche seelischen Erschütterungen wirkte damals das Bevorstehen des Sturzes Napoleons aus. Wir Deutschen von heute haben weit Schlimmeres erlebt und durchmachen müssen; außerdem hat die zeitliche Entfernung natürlicherweise das in jenem furchtbaren Bonaparte sich manifestierende Walten einer höheren Macht einigermaßen verblassen lassen. Dennoch schwebt noch jetzt sein Schatten über uns; das leidet keinen Zweifel. Ein überaus geistvoller Interpret dieser mehr oder weniger latenten Tatsache ist B. Vallentin.

Ein konkretes Beispiel möge den „Fall Napoleon" beleuchten: es ist sicherlich sehr leicht, über die servile Vasallentreue des Herrn von Dalberg den Stab zu brechen; aber man wird diesem vorbildlichen Mäzen ohne Zweifel nicht gerecht, wenn man nicht sein Geblendetsein mit in Rechnung zieht (größeren Geistern als ihm soll Ähnliches passiert sein). Hier die richtige Balance zu finden ist schwierig; und vielleicht sind gerade Vallentins Buch und Nachtrag berufen, sie finden zu helfen. „Buch und Nachtrag" — wieso? Ja, was uns heute vorliegt, ist eine Ergänzung, eine Nachlese; das eigentliche Hauptwerk

Digitized by Google

ist schon 1923 unter dem einfach stolzen Titel „Napoleon" erschienen und von mir gebührend („Mitteilungen" 51 S. 109 f.) besprochen worden. Was Vallentin auch hier in neun neuen Kapiteln bietet, ist der meist gelungene Versuch, die einmalige Erscheinung, die unter dem Namen Napoleon Bonaparte schicksalhaft über Europa hinweggeschritten ist, unter allen Umständen in die höhere Sphäre des Geistigen zu heben. Gewiß geht es dabei nicht ohne einige Künstelei, manche Vergewaltigung ab; in sehr natürliche Vorgänge wird manchmal etwas hineingeheimnist, was mindestens den Zeitgenossen schlechterdings nicht zum Bewußtsein gekommen sein mag. Immerhin: der Verfasser behauptet stets seine hohe Warte, und dem willigen Leser bereitet es einen ausgesprochen ästhetischen Genuß, seinen geistvollen Ausführungen zu folgen. Vallentin setzt viel voraus, gibt aber auch viel. Die Überschriften der Abschnitte lauten diesmal: Napoleon und die Deutschen; Napoleon und die geistige Bewegung; Erneuerung des Napoleonbildes; Zum 100jährigen Todestage Napoleons; Antike und Klassizismus; Napoleon und Frau v. Staël; Das Herz Napoleons; Die Legende Napoleons; Warum Napoleon? Was mir hier zu fehlen scheint, das wäre eine viel ausführlichere Behandlung der Wandlungen des Napoleonbildes, als sie der sehr kursorische Überblick auf S. 46 f. zu bieten vermag; man denke bloß an das fesselnde Einzelthema: Napoleon und Fr. Chr. Schlosser! Hier wäre wohl noch so manches mit Gewinn nachzuholen und nachzutragen. In diesem Sinne also: Auf Wiedersehen! Hans F. Helmolt.

Hermann Oncken: Die Rheinpolitik Kaiser Napoleons III. von 1863 bis 1870 und der Ursprung des Krieges von 1870/71 nach den Staatsakten von Österreich, Preußen und den süddeutschen Mittelstaaten. 8°. 1. Band XVI, 121 und 382 S. 2. Band 591 S. 3. Band 550 S. Stuttgart, Berlin und Leipzig: Deutsche Verlags-Anstalt, 1926.

Um die Abwandlungen der Politik eines Staates kennen zu lernen, sind seine Urkunden und Akten dem Forscher von höchstem Wert. Aber wie einst der junge Ranke mit Hilfe der venezianischen Gesandtschaftsberichte sich von der germanisch-romanischen Völkerwelt ein richtiges Bild zu verschaffen vermochte, so kann auch heute noch die Lektüre der Relationen fremder an einem und demselben Hofe akkreditierter Botschafter gleich ergiebige Aufschlüsse gewähren, tiefere sogar als die Akten jener einen Macht selbst. Beweis dafür sind die vorliegenden 3 Onckenschen Bände, gemessen an der amtlichen französischen Publikation Origines diplomatiques de la guerre de 1870/71.

Oncken hat in Berlin, Wien, München, Stuttgart und Karlsruhe die Berichte der Gesandten aus Paris exzerpiert, soweit sie auf die französische Politik der Jahre 1863 bis 1870 Licht werfen, und sie mit andern aufschlußreichen Stücken zusammen in chronologischer Folge abgedruckt; einige Berichte des Grafen Vitzthum wurden ihm von

Digitized by Google

dessen Neffen zur Verfügung gestellt, Radowitzsche Tagebuchaufzeichnungen der entscheidenden Monate vor dem 66er Kriege von Dr. Hajo Holborn. So vermag er sozusagen Scheinwerfer von allen Seiten her auf Napoleon III. und sein Verhalten Deutschland gegenüber zu richten. Denn die französische Außen- speziell Rheinlandpolitik der 60er Jahre zu rekonstruieren, ihren Oszillationen und Biegungen gewissenhaft nachzuspüren, setzte sich Oncken als Ziel. Höchstens nebenher sollte auch die Politik Österreichs, Preußens, Bayerns, Württembergs, Badens erhellt werden. In überaus sorgfältigen Anmerkungen wird auch zu anderen Publikationen Stellung genommen, Entlegenes herangezogen, Falsches berichtigt. Was in den 961 im Wortlaut mitgeteilten Stücken steckt, darüber berichtet Oncken in einer packenden, den ersten Band einleitenden Darstellung, die auch gesondert käuflich ist. Zum mindesten ihre Lektüre muß jedem Historiker dringend empfohlen werden.

Streben nach dem Rhein und nach der Vorherrschaft auf dem Kontinent ist bei unsern westlichen Nachbarn eine Jahrhunderte alte Tradition. Für das siècle de Louis XIV, das Zeitalter der Revolution und die Epoche nach 1815 führt Oncken dafür zahlreiche Belege an. Napoleon III. wußte wohl, woran er anknüpfte mit seinen vielsagenden Worten: „Das Frankreich Heinrichs IV., Ludwigs XIV., Colberts und Napoleons hat die Rolle, in alle Verträge seinen Brennusdegen zugunsten der Zivilisation zu legen." Er war ein Mann der Schlagworte, aber kein Doktrinär. Er ging vorwärts mit seiner Zeit, wußte sich den wachsenden Verhältnissen anzupassen. Der überlieferten klassischen Außenpolitik, allem voran der Rheinpolitik eingedenk, hat er immer wieder nachgedacht über die geeigneten, zu dem von den Franzosen heiß ersehnten Ziele führenden Wege. Er erkannte, daß er Streit säen müsse zwischen den beiden Großmächten. Hin und her geschwankt hat er nur zwischen dem Anschluß an Österreich und an Preußen.

Wie er im April 1857 Bismarck den Plan einer großzügigen Abrundung Preußens in Norddeutschland entwickelte, über eigene Wünsche nur ganz vorsichtige Andeutungen machte, wissen wir aus den „Gedanken und Erinnerungen." Da man in Berlin taub blieb, sprach Kaiserin Eugenie im Frühjahr 1863 mit dem österreichischen Botschafter in Paris, dem Fürsten Metternich, über ein Projekt ihres Gatten zur Umgestaltung der Karte Europas: im Osten müsse Polen wiederhergestellt und ein Erzherzog oder der Wettiner sein König werden; Preußen bekomme Sachsen, Hannover und die Herzogtümer nördlich des Mains, trete Posen an Polen, Schlesien an Österreich, das linke Rheinufer an Frankreich ab, Kaiser Franz Josef Venetien an Piemont, Galizien an Polen; dafür dehne Österreich sich an der Adria südostwärts aus, erhalte Schlesien zurück und alles, was es südlich des Mains haben wolle; Rußland sei für den Verlust der polnischen Provinzen in der asiatischen Türkei zu entschädigen. Auch mit diesem utopischen Projekt fand Napoleon in Wien keine Gegenliebe. 1866 schien sein Weizen zu blühen. Wie auf einem Schach-

Digitized by Google

brett schob er die Figuren gegeneinander, brachte auf der einen Seite Preußen und Italien zusammen, stachelte auf der anderen die deutschen Mittelstaaten zur Aktivität, zum Anschluß an Österreich an, stellte diesem wieder Schlesien in Aussicht, wenn es Venetien den Italienern überlasse. Als Preis für Frankreichs Neutralität in dem Kriege, zu dem er hetzte, suchte er in Berlin und in Wien den Rhein vertraglich zu erlangen, sei es in der Form eines aus dem Deutschen Bunde ausgeschiedenen Pufferstaates, eines zweiten Belgien, sei es in der Form glatter Annexion; letztere sollte als Minimum Saarbrücken und Landau umfassen, den französischen Besitz von 1814, und die bayrische Pfalz. Um ganz sicher zu gehen, bändelte er auch noch mit den Mittelmächten an. Drouyn de l'Huys sagte am 30. Juni zu dem bayrischen Gesandten, diejenigen Mittel- und Kleinstaaten, die eigentlich das Herz Deutschlands bildeten, möchten mit Ausschluß Österreichs und Preußens unter bayrischer Führung einen Bund schließen; der Sympathien Frankreichs könne man gewiß sein.

Alle Berechnungen des listigen Spekulanten warf Preußens Sieg über den Haufen. „Wir haben Venedig für andere gewonnen und den Rhein für uns selber verloren", klagte Napoleon am 4. Juli, und ganz verzweifelt schrieb Eugenie am 11. an Metternich: Je suis triste, mais je ne puis rien, je ne sais même plus ce qui se passe. La seule chose que je puis répondre c'est que l'Empereur fera tout son possible pourque Vous puissiez avoir la meilleure paix possible. Je suis désolée et ne puis écrire plus long. Si vous pouviez leur donner une bonne frottée!

Wie alle Versuche Napoleons, dem Sieger von Königgrätz noch etwas abzupressen, mißlangen, weiß man. Auch Belgien gestand man ihm nicht zu. „Es ist immer dieselbe Tendenz" — bemerkte Wilhelm I. am 19. September — „Preußen soll Napoleon sozusagen retten und deshalb einen geheimen Vertrag schließen, um gegen ein unschuldiges befreundetes Land im voraus zu konspirieren. . . Vor 2 Jahren sollte ich Teile von Schlesien oder Hohenzollern sakrifizieren, um die Elbherzogtümer zu erwerben. Ich tat es nicht und habe jetzt die Elbherzogtümer. Wenn Deutschland je erführe, daß ich eine französische Allianz zur Vernichtung Belgiens geschlossen habe, um dadurch Herr in Deutschland zu werden, so würden die deutschen Sympathien für Preußen sehr schwinden."

Wie dann Napoleon eine Einkreisung des Hohenzollernstaates in die Wege zu leiten suchte, ist im allgemeinen bekannt. Metternich hatte recht, wenn er am 7. März 1867 aus Paris nach Wien berichtete: „Meine kleine Reise nach dem südlichen Frankreich hat mir neuerdings den Beweis geliefert, daß man im ganzen Lande nur ein Gefühl hegt, und das ist der Preußenhaß. Überall fühlt man tief die begangenen Fehler, die auf ewig verlorengegangene Gelegenheit und hegt man die Sehnsucht nach einer revanche éclatante." Preußen sollte gedemütigt und zerschlagen werden, Deutschland ohnmächtig bleiben, Objekt des Machtwillens der grande nation. Napoleon und

Digitized by Google

seiner Dynastie drohte Gefahr, wenn er das Sehnen seines Volkes nicht stillte.

Seit Ende 1868 arbeitete er an einem Dreibund Frankreich-Österreich-Italien. Dem formellen Abschluß eines Vertrages stellten sich zwar Hindernisse in den Weg, aber für ihn bot ein Austausch von Briefen der Monarchen Ersatz. „Ich betrachte", sagte Napoleon zu Rouher — „unsere Verträge als moralisch unterzeichnet. Das Bündnis mit Österreich ist der Angelpunkt meiner Politik" — einer, wie der Besuch des Erzherzogs Albrecht in Paris, die Reise des Generals Lebrun nach Wien zeigt, auf Krieg hinzielenden Politik. Nach Gramonts und Olliviers drohender öffentlicher Stellungnahme zur spanischen Thronkandidatur des Hohenzollern fragte Napoleon Metternich, ob er wirklich glaube, daß man in Berlin zurückweichen könne; Eugenie meinte, tue es Bismarck, so sei das gegenüber der Haltung Frankreichs eine Demütigung, von der er sich schwer erholen werde. Ollivier aber bekannte Metternich frank und frei: „Wir haben einmütig den Entschluß gefaßt, daß man marschieren muß. Wir haben die Kammer fortgerissen. Wir werden die Nation fortreißen. In 14 Tagen haben wir 400 000 Mann an der Saar, und wir werden den Krieg machen wie 1793. Wir werden das Volk bewaffnen, das zu den Grenzen strömen wird." „Ihr seid" — äußerte Metternich am 8. Juli zum Herzog von Gramont — „einfach blindlings in die Gelegenheit hineingesprungen, nach dem Sprichwort, eine gute Gelegenheit kommt nicht wieder, und habt gedacht, sie bei den Haaren ergreifen zu müssen, um entweder einen diplomatischen Erfolg davonzutragen oder den Krieg auf einem Terrain zu führen, das nicht den deutschen Geist gegen euch in Bewegung setzt." Gramont bestätigte es geschmeichelt und selbstbewußt. Am 11. Juli war der Krieg in Paris beschlossene Sache. Metternich meldete an diesem Tage: „Kaiser Napoleon wird morgen die Mobilmachung ersten Grades anordnen und glaubt, daß das den Krieg unvermeidlich machen werde." In der Nacht vom 11. zum 12. Juli, also noch ehe Gramont den Entschuldigungsbrief von König Wilhelm verlangte, telegraphierte der österreichische Militärbevollmächtigte nach Wien: „Ich berechne den Vorsprung Frankreichs an Zeit auf 8—10 Tage. Man will hier absolut den Krieg. Aufregung sehr groß. Der Anlaß populär. Das Abwickeln gefährlich. Kaiserreich würde allerdings nie wieder solche Vorteile vereinigen und einen solchen Zeitvorsprung gewinnen können. Graf Bismarck hat nunmehr die Wahl zwischen Krieg und einem zweiten Olmütz."

„Die geschichtliche Rolle der Emser Depesche besteht nicht darin, daß sie eine friedliche Verhandlung durch einen den Krieg unvermeidlich machenden Offensivstoß zerriß, sondern vielmehr darin, daß sie das auf den Krieg berechnete Intrigenspiel der Franzosen, das Hinziehen der Verhandlung um des Rüstungsvorsprungs willen störend durchkreuzte." Napoleons Politik stand im Banne einer nationalen Tradition. Die nach dem Rhein gierenden, den Deutschen den Aufstieg zu Einheit und Macht nicht gönnenden Franzosen haben den Zusammenstoß erzwungen.

Digitized by Google

Kann Onckens Publikation auch nicht alle Winkelzüge der napoleonischen Rheinpolitik jener Jahre restlos bloßlegen, mit ihren Grundlinien macht sie den Leser doch vertraut und verpflichtet ihn zu aufrichtigem Dank. Durch ein vorzügliches Register ist er in den Stand gesetzt, sich immer wieder rasch zu unterrichten.

Paul Haake.

Reischach, Hugo Freiherr von: Unter drei Kaisern. 8°. 287 S. Berlin, Verlag für Kulturpolitik, o. J. [1925].

Reischach, 1854 geboren, war unter dem alten Kaiser seit 1885 in dessen Oberhofmarschallamt tätig, 1888 Hofmarschall Kaiser Friedrichs und sodann bis 1901 seiner Witwe, Kaiserin Viktoria, 1905—13 Oberstallmeister und bis 1918 Oberhofmarschall bei Wilhelm II. Seine Erinnerungen bringen daher manche anschauliche Schilderung höfischen Lebens und Treibens (S. 53—66: Vortänzer bei Hofe), auch seiner spezifisch beruflichen Tätigkeit (z. B. S. 224—38, den kaiserlichen Marstall betreffend) oder zeigen ihn in besondere Vorkommnisse verwickelt (S. 178—183: Fall Kotze), halten sich aber naturgemäß zumeist an das menschlich Anziehendste, an Wesens- und Meinungsäußerungen fürstlicher Personen und bedeutsamer Persönlichkeiten. Besonders wichtig sind seine Nachrichten über die Kaiserin Friedrich (S. 109—11: Charakteristik; S. 142—167, S. 203—210), der er in dreizehnjährigem Umgange nahe trat und deren Andenken sein Büchlein pietätvoll gewidmet ist; auch über ihre Mutter, die Queen (S. 148 ff.), und ihren als Prinz unter-, als König und Diplomat überschätzten Bruder Eduard (VII.). Der Schwester fehlte es als Kaiserin-Witwe an der rechten Betätigung und Wirksamkeit. Was sie auch tat, — „all dies füllte das Leben der seltenen Frau nicht aus. Wie gerne hätte ich sie als Statthalterin der Reichslande gesehen, das wäre eine Aufgabe für sie gewesen!" (S. 178.)

Bemerkenswerte Einzelheiten finden sich über Wilhem I. sowie über Moltke und Bismarck. Wilhelms I. politisches Testament möchte Reischach in den Worten des Sterbenden (an den Enkel) sehen: „Wenn ein Krieg freventlich vom Zaune gebrochen wird, dann bist du durch deine Verträge gebunden, wirst dieselben halten und marschieren. Aber hege und pflege die russische Freundschaft." (S. 125.) In diesen Zusammenhang gehört auch die Äußerung Moltkes aus dem November 1887, als er im Vorzimmer des Kaisers gefragt wurde, ob es Krieg gebe (Boulanger als Kriegsminister spielte damals den Kriegslustigen): „Ja, dieser Becker scheint es ja zum Kriege treiben zu wollen. Nun, wenn es wie 1870 allein gegen Westen geht, dann wird es gehen, müssen wir gegen Westen und Osten fechten, dann wird es auch gehen." (S. 122.) Graf Herbert Bismarck, ein guter Bekannter Reischachs (S. 31), meinte am 20. März 1890 abends, als er von der eben erfolgten Entlassung seines Vaters sprach: „Das bedeutet die Auflösung des Reiches." (S. 167.) Auf Reischachs Entgegnung: „Dann wäre ja das Werk

Digitized by Google

Ihres Vaters eine Utopie?" antwortete der Graf: „Nein, aber ein so feines Gefüge, das eine solche Kraftprobe, wie die Entlassung des Schöpfers des Reiches, nicht verträgt. Alle Menschen machen sich die Tragweite dieser Handlung nicht klar, auch meiner Ansicht nach der Kaiser nicht, und solch impulsive Handlungen des Kaisers werden noch viele folgen. Das wird das Reich nicht aushalten und in zwanzig Jahren wird es zerfallen. So lange werden die Verträge noch halten, welche mein Vater mit Europa geschlossen." (S. 168.) Wenn diese Worte wirklich so gesprochen worden sind, dann sind sie es, die, gegen die Handlung des Kaisers gerichtet, deren beste Rechtfertigung darstellen; zugute kommen dem Sprecher für den oberflächlichen Leser von heute die impulsiv und auf gut Glück in die Welt gesetzten „zwanzig Jahre".

Reischachs eigene Anschauungen über Politik sind nicht recht ausgeglichen: wie sollten sie es auch sein bei einem Süddeutschen, der dem Preußischen Hofe angehörte, und bei einem Deutschen, der dreizehn Jahre im Dienste der Kaiserin Friedrich stand? Denn diese war nun doch einmal, nach Reischachs eigener Darstellung (S. 157/8) mindestens ein schwankendes Rohr, in Deutschland alles Englische, in England alles Deutsche lobend; wenn sie sich auch selbst diplomatisch-neutral auf den Standpunkt der Gerechtigkeit zu stellen suchte und erklärte: „Ich bin immer auf der Seite der Abwesenden." Sie war Gegnerin Bismarcks und hat erleben müssen, daß „die Seele ihres Sohnes der ihrigen entfremdet worden ist". (S. 161.) Reischach aber ist „dem Hause Bismarck immer treu geblieben" (S. 163); er rühmt sich auch, in den Jahren 1902—04 „die zwölf Bände der politischen Reden des Fürsten Bismarck durchstudiert" zu haben (S. 211.). Demgemäß fallen seine Urteile über Caprivi und Bülow aus; denn Hohenlohe, Reischachs Oheim, findet einigermaßen seinen Beifall, vor allem wohl, weil er „den Faden mit Friedrichsruh wieder aufnahm" (S. 186.). Dagegen über Caprivi: „Wie soll da Weltpolitik getrieben werden, wenn die Leitung in den Händen eines Generals und eines Staatsanwalts (Außenminister Marschall) liegt!" (S. 172.) Dabei dachte Reischach, der Hofmann, selbst daran, Diplomat zu werden (S. 210.). Und das war doch Bernhard Bülow wirklich! Aber leider hat über diesen der Diplomat aller Diplomaten, der schwäbische Landsmann Reischachs, Kiderlen-Wächter, hier maßvoll nur „der kluge" genannt, mit „listigem Lächeln" gesagt: „Sie kennet gar net glaube, was der arm Theobald (Bethmann Hollweg) für e Erbschaft von Bernhardle übernomme hat, das geht net uf e Kuhhaut zu schreibe, abers Schlimmschte ischt, daß mers net e mal sage kenn, sonst duht mer unser Blöß de Feind darbiete." (S. 187). Im Sinne dieser superklugen Kritik weist dann Reischach (S. 188—190) die Fehler nach, die Bülow gemacht hat; er bedenkt wohl zu wenig, daß die Politik zwar als von Politikern gemacht angesehen wird, daß es aber richtiger ist, die Politiker als Geschöpfe der Politik anzusehen. Und hier traut er nun wieder Eduard VII. zuviel zu, wenn er meint, daß dieser mit seiner Friedensliebe, die

Digitized by Google

derjenigen Wilhelms II. vergleichbar gewesen (S. 251/2), den Ausbruch des Weltkrieges verhindert hätte (S. 254.).

Die Beurteilung des Weltkrieges zeugt kaum von besonderen Informationen. Immerhin kann Reischach berichten (S. 275): „Ich bin die ganze Zeit bis zur Kriegserklärung um den Kaiser gewesen und kann bezeugen, daß er in der größten Sorge war und nur einen Gedanken hatte, den Krieg zu vermeiden." Sodann weiß er von einem Gespräch mit Bethmann am 9. Januar 1917 nach dem Kronrat im Plesser Schloß, wo der verschärfte U-Boot-Krieg beschlossen wurde; er habe Bethmann darauf aufmerksam gemacht, daß es seine Pflicht sei, durch sofortiges Einreichen seines Abschiedsgesuches diesen auch nach Reischachs Meinung unheilvollen Beschluß umzustoßen. Der Kanzler aber habe geanwortet (S. 283): „Ich kann durch mein Weggehen jetzt nicht die Zwietracht in die Nation werfen, wenn Deutschland im Begriffe steht, sein letztes Atout auszuspielen."

Erich Bleich.

Alexander von Hohenlohe: Aus meinem Leben. 8°. XIII, 413 S. Frankfurt am Main, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag, 1925.

Vor dem Weltkriege plante der am 17. Mai 1924 gestorbene Sohn des dritten Kanzlers ein Buch über Elsaß-Lothringen. Der Zusammenbruch Deutschlands bestimmte ihn, weiter auszuholen und ein Erinnerungsbild der ganzen Zeit und Welt zu entwerfen, die er durchlebt und kennengelernt hatte. Freilich sollten diese Memoiren mehr Skizzen und Episoden geben als eine über die eigene Entwicklung restlos Aufschluß gebende Autobiographie, mehr sein Tun und Lassen von 1914 bis 1918 rechtfertigen, seine Stellung zum Krieg und zum Pazifismus begründen, die Blicke auf die an der Katastrophe Schuldigen lenken als von Hohenlohe selbst und seinen Handlungen erzählen. Auch war der 62jährige noch nicht ganz fertig mit der Niederschrift, als der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm. Dennoch lohnte das in seinem Nachlaß vorgefundene Manuskript eine Überarbeituug und die Herausgabe, und es reicht hin zum tieferen Eindringen in die Wesensart des vielgescholtenen Mannes. Gewiß ist es kein durch feste Geschlossenheit imponierendes Buch, dem Gottlob Anhäuser die endgültige Form gab — das 7. von den 15 Kapiteln, meine „Reisen nach Rußland" betitelt, fällt aus dem Rahmen völlig heraus —, aber auch die, die es zum Zweifel oder zum Widerspruch reizt, wird es, insbesondere seine zweite Hälfte, fesseln als Bekenntnisschrift und Vermächtnis eines vielleicht falsche Wege einschlagenden, aber, auch wenn er irrte, doch lauteren deutschen Idealisten und als Produkt einer unsicher vorwärts tastenden Epoche der Gärung.

Alexander von Hohenlohe, ein Zwillingsbruder von Moritz, war ein geborener Widerspruchsgeist, den schon als Schüler die sich jährlich wiederholenden patriotischen Feiern und die leeren Phrasen der

Digitized by Google

dabei gehaltenen Festreden anekelten. Ein sozialdemokratischer Hauslehrer, der 1918 gestorbene badische Landtagsabgeordnete Dr. August Rüdt, verstärkte die in dem Knaben und Jüngling vorhandene Neigung zur Opposition. Was ihm das Wiesbadener Gymnasium bot, befriedigte ihn nicht. Das Göttinger Korpsstudententum stieß ihn ab. Außer Iherings Vorlesungen sagten ihm keine von deutschen Hochschullehrern sonderlich zu, um so mehr die von Leroy-Beaulieu an der Pariser Sorbonne über die Rolle des Staates. „Je älter ich wurde, desto mehr hat sich in mir die Überzeugung gefestigt, die ich schon in jungen Jahren auf der Universität mir gebildet hatte, namentlich mit allem, was wir in den letzten Jahren erlebt haben, daß die Freiheit des Individuums ein so kostbares Gut ist, daß nur diejenige Verfassung des Staates, welche diese Freiheit am sichersten garantiert, geeignet ist, ein Volk glücklich und das Leben des einzelnen erträglich zu machen sowie ihm zu ermöglichen, den Gehalt seiner eigenen Persönlichkeit zu steigern."

Ihr Wachsen und Schwellen bei Hohenlohe Jahr für Jahr zu verfolgen, reichen seine Memoiren nicht hin. Was aber das Werden und die Konsolidierung seiner politischen Anschauungen vornehmlich beeinflußte, das lassen sie ahnen.

Zunächst die Verhältnisse in Elsaß-Lothringen. Er wurde mit ihnen mehr und mehr vertraut, als 1885 sein Vater Nachfolger Edwin von Manteuffels in Straßburg wurde, als ihn 1893 der Wahlkreis Hagenau-Weißenburg als Abgeordneten in den Reichstag schickte, als der 36jährige 1898 zum Bezirkspräsidenden des Oberelsaß in Colmar avancierte, in welcher Stellung er volle acht Jahre verblieb, bis die Veröffentlichung der Denkwürdigkeiten seines Vaters ihm die Ungnade Wilhelms II. zuzog. Augenzeuge der zunehmenden Entfremdung der Reichslande, sann er nach über ihre Ursachen, kam zu dem Schluß, daß die ausnahmsweise Ernennung einiger wenigen Elsässer auf höhere Verwaltungsposten ein Fehler war, solange man nicht dem Lande die volle Autonomie gewährte und seine Verwaltung ganz den Händen der Eingesessenen überantwortete, erblickte die Wurzel allen Unheils darin, daß 1871 die Bevölkerung nicht befragt, sondern einfach annektiert wurde, konnte nicht lassen von dem Glauben, daß eine allmähliche Verschmelzung und Aussöhnung der Bevölkerung mit den durch die Annexion eingetretenen Verhältnissen möglich gewesen wäre: „neue Generationen mußten ja heranwachsen, und wenn sie gesehen hätten, daß sie unter einer gerechten Regierung, die ihre Stammeseigentümlichkeiten ebenso wie den Schatz der Erinnerungen, den sie im Herzen bewahrten, respektierte, in Freiheit leben konnten, dann wäre vielleicht doch der Augenblick gekommen, von dem an sie mehr in die Zukunft als in die Vergangenheit geblickt, wo sie sich endgültig und bewußt auf den Boden der nun einmal bestehenden Tatsachen gestellt und an dem staatlichen Leben des deutschen Volkes mit dem Willen teilgenommen hätten, wirklich und endgültig ein vollberechtigtes Mitglied des Deutschen Reichs zu sein, ohne von jetzt ab mehr an eine Änderung der Lage und eine Rückkehr an Frankreich zu denken."

Digitized by Google

Chlodwig Hohenlohe, der im Auge hatte, Elsaß-Lothringens Bevölkerung durch eine ruhige, stetige und gerechte Verwaltung zufriedenzustellen, Rücksichten zu nehmen und so ganz allmählich eine Versöhnung herbeizuführen, bis der Moment gekommen wäre, wo man ihr die volle Autonomie, die Regierung ihres eigenen Landes durch sie selber im Rahmen des Reiches hätte geben können, so wie es England in Südafrika gemacht hat, war — der Sohn vermerkt es mit Stolz — auf dem rechten Wege, der erste Reichskanzler nicht. „Bismarck ahnte wohl, welche verhängnisvolle Bedeutung die Annexion von Elsaß-Lothringen für die Zukunft der europäischen Politik bei einem Volkscharakter wie dem französischen haben würde. Er sah weiter als die Generale, für die nur strategische Erwägungen in Betracht kamen, aber Bismarcks eigene Tragik war es, ein so großes politisches Genie er gewesen ist, daß er sich von dem Macht- und Schwertglauben nicht losmachen konnte und daß er die Kraft der idealen und moralischen Werte in der Politik unterschätzte. So behielt schließlich Moltkes Ansicht die Oberhand, das „Reichsland" wurde zum „Glacis" des Reiches. Alle Fehler der späteren Behandlung des Landes durch die Regierung haben darin ihre Wurzel."

Bismarck, dem ein ganzes Kapitel, das elfte, gewidmet ist, bekommt, weil er für moralische Eroberungen nur ein verächtliches Lachen hatte, ein sehr schlechtes Zeugnis. „Bismark ist es gewesen, der die Geistesrichtung der Deutschen von 1914 hervorgebracht hat; er hat ihnen während der Jahre, in denen sie seiner Führung folgten, den Stempel seines Geistes aufgedrückt. Jahrzehntelang seit den kriegerischen Erfolgen von 1866 und 1870 hatten sie sich gewöhnt, an die Macht der Gewalt zu glauben, und allmählich war es ihnen zum Axiom geworden, daß Politik und Moral zwei ganz verschiedene Gebiete seien und es nur darauf ankomme, der Stärkere zu sein, um Recht zu behalten. Sie hatten nicht an die Gefahr gedacht, die daraus entstehen kann. Bismarck kannte sie wohl, und nicht umsonst hat ihm der cauchemar des coalitions, wie er selbst eingestanden hat, manche schlaflosen Nächte bereitet. Aber die Mittel, mit denen er ihr zu begegnen gesucht, waren nicht der Moral entnommen, sondern dem alten Arsenal der Diplomatie, und ihre Waffen waren die verrosteten aus der alten Zeit der Kabinettspolitik, die Schachzüge auf dem diplomatischen Schachbrett, auf dem er Meister war, ein künstliches System von Allianz- und Rückversicherungsverträgen, bei denen die Völker wenig mitzusprechen hatten. Eine solche Politik mußte mit der fortschreitenden Zeit immer größeren Schwierigkeiten begegnen. Und ebenso wie er in den langen Jahren, in denen er der arbiter Europas gewesen war, so viele verletzt und gereizt hatte, daß Deutschland zuletzt kaum einen aufrichtigen Freund mehr besaß, und es nur mehr eines Anlasses bedurfte, um die einstweilen noch sich nicht offen hervorwagenden Feindschaften zu einer Koalition zu vereinigen, so hatte er auch im Innern durch seine Politik Herde der Unzufriedenheit und der Mißstimmung geschaffen, die früher oder später seinem eigenen Werk gefährlich werden mußten. Für Bismarck war nur die Gewalt das

Digitized by Google

Mittel, an dessen Erfolg er glaubte. Das, was England so groß gemacht hat und ihm seine weltbeherrschende Stellung gegeben hat, was es verstandeu und wonach es gehandelt hat, auch wenn es Eroberungen machte und seine Herrschaft über fremde Völker auf der ganzen Weltkugel ausdehnte, das verstand er nicht, daß nämlich die Gewalt allein eine dauernde Herrschaft über die Völker nicht begründeu kann, wenn man ihnen nicht zugleich die Überzeugung zu geben weiß, daß sie auch ein Hort der Freiheit ist. Der große Staatsmann hatte sich am Ende seiner Laufbahn überlebt. Das war die Tragik seines Schicksals."

Alexander von Hohenlohes Antipathien gegen den Gründer des Reiches hatten wohl auch darin ihren Grund, daß er Süddeutscher war, Sproß eines alten Reichsfürstengeschlechts, Sohn eines Mannes, der bis 1866 die Triasidee mit verfochten hatte, den Plan eines Bundes der deutschen Mittel- und Kleinstaaten unter Führung Bayerns, der mit Österreich und Preußen zusammen den deutschen Bund bilden sollte: im Grunde — sagt er einmal — war diese Politik deutscher als die Bismarcks. Der Gutsherr von Schönhausen „war und blieb im Grunde vor allem Preuße. Wenn er auch seine Standesgenossen, die Junker, weit überragte, ja selbst oft mit ihnen in Streit geriet, so blieb er doch bis zuletzt ein echtes Glied der Kaste, der er angehörte und die seit Friedrich dem Großen die Herrschaft in Preußen in ihren Händen hielt, und seine ganze Weltanschauung war die reaktionäre. Zum Unterschied von meinem Vater, in dem der Einheitsgedanke schon bei Beginn seiner politischen Laufbahn, ja von Jugend auf lebendig war, war Bismarcks Ziel ursprünglich nicht ein einheitliches deutsches Reich, sondern die Macht und die Größe Preußens. Wenn er 1866 vor der Selbständigkeit der süddeutschen Staaten haltgemacht hat, so war es nur, weil er einsah, daß er nur auf diese Weise die Hegemonie Preußens sicherstellen könne. Sie mußten sie aber teuer bezahlen dadurch, daß sie das Wesentlichste, nämlich die Leitung der auswärtigen Politik des Reichs und der militärischen Angelegenheiten sowie noch andere Vorrechte an Preußen abgaben. Durch den Weltkrieg hat das Reich zwar wesentliche Einbußen an Gebiet erlitten, aber die Zentralisierung und damit der preußische Einfluß ist in der neuen deutschen Republik, die den Namen des Reichs beibehalten hat, in einer ungeahnten Weise verstärkt, wie selbst Bismarck es nicht zu träumen gewagt hätte. Freilich, ob das ein Glück ist für das deutsche Volk und ob nicht gerade die Zentralisierung und diese von neuem befestigte preußische Vorherrschaft für Deutschland große Gefahren mit sich bringt, muß sich erst zeigen. Meines Erachtens ist es eine Gefahr, und sie ist auch schon, obgleich die große Masse sich bisher ihr gegenüber gleichgültig verhalten hat, von manchen Deutschen beachtet worden, und es ist in einzelnen Bundesstaaten eine starke Bewegung im Entstehen, die auf die Kräftigung und Selbständigmachung der einzelnen Stämme im Rahmen des Reichs und auf die Verringerung der preußischen Macht hinarbeitet, ohne dabei ein Auseinanderreißen des Reichs zu beabsichtigen. Ein föderalistisches Reich, bei dem die einzelnen

Digitized by Google

Stämme gleichberechtigt und in dem die Vorherrschaft Preußens beseitigt ist, wird eine Garantie des europäischen Friedens sein."

Erst unter Wilhelm II. begann Hohenlohes Monarchismus ins Wanken zu geraten, wohl schon ehe seine Hoffnungen auf einen Botschafterposten für immer zerschellten. Erst der Weltkrieg machte ihn zum Pazifisten: „vor 1914 war ich noch in der Überzeugung befangen, daß Kriege ein unvermeidliches Übel und — so sehr das Gegenteil wünschenswert sei — das einzige Mittel zur Lösung gewisser Konflikte zwischen den Völkern seien. Heute weiß ich, daß, wenn Europa und seine Zivilisation der Welt erhalten bleiben sollen, es nur ein Mittel gibt: das ist ein Bund der Völker, zum mindesten der europäischen, die Gründung der „Vereinigten Staaten von Europa", wozu ich England auch rechne. Schließt sich Amerika an, um so besser. Ohne eine Verständigung und Aussöhnung der europäischen Völker aber ist ein neuer Krieg unvermeidlich. Erst wenn die Arbeiter über die nationalen Grenzen hinüber einig werden und sich dem Krieg widersetzen, wird es keine Kriege mehr geben. Solange in Frankreich der Geist des Militarismus herrscht, so lange wird die europäische Atmosphäre keine reine werden und so lange kann man immer noch eine Wiederholung des Krieges befürchten."

Man sieht: ganz sicher war Hohenlohe am Ende seines Lebens sich selbst nicht über den Gang klar, den die Entwicklung der Menschheit nehmen werde. Er stellte, ein echter deutscher Idealist, sittliche Postulate auf und vertraute ihrer Durchschlagskraft; an ihnen maß er dann, ein moderner Schlosser und Gervinus, die jüngste Vergangenheit. Ebensowenig wie ihre wird man seine Werturteile als objektive übernehmen können. Er blieb, insbesondere Bismarck gegenüber, in Vorurteilen befangen. Aber ein Mann mit scharfen Augen im Kopfe, sah er doch vielen ins Herz und den Dingen oft auf den Grund. Wir nehmen seine hinterlassenen Aufzeichnungen dankbar zur Kenntnis, und müssen wir hinter seine Behauptungen auch nicht selten ein Fragezeichen machen oder sie einschränken, so lernen wir doch auch mancherlei aus ihnen. Was er z. B. über Fritz v. Holstein, Philipp Eulenburg, Bernhard v. Bülow, Wilhelm II. und seinen Hof sagt oder andeutet, verdient stärkste Beachtung, und unbedingt zustimmen kann man dem Schlußsatz des 14. Kapitels: „Das deutsche Volk, man mag sagen, was man will, im Grunde kein kriegslüsternes und ruhmsüchtiges Volk, viel weniger als das französische." Ebenso einem anderen: „Ohne gute Führung ist eine demokratische Republik noch schlechter als die schlechteste Monarchie, weil die Völker wie die Kinder erst das Gehen lernen müssen."

Paul Haake.

Krebs, Dr. Engelbert, Professor der Theologie an der Universität zu Freiburg i. Br.: **Die Kirche und das neue Europa.** VIII, 191 S. Freiburg i. Br., Herder & Co., 1924. Kart. Mk. 3.50.

„Die Kirche" das heißt für den Verfasser die Papstkirche; er kennt keine andere seit dem ersten Pfingstfeste. Darin liegt der Grund-

Digitized by Google

schaden dieses Büchleins, den man um so mehr beklagt, als der gelehrte Verfasser ein ernsthaft frommer und ein in vieler Hinsicht tiefblickender Christ ist. Was er über „die gestaltenden Mächte des Gottesreiches" in der Vergangenheit und über ihre entscheidende Bedeutung für die Gegenwart sagt (S. 71 ff.), würde, sobald man jedesmal an Stelle des Wortes „Kirche" das Wort „Evangelium" oder „heiliger Geist" setzen wollte, jeder gläubige Evangelische unterschreiben können. Aber beständig beobachtet man, wie für den Anhänger der Papstkirche „das Dogma die Geschichte korrigiert". Nach dem Verfasser hat die „Kirche" zweimal, in der Spätantike und im Mittelalter, die Menschheit vor dem Zerfall gerettet (S. 32). Lassen wir einmal den Ausdruck „Kirche" gelten, dann war es aber doch das erste Mal die oströmische Reichs- und erst das zweite Mal die weströmische Papstkirche, denen entsprechend der Besonderheit ihres geschichtlichen geistigen Horizontes dieser besondere große geschichtliche Beruf gegeben war. Und dann darf man doch nicht vergessen, daß zum dritten Male die Kirche beim Beginne der Neuzeit den Keim neuen Lebens in die ersterbende Christenheit gepflanzt hat, und zwar diesmal die evangelische Kirche, der auch die Papstkirche ihre Erneuerung verdankt; denn das Papsttum der Renaissancezeit bedeutete den gänzlichen Bankerott dieser Kirche. — Von der evangelischen Kirche hat freilich der Verfasser überhaupt keine Vorstellung. Er benutzt einige literarische Produkte modern liberalen Gepräges, um zu behaupten, daß sie grundsätzlich den schrankenlosen Subjektivismus vertrete und daß ihr die Mystik fehle, die es nur in der Papstkirche gebe. Dabei würde ein Blick in die Gesangbücher unserer evangelischen Kirchen ihn von der gänzlichen Unhaltbarkeit dieser Behauptungen überführen. Die evangelischen Gemeinden leben in der Objektivität des Wortes göttlicher Offenbarung und in dem Bewußtsein der persönlichen Gemeinschaft mit ihrem himmlischen Heilande; was moderne Universitätstheologen und deren Schüler unter den Geistlichen etwa davon Abweichendes vortragen, berührt die evangelische Gemeinde gar nicht. Auch das ist geschichtlich falsch gesehen, daß die Katholiken durch die Lehre zusammengehalten, die Evangelischen durch den Subjektivismus dem Belieben der eigenen Meinung ausgeliefert werden (S. 123). Denn umgekehrt ist durch das Gebot der Unterwerfung unter das „unfehlbare Lehramt" das Dogma inhaltlich für den Katholiken entwertet und an Stelle des innerlich lebendigen Glaubens der formale Gehorsam gegen den jeweils ex cathedra die Wahrheit offenbarenden Papst gesetzt worden, während dem Evangelischen die immer gleiche heilige Pflicht obliegt, sich in die durch das Wort der Schrift bezeugte Lehre vom Heil in Christo hinein zu denken, zu glauben und zu leben. Wie verarmend die Bindung an das unfehlbare Lehramt wirkt, sieht man daran, daß der Verfasser so lebensfrische und geisterfüllte Darlegungen, wie er sie von Joseph Wittig zitiert (S. 91) nicht ertragen kann; inzwischen ist ja dieser Zensurierung auch die Exkommunikation Wittigs und die Absetzung von seiner Breslauer

Digitized by Google

Professur gefolgt. Er mag sich damit trösten, daß der echte Kurialist auch einen Tertullian nur als „unglückseligen Mann" (S. 102) zu bewerten vermag. — Der Verfasser rühmt (S. 42) das Verdienst des katholischen Volksteils in Deutschland um die Rettung des Vaterlandes vor dem bolschewistischen Umsturz. Merkwürdig ist dabei, daß die anerkannte Vertretung dieses katholischen Volksteils, das Zentrum, im engsten Bunde mit dem atheistischen Marxismus steht, der sich doch vom Bolschewismus kaum unterscheidet. Zu diesem Bunde sagt die Kurie: tolerari potest; aber wenn ein Zusammenarbeiten mit Christen, die nicht römisch-katholisch sind, in Frage kommt, dann heißt es: non expedit. Denn oberstes Gesetz ist, daß neben dem Papste keine andere christliche Instanz anerkannt werden darf. Hieran aber werden alle Hoffnungen und Strebungen scheitern, die Menschheit oder wenigstens die Christenheit durch die römische Kirche zu einigen und zu erneuern. Denn das geht eben nicht mehr: ein zufälliger italienischer Kleriker als der mit göttlicher Autorität und Macht ausgerüstete Stellvertreter Christi und als unfehlbarer Mund der ewigen Wahrheit (S. 27) ist eine gewiß geschichtlich immer ehrwürdige, aber doch eine Vorstellung, über die nun einmal die Geschichte hinweggeschritten, der Geist des Christentums zu tieferer Erfassung des göttlichen Willens mit seiner Kirche vorgedrungen ist. Überdies beruht der bestechende Eindruck der römischen Kirche auf manche deutschen Protestanten gerade darauf, daß diese Kirche in Deutschland auf das gründlichste durch die evangelische Frömmigkeit und Bildung durchgeformt worden ist; als was sie von solchen Einflüssen unberührt sich darstellt, das mag man in Süditalien und Südamerika beobachten: da ist es deutlich, daß sie als Kulturfaktor für sich allein den Aufgaben, die unsere Zeit an Bildung der Persönlichkeit und Förderung des geistigen Eigenlebens stellt, schlechterdings nicht mehr gewachsen ist. Kein noch so geschicktes Zusammentragen von allerlei protestantischen Stimmen der Unzufriedenheit mit der evangelischen Kirche kann daran etwas ändern.

Georg Lasson.

Religion und Kirche und Jesus. Was ist es um sie und was können sie uns heute sein? 8°. 207 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1927. Mk. 3.50.

Der ungenannte Verfasser sucht „den Weg zu lebendiger Religion in Geschichte und Leben, zum wirklichen Jesus und seinem Glauben, zur wahren Volkskirche als ihrer Verkünderin", „ohne Anspruch, daß das Vorgetragene aus den Quellen erarbeitet worden sei" (S. 3), ohne strenge Gedankenordnung, daher mit häufigen Wiederholungen und Hinweisen, ohne Berücksichtigung von Eduard Meyers Nachweis des wichtigen iranischen Einflusses auf Apokalyptik und Christentum, aber mit steter Bezugnahme auf die späteren (synkretistischen) Mysterienreligionen; „sie wurzeln in primitiven Stufen der Religion" (S. 45); „der Katholizismus setzt ihren religiösen Typus fort (S. 121); von Todesfurcht und Sündenlast wird durch sie der Mensch erlöst" (S. 48).

Digitized by Google

„Aber Jesu Religion ist Diesseitsreligion; sie bedarf keiner Erlösung" (S. 85); „Jesus hat nie sich als Erlöser verkündet" (S. 109). „Dies aber freilich ist nun heiß umstritten" (S. 85). „Erst Paulus hat das Christentum zu einer Erlösungsreligion ausgestaltet" (S. 118), „und so wirkt Jesu Geist der Liebe in der Hülle der Erlösungsreligion weiter" (S. 119). „Auch Luther bleibt — im Gegensatz zu Calvin — in dem Bann der Erlösungsreligion" (S. 129). „Alle Erscheinungsformen von Religion müssen mit den Veränderungen der ganzen kulturellen Verhältnisse des Menschen wechseln" (S. 144). „Überblicken wir die Zeugnisse religiösen Lebens in der heutigen Großstadtjugend, so finden wir in ihnen wieder die alten religiösen Grundtendenzen: Sehnsucht nach Erhebung über das Befangensein im Irdischen, Glauben an eine überirdische sich in der Natur und in der Führung des Menschenlebens offenbarende Macht, Bindung des sittlichen Verhaltens durch diese" (S. 163). Sollte es nicht möglich sein, in die von religiösem Verlangen erfüllten Herzen „den Glauben Jesu zu pflanzen als das wirklichkeitsfreudige Bekenntnis zu der schirmenden und treibenden Macht?" (S. 165). Diese Glaubens- und Sittenlehre von der Gottes- und Nächstenliebe übertrifft auch die rein gefühlsmäßige Religion des Idealismus (S. 193); der religiöse Idealismus „findet in Jesu Religion der Liebe als einer Religion der Tat eine gerade heute uns so notwendige Ergänzung" (S. 197). „Und es mag nicht wissenschaftlich sein, wenn ein Mann der Wissenschaft eine Behandlung des Klassenkampfes mit dem Hinweis auf den Ausweg zu Gott schließt, aber es ist menschlich schön und wahr" (S. 203). „Was kann in dem Zeitalter des Kapitalismus, der scharfen sozialen Gliederung, des Rechts- und Machtstaates eine Religion der Liebe wirken zur Förderung der Volkseinheit, auf der doch schließlich das Dasein jedes einzelnen beruht!" (S. 203). „Deshalb kann und darf unser Leben nicht ohne Religion, nicht ohne Gott sein" (S. 204). „Und dazu gibt es für uns heute nur den einen von Jesus gewiesenen Weg der Tat", der Betätigung selbstloser Liebe (S. 205). Wie aber wissenschaftliche und künstlerische Bildung nicht ohne strenge Schulung erreicht werden kann, so ist auch ernste sittliche Erziehung zu gewissenhafter Pflichterfüllung in Haus, Schule und Kirche erforderlich. Bersu.

Meisl, J.: Geschichte der Juden in Polen und Rußland. 3. Band. 8°. XII und 420 S. Berlin, Schwetschke & Sohn, 1925. Mk. 10.—.

In dem vorliegenden Band führt der Verfasser sein Werk, dessen erster und zweiter Band in den „Mitteilungen", Bd. 52, S. 111 f., bereits besprochen worden, vom Aufhören der jüdischen Selbstverwaltung (1764) bis zu den großen Judenverfolgungen von 1881 fort. Ein großer Teil dieser Geschichte ist schon von anderen Autoren sehr sorgfältig bearbeitet worden. So befaßt sich der dritte Band der Neuesten Geschichte des jüdischen Volkes von Philippson ausschließlich

Digitized by Google

mit Polen und Rußland; noch eingehender behandelt der aus dem Osten stammende Dubnow in seiner dreibändigen Neuesten Geschichte des jüdischen Volkes diese Länder. Die Aufklärungsbewegung unter den Juden in Rußland hat Meisl selber zum Gegenstand einer eingehenden Studie gemacht.

Trotzdem darf das vorliegende Werk nicht als überflüssige Wiederholung, sondern es muß als eine äußerst wertvolle, auf gründlichstem Studium des umfangreichen und vielseitigen Quellenmaterials beruhende abschließende Zusammenfassung angesehen werden. Politik und Wirtschaft, Gesellschaft, Rasse, Religion, all die Faktoren, die das Schicksal der Juden, ihre Stellung im Staate und des Staates Stellung zu ihnen beeinflußt haben, sind eingehend behandelt. Obwohl sie in ihrer Freizügigkeit und im Berufe beschränkt, auch durch Sondersteuern überlastet waren, obwohl die öffentliche Meinung ihnen nicht hold war und die viel zu lau betriebenen staatlichen Maßnahmen zur Verbesserung ihrer Verhältnisse zumeist erfolglos blieben, nahmen sie an der Kultur der Umwelt teil, freilich ohne in ihr aufzugehen. Ein starkes kulturelles Eigenleben bringt immer neue Ideen und neue führende Männer hervor. Der Chassidismus, dessen Anfänge schon im zweiten Bande geschildert worden, die Versuche zur Verbreitung der Aufklärung, die Verirrung des messianischen Schwärmers Frank, die Vertiefung des Talmudstudiums durch Autoritäten wie den Wilnaer Gaon, die neuhebräischen und jiddischen Schriftsteller, alle diese Erscheinungen ziehen in geschickter Gruppierung und anschaulicher Schilderung an uns vorüber. Fast alle diese Bewegungen haben vom Osten nach Westeuropa hinübergegriffen und das stagnierende Leben der westeuropäischen Juden befruchtet.

Eine Frage hätte allgemeineres Interesse erregt: Wie erklärt es sich, daß die polnischen Juden in den zu Preußen gekommenen Provinzen in so kurzer Zeit mittels der jüdischen Volksschule ihre jiddische Sprache, die ja letzten Endes auch deutschen Ursprungs war (siehe „Mitteilungen“ 52, 111), mit der reinen deutschen Sprache vertauscht und sich so bald wieder in die allgemeine deutsche Kultur eingefühlt haben, an der ihre Vorfahren bis zum Ausgang des Mittelalters teilgenommen hatten? Diese Frage konnte leider von Meisl nicht behandelt werden, weil er sich auf die polnischen und russischen Gebiete beschränkte. Dagegen findet man in den Studien von Manfred Laubert manches wertvolle Material hierüber. Besonders erwähnt sei jedoch, daß die Juden Rußlands ebenso wie die Preußens (siehe darüber das Zeugnis Hardenbergs vom 4. Januar 1815 bei Klüber, Aktenstücke des Wiener Congresses I, 476) als Freiwillige an den Freiheitskriegen gegen Napoleon teilnahmen. Das Gleiche wiederholte sich im russisch-türkischen Kriege 1877/78.

Der vorliegende Band Meisls schließt vor den Judenverfolgungen des Jahres 1881, die eine scharenweise Auswanderung nach Amerika zur Folge hatten und die gleichen geistigen Strömungen nach Amerika trugen. Siegbert Neufeld.

Digitized by Google

Friedensburg, Ferdinand: Die Münze in der Kulturgeschichte. 2. Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1926. Mk. 9.—

Wie schon aus dem Titel hervorgeht, behandelt dieses Buch die vielfachen Beziehungen der Münze, die zunächst für Zwecke der Wirtschaft erfunden ist, zum Staate, zur Religion, zum Verkehr, zur Kunst, zur öffentlichen Meinung und zum Volke, meist Beziehungen, die sich nicht unmittelbar aus dem Wesen des Geldes zu ergeben brauchen. Die Betrachtungsweise geschieht dabei nicht etwa in rein wissenschaftlicher Form, sondern in Gestalt geistreicher Essays, die anregen und das Interesse für die Münze wecken sollen. Und da durch diese Schilderungsform Friedensburgs der Zweck des Buches vorzüglich erreicht wird, ist es bald vergriffen worden. Es wurde eine zweite Auflage notwendig, die nunmehr vorliegt.

Große Veränderungen sind nicht zwischen beiden Auflagen festzustellen. Es ist erfreulich, daß jetzt die Abbildungen auf dem Glanzpapier bei weitem besser ausgefallen sind (z. B. vgl. Nr. 24 [21]). Einige unbedeutende Abbildungen sind fortgefallen: Nr. 19 und 26 der 1. Auflage, Nr. 30 ist jetzt Nr. 6, Nr. 86 jetzt Nr. 3. Neu sind hauptsächlich die Wiedergaben folgender Münzen: Der Wetterauer Brakteat mit der Darstellung des Kämmerers Barbarossas Kuno von Minzenberg und dem sich demütig nahenden jüdischen Münzmeister David ha Cahen (Nr. 23), ein englischer Rosennobel (Nr. 37), das Berliner Goldmedaillon mit dem Bilde Alexanders des Großen aus dem Funde von Abukir (Nr. 56) und das sich leider im italienischen Besitze befindende Goldmedaillon auf Theoderich den Großen (Nr. 86). Ein Verzeichnis der Abbildungen hat der Verfasser bedauerlicherweise nicht hinzugefügt.

Im Text sind nur Einzelheiten berichtigt und ergänzt worden. Der Einfluß der inzwischen vollständig erschienenen Symbolik Friedensburgs macht sich stärker geltend, so auf S. 62 und 85. Die nach 1914 geschehene Zerrüttung unseres Geldwesens durch die Papiergeldinflation ist in der neuen Auflage mitberücksichtigt worden (S. 108). Auf weitere Einzelheiten verzichte ich einzugehen, nur möchte ich noch erwähnen, daß ich auf S. 69 aus den arabischen Münzen Kaiser Heinrichs II. (nicht Heinrichs III.!) und des Königs Offa nicht auf einen arabischen Münzer schließen kann. — Die Seitenzahl ist fast dieselbe.

Sicher wird dem Buch, aus dem ein jeder ungemein viel Belehrung empfangen kann, in seiner 2. Auflage ein ebenso großer Erfolg wie in der ersten (1909) beschieden sein.

Arthur Suhle.

Digitized by Google

Kurze Anzeigen.

Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. (In 21. Auflage herausgegeben von Prof. Dr. Alfr. Baldamus †.) 23. Auflage. IV. Band: Neueste Zeit, vollständig umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Dr. H. Schmidt-Breitung. Mit einem Register und den Stammbäumen zum 3. und 4. Bande. 8°. XXVII, 1042 S. Leipzig, Wilh. Engelmann, 1925. Geh. Mk. 20.—; geb. Mk. 23.—.

Es ist die würdige Erneuerung und die ebenbürtige, vortreffliche Fortführung des wohlbekannten Weber-Baldamusschen vierten Bandes. Schmidt-Breitung hat ihm den Charakter bewahrt und das Ziel erreicht, ihn „zu einem schlichten, aber recht solid durchgearbeiteten Schreibtisch-Handbuch für den Fachmann auszugestalten". Der Stoff (die Jahre 1789–1919) wird, „der planetarischen und soziologischen Betrachtung der Weltgeschichte nach Möglichkeit Rechnung tragend" (S. IV), in zehn Bücher gegliedert. Die Überschriften der vier letzten lauten: 7. Europa unter dem Einfluß der Friedenspolitik Bismarcks. Die Aufteilung Afrikas und sonstige kolonialpolitische Bestrebungen bis um 1890 (S. 519—609); 8. Weltwirtschaft und Imperialismus rundum. Der Eintritt Japans und der Vereinigten Staaten in die Weltpolitik. Weiterer Wettstreit um Afrika und um ein künftiges großbritisches Indiameer-Reich. Die innereuropäischen Spannungen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts; 9. Fortschreitende Demokratisierung im innerstaatlichen Leben. Herausbildung einer immer gespannteren Lage in Europa, Afrika, Vorder- und Ostasien seit der Jahrhundertwende (S. 687—786); 10. Der Weltkrieg. Auf das sehr umfängliche Register (S. 945—1021 in je 3 Kolumnen) folgt eine tabellarische Übersicht über die wichtigsten Ereignisse seit der Unterzeichnung des Versailler Vertrages (28. 6. 19). Bleich.

Erman, Adolf, Die Literatur der Ägypter. Gedichte, Erzählungen und Lehrbücher aus dem 3. und 2. Jahrtausend v. Chr. 8°. XVI, 389 S. Leipzig, Hinrichs, 1923. Mk. 7.50; geb. Mk. 9.—.

Ein wertvolles Geschenk des Altmeisters der Ägyptologie. Mit Recht hat Erman nicht so lange gewartet, bis von allen dargebotenen Stücken eine völlig gesicherte Übersetzung möglich war, sondern das Unsichere als solches gekennzeichnet und das Unverständliche ausgelassen. Er bietet vor allen Dingen literarische Texte, von religiösen gibt er nur einige Proben. Eine Begründung seiner Übersetzung hat er sich im Hinblick auf den Zweck des Buches versagt. Der Laie wird über Umfang und Vielseitigkeit der ägyptischen Literatur staunen. Die Einleitung klärt ihn über die Entwicklung der Literatur, die Schreiber, Sänger und Erzähler, die Formen der Poesie, Schrift und Buchverständnis der Texte auf. Auf einige größere Texte sei hingewiesen: die Pyramidentexte (S. 25—35), die Geschichte des Sinuhe (S. 39—56), König Cheops und der Zauberer (S. 64—77), die

Digitized by Google

Lehre für König Meri-ka-re (S. 109—120), die Klagen des Bauern (S. 157—176), das Märchen von den zwei Brüdern (S. 197—209), Reden der Liebenden (S. 304—308), die Schlacht von Kadesch (S. 325—337), der große Amonshymnus (S. 350—358). Gerade die kurzen Erzählungen, Märchen und Lieder sind von besonderem Reize. Kurze Erläuterungen schließen den Band ab.

Fritz Geyer.

Kalt, Edmund: Biblische Archäologie. (= Herders Theologische Grundrisse.) 12°. XII und 157 S. Freiburg i. Br., Herder & Co., 1924.

Der vorliegende Grundriß, in erster Linie als Leitfaden für Studierende bestimmt, behandelt die biblische Archäologie auf Grund der Forschungsergebnisse des letzten Menschenalters in 4 Abteilungen: 1. Palästina und seine Bewohner, 2. die Privat-, 3. die Staats- und 4. die religiösen Altertümer. Es kam dem Verfasser nicht bloß auf Sammlung und Sichtung des auf 151 Abschnitte verteilten Stoffes an, sondern er wollte auch die Linie der Entwicklung aufzeigen und den providentiellen Charakter der Entwicklung des Volkes Israel andeuten. Merkwürdig mutet in dem übrigens sorgfältig gearbeiteten Büchlein der für den protestantischen Benutzer doch selbstverständliche Hinweis an, daß die biblischen Belegstellen nach dem Urtext gegeben werden, die abweichende Zählweise der Vulgata aber in Klammern beigefügt sei. Ein ausführliches Sachregister erleichtert die Benutzung des handlichen Grundrisses, der überdies dem weiter Strebenden durch eine Literaturübersicht die Wege weist. Meißner.

Reatz, Dr. August, Professor der Theologie in Mainz. Jesus Christus, Sein Leben, seine Lehre und sein Werk. VIII, 354 S. Freiburg i. Br., Herder & Co., 1924.

Diese Darstellung des Lebens Jesu leidet darunter, daß sie sich zuviel auf die äußerlichen Fragen der historischen Kritik einläßt, um unbefangen erbaulich wirken, und daß sie anderseits zu stark apologetisch angelegt ist, um für rein wissenschaftlich gelten zu können. Dem Bilde der Persönlichkeit Jesu fehlt die Erfassung ihres innersten Kernes, jenes Enthusiasmus, aus dem als dem geheimnisvollen Einheitsfeuer alle Seiten seines Wesens herausstrahlen. „Die messianische Verkündigung" wird zu sehr nur im Anschluß an die Synoptiker entwickelt; aber man findet in dieser Entwicklung viel Gutes, soweit sie nicht in Polemik gegen unverstandene evangelische Anschauungen sich verirrt. Der Abschnitt, der von der „messianischen Stiftung" handelt, ist natürlich, wo die „neue Gemeinschaft", das ist die Kirche, dargestellt wird, für den evangelischen Leser unannehmbar; dagegen ist das folgende Kapitel über den „neuen Heilsweg" in seiner Art ausgezeichnet und auch für Evangelische nützlich zu lesen. Im ganzen befremdet an dem Buche eine gewisse rationalistische Kühle; man sollte meinen, daß dem christusgläubigen Historiker das Herz gegenüber diesem Gegenstande

Digitized by Google

ganz anders aufgehen und den Leser durch die Glut der Begeisterung mit fortreißen müsse. Statt dessen wird auch der fromme Katholik das Buch nur mit der befriedigten Empfindung zuklappen: es ist doch recht gut, daß alles so stimmt, wie es die Kirche lehrt.

Georg Lasson.

Haller, Johannes: Das altdeutsche Kaisertum. Mit 59 Abbildungen und 2 Karten im Text, sowie einem mehrfarbigen Titelbild (dieses stellt die deutsche Kaiserkrone nach dem Original in der Schatzkammer zu Wien dar). 2. Aufl. 8°. 291 S. Stuttgart, Berlin, Leipzig: Union Deutsche Verlagsgesellschaft [1926]. Ganzleinen Mk. 8.50.

Hallers treffliches, auch äußerlich sehr gediegen, ja schön ausgestattetes Buch gehört in die Reihe der Sammlung „Vaterländische Volks- und Jugendbücher des Unions-Verlages". Es erfüllt den damit angedeuteten Zweck in jedem Sinne, denn es erzählt die bedeutsamsten Vorgänge der mittelalterlichen Kaisergeschichte (919—1250) knapp und ruhig, sachlich und schlicht, ohne hochtönende Worte und Wendungen, ohne jede Schwärmerei oder Verstiegenheit. Es sieht das Kaisertum unter Konrad II. und Heinrich III. (S. 56—77) „Auf der Höhe", unter Lothar und Konrad III. (S. 124—152) „Am Leitseil der Kirche", in den letzten Jahren Barbarossas und unter Heinrich VI. (S. 222—254) „An der Schwelle der Vollendung", um dann freilich sogleich mit der Schilderung von „Sturz und Untergang" zu schließen.

Haller verherrlicht Friedrich I., dem ein gutes Viertel des Buches gehört als „die glänzendste Fürstengestalt des ganzen Mittelalters", als „den großen Staatsmann, dessen Tun und Trachten der Verwirklichung eines großen Gedankens gewidmet ist. Es war die Idee des römischen Kaisertums, das er erloschen und machtlos vorfand und wieder zur Vormacht des Abendlandes zu erheben sich vorgesetzt hatte . . . Da er starb, stand er nicht mehr weit vom Ziele. Der Erfolg seines Kreuzzugs hätte dem deutschen Kaisertum die unbestrittene Führerschaft gegenüber allen anderen Staaten und sogar gegenüber der römischen Kirche bestätigt." (S. 232.) Bleich.

Wormatia sacra. Beiträge zur Geschichte des ehemaligen Bistums Worms. Aus Anlaß der Feier der 900. Wiederkehr des Todestages des Bischofs Burchard hrsg. v. Festausschuß. 8°. 120 S. Worms, O. Steupel, 1925.

Enthält Aufsätze von K. Börschinger, Herm. Schmitt und Peter Bruder zu Ehren Burchards, des h. Rupertus und des Jesuiten Petrus Faber, u. a. eine Übersetzung der Vita Burchardi. Wissenschaftlich wichtig ist Schmitts Aufsatz über die Patrocinien der Diözese Worms, dem die Visitationsberichte von 1496 zugrunde liegen; allerdings wird kein Versuch gemacht, das Alter dieser Patrocinien zu bestimmen.

F. Schillmann.

Digitized by Google

Eberhardt, Dr. Hildegard: Die Diözese Worms am Ende des 15. Jahrhunderts. (= Vorreformationsgeschichtliche Forschungen, herausg. von Heinrich Finke, Bd. IX.) 8°. XVI u. 192 S. Mit einer Karte. Münster i. W., Aschendorff, 1919.

Eine fleißige und tüchtige, unter Leitung Werminghoffs entstandene Arbeit (von der Universität Münster als Dissertation angenommen, im Oktober 1916 abgeschlossen, infolge des Krieges erst im August 1919 gedruckt). — Auf Grundlage zweier bisher wenig benutzter archivalischer Quellen, der Listen für die Erhebung des „gemeinen Pfennigs" aus den Jahren 1496/99 und des Wormser Synodale von 1496, sowie mit sorgfältiger Heranziehung der sonstigen Überlieferung und der Literatur hat die Verfasserin die „Lage und Einteilung" jenes Bistums sowie „die kirchlichen Verhältnisse in der Stadt Worms" und dem übrigen Teile der Diözese am Ausgange des 15. Jahrhunderts untersucht. Diese Schrift kann als wertvolle Bereicherung unserer Erkenntnis sowohl der schon vielfach behandelten Geschichte der alten Reichsstadt wie auch der kirchlichen, sozialen und Wirtschaftsverhältnisse der Epoche des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit bezeichnet werden. Hier sei nur auf die sorgfältigen, keine Zweifel lassenden statistischen Nachweise über die Zahl der Geistlichen in Worms hingewiesen! Danach bestanden dort 1496 zwar 316 Pfründen (S. 26), indessen residierten daselbst damals nur 226 Weltgeistliche (S. 51). Zu ihnen kamen aber noch 290 Ordensgeistliche, so daß die gesamte Geistlichkeit etwa 10 % der Gesamtbevölkerung der Stadt betrug. So finden die Behauptungen, die Sombart (Der moderne Kapitalismus I 1916 S. 161, 162) im wesentlichen auf Grundlage von Schätzungen seiner Gewährsmänner „über das imposante Heer der Kleriker in den größeren Bischofsstädten" des Mittelalters gibt, hier durch exakte Benutzung von Zählungen einwandfreie Bestätigung. Besonders dankenswert sind auch die Mitteilungen über „die pekuniären Verhältnisse des Wormser Weltklerus" (S. 36—43) und „die finanziellen Verhältnisse in den Landpfarreien" (S. 122—174). — Manche Berichtigungen und Ergänzungen zu Einzelheiten dieser Arbeit gibt übrigens Lossen in Ztschr. f. Gesch. d. Oberrh. 37 (1922) S. 236, 237.

Carl Koehne.

Keyser, Erich: Die Entstehung von Danzig. 8°. 136 S. Danzig, A. W. Kasemann, 1924. Mk. 4.—.

Keyser behandelt die Zeit bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts zwar unter verschiedenen Gesichtspunkten, aber immer mit der gleichen Gründlichkeit und Sachlichkeit, welche für seine an sich einleuchtende Beweisführung um so mehr einnehmen. Er unterscheidet den Gaubezirk Danzig, der vielleicht schon in germanischer Zeit bestanden habe, von der Burg an der Mottlau (für 1178 sicher bezeugt) wie von der slawischen (kaschubischen) Fischersiedlung (Rambowo). Ein neues bedeutsamstes Element tritt im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts mit der Niederlassung deutscher Kaufleute hinzu, deren Nikolaikirche

Digitized by Google

der matrona loci, der Katharinenkirche, gegenübersteht, bis die gewaltige Marienkirche (wahrscheinlich 1240 gestiftet) das neue deutsche Gotteshaus wird. Inzwischen war — urkundlich für 1227 erweisbar — aus der Marktsiedlung eine „Stadtgemeinde nach deutschem Recht" geworden (seit 1263 lübisches, seit 1295 magdeburgisches Recht). — Die Behandlung der Beziehungen zur Diözese Leslau, bzw. dem Bischof von Kujawien, oder zum Kloster Oliva, zu den Herzögen von Pomerellen (Sambor, Swantepolk) wie zu den Hochmeistern (Siegfried von Feuchtwangen, Ludolf König) darf nicht unerwähnt bleiben; und so lehrreich-kritischer Kapitel wie III (S. 15—19: Die Sage vom Fürsten Hagel) oder XIII (S. 88—102: Die Legende von der Zerstörung Danzigs im Jahre 1308) sei besonders gedacht.

Das Buch ist zwar streng wissenschaftlich gehalten, aber recht gut lesbar geschrieben; um so stärkerer Anteilnahme sollte es bei seinem überaus fesselnden Stoff begegnen. Bleich.

Zibermayr, Ignaz: Die St. Wolfganglegende in ihrem Entstehen und Einfluss auf die österreichische Kunst. (Sonderabdruck aus dem 80. Jahresberichte des Oberösterreichischen Musealvereines S. 139—232.) Linz 1924.

Der h. Wolfgang, Bischof von Regensburg, hat sich um die Begründung des Kirchenwesens in Ober- und Niederösterreich sehr verdient gemacht; seinen Namen trägt die Niederlassung der Benediktiner am Aberssee im Salzkammergut. Seinen Aufenthalt im Lande hat die Legende ausgestaltet. S. Wolfgang wird ein beliebtes Ziel der Wallfahrer. Die Kirche wird in der Spätgotik erneuert; den Hochaltar, eines der bedeutendsten Kunstwerke jener Zeit, fertigte Michael Pacher aus Tirol 1471—81. Der Ordensregel entsprechend nimmt Maria in dem Altare die erste Stelle ein; der Titelheilige tritt neben ihr zurück. Unter den verwandten Darstellungen Wolfgangs und seiner Legende ist besonders der um ein Jahrzehnt jüngere Altar der Kirche in Kefermarkt in Niederösterreich zu nennen, das Werk eines einheimischen Künstlers. — Die fleißige und eindringende Arbeit gibt einen anschaulichen Beitrag zur Geschichte der Heiligenverehrung im Ausgange des Mittelalters. Der Verfasser läßt das kunstgeschichtliche Schrifttum unberücksichtigt, und bisher fehlen leider ausreichende Veröffentlichungen der genannten Altäre. Julius Kohte.

Kisch, Guido: Zur sächsischen Rechtsliteratur der Rezeptionszeit (Bd. 1 der Beiträge zur Geschichte der Rezeption, herausgegeben vom Forschungsinstitut für Rechtsgeschichte). Heft I. Dietrich von Bockdorfs Informaciones. 8°. 31 S. Leipzig, S. Hirzel, 1923. Mk. 3.20.

Immer mehr nähern wir uns der Lösung des Rätsels der Rezeption. Hängt doch mit dieser Lösung die nicht mehr vermeidbare Abstoßung des übertriebenen Individualismus des römischen Rechts und die Weiterbildung unseres bürgerlichen Rechts zu einem Sozial-

Digitized by Google

recht zusammen. So war die Gründung des der Juristenfakultät der Universität Leipzig angegliederten Forschungsinstituts für Rechtsgeschichte zur „Erforschung und Darstellung des Vorganges der sogenannten Rezeption des römischen Rechts in Deutschland" tief in der neuesten Entwicklung begründet. Das Institut gibt „Quellen zur Geschichte der Rezeption" heraus (1. Band, 1919, die „Leipziger Schöffenspruchsammlung": s. „Mitteilungen" Bd. 49, S. 60), ferner „Untersuchungen zur Geschichte der Rezeption" und für minder umfangreiche Arbeiten, die bisher in den verschiedensten juristischen und historischen Zeitschriften zerstreut waren, diese „Beiträge". Der Neigung des Herausgebers Kisch entsprechend, auch weil das Institut statutenmäßig den Einfluß des sächsischen Rechts auf die Rechtsentwicklung besonders berücksichtigen soll, erscheinen zuerst Arbeiten zur sächsischen Rechtsliteratur. Nur äußere Umstände bewirkten und rechtfertigten, mit dieser kleinen Arbeit über die Informaciones Dietrich von Bockdorfs zu beginnen. Sie sind bisher ungedruckt. Sie finden sich in der Handschrift Varia 4 des Ratsarchivs zu Görlitz als ein kleiner Abschnitt vor und bestehen zu einem Drittel aus Schöffensprüchen, im übrigen zumeist aus Prozeßformularen. Kisch gibt die unvermeidbaren archivalischen Einzelheiten, bespricht die Entstehung des Werkes und handelt die Verfasserschaft ab. Wörtlich druckt Kisch in einer Anmerkung u. a. bisher unbekannte Erbrechtsregeln ab, die sich gleichfalls im Görlitzer Kodex finden und auch Dietrich von Bocksdorf zugeschoben werden. Alles rein scholastisch nach alter Methode. Der allein wichtigen entwicklungsgeschichtlichen Arbeit sind nur die Seiten 19—21 gewidmet. An der Verbindung von Informaciones mit Schöffensprüchen sieht man nach Kisch, wie sich im Jahre 1469 ein juristisch gebildeter, wenn auch scheinbar nicht „gelehrter" Mann das Verhältnis des rezipierten zum bodenständigen, in jahrhundertelanger Entwicklung und Übung bewährten deutschen Rechte ausgemalt hat. (S. 21.) Ernst Ruben.

Neufeld, Siegbert: Die deutschen Juden im Mittelalter. Vortrag, gehalten in der Altertumsgesellschaft Insterburg am 14. Januar 1924. 12°. 16 S.

Der Vortrag will dartun, wie die Juden, die von etwa 300 bis 1096, also rund 800 Jahre, in Deutschland unter günstigen, sich stets gleich bleibenden Bedingungen gelebt hatten, seit den mit dem ersten Kreuzzuge anhebenden Verfolgungen in eine immer schlechtere soziale Stellung gerieten. Sie wurden als „Kammerknechte" der Kaiser rechtlos und eine gute Einnahmequelle. Während ihnen von allen bis dahin ausgeübten Erwerbszweigen nur der Hausier- und Geldhandel blieb, wurden die Anforderungen an sie immer größer. Dabei wurde die Ausübung des Geldhandels für sie zu einer Gefahr, insofern ihnen auf seiten ihrer Schuldner Gewaltmaßregeln oder Ausweisungen drohten. Zur Begründung allgemeiner Verfolgungen zieh man die Juden der Brunnenvergiftung, der Hostienschändung, der Ritualmorde.

Digitized by Google

Verweisung in besondere Stadtteile und das „Judenzeichen", das sie sogleich kenntlich machen sollte, drückten sie vollends gesellschaftlich herab. Nach Osten vertrieben, haben sie ihrer alten Heimat die Treue bewahrt, indem sie die mittelhochdeutsche Sprache beibehielten, die dann freilich im Laufe der Jahrhunderte durch Aufnahme verschiedenartigster Bestandteile verunziert worden ist. Meißner.

Neufeld, Siegbert: Die Zeit der Judenschulden-Tilgungen und -Schatzungen in Sachsen-Thüringen. (= Thüringisch-sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst, 1925, S. 65—87.)

Verfasser stellt für die Zeit von König Wenzel bis zu Friedrich III. fest, daß sich die wirtschaftliche und rechtliche Lage der Juden in Sachsen-Thüringen gegen früher nur wenig verändert hat, daß die meisten noch vom Geldhandel leben und zu ihren Schuldnern Leute jeden Standes gehören, auch Fürsten und Herren. Unter Wenzel kommen die sog. Judenschulden-Tilgungen auf. Sie bestehen darin, daß der Kaiser, bzw. der Landesherr, einer Stadt alle Judenschulden erläßt, d. h. die Schuldner zahlen ihre Schulden nicht mehr an die Juden zurück, sondern an den Rat der Stadt, der seinerseits einen Teil an die Hofkasse abführt, einen anderen den Juden zurückgibt. Daneben haben die Juden andere von Zeit zu Zeit wiederkehrende Abgaben zu leisten: den goldenen Opferpfennig, den dritten und den zehnten Pfennig. Sie werden neben der gewöhnlichen Judensteuer erhoben. — Unter den Städten in Sachsen-Thüringen scheint sich Erfurt damals der reichsten Judengemeinde erfreut zu haben.

Meißner.

Die Bücherei der Volkshochschule. Bd. 29. Paul Ostwald: Der imperialistische Gedanke in der Weltgeschichte. Bd. 33. Hans Haefcke: Deutschland und Napoleon I. Die deutsche Geschichte von 1786—1815. Bd. 37. Fritz Hartung: Deutschlands Zusammenbruch und Erhebung im Zeitalter der französischen Revolution 1792 bis 1815. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1922.

Die Volkshochschule wird ihren Platz im deutschen Bildungswesen behaupten — wenn auch nicht alle Blütenträume von 1919/20 reiften. So ist es zu begrüßen, daß sich tüchtige Kräfte in ihren Dienst gestellt haben. Von den vorliegenden Heften behandeln die von Hartung und Haefcke den gleichen Stoff: ihre Art zu vergleichen, ist pädagogisch höchst fruchtbar. Haefcke gibt sich volkstümlicher, aber nicht ungefährlich temperamentvoll, wenn er Napoleon als Antichrist und Metternich (was würde Srbik dazu sagen?) als Loki einführt. Hartungs Haltung ist akademischer, bedarf aber darum der breiteren mündlichen Erläuterung durch den Dozenten. Ostwald behandelt auf sechs Bogen einen gigantischen Stoff geschickt, aber so summarisch, daß einem vom Volksbelehrungsstandpunkt schwere Bedenken kommen. Wenn sich da etwa

Digitized by Google

der Arbeiter aus der einen Druckseite über das chinesische Reich den Satz einprägt, daß wir es hier „mit dem ältesten Reich der Welt zu tun haben", so dürfte er sein Wissen um einen Irrtum bereichert haben. Wilhelm Herse.

Koehne, Carl: Industrie und Industriepolitik. (S.-A. aus Teubners Handbuch der Staats- und Wirtschaftskunde.) 8°. 40 S.

Koehne liefert wieder eines seiner Kabinettstücke Menzelscher Art, klar und logisch aufgebaut, übermittelt den Stand der Wissenschaft ohne Vorurteil und doch mit vollem Verständnis für die veränderte Stellung des Staates zu der „auf Stoffbearbeitung gerichteten wirtschaftlichen Tätigkeit". Für den geschichtlichen Teil war der Verfasser der „Gliederung der deutschen Gewerbegeschichte" (Zeitschrift für Sozialwissenschaft VIII 1917) und von „Gewerberechtliches in deutschen Rechtssprichwörtern" (1915) der gegebene Bearbeiter. Daß er die Industriearbeiter kaum streift und nur die Unternehmerverbände behandelt, folgt aus der Gesamtanlage des Teubnerschen Handbuchs. Kritische Stellungnahme zu dem wirtschaftspolitischen Teil ist auch nicht Aufgabe unserer „Mitteilungen". Unter dem Vorbehalt der grundsätzlichen Einstellung ist die „Geschichte der Industrie" (S. 40—53) eine treffliche Übersicht und Einleitung für weitere Forschungen. Leider hat man den Verfasser in der Angabe von Literaturnachweisen zu sehr beschränkt. Ernst Ruben.

Plaut, Theodor: Deutsche Handelspolitik. Ihre Geschichte, Ziele und Mittel. Eine Einführung. 8°. X und 246 S. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1924.

Dies Werk des Hamburger Universitätsprofessors will „den Laien in die Elemente der Handelspolitik" einführen, „ohne sich einer bestimmten politischen Partei anzuschließen". Wie der Verfasser selbst sagt, ist „das Hauptgewicht auf die Gegenwart und ihre Tatbestände gelegt, und die Ereignisse in der Vergangenheit sind nur herangezogen worden, soweit sie zur Erläuterung der Jetztzeit nützlich erscheinen". So kommen denn für diese Zeitschrift nur einige Partien des Buches in Betracht. In Kapitel II des ersten Teiles gibt Plaut auf 22 Seiten eine gute Übersicht der Handelspolitik in Deutschland von den Zeiten der mittelalterlichen Stadtwirtschaft bis zum Jahre 1871, indem er treffend, wenn auch etwas schematisch, „Handelspolitik im Dienste der Nahrung", solche „im Dienste der Gewerbetreibenden" und solche „im Dienste der Staatenbildung und der Einigung Deutschlands" unterscheidet. Auf 50 Seiten wird dann im zweiten Teil die Handelspolitik des Deutschen Reiches bis zum 1. August 1914 geschildert, während der übrige Inhalt des Buches teils der Systematik und Methodik, teils Gegenwartsfragen gewidmet ist.

In einzelnen Punkten wird mancher Sachverständige aus guten Gründen anderer Meinung sein. In Anhängen sind der Deutsch-amerikanische Handelsvertrag vom 8. XII. 1923 sowie der Dawes-

Digitized by Google

und Mc Kenna-Bericht abgedruckt. Diese Beilagen sowie das Sachregister werden auch dem willkommen sein, der sich über die Handelspolitik des Deutschen Reiches in der Nachkriegszeit unterrichten will.

Carl Koehne.

Winnig, August: Frührot. Ein Buch von Heimat und Jugend. 480 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachfolger, 1924. Geb. Mk. 5.—.

Der frühere Oberpräsident der Provinz Ostpreußen, ehedem führender deutscher Sozialdemokrat, berichtet von seiner harten Jugendzeit, seinen nicht minder harten Lehr- und Wanderjahren. Doch überwuchert dichterisches Rankenwerk den zeitgeschichtlichen Gehalt, der vor allem in Schilderungen der deutschen Arbeiterbewegung in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts zutage tritt.

Seine Entwicklung zum Sozialdemokraten setzte bereits in der Schulzeit ein, als die Aufhebung des Sozialistengesetzes mit einer eindrucksvollen Feier in seiner Vaterstadt begangen wurde. Daran schloß sich allmählich der übliche Kreislauf mit seinen wohlbekannten Etappen: Agitation, Streik, Gefängnis. Es ist sicher eigene Erfahrung auf dem Felde der sozialdemokratischen Agitation, die dieser ehemalige Marxist, dieser jetzt jeglicher Parteischablone abgewandte Idealist in den erschütternden Sätzen (S. 436) niederlegt: „Wen das Leben des Agitators erst gepackt hat, den hält es fest und frißt es auf. Mit dem Studieren ist es dann vorbei. Man lebt nur noch von der Hand in den Mund. Daher kommt es, daß viele unserer Redner so brave Ignoranten sind, obwohl sie vorher ganz helle Jungens waren."

Georg Schuster.

Schmidt, Alfred: Drogen und Drogenhandel im Altertum. 8°. VIII, 136 S. Mit 8 Taf. Leipzig, J. A. Barth, 1924. Geb. Mk. 6.—.

Hier hat ein philologisch gründlich geschulter Fachmann, ein moderner Wirtschaftspolitiker durch Sammlung und Sichtung ein umfangreiches Material zusammengebracht. Wir hören vom Gebrauch der Drogen in der Medizin, Technik, Kosmetik, im Kultus, von den Zaubermitteln, Giften, Gewürzen. Wertvoll ist die Feststellung, daß noch heute vielfach, namentlich in der Volksmedizin, dieselben Mittel zur Anwendung kommen. Man erstaunt über die Fülle von Drogen, wie sie uns in der Liste aus Galen (S. 10 ff.) und dem Stockholmer Papyrus (S. 23 f.) entgegentritt; auch das Verzeichnis der Balsame und Salben bei Plinius nat. hist. XIII 4 ff. (S. 33 f.) ist recht umfangreich. — Der zweite Teil spricht über Herkunft, Gewinnung und Vertrieb der Drogen, über Aufbewahrung und Verpackung, Preise und Zölle, Betrug und Verfälschungen (s. die Liste S. 120 ff.) und schließt mit einer Darstellung der Handelswege. Dem Verfasser gebührt Dank für sorgfältige Sammlung und anregende Darbietung des Stoffes; doch würde eine gründliche Durchforschung der Papyri noch manches ergeben (vgl. Th. Reil, Beiträge zur Kenntnis des Gewerbes im hellenistischen Ägypten, Leipzig, 1913, S. 99 f, 144 ff.). — Die Ausstattung ist von wohltuender Vornehmheit.

Fritz Geyer.

Digitized by Google

RECEIVED
1927
OCT
10
LIBRARY

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

Neue Folge ▪ Fünfzehnter Band

Der ganzen Reihe 55. Band

Zweites Heft

Berlin

Weidmannsche Buchhandlung

1927

Digitized by Google

Soeben erschien:

Die Fragmente
der
griechischen Historiker
von
Felix Jacoby
Zweiter Teil: Zeitgeschichte

B. Spezialgeschichten, Autobiographien, Zeittafeln.
1. Lieferung: Theopompos und die Alexanderhistoriker.
Gr. 8°. Seite 509—828. Geh. 16 RM.

Früher erschienen:

I. Teil: Genealogie und Mythographie. Gr. 8°. (IX u. 536 S.) 1923. Geh. 12 RM.

II. Teil: A. Universalgeschichte und Hellenika. Gr. 8°. (IX u. 507 S. Anhang 7 S.) 1926. C. Kommentar zu 64—105. Gr. 8°. 340 S. 1926. Beide Abteilungen zusammen geh. 40 RM.

„Der erste Eindruck dieser beiden Bände muß dankbare Bewunderung der Energie sein, die es vermochte, sie so rasch nach dem ersten Bande fertigzustellen. Mit Freude wird man begrüßen, daß der Kommentar in besonderem Bande abgetrennt und ein berechtigter Wunsch erfüllt ist; die Zahlen der Müllerschen Fragmenta Histor. sind beigefügt und für Band I nachgetragen.
Es ist ein unentbehrliches Hilfsbuch, das nicht nachgeschlagen, sondern dauernd nachgelesen sein will. Auch im Ausland möchten wir ein Werk verbreitet wissen, auf das wir auch darum stolz sein dürfen, weil es nur ein Deutscher schaffen konnte."
(U. v. Wilamowitz-Moellendorff in der Deutschen Literaturzeitung.)

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG BERLIN SW 68

Soeben erschien:

Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Karl Goedeke

Herausgegeben von **Johannes Bolte**
Mit einem Bildnis Goedekes
Gr. 8°. (112 Seiten.) 1927. Gebunden 4 RM

Die bisher unbekannten Briefe Jacob Grimms an seinen treuen Schüler Karl Goedeke hatte Gustav Roethe einst von Goedekes Witwe zum Geschenk erhalten, und es war seine Absicht, einen Abdruck davon der von ihm geleiteten Gesellschaft für deutsche Philologie, die vor fünfzig Jahren im Zeichen Jacob Grimms gestiftet wurde, zu ihrem Ehrentage zu überreichen. Wenngleich ihn sein allzufrüher Tod diesen Vorsatz auszuführen verhinderte, so dürfen uns doch die vorliegenden Blätter als seine letzte Gabe und ein teures Vermächtnis gelten. — Der Herausgeber hat Jacob und Wilhelm Grimms Briefe durch die im Grimmschrank der Preußischen Staatsbibliothek aufbewahrten Schreiben Goedekes ergänzt.

Weidmannsche Buchhandlung / Berlin SW 68

Digitized by Google

65

Griechische Staatsaltertümer, griechische Staatskunde und griechisches Staatsrecht.

Von Fritz Geyer.

Busolt, Georg: Griechische Staatskunde. 3. neugestaltete Auflage der „Griechischen Staats- und Rechtsaltertümer". 2. Hälfte: Darstellung einzelner Staaten und der zwischenstaatlichen Beziehungen. Bearbeitet von Heinrich Swoboda. 8°. XI, S. 633—1590. München, C. H. Beck, 1926. (= Handbuch der Altertumswissenschaft, begründet von Iw. v. Müller, in neuer Bearbeitung herausgegeben von W. Otto, IV 1, 1.) Mk. 48.—, geb. Mk. 54.—. Register bearbeitet von Franz Jandebeur. 8°. 66 S. Ebenda. Mk. 6.—.

In dem vom Januar 1920 datierten Vorwort zum ersten Bande seines Werkes (vgl. „Mitteilungen" Bd. 50, S. 78) hatte Busolt die Neugestaltung der alten „Staatsaltertümer" als einen Versuch bezeichnet, das Staatsleben der Griechen auf breiterer wirtschaftlicher und sozialer Grundlage darzustellen, als es bisher in den Handbüchern geschehen war. Der neue Titel, den er der Neubearbeitung gab, sollte also zugleich ein Bekenntnis dafür sein, daß die Zeit der „griechischen Staatsaltertümer" vorüber sei.

Wenn wir feststellen wollen, inwiefern Busolt dieser Meinung sein durfte, so müssen wir uns zunächst darüber klar werden, was man bis dahin unter „Staatsaltertümern" verstanden hatte und wie man zu dieser Bezeichnung gekommen war.

Gewiß hat die Vermutung manches für sich, daß Varros „antiquitatum libri" die ersten Bearbeiter griechischer Altertumskunde veranlaßt hat, ihren Werken den Titel „Altertümer" zu geben; zu beweisen ist sie nicht. Am Ende des 17. Jahrhunderts hat Jac. Gronov in seinem „Thesaurus antiquitatum graecarum", Lugdunum 1694—1702, die wichtigsten Schriften auf diesem Gebiete gesammelt, und sein großes Werk ist wohl neben J. Ph. Pfeiffers libri IV antiquitatum graecarum, das schon 1689 erschienen ist, für die Zukunft maßgebend gewesen. Diese ältesten Bearbeitungen des griechischen Staats- und Privatlebens reihten mit großem Sammeleifer Zeugnis an Zeugnis, versuchten auch schon systematisch den Stoff zu gliedern, ohne ihn jedoch kritisch zu durchdringen.

Da es nicht unsere Aufgabe sein kann, hier eine Uebersicht über die Entwicklung dieses Zweiges der Altertumskunde zu geben, sei nur das eine betont, daß auch die Handbücher des 19. Jahrhunderts methodisch nicht wesentlich über die Sammlung und systematische Anordnung des überlieferten Stoffes hinausgekommen sind. Es ist keinem gelungen, ein wirklich anschauliches Bild des griechischen Staates

Digitized by Google

zu zeichnen, in dem die wesentlichen, spezifisch hellenischen Züge klar hervortraten und bis in alle Einzelheiten des Staatslebens hinein deutlich verfolgt werden konnten. M. E. lag dies in erster Linie daran, daß die Verfasser jener Handbücher Philologen waren. Sie beherrschten wohl die ganze antike Literatur, vermochten sich aber vielleicht gerade deshalb nicht genügend über den Stoff zu erheben, wozu auch der Mangel an juristischer und wirtschaftsgeschichtlicher Schulung beitrug. Das frühe Meisterwerk griechischer, allerdings auf ein spezielles Gebiet gerichteter Staatskunde, Boeckhs „Staatshaushaltung der Athener", in dem sich bewundernswerte Beherrschung des Stoffes mit glänzender Kombinationsgabe vereinigte, fand keinen Nachfolger. Wohl bemühten sich besonders Wilhelm Wachsmuth in seiner „Hellenischen Altertumskunde" und J. H. Lipsius in seiner Bearbeitung der Altertümer von Schoemann, den griechischen Staat in allen seinen Aeußerungen zu erfassen und so zu einem Gesamtbild zu kommen, aber auch bei ihnen ist es nur ein Versuch geblieben. Dennoch gebührt in erster Linie Wilhelm Wachsmuth die Anerkennung, trotz der so viel geringeren Kenntnisse seiner Zeit vom staatlichen Leben der Griechen in der Gliederung des Stoffes und in der Durchführung seines groß gedachten Planes einer Gesamtdarstellung des öffentlichen Lebens wenigstens nahegekommen zu sein. Dies beweisen für das Gebiet des Staates vor allem das zweite bis vierte Buch, in denen er u. a. von dem Staatssystem und Völkerrecht, von den Staatsverfassungen im allgemeinen und von der Volks- und Staatswirtschaft spricht. Nur die damals noch so geringe Zahl bekannter öffentlicher Urkunden, die methodisch noch in den Anfängen steckende volkswirtschaftliche Forschung und ein unter den damaligen politischen Verhältnissen nicht verwunderlicher Mangel an historischer Objektivität haben ihn sein Ziel nicht erreichen lassen.

Wachsmuths in die Form einer Berichterstattung über die geschichtliche Entwicklung gekleidete Darstellung des griechischen Staates, wobei Athen und Sparta beinahe ausschließlich berücksichtigt wurden und nach Umfang unserer Ueberlieferung berücksichtigt werden mußten, ist der Grundfehler, an dem alle Handbücher kranken. Dadurch verbauen sie sich die Möglichkeit, zu einer klaren Anschauung des Staatsaufbaues zu gelangen, auch wenn sie auf den geschichtlichen Teil einen systematischen folgen lassen. Denn der Geist eines Staates wird nur dem verständlich werden, der die staatlichen Einrichtungen zwar als Ergebnisse der geschichtlichen Entwicklung in ihrer zeitlichen Bedingtheit begreift, sie aber zugleich als notwendige Teile eines Organismus auffaßt. Das äußerliche Nebeneinanderstellen der Geschicke des Staates und seiner Einrichtungen macht daher das geschichtliche Verständnis seiner Wesensart unmöglich. Und man möchte glauben, daß das Bewußtsein der methodisch unzulänglichen Behandlung des Staates die Verfasser der Staatsaltertümer bestimmt hat, an dieser Bezeichnung festzuhalten. Sie darf sonach wohl auch als ein Ausdruck bescheidener Selbsteinschätzung, vielleicht sogar der klar erkannten Unmöglichkeit gelten, die ihnen selbstverständliche Vollständigkeit

Digitized by Google

in der Anführung sämtlicher Zeugnisse mit der klaren Folgerichtigkeit juristischer Formensprache zu vereinen. Ihnen war die Hauptaufgabe, die Geschichte des Staates zu zeichnen und daran eine äußerlich geordnete Uebersicht über seine Aemter und Einrichtungen anzuschließen.

So kommen wir zu dem Ergebnis, daß es wohl den meisten Herausgebern griechischer Staatsaltertümer fern gelegen hat, ein griechisches Staatsrecht zu schaffen. Es wäre daher ungerecht, sie allein an diesem Maßstab zu messen und ihre Bücher als unzureichend zu verwerfen, wenn sie ihm nicht entsprechen. Aber ebenso gewiß mußte einmal der Versuch gemacht werden, über die „Staatsaltertümer" hinauszukommen.

Der erste, der bewußt mit der alten historisch-antiquarischen Anordnung, die Ludw. Lange auch in seinen „Römischen Altertümern" befolgt hatte, brach, war Heinrich Swoboda in der 6. Auflage des 3. Teils von Hermanns Staatsaltertümern. (Tübingen 1913.) Doch möchte ich an dieser Stelle auch kurz auf Bruno Keils geistreiche Skizze in Gercke-Nordens „Einleitung in die Altertumswissenschaft" III[2] hinweisen. Der hohe Wert der Leistung Swobodas lag nicht in erster Linie in der Heranziehung des urkundlichen Materials, wie es in dieser Vollständigkeit noch nie geschehen war, sondern in dem Bemühen, den Stoff geistig zu durchdringen. Zum erstenmal ist hier der Versuch gemacht, die griechischen Staatsformen in ihrer Eigenart zusammenfassend darzustellen, und die Darstellung der wichtigsten griechischen Bundesstaaten sucht an der Hand der geschichtlichen Entstehung der Verfassungen ihre Institutionen als organische Bestandteile zu verstehen. Leider war es ihm nicht vergönnt, im Rahmen der „Staatsaltertümer" auch den spartanischen und athenischen Staat im gleichen Geiste zu behandeln, da die beiden ersten Teile in der Bearbeitung von V. Thumser bereits seit 20 Jahren vorlagen. In seinem Vorwort betonte Swoboda, daß die Vermengung der historischen und systematischen Darstellung bei Hermann heutzutage gründlich überwunden sei und die historischen Gesichtspunkte nur insoweit beachtet werden müßten, als sie für die Geschichte der Institutionen von Wichtigkeit seien. Wir möchten nur statt „Vermengung" lieber „äußerliche Trennung" sagen, da Swobodas Ausführungen zeigen, daß er im allgemeinen unserer Ansicht ist. Wenn er aber weiter bemerkt, es könne sich nur um eine „systematische Darstellung der Staatsaltertümer" handeln, die dem „Ideal eines künftigen griechischen Staatsrechts" vorarbeite, so möchten wir diesem Satz zunächst widersprechen. Denn eine Darstellung der „Staatsaltertümer", sei sie auch streng systematisch, wird nie eine Vorarbeit für ein griechisches „Staatsrecht" sein. Vielmehr haftet, wie wir sahen, dem Begriff „Staatsaltertümer" von vornherein nur die Bedeutung des Sammelns und Ordnens aller auf den Staat bezüglichen Zeugnisse an, ohne daß dabei staatsrechtliche Gesichtspunkte in Frage kommen. Solcher Sammlungen des antiken Materials besitzen wir aber nachgerade genug, und die Aufgabe kann nicht lauten, in eine solche Sammlung bessere systematische Ordnung zu bringen

Digitized by Google

als bisher, sondern an die Darstellung des griechischen Staates, also auch an die Verwertung des vorliegenden Materials in der Absicht auf Schaffung eines griechischen Staatsrechts selbst heranzutreten.

Damit kommen wir auf das uns vorliegende Werk Busolts zurück. Wir hoben hervor, daß Busolt den Titel „Griechische Staatskunde" gewählt hat, um damit anzuzeigen, daß das Staatsleben der Griechen endlich auf einer breiteren wirtschaftlichen und sozialen Grundlage dargestellt werden müsse. Es handelt sich also zunächst um die Frage, ob Busolt seine Absicht erreicht hat und ob wir berechtigt sind, in seinem Werke einen Fortschritt gegenüber den antiquarischen Handbüchern zu sehen. Dabei muß sofort betont werden, daß er nur von einer breiteren wirtschaftlichen und sozialen Grundlage spricht, dagegen ein „griechisches Staatsrecht" nicht einmal als das in der Zukunft zu erreichende Ziel hinstellt. Offenbar war Busolt der Ansicht, daß eine solche Aufgabe entweder noch einer fernen Zukunft vorbehalten bleiben muß oder nach Lage der Dinge überhaupt unlösbar erscheint. Trotzdem müssen wir nach der im engeren Rahmen glänzend gelungenen Arbeit Swobodas Busolts „Staatskunde" auch unter diesem Gesichtspunkt prüfen. Dabei ist im Hinblick auf den Zweck unserer Betrachtung eine Prüfung des ersten Bandes nicht zu umgehen. Der erste Hauptteil, die allgemeine Darstellung des griechischen Staates, zerfällt nach einer Einleitung über den „geographischen Boden" in die Abschnitte: „Ethnisch-historischer Boden", „sozial-politischer Boden" und „die Polis". Dieser letzte Hauptabschnitt nun stellt m. E. wirklich einen bedeutenden Schritt einem griechischen Staatsrecht entgegen dar. Er behandelt vor allem die Volkswirtschaft, die Klassen- und Parteigegensätze, die Staatsordnung und die Hauptgebiete der Staatsverwaltung (Kultus, Rechtspflege, Heerwesen, Finanzen). In dem Kapitel „die Staatsordnung" wieder spricht Busolt über die Bürgerschaft, die Rechtsstellung der nichtbürgerlichen Bevölkerung und die Verfassungsformen sowie die Organe der Staatsgewalt. So sehr nun auch die Gliederung des Stoffes das Bemühen erkennen läßt, über die reine Materialsammlung der „Staatsaltertümer" hinauszukommen, und so sehr man anerkennen muß, daß die Darstellung einen entschiedenen Fortschritt darstellt, letzten Endes ist doch auch der erste Band von Busolts „Staatskunde" nur eine ungeheure Anhäufung von Material, das nach bestimmten Grundsätzen systematisch geordnet ist.

Denn die Ordnung des Stoffes läßt staatsrechtliche Gesichtspunkte fast ganz vermissen. Eine Darstellung des griechischen Stadtstaates hat zunächst Geist und Wesen dieser eigenartigen Schöpfung hellenischer Art zu erfassen, da nur von dieser Grundlage aus der griechische Staat zu verstehen ist. Nie wieder ist in der geschichtlichen Entwicklung aller Völker der Grundsatz völliger Gleichheit vor dem Gesetz und möglichst gleichmäßiger Beteiligung aller Bürger an der Verwaltung des Staates so ernstlich in die Praxis umgesetzt worden. Dieser Gedanke beherrscht den Aufbau des gesamten Staatswesens bis in alle Einzelheiten hinein und ermöglicht so erst das Verständnis für

Digitized by Google

die Eigenart der Polis. Die Befugnisse der Behörden, ihre völlige Abhängigkeit von der souveränen Volksversammlung, die Organisation der Gerichte, die neben dem für unsere Anschauungen unförmigen Volksgericht schließlich alle Bedeutung verlieren, die ganz von den Schwankungen der Masse abhängige äußere Politik, die unverantwortliche und oft beherrschende Stellung der Volksführer, alles dies steht in engster organischer Verbindung mit den Grundgedanken der Isopolitie und Isonomie. Ganz allmählich wird durch die bis in die letzten Konsequenzen durchgeführte Verwirklichung der Herrschaft der ganzen Bürgerschaft aus dem Staate des Nomos, des göttlichen, alles regelnden Gesetzes, unter dem Einfluß auch des Individualismus und Subjektivismus, der Klassenstaat, dessen Einrichtungen von der herrschenden Klasse einseitig zu ihrem Vorteil ausgenutzt werden. Daß bei der Darstellung des Staates stets die geschichtliche Entwicklung berücksichtigt werden muß, bedarf nach dem Vorstehenden keiner Erwähnung.

Auf diese Weise wird vor allem verständlich, weshalb erst die makedonische Monarchie Griechenland durch Zwang zusammenzuschließen vermochte. In einem großen Staate war es unmöglich, die Teilnahme aller Bürger an der Regierung und Rechtsprechung durchzuführen, und deshalb empfehlen Platon wie Aristoteles, durch gesetzliche Maßnahmen ein Anschwellen der bürgerlichen Bevölkerung zu verhindern, ja sie der Zahl nach möglichst auf gleicher Höhe zu halten. Die staatliche Zersplitterung Griechenlands ist also letzten Endes auf die Wesensart des griechischen Stadtstaates zurückzuführen.

Anstatt nun von der gemeinsamen Grundlage des griechischen Staatslebens auszugehen, versucht Busolt aus der unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens die Grundzüge der Polis zu gewinnen. Und bei diesem Versuch mußte er im Aeußerlichen stecken bleiben. Dies wird schon durch die oben angeführte Gliederung des Stoffes bewiesen. Wie die Klassen- und Parteigegensätze unlöslich mit der Staatsordnung und Staatsverwaltung zusammengehören, so können auch diese beiden Gebiete nicht auseinandergerissen und das Kapitel „Staatsordnung" nicht rein äußerlich in die angegebenen Abschnitte zerlegt werden. Vielmehr bildet das gesamte Staatsleben in allen seinen Erscheinungsformen eine organische Einheit und muß deshalb als eine solche zur Darstellung gebracht werden. Bei Busolt dagegen werden die Zeugnisse ziemlich gewaltsam nach einem ausgeklügelten Schema geordnet. Denn wenn auch die Unzahl von Staaten sich zur Not in mehrere große Kategorien zusammenfassen läßt und viele Einrichtungen häufig vorkommen, die Mannigfaltigkeit im einzelnen ist doch noch so groß, daß jeder Staat schließlich sein eigenes Staatsrecht zu haben scheint, über dem er eifersüchtig wachte. Schon das Studium von Aristoteles' Politik zeigt uns die Schwierigkeit, über diese Besonderheiten hinweg zu einer zusammenfassenden Behandlung zu kommen, obwohl der große Theoretiker nur die wichtigsten Schattierungen der Verfassungen und die am häufigsten begegnenden Institutionen berücksichtigt hat. Der moderne Gelehrte, der das jetzt durch die Inschriften so überreich gewordene Material lückenlos verarbeiten will, steht daher vor kaum

Digitized by Google

zu bewältigenden Hindernissen, wenn er die Sache so anfaßt, wie es Busolt tut. Nur der, dem sich der griechische Staat als ein Organismus mit eigener Seele und eigenem Willen geoffenbart hat, wird durch alle Zerrissenheit des politischen Lebens hindurch die großen gemeinsamen Grundlinien erkennen.

Eine weitere Frage ist nun, ob die Darstellung des griechischen Staatsrechts nicht zuletzt doch an der verwirrenden Fülle der überlieferten Einzelheiten scheitern muß. Scheint es nicht von diesem Gesichtspunkt aus eine Utopie zu sein, die Gesamtheit griechischen Staatslebens als eine organische Einheit betrachten zu wollen? Und es könnte uns der Vorwurf gemacht werden, einer vorgefaßten Meinung zuliebe dem Leben Gewalt anzutun. Um diesen Vorwurf zu entkräften, brauchen wir uns nur auf Aristoteles zu berufen, der uns lehrt, wie die Hindernisse, die sich vor dem Aufbau eines griechischen Staatsrechts auftürmen, zu beseitigen sind. Dies kann nur auf dem Wege geschehen, den er eingeschlagen hat. Wenn der Meister, von dessen Schülern fast alle ihm bekannten Verfassungen behandelt worden sind, in dem Werke, das aus der unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens zu den Grundgedanken des staatlichen Lebens führen sollte, von der verwirrenden Menge der Einzelheiten nur das Wichtigste heraushob, so hat er uns damit zugleich gezeigt, daß ein gemeingriechisches Staatsrecht trotz der politischen Zersplitterung möglich ist. Der Verfasser eines solchen Werkes muß nur auf Vollständigkeit verzichten, er muß nicht danach trachten, alle Zeugnisse über die einzelnen griechischen Staaten vorzulegen, sondern nur die uns überlieferten Züge darf er in seinem Staatsrecht verwenden, die als eigentümlich griechisch betrachtet werden können. Und weil Busolt nach Vollständigkeit strebte, weil er alles bringen wollte, was wir über das staatliche Leben der Griechen wissen, ist der erste Band seines Werkes doch nur eine verbesserte Auflage der „Staatsaltertümer", verbessert vor allem durch den zum ersten Male angestellten Versuch, ein Gesamtbild der Polis zu zeichnen. Dieses Urteil wird sich uns durch eine Prüfung des vorliegenden Schlußteils der „Griechischen Staatskunde" bestätigen.

Der zweite Band enthält die Darstellung einzelner Staaten, vor allem des spartanischen und athenischen Staates. Schon diese Sonderbehandlung beweist, daß Busolt nicht die Kraft besessen hat, sich aus den Fesseln der Gewohnheit zu befreien. Athen und Sparta durften als die am besten bekannten griechischen Staaten nicht gesondert behandelt werden, wenn das Ziel über die „Staatsaltertümer" hinaus lag. Denn gerade weil wir über den Aufbau dieser Staaten und ihre Institutionen am meisten wissen, können und müssen sie auch für die Feststellung des Gemeingriechischen in erster Linie herangezogen werden. Denn wie uns in Athen der Typus der demokratisch orientierten griechischen Polis am ausgeprägtesten entgegentritt, so zeigt auch Sparta zahlreiche Züge, die wir immer wieder beobachten, mag es sich nun um die Gerusie oder das Ephorat, um die Heloten oder die Beisassen handeln, und was es an eigenartigen Einrichtungen aufweist, erhellt uns häufig die Anfänge griechischen Staats-

Digitized by Google

lebens. Doch da Busolt nun einmal in diesem zweiten Hauptteil eine Darstellung einzelner Staaten bietet, so wollen wir uns damit abfinden und sehen, wie er dieser Aufgabe gerecht wird. Der erste Abschnitt über den Staat der Lakedaimonier gibt nach einer sozialpolitischen Grundlage Aufklärung über die Rechtsstellung der verschiedenen Bevölkerungsklassen, die Hauptorgane der Staatsgewalt und die Hauptgebiete der Staatsverwaltung. Wir können also ebenso wie nachher beim athenischen Staat von dem Versuch einer Darstellung des lakedaimonischen bzw. athenischen Staatsrechts sprechen. Dann wäre es aber im ersten Fall nötig gewesen, den Grundgedanken der spartanischen Verfassung herauszustellen und dann seinen Auswirkungen im Staatsleben nachzugehen. Mag man Sparta als aristokratisches oder demokratisches Staatswesen ansehen oder in einem absoluten Königtum die Grundlage seines staatlichen Daseins erblicken, immer muß man von dieser Grundanschauung aus die Institutionen und ihre geschichtliche Entwicklung zu verstehen suchen. Dagegen ist die spartanische Verfassung bei Busolt ganz nach äußerlichen Gesichtspunkten behandelt, so wie man diesen Stoff etwa in der Schule bespricht, und besonders verfehlt erscheint mir, daß die Erziehung und Lebensordnung an den Schluß in das Kapitel über die Hauptgebiete der Staatsverwaltung gestellt ist. Denn erstens gehört eine Erörterung über die spartanische Lebensordnung nicht in eine systematische Darstellung der Verfassung, und dann kann man das Ethos der spartanischen Politeia überhaupt nur dann richtig würdigen, wenn diese Dinge als die Grundlage des gesamten Staatslebens ausreichend behandelt sind.

Ohne daß wir auf Einzelheiten eingehen, kann also die Darstellung der spartanischen Verfassung schon der Anlage nach nicht als den berechtigten Ansprüchen gerecht werdend betrachtet werden. Die Behandlung des „Staates der Athener" aber stellt sogar einen entschiedenen Rückschritt gegenüber dem ersten Bande dar. Denn Busolt gibt zunächst einen ausführlichen „Abriß der Verfassungsgeschichte" (S. 783—939) und behandelt dann erst systematisch die Staatsordnung. Das ist also die alte Anordnung der „Staatsaltertümer", die wir oben als veraltet und einem wirklichen Verständnis der Verfassung abträglich bezeichnen mußten. Die Gliederung des Stoffes deckt sich dabei mit der des Abschnitts „Die Polis" im ersten Bande. Es unterliegt nun gar keinem Zweifel, daß bei keinem griechischen Staate mit größerer Aussicht auf volles Gelingen der Versuch gemacht werden kann, die Verfassung unter staatsrechtlichen Gesichtspunkten darzustellen, als beim athenischen, da für ihn die Quellen am reichlichsten fließen. Es ist außerdem eine reizvolle Aufgabe, unter ständiger Bezugnahme auf die geschichtliche Entwicklung zu zeigen, wie in Athen das Ideal einer konsequent durchgeführten Demokratie verwirklicht wurde. Es ist wohl nie wieder mit der Forderung auf vollständige Gleichstellung der Bürger und auf die Beteiligung möglichst aller Bürger an der Staatsverwaltung einschließlich der Rechtspflege so Ernst gemacht worden wie im Athen des ausgehenden 5. und 4. Jahrhunderts, und an keinem andern Beispiel können deshalb die Vorteile

Digitized by Google

und Nachteile des demokratischen Systems so anschaulich gemacht werden. Und wie rücksichtslos haben wiederum diese für Freiheit und Gleichheit schwärmenden Bürger ihre Macht gegenüber den Bundesgenossen ausgenutzt! Der ganze Aufbau des Staates wird so von einer Idee beherrscht, und besonders wertvoll ist die Möglichkeit, bei den einzelnen Institutionen das allmähliche Wachstum und den endlichen Sieg der demokratischen Anschauungen nachzuweisen.

Wenn Busolt die „Hauptgebiete der Staatsverwaltung" wieder ohne organische Verbindung mit der Staatsordnung an den Schluß gestellt hat, so muß demgegenüber noch einmal darauf hingewiesen werden, daß diese Teilung zwischen der „Staatsordnung" und der „Staatsverwaltung" Zusammengehöriges auseinanderreißt. Dies geht schon daraus hervor, daß z. B. die Archonten (S. 1081 ff.) in dem Abschnitt „Die einzelnen Aemter" behandelt werden, während ihre Hauptobliegenheiten, Kultus, Rechtspflege, Kriegs- und Finanzwesen, in dem letzten Kapitel zur Besprechung kommen. Mir scheint dieses Verfahren recht wenig geeignet zu sein, zu einem wirklichen Verständnis des Wesens des Archontats zu führen. In einer Darstellung des athenischen Staates ist vielmehr zu zeigen, wie dieses Amt als der Ueberrest des unumschränkten Königtums in der Republik allmählich alle Rechte verliert und seine Befugnisse, auf neun Beamte verteilt, schließlich lediglich dekorative Bedeutung annehmen. Dieser Prozeß ist lediglich auf die Zunahme des demokratischen Geistes zurückzuführen, und so gehört m. E. die Darstellung dieses Amtes in seiner geschichtlichen Entwicklung als besonders bezeichnend für die Eigenart des athenischen Staates in den Mittelpunkt des athenischen Staatsrechts. Aber auch ganz allgemein betrachtet, ist eine gesonderte Behandlung der Magistraturen und ihrer ihnen geschichtlich zugewachsenen Rechte nur in ganz besonderen Fällen angängig.

Wir wenden uns zu dem dritten Hauptteil des zweiten Bandes, den zwischenstaatlichen Beziehungen. In ihm hat auch die Betrachtung der Staatenbünde und Bundesstaaten ihren Platz gefunden. Man muß da zunächst feststellen, daß der Bundesstaat als ein fest geschlossenes Staatsgebilde nicht in diesen Zusammenhang hineingehört, sondern zwischen Einheitsstaat und Staatenbund zu stellen ist; doch könnte man darüber allenfalls hinwegsehen. Abzulehnen ist aber die Gliederung des Stoffes. Busolt unterscheidet staatenbündnerische Waffenbünde, staatenbündnerische und bundesstaatliche Stamm-Landschaftsbünde und die Stammes- und Landschaftsgrenzen weit überschreitende Bundesstaaten. Diese Einteilung wirft alles durcheinander. Denn es kann sich doch nur entweder um Staatenbünde oder Bundesstaaten handeln. Was soll man sich also unter „bundesstaatlichen Stamm-Landschaftsbünden" denken, zumal sie mit „staatenbündnerischen" Bünden (!) zusammengestellt werden? Was kann man überhaupt staatsrechtlich mit einem „Stamm-Landschaftsbund" anfangen, einem Begriff, der als so unglücklich wie möglich bezeichnet werden muß? Und hat denn der Umfang eines Bundesstaates von vornherein etwas mit seinem Wesen zu tun? Zunächst hätte doch Busolt den Versuch

Digitized by Google

machen müssen, das Wesen des griechischen Bundesstaates zu erfassen. Die Ueberlieferung über den achaeïschen und aitolischen Bund ist schon reich genug, um einen solchen Versuch nicht als aussichtslos erscheinen zu lassen. Weiter war zu untersuchen, welche der sonstigen Zusammenschlüsse mehrerer Stadtstaaten und welche Stammbünde als Bundesstaaten zu betrachten sind, und das Material über sie mit heranzuziehen. Auch für die Darstellung des Bundesstaatsrechts bietet die geschichtliche Entwicklung der Bünde wertvolle Aufschlüsse. An zweiter Stelle hätten dann die Staatenbünde behandelt werden können. Für ganz besonders wichtig und aufschlußreich halte ich eine systematische Untersuchung darüber, inwiefern auch der griechische Bundesstaat eine eigentümlich griechische Prägung besitzt. Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß diese nächst der absoluten Monarchie wertvollste Schöpfung des hellenistischen Zeitalters auf politischem Gebiete durchaus griechische Züge aufweist. Der Bundesstaat ist eine unter dem Zwang der Verhältnisse zustande gekommene Zwischenform zwischen der Polis und dem Stammesbunde. So kann seine Darstellung uns wertvolle Aufschlüsse geben, welche Einrichtungen des Stadtstaates am meisten hellenischen Geist atmen. Denn diejenigen unter ihnen, die auch auf den Bundesstaat übernommen sind, müssen doch den Griechen als unentbehrlich erschienen sein, und schließlich haben sie doch am besten gewußt, worin sich am reinsten griechische Eigenart ausprägte. Von einem Versuch, von diesem Gesichtspunkt aus den griechischen Bundesstaat zu betrachten, finden wir nun bei Busolt nichts. Auch dieser Teil seines Buches bietet uns das ganze Material sorgfältig gesammelt und geordnet, aber die Anordnung geht doch nur von äußerlichen Gesichtspunkten aus. So befriedigt das, was Busolt über die zwischenstaatlichen Beziehungen bringt, noch weniger als die ersten beiden Hauptteile des Bandes.

Es muß deshalb bei dem oben ausgesprochenen Urteil bleiben, daß wir in Busolts „Griechischer Staatskunde" in erster Linie eine wertvolle Materialsammlung erhalten haben, die sich nur stellenweise über das Niveau der alten „Staatsaltertümer" erhebt. Aber das muß doch deutlich betont werden, daß wir für das in dieser Vollständigkeit noch nie vorgelegte Material dem Verfasser und dem leider auch heimgegangenen Herausgeber Heinrich Swoboda, der ja an der Anlage des Werkes nichts mehr ändern konnte, zu lebhaftem Danke verpflichtet sind, der auch dem Herausgeber des Handbuches gebührt. Jeder, der sich eingehender mit der griechischen Geschichte beschäftigt hat, weiß Busolts peinliche Sorgfalt und unbedingte Zuverlässigkeit zu schätzen. Dieses Lob gilt auch für seine „Staatskunde". Wie bei seiner „Griechischen Geschichte" ist vor allem die Anführung der gesamten modernen Literatur von unschätzbarer Bedeutung. Auf lange Zeit hin wird so sein Werk das unentbehrliche Hilfsmittel für das Studium der staatlichen Verhältnisse der Griechen sein und auch dem künftigen Schöpfer eines griechischen Staatsrechts wertvolle Dienste leisten.

Wenn Busolt sein Werk wohl deshalb nicht „Griechisches Staatsrecht" genannt hat, weil er selbst fühlte, daß es dieser Bezeichnung

Digitized by Google

nicht entsprach, so liegt es nahe, als Abschluß dieser Betrachtung mit einigen methodischen Bemerkungen noch auf das einzige Werk einzugehen, das bisher unter diesem Titel erschienen ist, U. Kahrstedts „Griechisches Staatsrecht" (Göttingen 1922, Band I), wenn es auch in den „Mitteilungen" Bd. 51, S. 28 schon kurz angezeigt ist. In seinem Vorwort begründet Kahrstedt die Wahl des Titels mit der Absicht, auch äußerlich die Ueberzeugung zu bekunden, daß wir über die Zeit der „Staatsaltertümer" hinaus sind, und gibt die Ungenauigkeit zu, in einer Zeit von einem griechischen Recht zu sprechen, da es keinen Staat Griechenland gab. Er glaubt, daß fast das Ganze eines griechischen Staatsrechts der klassischen Zeit eine Darstellung Spartas, Athens und ihrer Symmachien ist und daß, was wir von anderen hellenischen Staaten wissen, nur als Beispiel oder zur Korrektur unzulässiger Verallgemeinerungen dienen und erst bei einem Versuch, das Wesen der Polis zu zeichnen, verwandt werden kann. Dieser Versuch soll im dritten Bande nach der Einzeldarstellung Spartas und Athens seinen Platz finden. Damit verzichtet also Kahrstedt von vornherein darauf, uns ein „griechisches Staatsrecht" im eigentlichen Sinne des Wortes zu schenken. Wie schon hervorgehoben, ist es gewiß ohne weiteres richtig, daß wir über Sparta und Athen am besten unterrichtet sind. Aber ein Werk, dessen erster Band eine Darstellung des spartanischen und dessen zweiter eine solche des atheniſchen Staates gibt, um im dritten Bande das Wesen der Polis zu zeichnen, kann doch nur unter starker Pressung des Begriffes unter der Gesamtbezeichnung „Griechisches Staatsrecht" zusammengefaßt werden. So muß es lebhaft bedauert werden, daß auch Kahrstedt den Versuch, nach dem Vorbild des Aristoteles aus dem gesamten vorliegenden Material den griechischen Stadtstaat in seinen charakteristischen Zügen vor uns erstehen zu lassen, zunächst aus dem Wege gegangen ist. Hoffentlich holt er das Versäumte im dritten Bande nach, denn wie oben betont, kann nur die Polis als die typisch griechische Staatsform betrachtet werden. Hier muß noch einmal hervorgehoben werden, daß ich die gesonderte Behandlung Spartas und Athens auf jeden Fall, vor allem aber *vor* der Darstellung der Polis für methodisch falsch halte, da auf diesem Wege das auch von Swoboda gesteckte Ziel nicht oder nur auf Umwegen erreicht werden kann. Der spartanische und atheniſche Staat sind besondere Erscheinungsformen des griechischen Staates, und die Darstellung ihres Staatsrechts ohne Berücksichtigung des sonst über griechische Staatseinrichtungen Bekannten ist eine Sonderaufgabe, die *neben* der Darstellung des griechischen Staatsrechts gelöst werden muß.

Sieht man nun in dem ersten Band von Kahrstedts Werk die versuchte Lösung einer solchen Sonderaufgabe, so muß offen zugegeben werden, daß jedenfalls dieser Versuch eine bedeutende Leistung darstellt und grundsätzlich die oben gekennzeichneten Fehler der „Staatsaltertümer" vermeidet: Kahrstedt hat zum ersten Male den spartanischen Staat einer systematischen staatsrechtlichen Betrachtung unterzogen. Nun trifft gewiß zu, was V. Ehrenberg im Hermes LIX S. 61 ff.

Digitized by Google

ausführt, daß ein Staat ohne schriftliche Gesetze wie der spartanische und ein Bund autonomer Staaten wie die peloponnesische Symmachie sich der logischen Systematisierung aufs äußerste entziehen. Aber der Hinweis Ehrenbergs auf England in diesem Zusammenhange beweist doch, daß auch ein solcher Staat systematisch behandelt werden kann. Zwingender ist ein anderer Einwand: daß grundsätzlich Staat und Bund als staatsrechtliche Größen auf eine Ebene gebracht sind und daß dadurch und durch die getrennte Behandlung von Spartiaten, Perioeken und Bund der Wesensunterschied zwischen Staat und Symmachie völlig verloren geht. Auch sonst zeigen noch manche Bemerkungen Ehrenbergs, auf die ich hier im einzelnen nicht eingehen will, daß es an anfechtbaren Behauptungen und Deutungen bei Kahrstedt nicht fehlt.

In allen Einzelheiten wird man wohl nie zu voller Uebereinstimmung gelangen, wie ja auch gegen manche Definitionen Mommsens in seinem „Römischen Staatsrecht" begründeter Einspruch erhoben ist. An den Kern der Sache aber rührt Ehrenberg, wenn er zum Schluß gegen Kahrstedt den Vorwurf erhebt, zugunsten einer juristischen Systematik dem geschichtlichen Leben Gewalt angetan zu haben. Während Mommsens Staatsrecht wirklich römisch bis in letzte Feinheiten hinein sei, mache Kahrstedts Darstellung kaum den Versuch, spartanisch, geschweige denn griechisch zu sein. Wenn er dann die Forderung erhebt, daß ein „griechisches Staatsrecht" vom Wesenhaften des griechischen Staates auszugehen habe, so berührt er sich mit unserer oben ausgesprochenen Auffassung. Daß der griechische Staat mehr menschliche Gemeinschaft, der römische juristisches System sei, schließt er aus dem Sprachgebrauch: bei den Römern heiße der Staat als rechtlich-sozialer Körper nicht „civitas", sondern „res publica", während der griechische Staat im Gegensatz dazu nicht mit *τὰ δημόσια*, sondern mit *πολιτεία* bezeichnet werde. Deshalb hält Ehrenberg den Weg Mommsens für das Griechentum für ungangbar: auf diesem Wege gehe ein „griechisches Staatsrecht" am Wesen des griechischen Staates vorbei.

Ich habe über die Ausführungen des jungen Frankfurter Historikers so ausführlich berichtet, weil er durch sein Erstlingswerk „Die Rechtsidee im frühen Griechentum" (Leipzig 1921) bewiesen hat, daß er ein feines Verständnis für die griechische Auffassung von Recht und Staat besitzt. Nur scheint mir seine Beurteilung des Kahrstedtschen Buches zu scharf zu sein. Oben ist von mir bereits betont worden, daß der Titel „Griechisches Staatsrecht" insofern irreführend ist, als es sich zunächst nur um eine Sonderdarstellung des spartanischen Staates handelt. Aber die Behauptung, daß Kahrstedts Darstellung kaum den Versuch mache, spartanisch zu sein, geht m. E. doch zu weit. Ihr widerspricht schon die Tatsache, daß Kahrstedt seine Darstellung auf einer außerordentlich umfassenden Kenntnis des gesamten urkundlichen und literarischen Materials aufbaut. So manche Einrichtung hat er in ein helleres Licht gestellt. Dies gilt vor allem für den Nachweis von Spuren der absoluten Gewalt des alten König-

Digitized by Google

tums, wenn ich auch die Definition des Verhältnisses zwischen Sparta und den Perioiken als Personalunion nicht für glücklich halte. Seine Untersuchungen über die Kategorien der Staatsangehörigen, über die Krone, über die Beamtenschaft, um nur einiges herauszuheben, sind in ihrer juristischen Schärfe von bleibendem Werte, wenn auch nicht in jedem Fall das Richtige getroffen ist. Vielleicht ist auch der Vorwurf Ehrenbergs, Kahrstedt vergewaltige das geschichtliche Leben zugunsten juristischer Systematik, nicht ganz unberechtigt. Aber einem solchen ersten Versuche muß man eine gewisse Ueberspannung des als richtig erkannten Grundsatzes nachsehen; es ist nur zu verständlich, wenn ein Forscher, der ganz neue Wege einschlägt, in seinem Eifer über das Ziel hinausschießt. Trotzdem glaube ich, daß Kahrstedts Werk eine neue Epoche in der Erforschung griechischen Staatslebens einleitet. Erst mit ihm ist der Standpunkt der „Altertümer" endgültig überwunden, und es kann mit frischen Kräften an die Arbeit gegangen werden. Dann wird es auch gelingen, das „Griechische Staatsrecht" zu schaffen. Doch ist es mit der juristischen Systematik allein nicht getan, sondern hinzu muß die Einfühlung in griechisches Staatsbewußtsein und griechischen Rechtssinn treten. Und wie ich oben auf Aristoteles als unsern Lehrmeister hinwies, so sei zum Schluß an das tiefe Wort Ulrichs von Wilamowitz (in seinem „Staat und Gesellschaft der Griechen", 2. Aufl., S. 214) erinnert, daß man für ein Staatsrecht der Griechen vor allen Dingen die Philosophen lesen müsse, nichts mehr als Platons „Gesetze".

Neue Literatur zur mittelalterlichen Geschichte, vornehmlich zur Geschichte der Zeit Friedrichs II., des Staufers.

Die Festigung unseres Wirtschaftslebens macht sich auch darin bemerkbar, daß wissenschaftliche Forschungsarbeit wieder in erhöhtem Maße zum Druck kommt. Zwangen die Inflationsjahre den Historiker, beim Druck seiner Arbeiten den Anmerkungsapparat zumeist wegzulassen und den Umfang zu beschränken, so kann nun wieder mehr in solcher wissenschaftlichen Unterbauung geleistet werden. Man kann ganz wohl der Meinung sein, daß volkstümlich lesbare Darstellungen von Zeit zu Zeit geschrieben werden müssen, schon weil die Oeffentlichkeit ein Recht darauf hat, über die Forschungsergebnisse unterrichtet zu werden; aber man wird es auf der anderen Seite begrüßen, wenn durch unermüdliche Arbeit das Material herangeschafft wird, das diese zusammenfassenden Werke erst ermöglicht. Die breitere Oeffentlichkeit hat in der Regel keine Vorstellung davon, welche Arbeit geleistet werden muß, ehe es möglich ist, eine zusammenfassende Darstellung zu geben, und oftmals ist nur ein überhebliches Lächeln der Lohn für das, was Gelehrte in jahrelanger Arbeit geleistet haben.

Mittelpunkt und Sammlungsort aller auf das Mittelalter bezüglichen archivalischen Arbeit bleiben die „Monumenta Germaniae

Digitized by Google

Historica". Wenn diesem durch den Freiherrn vom Stein begründeten Unternehmen heute größere Geldmittel zur Verfügung ständen, dann könnte das Tempo der Editionen ein rascheres sein, so daß der Abschluß der Arbeiten nicht in so ungewisser Zukunft läge, wie es tatsächlich der Fall ist. In der Abteilung „Diplomatica" stehen wir erst in der Bearbeitung der Urkunden des salischen Herrscherhauses; hier liegt als jüngste Veröffentlichung der von dem inzwischen verstorbenen Harry Breslau herausgegebene erste Teil des 5. Bandes vor. Er umfaßt „Die Urkunden Heinrichs III. 1039—1047" [1]). Ueber die Editionstechnik auch nur ein Wort zu verlieren, hieße die Verdienste des verstorbenen Forschers schmälern. Hoffentlich läßt der die Regierung Heinrichs III. zu Ende führende Band nicht allzu lange auf sich warten, damit die Benutzbarkeit des vorliegenden Teiles durch die dann erscheinenden Register erleichtert wird.

Ebenfalls in den „Monumenten" erscheint in der Abteilung „Epistolae selectae" als 4. Band, von Karl Hampe herausgegeben, „Die Aktenstücke zum Frieden von S. Germano 1230" [2]). Von dem besten Kenner der Zeit Friedrichs II. werden hier in glücklichster Weise alle die Dokumente zusammengestellt, die sich auf den Abschluß des ersten Ringens zwischen Friedrich II. und dem Papst beziehen. Es ist durchaus zu begrüßen, daß Hampe sich nicht auf bisher ungedrucktes Material beschränkt hat, sondern auch die schon bekannten Urkunden aufs Neue bringt. Das Ganze liest sich wie ein spannender Roman, jede Phase dieses geistigen Kampfes rollt sich vor unserem Auge ab. Der Band enthält vor allem die Briefe aus dem Legationsregister des Kardinalpriesters Thomas von Capua, aus welchem Hampe schon in früheren Jahren der Wissenschaft wiederholt Material zugänglich gemacht hat. Sein Verdienst bleibt es ja, daß er auch die Briefstellen auf historisch Wertvolles durchforscht und immer wieder gezeigt hat, wie auch in Stilübungen des Mittelalters oftmals Wichtiges zu finden ist. Sodann finden wir die Akten des Perusiner Registers Papst Gregor IX., ferner die Akten seines römischen Hauptregisters und schließlich die Aktenstücke zum Gaeta-Konflikt, der als Nachläufer die Gemüter auch nach Abschluß des eigentlichen Kampfes noch in Erregung hielt. Zu diesem Konflikt werden eine Reihe von Stilübungen abgedruckt, an denen man aus den oben angeführten Gründen nicht achtlos vorbeigehen darf.

Diese Edition zeigt so recht, welche erhebliche Vorarbeiten noch zu leisten sein werden, ehe man an eine abschließende Arbeit über Friedrich II. herangehen kann. Obwohl nun schon viele Jahrhunderte sich mit diesem Kaiser beschäftigt haben, muß doch die gesamte Urkundenforschung noch einmal auf eine neue Grundlage gestellt werden. Als wesentliches Teilstück muß die Herausgabe der Briefe und Urkunden des großen Stauferkaisers in Angriff genommen werden (die

[1]) In Gemeinschaft mit H. Wibel (†) bearbeitet und unter Mitwirkung von P. E. Schramm herausgegeben von H. Breßlau. 4°. 277 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1926. Geh. Mk. 30.—.

[2]) Gr. 8°. XIII u. 123 S. Berlin, Weidmann, 1926. Geh. Mk. 7.20.

Digitized by Google

einstmals in genialer Weise der Franzose Huillard-Bréholles geboten hat, der heute aber natürlich überholt ist). Hierfür liefert das Buch von Hampe eine wesentliche Vorarbeit.

Wenn trotzdem Ernst Kantorowicz in seinem Werke: „Kaiser Friedrich der Zweite“ [1]) versucht, den gegenwärtigen Stand unseres Wissens in eine auch für den Nichtfachmann bestimmte Darstellung zu bringen, so kann man dies zwar durchaus verstehen, wird aber von vornherein die Vorbehalte machen müssen, die soeben angedeutet wurden. Die wissenschaftliche Kritik kann sich dementsprechend zu diesem Werke auch deshalb nur mit Vorsicht äußern, weil der Verfasser, wie er im Nachwort betont, von allen Quellen und Literaturnachweisen absieht, aber als Ersatz binnem kurzem in kleiner Auflage einen 2. Band unter dem Titel „Untersuchungen und Forschungen zur Geschichte Kaiser Friedrichs II.“ herausbringen will. Da auch der Referent in seinem Buche: „Das Zeitalter der Hohenstaufen in Sizilien“ (s. „Mitteilungen“, Bd. 54, S. 38), allerdings in wesentlich bescheidenerem Umfange, die Persönlichkeit des großen Staufers vornehmlich in Sizilien gewürdigt hat, war die Lektüre des Werkes von K. für ihn von besonderem Reiz.

Es ist begreiflich, daß der Verfasser dem Zauber des doch eben einzigartigen Kaisers erlegen ist und daß dies ihn dazu verleitete, allzu sehr das Singuläre in Friedrich zu betonen. Die Forschung der letzten Jahre war doch in steigendem Umfange dazu gekommen, zu zeigen, wie stark der Kaiser auf den Schultern seiner Vorgänger und im besonderen Rogers II. steht. Referent will durchaus nicht behaupten, daß K. diese Gedankengänge nicht gegenwärtig gewesen wären, aber daß Mystische tritt in seinem Werke in einer Weise hervor, wie es der klaren Persönlichkeit des Kaisers nicht entspricht. Die Stellung zur christlichen Religion scheint dem Referenten nicht konsequent herausgearbeitet. An dem Freidenkertum des Kaisers ist doch in keiner Weise zu zweifeln; auf der anderen Seite betont K. wiederholt, wie stark sich Friedrich als christlicher Kaiser fühlte. Vielmehr meine ich, daß alle diese christlich anmutenden Aeußerungen nur politisch zu werten sind, daß aber der Kaiser selbst zu einer anderen Stellungnahme sich durchgerungen hat. K. geheimnist in diese Dinge zu viel hinein, und dadurch scheint er mir auch des öfteren zu einer Diktion zu kommen, die man als maniriert ansprechen möchte. Man höre etwa den folgenden Satz (S. 227): „Das etwa war die geistige Luft, in der Friedrich der Zweite weste (sic!), erstaunlich gelehrt und dabei irgendwo fast naiv, kosmisch spukhaft und steinern-nüchtern, nackt und hart und leidenschaftlich zugleich.“ Oder auf S. 353: „Denn — weniger glücklich vielleicht als Dorier und Jonier — nicht der einzelne Stamm, nicht Sachsen, Franken, Schwaben waren als einzelne unmittelbare Träger des Weltsinns, obschon jeder für sich Träger des Staatssinns: sondern ein Weltträchtiges war allein verkörpert in der — des Staatsgefühls freilich baren — überstammhaften Gesamtheit der Deutschen.“

[1]) Gr. 8°. 651 S. Berlin, Georg Bondi, 1927. Geb. Mk. 17.50.

Digitized by Google

Als Einzelheit sei vermerkt: wenn K. auf S. 624 schreibt, Peter von Gaeta sei Admiral des Königreiches gewesen, so dürfte dies nicht zutreffen.

Hat nun K., fast möchte man sagen, von altertümlicher Heldenverehrung getragen, Friedrich II. zu sehr in den Mittelpunkt gestellt, so wird es Aufgabe der Forschung sein, die Leistungen seiner Mitarbeiter deutlicher herauszuheben. Unserer Geschichtsauffassung kann Uebermenschentum nichts mehr sagen, und bei allem Respekt vor der Genialität des Kaisers muß doch das von ihm Geleistete auf ein menschliches Maß zurückgeführt werden. Gerade der Sinn Friedrichs für schlichte Wirklichkeit, wie er sich in seinen vielfachen, übrigens von K. erwähnten naturwissenschaftlichen Experimenten kundtut, beweist, daß er sich selbst wohl kaum in einem übermenschlichen Lichte sah. Doch das sind Differenzen der Auffassung, über die noch zu sprechen sein wird, wenn der 2. Band des Werkes vorliegt. Um aber die Besprechung des Buches nicht im Negativen ausklingen zu lassen, sei ausdrücklich betont, daß K.s Arbeit eine gewaltige wissenschaftliche Leistung darstellt. Der Verfasser zeigt eine Beherrschung des Stoffes, vor der man nur alle Achtung haben kann. Einzelne Kapitel, wie etwa jenes, das von der sizilischen Monarchie handelt, sind ihm ganz besonders gelungen und geben das erstrebte Gesamtbild von Friedrichs Schaffen.

Wer je in Unteritalien und Sizilien reisen durfte, dem fallen vor allem immer wieder die gewaltigen Kastelle der Hohenstaufen in die Augen. Was an ihnen so imponiert, ist ihre völlige Schlichtheit, vielleicht am reinsten erhalten am Castello Ursino in Catania. Steht man vor ihnen, so regt sich der Wunsch, von den Menschen zu hören, die in ihnen gelebt haben.

„Die Verwaltung der Kastelle im Königreich Sizilien unter Friedrich II. und Karl I. von Anjou" behandelt Eduard Sthamer in einem Werke von drei Bänden, deren zweiter 1912[1]), deren erster 1914[2]) und deren dritter nunmehr 1926[3]) erschienen ist.

Das Werk, das im Preußischen Historischen Institut zu Rom herauskommt[4]), gibt sich bescheiden als Ergänzung des Werkes von Arthur Haseloff („Die Bauten der Hohenstaufen in Unteritalien"), ist aber doch viel mehr. Vor unserem Auge rollt sich an Hand der Dokumente die Verwaltungsgeschichte eines des wichtigsten Zweiges des Anjouinischen Staates ab. Noch ist ja das Material, das das Staatsarchiv in Neapel über diese Zeit birgt, in keiner Weise ausgeschöpft, und in absehbarer Zeit gibt es keine Möglichkeit, den genannten Bestand wissenschaftlich zu veröffentlichen. So ist es nur möglich, von den einzelnen Verwaltungen her die Registerbände zu durchforschen und in einer eng umgrenzten Aufgabe sie der wissen-

[1]) VI u. 175 S., Mk. 36.—.
[2]) VII u. 184 S., Mk. 44.—.
[3]) VIII u. 210 S., Mk. 44.—.
[4]) Verlag Karl W. Hiersemann, Leipzig.

Digitized by Google

schaftlichen Benutzung zugänglich zu machen. Wenn das Historische Institut in Rom durch seine Mitarbeiter gerade diese Aufgabe in Angriff nehmen ließ, so leitete es der Gedanke, daß aus der Bautätigkeit der Anjous bei sorgsamer Arbeit die Bautätigkeit der Hohenstaufen und ganz besonders die Friedrichs II. sich herausschälen müsse.

Der 1. Band bringt zunächst die Kastellverwaltung. In der Einleitung geht der Verfasser auf das sonderbare Gemisch ein, das das Königreich Sizilien im 13. Jahrhundert darstellt, teils Lehnstaat, teils Beamtenstaat. Friedrich II. ist es wohl gewesen, der als erster den Grundsatz vertrat: Kastelle nicht mehr als Lehen auszugeben, sondern sie in unmittelbare Verwaltung zu nehmen. Hierfür mußte ein besonderer Verwaltungszweig geschaffen werden. Es ist ja bekannt, daß Friedrich II. auch sonst der vorbildliche Schöpfer eines Beamtenstaates geworden ist. Als erste Aufgabe erwies sich die Zusammenstellung der kurialen Kastelle als notwendig. Sodann schließt sich eine Besprechung der wichtigsten Aemter, die für die Kastellverwaltung geschaffen wurden, an. Es handelt sich um das Amt des Provisor castrorum und das des Kastellans, wobei festgestellt wird, daß das zuletzt erwähnte ursprünglich das einzige gewesen ist. Auch hier besonders bemerkenswert, daß bei dem Einsetzen in das Amt dem Kastellan eine Commissio übergeben worden ist, in der alle Pflichten aufgezählt wurden, die der Beamte zu erfüllen hatte. In der Zeit Karls von Anjou lassen sich die einzelnen Aemterinhaber genau verfolgen, die mitunter längere Zeit im Amte blieben, oftmals aber auch häufig wechselten. Die Bewachung der Kastelle mußte in einem Staatswesen, das sich von den Lehnsträgern unabhängig machen wollte, außerordentlich wichtig sein. Karl von Anjou hat dann dieses Prinzip dadurch zu seiner letzten Konsequenz gebracht, daß er lediglich Provençalen und Franzosen als Besatzung verwandte.

Die finanzielle Fundierung der Kastellverwaltung läßt uns auch hier wieder in ein geregeltes Staatswesen Einblick tun, wenn auch eine Gesamtsumme nicht festgestellt werden konnte, die Friedrich II. zu diesem Zwecke ausgegeben hat. Die Ausrüstung der Kastelle mußte so gehandhabt werden, daß in ihnen jederzeit eine ausreichende Reserve an Lebensmitteln vorhanden war. Wenig können wir in die Disziplin der Kastellbesatzungen hineinschauen, auch hier mögen schon die üblichen Schwierigkeiten bestanden haben, die sich aus der Kasernierung so vieler Männer ergaben, und eine ganze Anzahl von Verfügungen beschäftigen sich damit, wie dem Konkubinenunwesen gesteuert werden könnte.

Das Kapitel über die Reparatur der Kastelle schließt dann den Textteil des 1. Bandes. Das Statut darüber, dessen Ursprung in der Zeit Friedrichs II. feststeht, wird im Anhang beigegeben. Hier wird im einzelnen festgestellt, wer zur Instandhaltung der verschiedenen Kastelle jeweils heranzuziehen ist. Außerdem finden wir in diesem Bande noch eine Reihe von Dokumenten, die für die Kastellverwaltung im allgemeinen wesentlich sind.

Digitized by Google

In den beiden folgenden Bänden geht nun der Verfasser in der Sammlung der Dokumente den geographischen Weg. Der 1. Band, der Ergänzungsband II, umfaßt die Capitanata. Er stellt jeweils alle erreichbaren Dokumente für die einzelnen Kastelle zusammen. In der Capitanata lagen Schlösser von der Bedeutung von Lucera, Manfredonia und Foggia. Der 2. Band, der den Ergänzungs-Band III bildet, umfaßt die Provinzen Apulien und Basilicata. Zwischen seinem Erscheinen und dem Erscheinen des vorigen liegen 14 Jahre, und es hat sicherlich aller Energie des Verfassers bedurft, um den Mut nicht sinken zu lassen und sich an die Hoffnung zu klammern, daß ein Werk, welches so erhebliche Druckkosten verschlingt, aus allen Nöten der Zeit doch noch seiner Vollendung entgegengehen möchte. Auch in diesem Bande ist das gleiche Prinzip weiter fortgeführt; selbstverständlich, daß das Literaturverzeichnis bis auf den gegenwärtigen Stand gebracht wurde.

So ist nun der Wissenschaft in diesen Quellenbänden ein ungeheures Material bequem zugänglich gemacht, das sich ohne die Arbeit Sthamers der Forschung entzogen hätte, weil ja bekanntlich die Register der Anjous nur dem sich erschließen, der in jahrelanger Arbeit die paläographischen Schwierigkeiten überwindet. Mit diesem Werke hat die deutsche Wissenschaft sich wiederum ein Denkmal gesetzt, das auf die allergrößte Anerkennung Anspruch hat.

Bedeutsam für die Erkenntnis und Würdigung der Persönlichkeit Friedrichs II. ist auch das Buch von M. Presser: „De Tribus Impostoribus (Von den drei Betrügern)“ [1]). „Moses, Jesus und Mohammed haben die Welt betrogen, sie sind drei Betrüger (tres impostores) gewesen.“ Man hat diesen Satz, bekanntlich mit Unrecht, auch Friedrich II. zugewiesen. Der Verfasser weist nun an Hand außerordentlich sorgsamer bibliographischer Studien nach, daß es ein derartiges Buch niemals gegeben hat. Er kann aber auch auf der anderen Seite zeigen, daß im Jahre 1753 ein Fälscher, namens Straube, ein Buch herausgebracht hat: De tribus impostoribus, das nichts anderes darstellt, als den Druck einer Handschrift: De imposturis religionum. — Damit dürfte endlich aus den populären Darstellungen jenes fingierte mittelalterliche Buch verschwinden.

Wolfram von den Steinen handelt in seinem Werke vom „Heiligen Geist des Mittelalters“ [2]). Der Verfasser hat sich in den letzten Jahren durch eine Reihe von Arbeiten zur mittelalterlichen Geschichte als ein ausgezeichneter Kenner des mittelalterlichen Lateins erwiesen. Wir heben von diesen Arbeiten besonders seine im gleichen Verlage erschienenen „Staatsbriefe Kaiser Friedrichs II.“, sowie seine Untersuchung über das „Kaisertum Friedrichs II.“ (s. „Mitteilungen“ Bd. 51, S. 11) hervor. Zu diesen älteren Arbeiten trat neuerdings noch ein Buch über: „Heilige und Helden des Mittelalters. Franciscus und Dominicus Leben und Schriften.“ [3])

---

[1]) Gr. 8°. 169 S. H. J. Paris, Amsterdam, 1926.
[2]) Gr. 8°. X und 308 S. Breslau, Ferd. Hirt, 1926. Geb. Mk. 15.—.
[3]) 125 S. Hirt, Breslau, 1926.

Digitized by Google

In dem vorliegenden Werke über den „Heiligen Geist des Mittelalters" beschäftigt von den Steinen sich mit Anselm von Canterbury und Bernhard von Clairvaux. Auch diesem Buche wohnt ein hohes Einfühlungsvermögen inne. Aber man hat den bestimmten Eindruck, daß der Verfasser sich vielleicht absichtlich durchaus der Führung der mittelalterlichen Persönlichkeiten überläßt, deren Analyse er sich vorgenommen hat. Diese eigenartige Auffassung stellt das Werk an die Grenze wissenschaftlicher Arbeit. Der Verfasser hat zweifellos die Tendenz, die in sich geschlossene Welt des Mittelalters wertend unserer gegenwärtigen gegenüberzustellen. Darauf deutet schon der erste Satz des Vorworts: „Dies Buch führt auf die Höhe jener Weltzeit, die mit der Weihenacht von Bethlehem anhob und mit der Entheilung von Mensch und All ihr Ende nahm: Es führt zur Mitte der christlichen Zeit." Darüber mit dem Verfasser zu rechten, möchte an dieser Stelle nicht angebracht sein. Schon einmal hat uns das Zeitalter der Romantik eine einseitige Ueberschätzung des Mittelalters gebracht, als man sich aus den politischen Zuständen der Gegenwart in eine scheinbar idealere Vergangenheit retten wollte. Diese Auffassung vom Mittelalter ist später zusammengebrochen, und sie wieder aufzubauen haben wir keine Veranlassung. Nur ein Gutes hat sie gehabt — und damit kommen wir wieder zu dem Buche v. d. Steinens zurück —, sie hat uns gelehrt, uns intensiver mit den Quellen zu beschäftigen. In diesem Sinne möchten wir das Buch des Verfassers begrüßen, weil es einen außerordentlich spröden Stoff der wissenschaftlichen Forschung näher bringt. Ueber die Gliederung des Buches sei noch mitgeteilt, daß es sich den beiden Hauptpersönlichkeiten anschließt.

An den Schluß unseres Berichtes stelle ich eine Weltgeschichte, deren erster Band vorliegt; er behandelt das frühe Mittelalter. Jeder Historiker, der über den Durchschnitt hinausragt, wird in reiferen Jahren das Bedürfnis spüren, das Bild, das ihm sich geprägt hat, in einer zusammenhängenden Darstellung auszuwerten. Daß gerade ein solches Beginnen immer nur einen teilweisen Erfolg haben kann, darüber ist sich jeder klar. Aber Geschichte schreiben heißt ja nicht, etwas Endgültiges leisten, sondern jede Zeit prägt sich das Bild der Vergangenheit, das sie braucht. Nach einer Zeit, in der die Menschheit glaubte, durch Humanität zur Endlösung zu schreiten, müssen wir eine Epoche des Machtgedankens durchmachen.

So behandelt Alexander Cartellieri „Weltgeschichte als Machtgeschichte" in einem groß angelegten Werk, dessen 1. Band die „Zeit der Reichsgründungen", 382—911[1]), umfaßt.

Der Verfasser versucht, den gegenwärtigen Stand unseres Wissens über das frühe Mittelalter in eine Form zu gießen, die auf der einen Seite durchaus lesbar ist, aber auf der anderen durch den Anmerkungsapparat und das beigegebene Literaturverzeichnis es doch ermöglicht, tiefer zu schürfen. C. verzichtet wohl absichtlich (und den Titel seines Werkes angesehen, darf er es wohl tun) auf die Darstellung der

[1]) XXVI, 398 S. München, R. Oldenbourg, 1927. Geh. Mk. 18.50.

Digitized by Google

inneren Zustände; er will nur die treibenden Machtfaktoren herausarbeiten. Liest man so das gesamte Werk, so graust es einem mitunter vor den furchtbaren Kräften der menschlichen Seele, die immer wieder zu Haß und Vernichtung drängt, denn diese von C. behandelten 500 Jahre werden zu einem fürchterlichen Epos des Mordens.

Selbstverständlich konnte der Verfasser bei einem so umfassend angelegten Werke nicht überall auf die Quellen zurückgehen, sondern mußte sich auch in weiten Abschnitten damit begnügen, Darstellungen als Belege heranzuziehen, aber mit Recht legt er Wert darauf, daß an keiner einzigen Stelle etwas geschrieben steht, dessen Richtigkeit nicht an Hand des Anmerkungsapparates nachgeprüft werden kann.

Von der Gliederung des Bandes möchte ich noch mitteilen, daß das erste Buch den germanischen Reichsgründungen gehört, das zweite die arabischen Reiche und den Aufstieg des fränkischen Reiches behandelt, das dritte sodann dem fränkischen Großreich gilt, während das vierte und letzte den Zerfall dieses und des arabischen Großreiches darstellt. Mir scheint es problematisch, inwiefern es überhaupt möglich ist, die Weltgeschichte als Machtgeschichte zu schreiben, zumal wir doch heute unbedingt der Meinung sind, daß die wirtschaftlichen Ursachen von dem politischen Geschehen nicht losgelöst werden können. Wenn auch das Wirtschaftliche nicht durchaus von dem Verfasser übersehen wird, etwa bei den germanischen Völkerwanderungen, so läßt doch die äußere Anlage des Buches ein tieferes Eindringen in diese Dinge nicht zu. Man möchte eben doch an verschiedenen Stellen gern hören, warum dies alles so geschehen ist. Daß neben vielen Büchern, die auf einer etwas populären Grundlage gearbeitet sind, ein solches Werk erscheint, dessen wissenschaftlicher Charakter deutlich hervortritt, macht die Arbeit trotz dieser Bedenken begrüßenswert.

Willy Cohn.

Neuere Veröffentlichungen zur Preußischen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Eine sehr dankenswerte Arbeit über ein verfassungsgeschichtliches Thema liefert Wollenhaupt[1]). Er setzt das Hoetzschsche Werk über „Stände und Verwaltung von Cleve und Mark 1666—1697“ fort und führt die Untersuchung bis 1806. Diese zerfällt in drei Teile: Wesen und Zusammensetzung der Landstände; ihr Wirkungskreis und der Mechanismus ihrer ständischen Arbeit; die Arbeit der Stände (S. 33—119). Es erregt besonderes Interesse, hier im Zeitalter des Absolutismus oder des aufgeklärten Despotismus, Vertretungen von Volksteilen vorzufinden, die wesentliche Rechte, wenigstens formell, festzuhalten gewußt haben; vor allem das Steuerbewilligungsrecht und

[1]) Wollenhaupt, Leo: Die Cleve-Märkischen Landstände im 18. Jahrhundert. (= Historische Studien, herausgegeben von E. Ebering, H. 158.) 8°. 126 S. Berlin, Emil Ebering, 1924.

Digitized by Google

den Anspruch auf regelmäßige Einberufung. Die Schwäche der von Wollenhaupt behandelten clevisch-märkischen Stände dem Königtum gegenüber lag darin, daß sie sich nicht einmal als allgemeine Vertretung der Landesteile Cleve und Mark ansehen durften (sondern neben der Ritterschaft und der Städtevertretung von Cleve standen Ritterschaft und Städtevertretung der Mark), geschweige denn daß sie sich zur Gesamtmonarchie hätten in Beziehung setzen können. Es waren sicherlich nur geringe Reste der ständischen Freiheit, aber sie mochten so spärlich sein, wie sie wollten — immer konnten sie Ansätze neuzeitlicher Volksvertretung bilden (S. 119); wie denn die clevisch-märkischen Stände für politisches Dasein und Denken des Freiherrn vom Stein tatsächlich eine nicht zu unterschätzende Bedeutung gehabt haben (S. 116).

Besondere Freude bereitet es sodann dem Referenten, eine Schrift über den ersten preußischen König besprechen zu dürfen [1]). Sie ist in der Vorkriegszeit (Winter 1913/14) abgeschlossen und erscheint laut Vorrede in ihrer „ursprünglichen Fassung". Sie „will rein historisch verstanden werden". Natürlich! Ob man ihr aber überall mit dem anscheinend dazu nötigen wissenschaftlichen Geist begegnen wird (denn eigentlich gehört nur ein bißchen gesunder Menschenverstand dazu!), — dies ist mindestens fraglich in einem Zeitalter, welches die der Wissenschaft selbstverständliche, allseitige und unbefangene Auffassung mit der ihm eigenen einseitigen politischen Einstellung nicht zu vereinbaren vermag.

Der Verfasser, Koch, hat jedenfalls seinen Stoff auf Grund der gesicherten Ergebnisse zuverlässiger Forschung, welche er aus selbständigen und eindringenden archivalischen Studien ergänzt, mit Besonnenheit und Klarheit dargestellt; und es ist ihm gelungen, die bedeutungsvollsten Jahre der Regierung Friedrichs I. lebhaft zu vergegenwärtigen. Der Referent hätte als einstiger Mitarbeiter an einer preußischen Hofgeschichte freilich eine systematische einer „psychologischen Darstellung des Hoflebens" vorgezogen, wie er auch, was die Gliederung des Werkes betrifft, „die Institutionen" (II. Teil) „den Menschen" (I. Teil) übergeordnet hätte. Aber das kann nicht hindern, sich des ersten wie des zweiten Teiles zu freuen, und zumal der Einleitung, die der Persönlichkeit des Herrschers gerecht zu werden trachtet.

Wir zitieren (S. 2): „Die Prachtliebe ist mehr typisch für die Zeit, als charakteristisch für die Persönlichkeit Friedrich I." S. 8: „Das Blut der alten Betefürsten aus der deutschen Reformation war auch in ihm noch nicht versiegt, die fromme Tradition des Hauses Brandenburg wurde ihm eine zwingende Macht, ja oft ein lastender Alp. Und doch lebte er in einem Zeitalter, da nun nach Deutschland der höfische Freudentaumel Frankreichs hereinbrach . . . Friedrich I. war nicht der Mann, diese beiden Geistesmächte in sich zu einem

[1]) Koch, Walther: Hof- und Regierungsverfassung König Friedrich I. von Preußen (1697—1710). (= Untersuchungen zur Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, herausgegeben von Dr. Julius v. Gierke. 136. Heft.) 8°. VIII und 216 S. Breslau, M. u. H. Marcus, 1926. Mk. 9.—.

Digitized by Google

guten Ausgleich zu bringen. Unverbunden standen Frömmigkeit und Weltlust sich gegenüber." Bezeichnend ist auch Friedrichs Hinneigung zum Pietismus, seine friedliebende Gesinnung; „der gemeine Mann solle durch den Krieg nicht ruiniert, sondern vielmehr im Frieden konserviert werden" (S. 11).

Gar zu günstig scheint auch hier wieder Sophie Charlotte beurteilt zu werden (S. 9, 14). Schließlich hat sie doch den Gemahl gegen Danckelmann aufgebracht. Und führt nicht Koch selbst am Ende alles Unheil darauf zurück, daß Danckelmann zwar gestürzt wurde, daß der Kurfürst aber nicht sein eigener Premierminister zu sein vermochte, sich vielmehr an die Dreiheit Barfus, Fuchs, Colbe von Wartenburg zu halten suchte, dann jedoch unter den alleinigen Einfluß des letzteren geriet, der wieder in starker Abhängigkeit von seiner aus niederen Schichten aufgestiegenen Gattin stand? Vortrefflich sind die Charaktere der drei Männer wie dieser Gräfin Wartenburg umrissen (S. 16—33).

Auch die Darstellung des höfischen Lebens weist lebendige Schilderungen auf; die wesentlichsten Wendepunkte treten in den Ueberschriften hervor: bis zur Krönung; bis zum Tode Sophie Charlottens (S. 44—66); bis zur Wiedervermählung des Königs; bis zu dem Sturze Wartenburgs. Den Abschluß bildet „der Zusammenbruch der Wartenburgischen Regierung" (S. 103—132).

Der zweite Teil, „Die Institutionen", befaßt sich in der Hauptsache mit der Erörterung der Verhältnisse, die durch das Nebeneinanderbestehen und -wirken des „Geheimen Rates" und des „Kabinetts" gegeben sind. So gewiß man die Angelegenheiten der inneren und der äußeren Politik voneinander zu sondern nicht bloß berechtigt, sondern sogar verpflichtet ist, um den Primat der äußeren anzuerkennen, so notwendig bedarf es einer Aussonderung weniger Männer, die der Fürst vor allem für die Behandlung der Außenpolitik, wenn er diese diffizilen, weil durchaus persönlich gearteten Dinge nicht allein und völlig eigenmächtig behandeln will, zu seiner Unterstützung und zur Mitverantwortlichkeit heranzieht. Die Entstehung des Kabinetts ist also ein Akt der Selbstbeschränkung des alle staatliche Macht in sich verkörpernden Fürsten; und Kabinettspolitik, selbst die übelst beleumundete, ist insofern etwas wesentlich anderes als Kabinettsjustiz, die einen Eingriff in sachliche Belange, einen Uebergriff in die Sphäre des objektiven Rechtes darstellt. Nur wird man erwarten dürfen, daß der absolute Herrscher, eben weil er ein solcher ist, der erste in seinem Kabinett ist und bleibt, daß nicht ein Danckelmann in gutem oder ein Wartenburg in schlechtem Sinne Premierminister werden.

Carlyles weitschichtiges und bedeutsames, nunmehr allerdings zwei gute Menschenalter zurückliegendes Werk über Friedrich den Großen wird in diesen unseren Tagen einer hochgehenden Fridericus-Begeisterung von neuem dargeboten; freilich in stärkster Verkürzung, denn aus den sechs Bänden der Neuberg-Althausschen Uebersetzung ist

Digitized by Google

einer geworden.[1]) Und dieser hätte der genauen Durchsicht von seiten eines Historikers bedurft; dann brauchte man nicht im ersten Abschnitt („Brandenburg und Hohenzollern") zu lesen, daß Kaiser Sigismund dem Burggrafen 400 000 Gulden schuldig gewesen sei (S. 14), daß Albrecht Achilles der Sohn Friedrichs II. (S. 15), daß 1656 der Vertrag von Libau (sic!) abgeschlossen (S. 18), daß der Große Kurfürst seinen großen Dichter verdient hätte (S. 20: dabei hat er ihn in Heinrich v. Kleist doch längst gefunden!).

Dafür entschädigen dann etwa Kennzeichnungen Friedrich Wilhelms I. als eines „Wirtschaftskönigs, der hübsch daheim blieb und sich um seine Sachen bekümmerte", als eines Mannes, der „fast nichts von dem, was man Geschichte nennt, aufzuweisen hat" (S. 38), der „darauf versessen ist, Wirklichkeiten um sich her zu schaffen. Es wohnt ihm eine göttliche Idee der Tatsache inne" (S. 32). Das „Genie" erscheint als „hervorragende Fähigkeit zu gründlicher Arbeit". Andrerseits durfte wieder der Vergleich Friedrich Wilhelms I. mit Samuel Johnson nicht beibehalten werden; er sagt uns Deutschen nichts, denn wir pflegen nichts von diesem Schriftsteller und Gelehrten zu wissen, wenn uns nicht jener zwar vortreffliche, aber verhältnismäßig wenig bekannte Essay Macaulays für ihn interessiert hat; dann aber wissen wir mehr von ihm als der Herausgeber Carlyles, der Johnson an erster Stelle als Dichter bezeichnet, was er an letzter war.

Der fünfte bis zehnte Abschnitt (S. 123—361) enthalten die Schilderung der ersten Hälfte von Friedrichs Regierung; der zweiten gilt nur ein Abschnitt, der elfte. Sie bekunden durchgehends die Anschauung, daß Friedrich der gottgesandte Herr war; obgleich man doch eine (auch für den jungen König) sehr lehrreiche Entwicklung von Mollwitz über das Strehlener Lager und den mährischen Feldzug nach Chotusitz sowie von dem völlig mißglückten böhmischen Feldzug 1744 nach Hohenfriedberg feststellen kann. Carlyle sagt selbst: „Bei Mollwitz siegte eigentlich nicht Friedrich, sondern sein Vater und der alte Dessauer" (S. 171). Friedrich gewiß nicht, aber vielleicht Schwerin, der den König bewog, das Schlachtfeld zu verlassen, und dann den Sieg erfocht! Trotzdem wird dem König später (S. 216) Mollwitz wieder zugerechnet. Denn schließlich hängt für Carlyle alles von dem Großen König ab; ihn „hervorgebracht zu haben, war Preußens größtes Verdienst" (S. 367). Er behält auch Recht im Prozeß des Müllers Arnold, trotz anders lautender öffentlicher Meinung und trotz der verheerenden Folgen des Königlichen Eingreifens („jeder, der verurteilt worden war, ging an den König und berief sich auf das Müller Arnoldsche Beispiel", S. 414). Carlyle aber erklärt, die Berliner Gesellschaft hätte in der Beurteilung des Falles Unrecht, sie hätte eine

[1]) Friedrich der Große von Thomas Carlyle. Auswahlband. Deutsche autorisierte Uebersetzung von J. Neuberg und F. Althaus, überarbeitet und mit verbindendem Text versehen von Friedrich Freiherr von der Goltz. Mit 24 Kupfertiefdrucken nach zeitgenössischen Stichen, zusammengestellt von Dr. Willy Kurth, Kustos am Kupferstichkabinett zu Berlin. 8°. 434 S. Berlin, R. v. Deckers Verlag G. Schenck, [1925].

Digitized by Google

größere Achtung vor der Unantastbarkeit einer Perücke gehabt als Friedrich (S. 417).

Die 24 Kupferstiche bilden eine ausgezeichnete künstlerische Beigabe; sie sind ebenso vortrefflich ausgewählt wie ausgeführt und tragen gleich den geographischen Uebersichtsskizzen und den 7 nach Schlieffen gegebenen Schlachtskizzen (Mollwitz, Hohenfriedberg, Roßbach, Leuthen, Zorndorf, Kunersdorf, Torgau) nicht wenig zur Veranschaulichung des an sich schon frischen und originellen Textes bei.

Der zweite bis vierte Abschnitt der Carlyle-Auswahl erfährt durch zwei Werke breitere Ausführung und lebensvollere Bereicherung: durch die von Volz herausgegebenen Jugendbriefe[1]) Friedrichs mit seiner Schwester und durch eine Spezialstudie Rohmers[2]).

Volz' kenntnisreiche, den Stoff meisterlich beherrschende, klar und anziehend geschriebene Einleitung (S. 5—60) erörtert die wesentlichsten Beziehungen des Jugendlebens der Geschwister, das denn freilich wohl gar zu sehr unter dem Gesichtspunkt der Einwirkung des harten, vom Vater ausgehenden Zwanges dargestellt wird. Dabei bezeichnet Volz selbst den Kronprinzen Friedrich mit bestem Recht noch nach Briefen des Jahres 1732 (S. 119 ff.) als „jugendlich unreif" (S. 25), für 1733 als „politisch teilnahmlos" (S. 26). Die Küstriner Zeit hatte „kaum mehr als eine flüchtige Episode im Leben des Prinzen" gebildet (S. 13). Dagegen ist Volz geneigt, mit der schweren Erkrankung des Königs Ende 1734 die „größte Krise" für die Jugendzeit Friedrichs heraufgeführt zu sehen (s. Histor. Zschr. Bd. 118, S. 377 ff.). Angesichts der Fülle kalt spottender, erzwungen scherzhafter Wendungen in den Briefen wird es schwer, überhaupt an eine Wandlung Friedrichs oder seiner Schwester zu glauben. Diese ist ja endgültig durch ihre „Denkwürdigkeiten" gerichtet, die, wie Volz an Hand der vorliegenden Briefe nachweist, als historische Quelle nicht in Frage kommen („Von einer Glaubwürdigkeit der ‚Denkwürdigkeiten' kann ferner nicht die Rede sein", S. 58). „Esprit" und „Phantasie", die unbedingt leuchten und spielen müssen (S. 54), haben alles verdorben; ihnen sind Wirklichkeit und Wahrheit geopfert. Volz' Gesamturteil ist demgemäß aufzufassen; er sagt (S. 6): „Eine neue Generation wuchs mit Friedrich und Wilhelmine heran, die beseelt war von dem Geiste einer neuen Zeit, als deren Träger sie erscheinen." Diese neue Generation war keine bessere, und der sie beseelende Geist war Voltaires!

Daß die Briefe aber kulturhistorisch von großem Interesse sind und starke menschliche Anteilnahme erwecken, soll, obgleich eigentlich selbstverständlich, dennoch ausdrücklich betont werden. Die Bildbeigaben

---

[1]) Friedrich der Große und Wilhelmine von Baireuth. Band 1: Jugendbriefe 1728—1740. Herausgegeben und eingeleitet von Gust. Berth. Volz. Deutsch von Friedr. v. Oppeln-Bronikowski. Mit 16 Bildbeigaben und 2 Faksimiles. 8°. 508 S. Leipzig, K. F. Koehler, 1924.

[2]) Vom Werdegang Friedrichs des Großen. Die politische Entwicklung des Kronprinzen. Von Dr. Dietr. Rohmer. 8°. 132 S. Greifswald, Ratsbuchhandlung L. Bamberg, 1924.

Digitized by Google

werden ein übriges tun, um die Verbreitung des vornehm ausgestatteten Buches zu fördern.

Rohmer schätzt (S. 10) die Einwirkung der Küstriner „Katastrophe" erheblich höher ein als Volz, macht sich aber (S. 65) die Vorstellung von dem „seelischen Rückschlag" durchaus zu eigen, der aus des Vaters Genesung entsprang, insofern diese dem berückenden Traum vom Antritt der unumschränkten Herrschaft ein jähes Ende bereitete. Der Sohn ist enttäuscht, daß der Vater gesundet! Wer sollte „Friedrichs bitteren Groll gegen sein Schicksal" nicht verstehen? „Von neuem stand ihm eine unabsehbare Zeit des Wartens bevor, wie er meinte, Jahre neuer Bedrückungen und Schikanen von seiten des Vaters. Sein kühles Rechnen mit dem Tode desselben erscheint unkindlich und hart. Aber es ist nicht unedel zu nennen. Denn es beherrschte ihn nicht Begierde nach Taumel und Glanz, sondern sein Genie rang um Betätigung." (S. 65.) Damit könnte auch ein Cesare Borgia gerechtfertigt werden! Und ob das Genie schon vorhanden war? Rohmer bemüht sich, die politische Zielsetzung und die diplomatische Gewandtheit Friedrichs schon für diese Jahre (1733/34) zu erweisen. Freilich klingt es unschön: „so war schließlich der Gesandte der (von Friedrich) Betrogene" (S. 64). Aber Friedrich selbst „fühlte sich von Frankreich betrogen" (S. 75), und so bewegen wir uns leider in dem anrüchigen Kreise der „betrogenen Betrüger". Was sodann Friedrichs politische Ideen betrifft, so überschätzt Rohmer das politische Programm, das der Brief des Neunzehnjährigen an den Kammerjunker von Natzmer enthält, ganz erheblich; solche Ideen lediglich zu äußern, war wahrhaftig keine realpolitische Tat, sondern es hieß nichts als „Eulen nach Athen tragen", wenn man „das Hauptziel eines preußischen Königs" darin sah, „die zerstreuten Gebietsteile im Westen und Osten mit dem Kernlande zu verbinden" (S. 31). Man sollte wirklich endlich davon abstehen, in Friedrichs Jugendentwicklung durchaus die Züge des „urgewaltigen Genies" (S. 29) nachzuweisen. Sie sind wahrhaftig nicht da, weder in Diplomatie oder Politik, wie wir eben sahen, noch in der allgemeinen geistigen Haltung oder in philosophischer Beziehung. Was soll man sagen, wenn Friedrich an Grumbkow schreibt (S. 13): „Folgen wir stets unserem Schicksal. Denn niemand kann die Ratschlüsse ändern, die Gott von Ewigkeit her in seiner Klugheit und Allwissenheit beschlossen hat. Sich ihnen widersetzen wollen, wäre lächerlich und hieße, gegen den reißenden Strom schwimmen." Ein vollendeterer circulus vitiosus ist nicht oft gebildet worden! Als ob wir im Rate Gottes gesessen hätten, unser Schicksal kennten und wüßten, ihm nur zu folgen brauchten! Oder soll das Schicksal aus den willkürlichen Handlungen und dem eigenwilligen Tun gar zu selbstsicherer Persönlichkeiten hervorleuchten? Wie diese Auslassung Friedrichs kein günstiges Vorurteil für sein Denken und Philosophieren erweckt, so vermag uns auch die Schrift Buddeckes[1])

[1]) Der König-Philosoph Friedrich der Große (= Fr. Manns Pädagogisches Magazin. Heft 1103). 8°. 24 S. Langensalza, Herm. Beyer und Söhne (Beyer & Mann), 1926. RM. —,60.

Digitized by Google

keine besondere Meinung von diesen gern sarkastisch oder witzig sich gebenden Plaudereien des gesunden Menschenverstandes beizubringen. Friedrich schätzte Bayle sehr hoch, liebte Voltaire trotz allem schwärmerisch und kam über dessen Anschauungen als die einer geistreichen Aufklärungsphilosophie nicht hinaus; seine natürliche Religion weiß von Gott und Seele, aber freilich nichts von deren Unsterblichkeit (S. 12). Dagegen hat er sich von dem Gedanken der absoluten Vorherbestimmung, wie er schließlich auch in dem oben angeführten Worte über das Schicksal hervortritt, losgesagt: er bekennt sich zu dem Glauben an die menschliche Willensfreiheit (S. 13).

Friedrich der Große war Voltairianer, aber Alexander der Große nicht „Aristoteliker", wie Buddecke ihn S. 4 nennt. Und wenn Alexander sagte, falls er nicht der wäre, der er wäre, möchte er wohl Diogenes sein, so bekundet er damit wahrhaftig keine philosophischen Aspirationen, sondern die tiefe Erkenntnis, daß auch derjenige die Welt überwunden habe, der ihrer entbehren könne. Friedrich aber hat sich in der Tat als philosophischer Schriftsteller versucht und ist, wie als Staatsmann und Kriegsherr, so als Dichter und Musiker hervorgetreten. Aber in artibus et literis vornehmlich zu seinem Privatvergnügen; denn weder als ausübender Musiker oder Komponist noch als Dichter oder Philosoph hat er irgendwie Erheblicheres geleistet. Auch als Feldherr, also auf dem eigentlichen Felde seiner geschichtlichen Betätigung, hat er lernen müssen; Mollwitz, der blamable, weil ohne den Feldherrn erfochtene Sieg, und der völlig mißglückte Feldzug nach Böhmen 1744 sind dessen Zeuge. Aber all dies sind ja nur Vorspiele und Lehrgänge, Querpfeifereien, poetische Neben- und philosophische Mußestunden: groß ist er durch die hohen Ziele, denen er mit unerschütterlicher Ruhe, mit unbeugsamem Wollen, zum Aeußersten (zu Gift und Tod) entschlossen, in nie erlahmendem Pflichtgefühl nachgeht. Und wenn wir uns in seine Entwicklungsjahre vertiefen, so sollten wir es nicht tun, um immer wieder bald hier, bald da Spuren seiner Größe bereits in seiner Frühzeit aufzufinden, sondern uns im Gegenteil klar machen, wie eigentlich alles ihn gehindert hat, der zu werden, als den wir ihn bewundern. Aus dem undisziplinierten, störrischen Jüngling, aus dem genüßlichen Literaten und Lebemann, aus dem Schöngeist und dem nicht selten gar so öden, selbstgefälligen Spötter, aus dem Libertin und Egoisten ist der Mann geworden, der nichts sein will als seines Staates erster Diener. Nur müssen wir auch hier eine Einschränkung machen; es könnte wenigstens jemand sagen, diese fast übermenschliche Arbeitsleistung sei darauf zurückzuführen, daß es *sein* Staat und daß er der *erste* Diener, also der Herr gewesen. Und dagegen wäre wenig zu bemerken, da Friedrich selbst, nach Buddecke (S. 13), „die Ethik nicht auf Gebote eines höheren Willens, sondern auf die Natur des Menschens, und zwar auf seine Selbstliebe" gründete. Und endlich setzen wir noch einen von Buddecke (S. 11/12) zitierten Ausspruch Friedrichs her, wonach er überzeugt ist, daß „Seine geheiligte Majestät der Zufall drei Viertel von den Geschäften dieser elenden Welt besorge", und daß daher für menschliche Tatkraft und Klugheit nur ein beschränkter Spielraum übrig bleibe.

Digitized by Google

Es muß schon so bleiben: der „Große" Friedrich ist jener durch furchtbare Schicksalsschläge zermürbte und dennoch in allem Unheil ausdauernde „alte Fritz", jener ohne Ruh und Rast für seinen Staat und sein Volk wirkende Fridericus Rex. Ihm sieht man als Ausnahmenatur, als historischem Helden manches nach, was man einem weniger Großen aufmutzen würde. Andrerseits leuchtet ja auch dieser prächtig, aber auch kalt und einsam strahlende Stern hier und da mit milderem, wärmerem Lichte. Das beweist die Herausgabe der vielen, zumeist erstmals gedruckten Briefe Friedrichs an seinen Kammerdiener Fredersdorf [1]).

Es sind 305 im allgemeinen durchaus knapp gehaltene Schreiben, in denen der König Anordnungen trifft und Befehle erteilt, wie sie dem Geheimen Kämmerier und Verwalter der königlichen Schatulle in Abwesenheit des Königs zugestellt wurden. Sie entstammen den Jahren 1745 (24. September) bis 1756 (18. April) und nehmen mit den sehr ausführlichen, auf ein größestes Publikum berechneten Erläuterungen und erklärenden Bemerkungen die S. 51—404 ein. Die Einführung des Herausgebers (S. 3—43) erteilt Auskunft über die Herkunft und Datierung der Briefe, über Fredersdorfs Person und Stellung sowie über das persönliche Verhältnis Friedrichs zu Fredersdorf, das den menschlich anziehendsten Teil des Textes ausmacht, insofern Friedrich sich von treuer Sorgfalt für das Wohl des Dieners erfüllt zeigt, seiner Gesundheit immer wieder nachforscht und dem schwer Leidenden auf jede Weise zu helfen sucht; nur vor Kurpfuschern warnt er wiederholt. Die Wertschätzung Fredersdorfs durch Friedrich tritt vor allem darin zutage, daß er ihn bei der Thronbesteigung (1740) zum „Geheimen Kämmeriers" machte. Es ist nicht recht ersichtlich, wie Richter sagen kann, der Amtstitel Fredersdorfs war nur der eines Geheimen Kämmeriers und blieb es lebenslang, da Fredersdorf vor 1740 zuerst Lakai und dann Kammerdiener war. Es war im Gegenteil ein gewaltiges Avancement, das „durch Schenkung des Gutes Zernickow bei Rheinsberg" im gleichen Jahre 1740 noch erheblich und übermäßig gesteigert wurde. Car tel est notre plaisir! Anders läßt sich diese Bevorzugung und Ehrung des schlechterdings doch lediglich wackeren, anstelligen und treuen Mannes nicht erklären! Und dabei gilt die Treue einem königlichen Herren, der reichlich belohnen kann und auch belohnt hat. Letzteres darf nicht unterschätzt werden bei einem Manne, der „geldliche Vorteile" suchte und auch darin mit dem Geheimen Kämmerier Friedrich Wilhelms II., dem berüchtigten Ritz, übereinstimmt.

---

[1]) Die Briefe Friedrichs des Großen an seinen vormaligen Kammerdiener Fredersdorf. Herausgegeben und erschlossen von Joh. Richter. Mit 2 farbigen Abbildungen und 5 Brief-Faksimiles. 8°. 422 S. Berlin-Grunewald, Verlagsanstalt Herm. Klemm A.-G., 1926. In Ganzleinen geb. Mk. 11.—.

Digitized by Google

Die schon so oft verwendeten Memoiren der Gräfin Voß sind abermals in einzelnen ihrer Teile für ein Büchlein benutzt worden [1]). Es nennt sich wenig glücklich „Das Ende der galanten Zeit"; denn Gräfin Voß, geb. Pannwitz hat mit der Galanterie und Leichtfertigkeit ihrer Zeit gar nichts zu tun gehabt. Vielmehr zieht sie unsere Aufmerksamkeit gerade dadurch auf sich, daß sie, obwohl eine viel umworbene Schönheit, allen Lockungen, allen Abwegen bloß irdischer Liebe fernzubleiben wußte. Könige und Prinzen haben sich vergebens um sie bemüht; sie aber hat König Friedrich Wilhelm II. wie ihre Nichte, wenn auch umsonst, pflichttreu und gewissenhaft gewarnt, ihrer lieben Königin Luise sogar geholfen, sich vor den Nachstellungen Louis Ferdinands zu bewahren (s. des Referenten „Hof Friedrich Wilhelm II. und III.").

Wir geben die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte und fügen einige Bemerkungen hinzu: „Die kleine Pannwitz und der Soldatenkönig" (hier sind die Denkwürdigkeiten der Markgräfin Wilhelmine benutzt!); S. 31—58 „Prinz August Wilhelm von Preußen, das Opfer von Kolin" (ein Opfer ist der Prinz wohl gewesen, aber ein Opfer seines Kriegsherrn und Bruders); „Friedrich der Große" (der bis in die Rheinsberger Zeit zurückgreifende Versuch einer Charakteristik, ein mixtum compositum und ohne ersichtliche Beziehung zur Titelheldin); S. 83—106 „Der König und der verbannte Hof" (Schilderung des Lebens in Magdeburg während der Kriegszeit; in die bekannten Tagebuchnotizen der Gräfin ist jener Teil der Trenckschen Memoiren eingesprengt, aus dem auch Pauls wieder ein Liebesverhältnis Trencks mit Prinzessin Amalie herauslieset); „Liebe, Rosenkreuzer und Friedrich Wilhelm II." (der Hauptteil, S. 113—134, druckt die Tagebuchnotizen der Gräfin über Liebe und Leid ihrer Nichte, Julie von Voß, ab; die Ritz-Lichtenau erscheint wieder einmal als preußische Pompadour, was sie kaum je gewesen); S. 141—162 „Die Revolution der Königin Luise" (die kronprinzlichen Eheleute sagen Du zueinander; Luise trägt Empirekleider, tanzt Walzer!); „Der Tod des Prinzen Louis Ferdinand" (nach Nostiz); S. 187—217 „Franzosenzeit" (betrifft insbesondere Tagebuchnotizen der Gräfin über die Begegnung Luisens mit Napoleon Juli 1807 sowie über Luisens letzte Tage und ihren Tod).

Altenburg schildert ein Einzelleben, dessen früh vollendetes Schicksal ist, aus dem öffentlichen Leben entfernt zu werden, und dessen privates Dasein durch die heiklen Beziehungen, unter denen es aufgesucht wurde, etwas Peinliches erhält, wie das Leben eines Gefangenen [2]). Er bringt den Stoff mit vielem Fleiß von allen Seiten herzu, gibt auch im letzten Abschnitt (S. 107—117) Quellennachweis und Erläuterungen, so daß man erfreulicherweise auf wissenschaftlichem Boden steht, dürfte aber den Untertitel „eine ungekrönte preußische

---

[1]) Pauls, Professor Eilhard Erich: Das Ende der galanten Zeit. Gräfin Voß am preußischen Hofe. 8°. 217 S. Lübeck, Otto-Quitzow-Verlag, 1924. Kartonniert Mk. 5.—, Ganzleinen Mk. 7.50.

[2]) Altenburg, Professor Dr. O.: Elisabeth Prinzessin von Braunschweig, eine ungekrönte preußische Königin. Mit 6 Abbildungen und 1 Handschriftprobe. 8°. 119 S. Stettin, Leon Saunier, 1924. Geb. Mk. 3.30.

Digitized by Google

Königin" kaum belegen können. Die Tragik dieses Lebens, wenn man mit S. 1 der „Einführung" von einer solchen sprechen will, liegt ja eben darin, daß die auch von dem Referenten (in seiner übrigens erst 1914 erschienenen Hofgeschichte) schon in gleicher Weise geschilderte Kronprinzessin, die erste Gattin Friedrich Wilhelms II., sich nicht bloß als solche (S. 8—34), sondern erst recht als Königin unmöglich machte. Der Referent kann seinerseits kein rechtes Mitgefühl mit dieser Frau in sich aufkommen lassen; er sieht sie als durchaus in den Niederungen des sinnlichen und kreatürlichen Lebens befangen, auch völlig außerhalb des Bereiches des Tragischen. Es nimmt ihn nur Wunder, daß Altenburg noch so viel Gutes an dieser Persönlichkeit findet, die von der eigenen Mutter aufs härteste beurteilt wird (S. 25—26, S. 43), von einer Mutter noch dazu, die das Aergste nach Altenburgs Meinung gar nicht einmal weiß, nämlich daß die 1765 mit dem Prinzen von Preußen vermählte Elisabeth im Jahre 1763, also vor- und außerehelich Mutter geworden war.

Den wichtigsten Teil des Büchleins bildet offenbar der umfangreiche IV. Abschnitt (S. 34—106), der denn freilich, „Die Verbannung in Stettin" überschrieben, nur in seinem ersten Kapitel historisch interessiert, da er von der „Gefangenschaft im Schloß von 1769 bis 1775" berichtet, die man als Sühne des schweren Vergehens ansehen mag, weiterhin aber nur kulturhistorisch bedeutsam erscheint, insofern er das Leben einer wohlsituierten Dame vornehmen Standes schildert.

Königtum und Kaisertum der Hohenzollern sind dahin. Aber was sich in mehrhundertjähriger Entwicklung so bedeutsam ausgewirkt hat, das lebt weiter in der Erinnerung, das dauert fort in den fest gegründeten Einrichtungen eines sein selbst gewissen Staates, das geht in die treu berichtenden Jahrbücher der Geschichte über. Und diese Rückerinnerung wird um so treuer sein, wenn sie sich an sichtbare Zeichen jener denkwürdigen Epochen vaterländischer Geschichte halten kann. Dahin gehören nun auch die Schlösser der Fürsten, in denen nur blödeste Scheelsucht Gegenstände wütenden Neides sehen kann; der Kundige weiß, daß diese stolzen Stätten der Pracht und des Glanzes auch Stätten strengen Zwanges, herber Selbstentäußerung und eines rast- und friedlosen Daseins sind. Der gesunde Sinn eines wohl beratenen Volkes trifft auch das Richtige. Er „verbietet alle nicht unbedingt gebotenen Eingriffe in die künstlerische Erbschaft, die ihm durch die Staatsumwälzung zugefallen ist". ... „Es ist ein schönes Zeichen für das Pietätsgefühl selbst des kleinen Mannes gegenüber der früheren Dynastie, daß alle vorschnellen Eingriffe dieser Art von der öffentlichen Meinung einmütig abgelehnt worden sind." So Schmitz in dem Schlußwort (S. 95) seiner Veröffentlichung [1]), die einleitend (S. 9—13) von Bedeutung und Charakter der preußischen Königsschlösser handelt sowie einen geschichtlichen Ueberblick gibt, um

[1]) Schmitz, Hermann: Preußische Königsschlösser. Mit 72 Abbildungen. (= Die Baukunst, herausgegeben von Dagobert Frey.) 8°. 103 S. und 64 Seiten Tafeln. München, Wien, Berlin, Drei Masken-Verlag, 1926.

Digitized by Google

dann (S. 20—93) die bezügliche Bautätigkeit der einzelnen Herrſcher, vom Großen Kurfürſten angefangen, eingehender zu ſchildern, vor allem Friedrich I. (S. 29—48) mit der Wirkſamkeit Schlüters und Eoſanders und Friedrichs des Großen (S. 56—78) mit der Wirkſamkeit Knobelsdorffs und Gontards. Ein beſonderer Hinweis gelte den zweckentſprechend ausgewählten und fein ausgeführten Abbildungen.

Erich Bleich.

Der Staatsmann und der Hofmann Maria Thereſias.

Die Befürchtung, als ob mit dem Zuſammenbruch der Donaumonarchie auch die hiſtoriſche Forſchung über das Habsburgerreich abſterben würde, kann als beſeitigt gelten! Praktiſch erſchwert, im Geiſt mit um ſo lebhafterer Teilnahme ergriffen, blüht die großöſterreichiſche Forſchung weiter. Einen ihrer Höhepunkte wird immer die Zeit Maria Thereſias und Joſephs II. bilden. Nie war dieſe Großmacht deutſcher, und nie hat die abendländiſche Kultur gründlichere Fortſchritte gegen Südoſten gemacht.

Von dem außenpolitiſchen Vertrauensmann der beiden Herrſcher, dem Fürſten Kaunitz, kann man freilich nicht ſagen, er ſei ein bewußter Vertreter deutſcher Geſittung geweſen; ganz franzöſiſch gebildet, war er ein Vorkämpfer Oeſterreichs lediglich als europäiſcher Großmacht. Das glänzend geſchriebene, auf voller Beherrſchung des gewaltigen Stoffs beruhende Buch von Georg Küntzel [1]) bildet eine vorzügliche Einführung in die Probleme der europäiſchen Diplomatie von 1735 bis 1795 durch Schilderung ihres wohl bedeutendſten Vertreters. Die Schranken ſeiner Perſönlichkeit und ſeines Typus ſind nicht zu verkennen: „Das wuchtige und brennende Pathos der Leidenſchaft ging ihm ab und damit eines der weſentlichen Erforderniſſe eines wahrhaft ſchöpferiſchen Staatsmanns“ (S. 51). Von hohem Reiz iſt die Erzählung ſeines Aufſtiegs vom Geſandten in Turin — ebenſo ohne erſichtliche Vorbereitung und ebenſo kühn von ſeinem Außenpoſten in die Politik ſeines Staates einzugreifen verſuchend, wie Bismarck von Frankfurt — bis zum Meiſterſtück des franzöſiſchen Bündniſſes. Dann die lange Höhenwanderung des Staatskanzlers; in der ſchwierigen Stellung des Ratgebers ſo verſchiedener abſoluter Herrſcher wie Mutter und Sohn von 1765—80. Die harte Einſeitigkeit des alternden Staatsmannes, der 1786 Preußen zertrümmern will, während Joſeph zum Bündnis der deutſchen Mächte bereit iſt. Endlich die Verblendung des ganz Alten ſeit 1790: er ſelbſt wähnt ſich auf der Höhe ſeiner Erfolge, Frankreich und Polen durch innere Schwäche gelähmt, Preußen an den Zaum des Bündniſſes gelegt („den zweiten Band des Verſailler Vertrages“ nennt es der Selbſtbewußte!); da wird ſeine Politik des unverfälſchten ancien régime

[1]) Fürſt Kaunitz-Rittberg als Staatsmann. Von Georg Küntzel. Frankfurt a. M. 1923. Moritz Dieſterweg. Gr. 8°. 116 S.

Digitized by Google

überrannt durch die Kriegserklärung der Revolution, den Einmarſch Katharinas in Polen, die hinter ſeinem Rücken geſchloſſene Vereinigung Preußens und Oeſterreichs zum Eroberungskrieg. Sein Syſtem iſt gefallen, folgerichtig nimmt er ſeinen Abſchied. Da erlebt er am Rande des Grabes die Genugtuung, daß die Weisheit ſeiner Gegner nach zwei Jahren am Ende iſt; mit Thuguts Berufung feiert ſein veraltetes ceterum censeo des Gegenſatzes gegen Preußen die verhängnisvolle Auferſtehung; in vollem Triumphe iſt er dahingegangen.

In derſelben Kaiſerſtadt Wien treten wir in eine andere Welt, wenn wir hinüberſchreiten aus dem Kabinett des größten Staatsmanns in das des erſten Hofmanns der Kaiſerin-Königin [1]). Das war Fürſt Khevenhüller auch nominell, ſeit am letzten Tage des Jahres 1769 der bisherige Erſte Oberſthofmeiſter Graf Uhlfeld einem Schlaganfall erlegen. Der vorliegende Band ſeiner Tagebücher umfaßt die Jahre 1770 bis 1773. Die franzöſiſche Heirat der Erzherzogin Marie Antoinette und die erſte Teilung Polens ſind die wichtigſten Ereigniſſe des Zeitraums. Der treue Diener ſeiner Herrin teilt ihren Kummer und ihre Gewiſſensnot über den macchiavelliſtiſchen Staatsakt Joſephs und Kaunitzens. (S. 128ff. u. 140ff.) Das Gemüt der deutſchen Kaiſerin, die tägliche Atmoſphäre frommer Andachtsübungen und froher Feſte, bei denen gleichwohl das Zeremoniell ſtreng gewahrt bleibt, tritt uns aus jeder Seite dieſer Tagebücher entgegen; auch die gemütliche altöſterreichiſche Art mit ihrer Freude am „Köglſcheiben“ und „Boltzſchießen“, die ſehr abſticht vom Lebenstempo des „jungen Herrn“, Joſephs II., der nur „geſchwinde Arbeiter“ ſchätzt.

Sprachforſcher ſeien auf das altertümliche Deutſch dieſer Aufzeichnungen aus den Erſcheinungsjahren von Leſſings Emilia Galotti und Goethes Götz von Berlichingen hingewieſen. Seine Kaiſerin iſt dem alten Vaſallen ſchlechthin „die Frau“; eine junge Erzherzogin wird „die kleine kranke Frau“ genannt, die Hofdamen heißen „Cammerfreile“; Wortſchatz, Formenlehre und Syntax der geſamten Veröffentlichung verdienten eine Unterſuchung.

Ganz ſo ergiebig, als ſie ſein könnten, ſind die Tagebücher für die innerſte Geſinnung Maria Thereſias nicht, da Khevenhüller „verſchiedene vertraute Klagen“ der Kaiſerin ſelbſt ihnen nicht anzuvertrauen wagt. (S. 186.)

Dagegen wird nun der Quellenwert der Publikation bedeutend erhöht durch die reichlichen urkundlichen Beigaben im Anhang, der an Umfang den Text der Tagebücher übertrifft. Wir erhalten den Wortlaut der Prager Denkſchrift Joſephs II., der mit den Herausgebern zu reden „wohl wichtigſten Denkſchrift, die Joſeph II. je verfaßt hat“ (372—398; vgl. Arneth X, 47ff.) über die innerpolitiſchen Reformen, hinreißend in ihrem Eifer für das allgemeine Beſte; — ſehr charak-

[1]) Aus der Zeit Maria Thereſias. Tagebuch des Fürſten J. J. Khevenhüller-Metſch, Kaiſerlichen Oberſthofmeiſters. Herausgegeben von Rud. G. Khevenhüller-Metſch und Dr. Hans Schlitter. 1770—1773. Wien und Leipzig, 1925, A. Holzhauſen und W. Engelmann. 463 S. 8°.

Digitized by Google

teristische Aufzeichnungen Josephs über die maßgebenden Persönlichkeiten in Siebenbürgen (447ff.); die Berichte der außerordentlichen Kommission bei Aufhebung des Jesuitenordens (453ff.); zur auswärtigen Politik den Bericht Mercys an Kaunitz über den Sturz Choiseuls (342ff.) u. v. a. Für die Hemmungen in der Reichspolitik der Habsburger ist bezeichnend die Bischofswahl in Speyer, die auf eine persona ingrata, den Dechanten Graf Limburg-Styrum, fällt, weil man nur sehr „vorsichtig" gegen ihn zu agieren wagt. (S. 237ff.)

Hoffentlich folgt dem vorliegenden bald der letzte Band des Werkes, der das hier sehr vermißte Register bringen soll und, bis zum Tode des würdigen Oberstthofmeisters, 1776, reichend, das so bedeutsame Denkmal Alt-Oesterreichs vollenden wird.

Wilhelm Herse.

Schuchhardt, Carl: Alteuropa. Eine Vorgeschichte unseres Erdteils. 2. Auflage. Mit 42 Tafeln und 164 Textabbildungen. Gr. 8°. XIII, 307 S. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1926. Mk. 20.—.

Umgearbeitet und stark vermehrt, in größerem Format und reicherer Ausstattung legt uns der Altmeister der vorgeschichtlichen Forschung sein reifstes Werk in zweiter Auflage vor. Durch seine vorsichtige Zurückhaltung allzu kühnen Kombinationen gegenüber, wodurch sich bisweilen die Prähistoriker nicht zu ihrem Vorteil auszeichnen, berührt das Buch angenehm, und die souveräne Beherrschung des so weit zerstreuten Materials ermöglicht es dem Verfasser, die großen Grundlinien vorgeschichtlicher Völkerbeziehungen herauszuarbeiten und so ein anschauliches Bild von der Vorgeschichte unseres Erdteils zu zeichnen. Allerdings sei gleich zu Beginn der Betrachtung hervorgehoben, daß es mir doch sehr zweifelhaft erscheint, ob die west- und südeuropäische vorindogermanische Kultur zusammen mit der nord- und mitteleuropäischen indogermanischen auf dem Balkan das Griechentum erzeugt haben und die Verbreitung der Kultur donauaufwärts als ein Rückstrom zu betrachten ist. Es ist doch einerseits nicht zu leugnen, daß die spätpaläolithische Kultur in Frankreich und Spanien plötzlich abbricht und ein langer Zwischenraum sie von dem Neolithikum trennt, mit dem dann erst eine zusammenhängende Entwicklung des vorgeschichtlichen Europa beginnt. Andererseits weist Ed. Meyer in seiner „Geschichte des Altertums", I 2^3 S. 831ff., u. a. mit vollem Recht darauf hin, daß man nur im Gebiet des Aegäischen Meeres die Steinblöcke zu behauen und in regelrechten Schichten zusammenzufügen verstand; überall sonst ist der Mensch wohl zur Beherrschung der Masse gelangt, dann aber bei dem Erreichten stehen geblieben. Und wenn in Westeuropa Ansätze zur Bearbeitung der Blöcke zu verzeichnen sind, so ist Beeinflussung vom Osten her wahrscheinlicher als umgekehrt. Ich glaube doch, daß auch bei unserer jetzigen, so viel umfassenderen Kenntnis der vorgeschichtlichen Kultur das Wort „ex oriente lux", das Schuchhardt als Ausgeburt eines Wahnglaubens hinstellen möchte,

Digitized by Google

seine Wahrheit behält und daß die Schöpfung einer höheren Kultur nicht in Europa, sondern im Orient und in der Ägäis erfolgt ist.

Die Gliederung des Werks führt vom Paläolithikum im Südwesten Europas zum Neolithikum in Westeuropa und im Mittelmeer, über Aegypten, die Hettiter und Etrusker zum nordischen und Donaukreis, um dann die Bronzezeit in Nord- und Mitteleuropa, die Lausitzer Kultur und ihre Einwirkungen auf Troja und Mykene zu bringen. Den Abschluß bilden eine Uebersicht über die Weiterentwicklung bis zur römischen Kaiserzeit, die Germanen und Slawen und Betrachtungen über Ueberlieferung, Sprache und Rasse.

Die überraschend hohe Kultur des Paläolithikums wird durch Schuchhardts auf die menschlichen Darstellungen und die sorgfältige Ausstattung der Gräber sich stützende Vermutung, daß man damals schon an ein Leben nach dem Tode glaubte, noch unterstrichen. Nur erscheint mir der Ausdruck zu hoch gegriffen; es kann sich doch lediglich um den Glauben an die Macht der Geister handeln, die durch weitgehende Fürsorge günstig gestimmt werden sollten. Auch die Verknüpfung zwischen den Menhirs in der Bretagne und England und den Obelisken und Pyramiden Aegyptens sowie den Hermensäulen der Griechen und ihre Deutung auf einen Jenseitsglauben und Sonnenkult geht mir zu weit. Dagegen ist die anschauliche Schilderung der Cromlichs mit ihren Steinalleen und der Anlage von Stonehenge, die Schuchhardt auf eine eingehende Untersuchung an Ort und Stelle gründen kann, rühmend hervorzuheben, und die energische Zurückweisung aller an die Anlagen angeknüpften religiösen Phantastereien durch die Feststellung, daß es sich nur um Grabanlagen handelt, ist dankbar zu begrüßen.

Seine Anschauung über die Nationalität und Kultur der Etrusker hat Schuchhardt erst neuerdings in der Prähistorischen Zeitschrift XVI S. 109ff. begründet. Er sieht in ihnen den Rest eines alten Mittelmeervolks, das seine vorindogermanische Sprache sich bewahrt hat; Stütze seiner Ansicht ist u. a. die Tatsache, daß es im Osten Atriumgräber überhaupt nicht gibt und das Atriumhaus dem auf Malta entspricht. Demgegenüber glaubt Erh. Schmidt (siehe Verhandlungen der Erlanger Philologenversammlung 1925, S. 45ff.), daß die Etrusker an der Küste gelandet seien und Vorstöße bis Bologna, Terni usw. gemacht hätten; sie stammten höchstwahrscheinlich aus Kleinasien und machten sich in Italien die Villanovakultur zu eigen. Schmidt kann als einer der besten Kenner der italienischen Vorgeschichte betrachtet werden.

Die Kluft zwischen dem Paläolithikum und der jüngeren Steinzeit wird von Schuchhardt nicht genügend betont, wenn er auch z. B. für die Keramik das Ueberwiegen des Neuen zugeben muß. Die Einflüsse, die der Westen auf den Norden, auf Mitteleuropa und den Donaukreis ausgeübt haben soll, sind doch nicht recht zu fassen. Dagegen ist wohl nicht zu leugnen, daß das Megaronhaus aus dem Norden stammt und die vorgeschichtliche Kultur namentlich Thessaliens stark von der Donaukultur beeinflußt ist. Ob man aber einen lebhaften Verkehr

Digitized by Google

zwischen Spanien, Malta und der Ägäis annehmen darf, ist doch recht zweifelhaft. Auch in Persien und Susa glaubt Schuchhardt noch europäische Einflüsse feststellen zu können.

In der Bronzezeit treten die drei großen Kulturkreise Nord-, Mittel-, Westeuropa weiter klar hervor; von besonders kräftiger Eigenart ist die Lausitzer Kultur, bis sie schließlich dem Hallstädter Einfluß erliegt. Für Troja II stellt Schuchhardt nordische Einwanderung fest (Megaronhaus); wenn trotzdem der Haupteindruck der von etwas Fremdem ist, so liegt das daran, daß die Einwanderer in der höheren Kultur Kleinasiens aufgegangen sind. Troja II gehört nach Schuchhardt in die Zeit von 2500 bis 2000, Troja VI in die spätmykenische Zeit. Troja und Mykene unterscheiden sich sehr stark: neben der kleinasiatischen Kultur Trojas steht Mykene als eine ziemlich gleichmäßige Mischung aus Nordischem und Altmittelländischem, während das Asiatische und Ägyptische nur Import ist. M. E. überschätzt Schuchhardt hierbei das nordische Element und schätzt das ägyptisch-asiatische zu gering ein. Ohne Kreta ist Mykene nicht zu verstehen, und jenes wieder kann aus dem vorderasiatischen Kulturkreis nicht herausgerissen werden.

Zustimmung verdient die Wiederaufnahme der Auffassung von Conze, daß die Dipylonkultur einem zweiten Nordstrom ihre Entstehung verdankt, und auch die Beziehung der griechischen Überlieferung über die dorische Wanderung auf diese zweite nordische Einwanderung hat wohl alle Wahrscheinlichkeit für sich und wird durch den allgemeinen Charakter der Dipylonkultur unterstützt. Dabei weist Schuchhardt auf die Einflüsse der nach Kleinasien zurückgedrängten mykenischen Kultur hin, namentlich auf dem Gebiete des Kults. Er sieht in den Einzelfiguren und Reliefdarstellungen, die man meist als Gottheiten oder Priester auffaßt, Abgeschiedene und schließt hieraus auf einen ausgebildeten Totenkult.

Weiter verfolgt Schuchhardt die Entwicklung über den Kaukasus, die Hallstatt- und Latènezeit und skizziert die Auswirkungen dieser letzten bis in die römische Kaiserzeit. Zum Schluß charakterisiert er die eigenartige Kultur der Goten in Südrußland, streift die ablehnende Haltung der Sachsen der fränkisch-römischen Kultur gegenüber und weist der slawischen Kultur ihre Stelle an. Für den Norden sind ihm die Germanen, für das Donauland die Urkelten die Kulturträger; von einer Heimat der Indogermanen in Zentralasien kann nicht die Rede sein, da alle reale Kultur der Stein- und Bronzezeit von Mittel- und Nordeuropa nach dem Osten geflutet ist. Mir erscheinen, wie oben betont, diese Schlußfolgerungen doch nicht so gesichert zu sein und dem Einfluß der vorderasiatischen Kultur nicht gerecht zu werden.

Fritz Geyer.

Regesten der Kaiserurkunden des oströmischen Reiches. Bearbeitet von Franz Dölger. 2. Teil: Regesten von 1025—1204. 4°. XXI und 108 S. (= Corpus der griechischen Urkunden des Mittelalters und der neueren Zeit. Herausgegeben von den

Digitized by Google

Akademien der Wissenschaften in München und Wien. Reihe A: Regesten. Abteilung I.) München und Berlin, R. Oldenbourg, 1925.

Da die 1924 erschienene erste Lieferung dieses monumentalen Werkes in dieser Zeitschrift nicht besprochen worden ist, darf ich wohl anläßlich der vorliegenden zweiten die Leser etwas eingehender mit seiner Anlage, Absicht und Ausführung bekanntmachen. Vor über 20 Jahren hat Karl Krumbacher die Herausgabe einer umfassenden Sammlung aller griechischen Urkunden des Mittelalters und der neueren Zeit angeregt, eine Aufgabe, deren Ausführung die Akademien von München und Wien übernommen haben. In München, wo im Anschluß an Krumbachers Seminar der gegebene Sitz des Unternehmens war, wurde das Material gesammelt; eine von Paul Marc bearbeitete Uebersicht über die aus der Literatur bekannten Bestände, ein Probedruck für die Anlage des zukünftigen Corpus und regelmäßige Berichte unterrichteten über den Fortgang der Sammlung und die zu lösenden Aufgaben. Aber sehr bald wurde beschlossen, vor dem eigentlichen Urkundenwerk ein Regestenwerk zu bearbeiten, das auch die sog. Deperdita, d. h. alle irgendwie erreichbaren Nachrichten über Urkunden, deren Texte selbst verloren sind, aufnehmen sollte. Es ist zu beachten, daß sich hier, beim byzantinischen — wenn dieser Ausdruck der Kürze halber gestattet ist — Urkundenwerk, derselbe Vorgang wiederholt wie bei der von Kehr geplanten kritischen Ausgabe der älteren Papsturkunden, der ebenfalls vor seine Edition ein Regestenwerk einschob. Allerdings liegt den Kehrschen Regesten ein anderer Gedanke zugrunde als den byzantinischen: in ihrer regionalen Anordnung legen sie *nach* erfolgter archivalischer Durchforschung eines Gebietes Rechenschaft ab über das für das betreffende Gebiet noch erhaltene Material und erfüllen damit einen dem ursprünglichen Plan fremden Zweck, indem sie, an Hand der Papstregesten, eine urkundliche Quellenkunde darstellen. Die byzantinischen Regesten dagegen füllen nur die in den späteren Urkundenbänden, denen sie parallel gehen (also Kaiserurkunden und Kaiserregesten, Patriarchenurkunden und Patriarchenregesten usw.), erscheinenden Lücken aus, indem sie aus der gesamten Ueberlieferung zusammentragen, was über die schriftliche Tätigkeit der einzelnen Kanzleien überhaupt bekannt ist: sie werden also neben den Urkundenbänden stehen wie die Mühlbacherschen Karolingerregesten neben den (leider immer noch nur in der Einzahl vertretenen) Karolingerdiplomen der Monumenta Germaniae.

Das Corpusunternehmen ist durch den Krieg und die nachfolgende Verarmung ins Stocken geraten, der frühere Hauptmitarbeiter, Paul Marc, ist ausgeschieden, und man hörte lange Zeit nichts mehr, bis 1924 ein Heft mit Regesten der griechischen Kaiser von 565 bis 1025 erschien, bearbeitet von Franz Dölger, natürlich unter Benutzung der Vorarbeiten seiner Vorgänger. Und diesem ersten Heft ist erfreulich rasch das vorliegende zweite gefolgt, das die Regesten bis zum Jahre 1204, d. h. bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer, bringt. Durch diese beiden Hefte ist erreicht, daß wir für die größte und wichtigste Zeit des oströmischen Reiches einen Ueberblick

Digitized by Google

über die Tätigkeit der kaiserlichen Kanzlei besitzen mit einer Fülle von Hinweisen, wie wir sie bisher nicht gekannt haben (Muralts veralteter Essai de chronographie byzantine, Petersburg 1855 und 1871 ist im Vergleich hiermit nur ein kümmerlicher Ansatz, so verdienstvoll er für seine Zeit war); der Grundstein für die künftige Beschäftigung mit oströmischer Kaisergeschichte ist dadurch gelegt. Welche Summe von Arbeit geleistet wurde, zeigt ein flüchtiger Blick auf jede beliebige Seite; am eindrucksvollsten sind die den Heften jeweils vorausgeschickten Quellen und Literaturverzeichnisse. Da begegnen armenische, georgische, syrische, arabische, altrussische Quellen ebenso wie lateinische und griechische, und kritische Literatur in den entsprechenden modernen Sprachen; man sieht daraus, welchen Reichtum an Beziehungen zu anderen Disziplinen die Byzantinistik aufweist und staunt über die Kühnheit des Unternehmens und die Gelehrsamkeit und Arbeitskraft des Herausgebers. Aber: an diesem Punkte beginnen auch die Zweifel.

Von Besprechungen des ersten Heftes sind mir zwei bekannt geworden, die gründlicher auf das ganze Unternehmen eingehen, beide von mittelalterlichen Historikern, deren Hauptarbeitsgebiet doch mehr im Abendland liegt als im byzantinischen Orient. (In ähnlicher Lage zu den oströmischen Regesten wie der mittelalterliche Historiker befindet sich der Orientalist; es wäre interessant, von orientalistischer Seite ein Urteil zu hören.) K. Brandi hat in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1925 S. 111—118 Bedenken vorwiegend gegen die Anlage und Technik der Regesten geltend gemacht; hierauf hat der Herausgeber Dölger in der Byzantinischen Zeitschrift 25 (1925) S. 496—506 geantwortet. Der Einspruch Brandis, soweit er die äußere Gestaltung der Regesten betrifft, ist erfolglos geblieben, und man wird es begreiflich finden, daß die einmal gewählte Form für das ganze Werk beibehalten wird, auch wenn sie nicht auf der Höhe der Regestentechnik steht, die wir in der abendländischen Geschichtsforschung gewöhnt sind. Wenn ich mir in dieser Richtung eine Bemerkung erlauben darf, so hätte ich vor allem eine Unterscheidung der überlieferten Daten von den nur erschlossenen gewünscht, mindestens eine Aufnahme des (evtl. gekürzten) Datums in den Text des Regests. Neben derartigen mehr technischen Bemerkungen ist dann vor allem A. Hofmeister in einer Besprechung im Gnomon I (1925) S. 354—366 auf die kritische Durcharbeitung des Stoffs eingegangen, die er an dem abendländischen Quellenmaterial nachgeprüft hat. Er kam dabei zu dem Ergebnis: „Der Hauptmangel besteht nicht so sehr in der Schwere wirklich vorhandener Fehler als in dem unbestimmten Gefühl der Unsicherheit, das bei gehäuften Einzelerfahrungen sich notwendig einstellt und besonders bei der Benutzung der eigener Nachprüfung nicht ohne weiteres zugänglichen Teile stört". Ich bedaure, dieses Urteil Hofmeisters nach der Beschäftigung mit dem zweiten Teil der Regesten bestätigen zu müssen; ja, ich glaube aussprechen zu dürfen, daß die Regesten in ihren aus abendländischen Quellen geschöpften Teilen nicht immer den gegenwärtigen Stand unserer Erkenntnis darstellen. Ich begründe mein Urteil durch einige Beispiele.

Digitized by Google

Schon Hofmeister hatte gemahnt, daß die Scriptoresausgaben der Monumenta Germaniae nur nach der Folioserie, nicht nach den, sofern erschienenen, maßgebenden Oktavausgaben zitiert werden. Im allgemeinen ist dies in dem zweiten Heft beseitigt, aber nicht überall; so sind z. B. in Nr. 1414 die Ann. Marbacenses nur nach SS. 17, nicht nach der Ausgabe von Bloch angeführt. Im Quellenindex wie in den Regesten (z. B. Nr. 1497) fehlt die Neuausgabe der Genueser Annalen durch Belgrano und Imperiale in den Fonti per la storia d'Italia 11—14 (1890—1926). Vielfach sind nur die durch Druckfehler entstellten Nachdrucke bei Migne angeführt statt der wirklich maßgebenden Ausgaben, z. B. Gaufred Malaterra (Nr. 1146; statt nach Muratori Scr. 5), Orderich Vitalis (Quellenindex; statt nach der Ausgabe von Le Prévost).

Schlimmer ist es, daß die quellenkritische Durcharbeitung nicht immer befriedigt. In Nr. 1443 z. B. ist eine Nachricht der Kölner Königschronik entnommen und diese allein zitiert, obwohl schon aus der angeführten Ausgabe von Waitz zu ersehen war, daß der ganze Abschnitt wörtlich aus dem Bericht des Notars Burchard (Sudendorf, Registrum 2, 138) abgeschrieben ist, der kurz vorher in Nr. 1441 ganz richtig bei gleicher Quellenlage an erster Stelle genannt wird. Die umfangreiche Chronistik des ersten Kreuzzugs ist für den Bearbeiter der Regesten sicher eine schwere Crux gewesen; aber ich kann nicht sagen, daß er die Schwierigkeiten restlos gemeistert hätte. Sehen wir uns daraufhin z. B. Nr. 1196, den Vertrag Alexios' I. mit Gottfried von Bouillon, genauer an. Das Regest lautet: „G(ottfried) wird über den St. Georgsarm (Bosporus) nach Kleinasien übersetzen. Die Lebensmittel werden ihm im reiche zu gleichen preisen wie in Kpl. geliefert werden. Die ‚armen' (d. h. die nichtritterschaftlichen teilnehmer) sollen ‚almosen' (d. h. geldsubventionen) in hinreichender menge erhalten. Dagegen leistet G. dem K(aiser) den lehenseid und verpflichtet sich alle eroberungen herauszugeben." Als Quelle hierfür wird an erster Stelle Tudebod angegeben, eine fast wörtliche Bearbeitung der anonymen Gesta Francorum, die erst an zweiter Stelle folgen (hier nur nach der Ausgabe Hagenmeyers, nicht auch nach der Ausgabe im Recueil des historiens des Croisades zitiert, der grundsätzlich immer an erster Stelle hätte genannt werden müssen). Die beiden Texte lauten:

Gesta Franc. ed. Hag. p. 145—7	Tudebod ed. Rec. III 15
.. pactum iniit cum imperatore; dixitque illi imperator, ut transfretaret brachium s. Georgii promisitque eum habere omnem mercatum ibi, sicut est Constantinopoli, et pauperibus eleemosynam erogare, unde potuissent vivere.	.. federatus prius cum imperatore tali videlicet pacto, ut omnia, quae sibi necessaria forent multo viliori pretio exercitui venundarentur, quam prius in civitate emebatur. Insuper etiam promisit imperator, omnibus adventantibus pauperibus alimonia erogare, unde vivere abundanter potuissent.

Digitized by Google

Man sieht daraus, daß der Text des Regestes in seinem ersten Teil nach der erst an zweiter Stelle genannten primären Quelle gearbeitet ist, daß aber die Interpolation des Tudebod auf die Formulierung des deutschen Textes abgefärbt hat. Als weiterer Beleg folgt Albert von Aachen, der einen besonderen Zweig der Ueberlieferung darstellt und die Vassalitätserklärung Gottfrieds berichtet, dann Fulcher von Chartres, der als Historiker des Kreuzheeres Roberts von der Normandie nur ganz allgemein weiß, daß seine Fürsten denselben eidlichen Vertrag mit Alexios geschlossen haben wie vorher Bohemund und Gottfried, dann erst Anna Komnena, die die territorialen Abmachungen, die Herausgabe der zu erobernden Städte und Länder überliefert. Die Belege, die noch weiter folgen (Ekkehard, Wilhelm von Tyrus und Matthaeus von Edessa), sind nicht Quellen des ersten Kreuzzugs, sondern verweisen bei anderen Gelegenheiten auf den Vertrag zurück; das ist sicher eine brauchbare Materialsammlung, warum sind aber Baldrich von Dol (Rec. 4, 22 D = Migne 166, 1075 B) und Guibert von Nogent (Rec. 4, 148 A = Migne 156, 710 D) übergangen? Sie sind doch ebenso Ableitungen aus den Gesta wie Tudebod! In anderen Fällen, z B. Nr. 1502, einem Vertrag zwischen Manuel I. und Amalrich I. vor Jerusalem, sind die aus verschiedenen Ueberlieferungen entnommenen Bestimmungen durch 1. 2. unterschieden; das hätte sich zweifellos in diesem Falle auch empfohlen. Das Abhängigkeitsverhältnis der Quellen wäre durch die Anordnung: 1. Gesta mit Ableitungen: Tudebod, Baldrich, Guibert; 2. Albert von Aachen; 3. Anna Komnena und dann als zweite Gruppe Ekkehard, Fulcher und Matthaeus klarer zum Ausdruck gekommen.

Für den ersten Kreuzzug fehlt noch eine moderne brauchbare Quellenkunde, die dem Herausgeber als Führer durch die umfangreiche Chronistik und die darüber vorhandene kritische Literatur hätte dienen können. In noch viel höherem Maße gilt das von den Briefsammlungen des 12. Jahrhunderts; der Herausgeber hat da vielfach mit abgeleiteten Drucken gearbeitet, wodurch ihm manches entgangen ist. In Nr. 1445 ist ein Brief Manuels registriert mit sämtlichen Drucken, darunter an erster Stelle der älteste bei Duchesne, Hist. Franc. script. 4. Zu Nr. 1451 und 1457, beides Deperdita, bei denen die Quellenangabe eben deswegen begreiflicherweise kürzer gefaßt ist, ist nur auf den Druck Bouquets verwiesen, der aus Duchesne geflossen ist; die Durchsicht der Briefsammlung bei Duchesne hätte aber noch weitere Belege für die in Nr. 1451 und 1457 erwähnten Briefe ergeben, nämlich die Papstbriefe JL. 10948 und 10927 zu der ersten Nummer, JL. 11150 zu der zweiten.

Hieran knüpfe ich noch einige Einzelheiten, die ich mir notiert habe. So viel ich sehe, ist der Brief des Abtes Odo von St. Remi an den Grafen Thomas von Marle (edd. Mabillon Vet. Anal. ^{1}1, 334; ^{2}464; Migne 172, 1331; Zarncke, Der Priester Johannes 1 [Abh. der sächs. Akad. 17 = phil. hist. Kl. 7, Abt. 8, 1879] S. 845) nicht benutzt; er hätte eine Nachricht über eine am 5. Mai 1122 von Calixt II. empfangene Gesandtschaft Kaiser Johanns II. ergeben:

Digitized by Google

affuit quidam, qui legatos Byzantei, id est Constantinopolitani imperatoris adesse pro foribus nuntiarent; ... veniunt salutatoque papa ... de salute imperatoris suorumque qualitate prout fuerant sciscitati satis honeste retulerunt. In Nr. 1274 geht eine Gesandtschaft an Paschal II. nach Palästina statt nach Palestrina; in Nr. 1306 ist Stephan II. von Ungarn (statt Stephan III.) zu lesen. Wibald war Abt von Stablo oder Stavelot, nicht Stabulo (Nr. 1382). Auch in den italienischen Personennamen finden sich Unebenheiten; so würde ich vorschlagen, in Nr. 1109 und 1238 Falier zu schreiben. Die Notiz über die erste Gesandtschaft Alexios' I. an Urban II., die Nr. 1146 zu „1088 vor April" angesetzt ist, habe ich Hist. Vjschr. 22 (1924) S. 187 anders datiert und nachgewiesen, daß sie Mitte Juli in Unteritalien war. In den kritischen Ausführungen Dölgers zu Nr. 1152, dem berühmten Alexiosbrief an Robert von Flandern, hätte ich eine klarere Scheidung des Glaubwürdigen vom sicher Erdichteten gewünscht. In der Literatur dazu vermisse ich die letzte Arbeit von H. Pirenne in der Revue de l'instruction publique en Belgique 50 (1907) S. 217 ff.; aus ihr (S. 223) wäre zu entnehmen gewesen, daß die Pilgerfahrt Roberts von Flandern mindestens vom 6. Juli 1087 bis 31. Oktober 1089 dauerte, was für den Ansatz des Deperditums zu beachten gewesen wäre.

Nichts ist leichter, als an einem Regestenwerk, besonders wenn man Einzelheiten herausgreift, Kritik zu üben. Und gar bei einem Werk, wie dem vorliegenden, das ein sprachlich so vielgestaltiges Quellenmaterial verarbeitet, ist es kein Kunststück, von einem im Vergleich zum Ganzen beschränkten Teilgebiet aus dem Bearbeiter Fehler nachzuweisen. Es liegt mir wie auch anderen Beurteilern fern, die Leistung des Herausgebers Dölger auf Grund des Vorgebrachten herabzusetzen. Er übernimmt (Vorwort zur ersten Lieferung S. XII) ausdrücklich die Verantwortung für die „systematische Durchsuchung der Quellen und die Durcharbeitung der Literatur, welche natürlich nach Annahme des Grundsatzes, alle Deperdita, Gesandtschaften und Friedensschlüsse aufzunehmen, ein Vielfaches des schon (von Paul Marc) Verzeichneten zutage förderte". Diese Arbeit hat er 1920 begonnen; das Ergebnis ist höchst bewundernswert; ja man kann sagen, daß das Menschenmögliche geleistet ist. Aber ist denn ein solches Werk als Arbeit eines Einzigen möglich? Das darf man füglich bezweifeln. Wenn irgend ein Werk, so hätte dieses die kollegiale Zusammenarbeit mehrerer Fachleute, mindestens die Mitarbeit eines mittelalterlichen Historikers und eines Orientalisten neben Spezialisten für weniger wichtige osteuropäische und orientalische Sprachen (auch ungarische Literatur hätte herangezogen werden müssen, z. B. zu Nr. 1441 die grundlegende Geschichte der Arpaden von Gyula Pauler, der die Chronologie der Arpadenkönige anders bestimmt und m. E. zutreffend den hier erwähnten Vertrag noch mit Geisa II. abgeschlossen sein läßt) erfordert, eine Zusammenarbeit, wie sie gerade unsere Akademien ermöglichen sollten. Daß dies seitens der beiden als Herausgeber zeichnenden Akademien nicht geschehen, anscheinend auch nicht angestrebt

Digitized by Google

worden ist, ist eine Erscheinung, die zu allerlei Gedanken Anlaß bietet. Wenn irgendwo, so sollte hier das ultra posse nemo obligatur gelten! Walther Holtzmann.

A. Luschin von Ebengreuth: Allgemeine Münzkunde und Geldgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit. 2. Auflage. XIX u. 333 S. 107 Textabb. München u. Berlin, R. Oldenbourg, 1926. Geh. Mk. 16.—, geb. Mk. 18.50.

F. Friedensburg: Münzkunde und Geldgeschichte der Einzelstaaten des Mittelalters und der neueren Zeit. VIII u. 196 S. 19 Lichtdrucktafeln. Geh. Mk. 14.—, geb. Mk. 16.50.

Dies in den Rahmen des bekannten Handbuches von Below und Meinecke — als zwei Bände der Abteilung IV (früher V) mit dem unglücklichen Namen „Hilfswissenschaften und Altertümer" — gehörige Werk ist in seinem ersten, allgemeinen Teile 1904 in erster Auflage, damals nur 287, zudem etwas weitläufiger gedruckte Seiten stark, erschienen. Der jetzigen Auflage dieses „allgemeinen" Bandes läuft nun parallel der damals noch nicht beigegebene Band „Münzkunde und Geldgeschichte der Einzelstaaten", den Luschin, wie eine Andeutung im Vorwort der ersten Auflage S. VII über die „besondere Münzkunde" verrät, ursprünglich selbst verfassen wollte, jetzt aber Friedensburg zu schreiben überlassen hat; über diesen Band hernach.

Ob es richtig war, die Bände auf zwei Verfasser zu verteilen, ferner, ob nicht dadurch, daß der allgemeine (systematische) Teil zuerst, vor dem besonderen (dem historischen) Teile bearbeitet wurde, auf dem er doch erst beruhen sollte, eine gewisse Ungleichheit entstanden, ein gewisses Auseinanderfallen beider Teile erfolgt ist, lasse ich dahingestellt; ich verweise jedenfalls auf Babelon (Traité des Monnaies grecques et romaines), der ebenfalls mit einem Bande der théorie et doctrine begann, dann aber stockte und zunächst die partie descriptive schrieb, — mit der Absicht, erst nach dem Abschluß — den er dann nicht mehr hat durchführen können — zur théorie et doctrine zurückzukehren!

Luschins Neuauflage also ist in der Anlage des Ganzen im wesentlichen dieselbe geblieben; nur ist die Definition und Determination der Münze nebst den kurzen Angaben über münzähnliche Stücke, die nicht Münzen sind, aus der Einleitung — die einen Paragraphen über Bibliographien und Abkürzungen dazubekommen hat — fortgenommen und, in drei Paragraphen zerlegt, ins 1. Hauptstück des 1. Teils „Allgemeine Münzkunde" versetzt worden, wo das Aeußere der Münze (Stoff, Form, Bild — dieser Paragraph auffallend kurz — und Aufschrift) behandelt wird; das 2. Hauptstück betrifft die technische Herstellung der Münze; das 3., „Die Münze als Gegenstand des Sammelns" (64 Seiten, also etwa ein Fünftel des ganzen Raumes umfassend!), gehört aber durchaus nicht in ein für Historiker bestimmtes Handbuch; der einzige in diesem Rahmen gerechtfertigte § 17 (früher § 14) über Münzfunde hätte bei seiner fundamentalen Bedeutung für das Mittelalter ein drittes Hauptstück im 1. Teil bilden

Digitized by Google

können, und die beiden neuen Paragraphen über Metrologie und Münzgewichte — dieser, S. 165—170, eine sicherlich auf unsäglicher, entsagungsvoller Arbeit beruhende und sehr dankenswerte Zugabe — hätten in den 2. Teil, Geldlehre, etwa zu den Paragraphen 25 bis 27, gehört. In der Disposition dieses 2. Teils hat sich nichts geändert. — Man vermißt in dieser 2. wie schon in der 1. Auflage einen besonderen Abschnitt über die schriftlichen Quellen, die neben den Münzen, seit dem 18. Jahrhundert wichtiger als diese selbst, zur Erkenntnis der Münzkunde und Geldgeschichte in Betracht kommen, wie den Berichten der Schriftsteller und Reisenden, den Gesetzen, Staatsverträgen, Verleihungsurkunden, Verordnungen, Bestallungen und den eigentlichen Münzakten, diese meist erst im 15. Jahrhundert einsetzend, und den Rechenbüchern, Finanzakten und kaufmännischen Papieren, die besonders für das 14. bis 17. Jahrhundert in Frage kommen.

Soviel über die Abwandlungen in der Anordnung des Stoffes. Im einzelnen sind natürlich fast auf jeder Seite Aenderungen und Zusätze zu finden, oft durch die praktischen Erfahrungen und Veränderungen im Geldwesen in der Kriegs- und Nachkriegszeit hervorgerufen, meist aber durch neuere Literatur veranlaßt. Diese sorgfältige und ausführliche Literaturangabe ist ein besonderer Vorzug des Buches, ein anderer der, daß durch ein sehr sorgfältiges Register — das manchmal durch Aufnahme zu allgemeiner Schlagworte wohl sogar etwas zuviel des Guten tut, siehe z. B. Aenderung(en), Ankauf, Anlage, Anschauungen, Anspruch usw. — der ungemein weite Inhalt des Buches leicht erfaßt und so zugleich die Literatur über den betreffenden Gegenstand leicht gefunden werden kann — hierdurch also ist und bleibt Luschins Werk ein Hand- und Nachschlagebuch im besten Sinne.

Ausstellungen im einzelnen zu machen wäre ebenso leicht wie zwecklos. Bei dem unendlich verzweigten, in allen großen Fragen (vgl. z. B. S. 21/22 über die Natur des Geldes, S. 228ff. über die Kaufkraft) wie in tausend Einzelheiten bestrittenen Stoffe können auch Verfasser und Referent unmöglich in allem einer Meinung sein; in der Anordnung des ungeheuren Materials, der Auswahl der Beispiele aus ihm, der Auswahl der Literaturbelege usw. würden nicht leicht zwei Numismatiker dieselben Wege gehen; auch gelegentliche Irrtümer kommen, abgesehen von den oft nicht ganz sorgfältigen Aeußerlichkeiten des Druckes, besonders Interpunktion und Klammersetzung betreffend, wohl vor. Alles dieses aber einzeln aufzustechen und mit dem Verfasser darüber zu rechten, wird nur der über sich gewinnen können, der nie eine solche Zusammenfassung, nie ein „Handbuch" geschrieben hat. Wer die unendlichen Schwierigkeiten eines solchen gerade auf diesem Gebiete kennt, wird vielmehr das allumfassende Wissen und die erstaunliche Literaturkenntnis des greisen Verfassers bewundern und ihn zu der Neuauflage aufs herzlichste beglückwünschen!

Als „besondere" Münzkunde und Geldgeschichte tritt der 2. Auflage der „allgemeinen" Münzkunde nun Friedensburgs Band zur Seite; es ist zwar nicht das erste Mal, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, daß im deutschen Schrifttum (auf französischer Seite

Digitized by Google

haben wir den bekannten und in vielen Beziehungen vortrefflichen Traité von Engel und Serrure) der Versuch einer fortlaufenden Münzgeschichte gemacht wird, sondern es enthält schon der „Führer durch die Schausammlung des Berliner Münzkabinetts", der 1919 von Menadier herausgegeben worden ist, von Friedensburg auch im Literaturverzeichnis erwähnt und im Laufe seines Werkes ebenso wie jener Traité oft befolgt ist, eine solche. Aber da diese Münzgeschichte mit einem Museumsführer verquickt ist, wird man Friedensburg die Berechtigung zu seinem Anspruch, seine Arbeit sei „die erste ihrer Art", bis zu einem gewissen Grade nicht absprechen können.

Die Disposition ist in erster Reihe chronologisch — I. Mittelalter, II. Neuzeit —, in zweiter Reihe zunächst auch noch chronologisch, indem die Zeit von etwa 500 bis 900 vorangenommen ist, dann aber geographisch — wie sich das aus der Natur der Sache ergibt. Bei dieser geographischen Einteilung habe ich die Abtrennung von Lothringen, den Niederlanden und Belgien als besonderes Hauptstück zu bemängeln; mögen die beiden letzten Gebiete in der Neuzeit meinetwegen ein solches bilden — wie Friedensburg in der Neuzeit sogar der kleinen Schweiz ein besonderes Hauptstück gewidmet hat —, im Mittelalter sind unbedingt alle drei unbestrittene Teile des Deutschen Reiches gewesen und stehen auch mit ihrer natürlich vielfach an Frankreich, auch wohl an England sich anlehnenden Münzentwickelung nicht anders als andere Grenzlande da. Ebenso mußte Schlesien, das Spezialgebiet des Verfassers, das jetzt mit Polen und Böhmen zusammen ein eigenes Hauptstück bildet, unbedingt bei Deutschland stehen — aus denselben Gründen! Wenn man sieht, wie heute noch schärfer als ehedem sowohl in Frankreich wie in der „stolzen, freien Republik Polonia" die Geschichtswissenschaft zur Magd der auswärtigen Politik erniedrigt wird, so müssen die leider nur allzu wenigen Deutschen, die sich zu ihrem Vaterlande bekennen und zu denen der Verfasser gehört, sich besonders hüten, solchen Bestrebungen in West und Ost Vorschub zu leisten! — Aus anderen Gründen, nämlich um des Gleichgewichts der Raumverteilung, hätte ich aus Ungarn kein neues Kapitel gemacht, sondern es dem IX. oder X. angeschlossen.

An durchgehenden Gedankengängen, die mir nicht genügend gesichert erscheinen und daher in einem Buche, das in erster Reihe nicht dem auch mit den gegenteiligen Meinungen vertrauten Fachnumismatiker, sondern dem Historiker dienen soll, nur mit den nötigen Einschränkungen dargelegt werden sollten, nenne ich einmal die vom Verfasser in einem besonderen, geistreichen Buche ausführlich dargelegte symbolische oder besser sakrale Deutung der mittelalterlichen Münzbilder, -beizeichen, Schriftteile (vgl. bes. S. 22 und 35) und die pessimistische Auffassung des ganzen mittelalterlichen Geldwesens als einer Kette von Irrtum und Betrug (S. V, 9, 17, 41, 61 usw.). Auch könnte durchgängig die Wichtigkeit des eigenen Bergsilbers im Mittelalter (Böhmen, Sachsen) oder -goldes (Siebenbürgen) und des dadurch bewirkten Hervortretens sonst ganz unbedeutender staatlicher Gebilde (Harzgrafen) mehr betont werden. In dem im allgemeinen überhaupt weniger

Digitized by Google

geglückten neuzeitlichen Abschnitt hätte man, da in der Neuzeit der Münze doch außerhalb der Münz- und Geldgeschichte ein allgemeiner historischer Quellenwert kaum mehr zukommt und auch ihr münzgeschichtlicher Quellenwert gegenüber dem der Akten ein untergeordneter ist, über das Münzstück hinaus der im Titel des Werkes doch gleichwertig zum Ausdruck kommenden Geldgeschichte den Vorrang lassen müssen; z. B. brauchte den Prägungen der Maria Stuart nicht eine Drittelseite, denen des Gustav Wasa nicht eine halbe Seite (S. 141) eingeräumt zu werden, konnte man oft die Aufzählung der geprägten Sorten kürzen (z. B. S. 126, 132, 140, 148, 157, 165) und den dadurch wie auch z. B. durch Kürzung der so oft schon (z. B. von Freytag, Wuttke, Menadier) trefflich geschilderten Kipperzeit (S. 113/115, mehr als zwei Seiten!) gewonnenen Raum z. B. für die Frankenkrisen der fünfziger und siebziger Jahre, den Ausgleich der südamerikanischen Pesowährungen mit der lateinischen Währung, für die interessante Frage der Wertstufe des Vier- bis Fünfmarkstücks (ob in Gold oder in Silber), für das fast in allen europäischen Staaten durchgefochtene Problem der Zwischenstufe(n) zwischen der Silber-Einheit und ihrem Zehntel und für die damit in Zusammenhang stehende Nickelfrage gewinnen, vielleicht auch in der Einleitung (§ 3, S. 120) den fast dreihundertjährigen Gegensatz in der Haltung des Kaisers gegenüber dem Reiche und gegenüber seinen Erblanden (Privileg des Quentchens u. dgl.) und die dadurch erst erzwungene münzpolitische Initiative der großen Territorialherren stärker betonen. Auch spielt hier im neuzeitlichen Teile das Sammlerische eine viel zu große, vielen kostbaren Raum fressende Rolle, also die Rücksichtnahme auf Münzbilder, Notmünzen, Geschichts- und Gelegenheitsmünzen und andere ausgefallene Sondererscheinungen, die eben gerade deshalb für eine zusammenfassende Münzgeschichte entbehrlich sind.

Durchgehends vermisse ich eine kunstgeschichtliche Würdigung der Münzbilder, die sich doch von der karolingischen Renaissance an über die romanische und gotische Periode, Renaissance und Barock, Rokoko und Zopf- und Empirestil stets an die zeitgenössische Kunst anschließen, bis zu Beginn des zweiten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts Reduktionsmaschine und Senkverfahren die Münze aus einem Kunstwerk zu einem Fabrikat gemacht und jeder Münzkunst den Untergang bereitet haben.

Um aber nicht nur das hervorzuheben, was ich zu beanstanden habe, sei hervorgehoben, daß das Buch ein neuer Beweis ist für des Verfassers Gabe zur Synthese, seine ungeheure Belesenheit, die ihm z. B. immer wieder aufs neue die Heranziehung der jeweiligen zeitgenössischen schönen Literatur ermöglicht, und für seine Fähigkeit, auch die zu allen Zeiten schwierigen Münzprobleme einem dafür ungeschulten Publikum verständlich vorzutragen. Kurt Regling.

---

v. Mantey, Vizeadmiral a. D., Dr. h. c.: **Deutsche Marinegeschichte.** Mit 16 Bildtafeln. 336 S. Charlottenburg, Verlag Offene Worte, 1926. Ganzleinen Mk. 5.—.

Digitized by Google

Man nimmt das vorliegende Buch zur Hand mit dem beruhigenden Gefühl, einen zuverlässigen Führer durch die Geschichte der deutschen Kriegsmarine zu finden; ist doch der Verfasser, hochverdient als Vorstand des Marinearchivs in Berlin und als verantwortlicher Herausgeber des amtlichen Seekriegswerkes, einer der besten Kenner dieses interessanten Themas. Als „eine Kette von Mühe und Arbeit, von höchsten Leistungen und tiefen Enttäuschungen, von Kämpfen auf allen Meeren mit Menschen und Naturgewalten", so erscheint in seiner Schilderung die Geschichte der deutschen Kriegsmarine. Von einer solchen kann zwar erst seit dem Jahre 1871 gesprochen werden. Da aber die deutsche Flotte im wesentlichen aus der preußischen hervorgegangen ist, beginnt v. Mantey seine Ausführungen mit dem Jahre 1675, als der rote Adler im Top brandenburgischer Schiffe das Erscheinen einer neuen Seemacht ankündigte. Mit lebhaftem Interesse verfolgt der Leser, wie in der Geschichte der Marine in wellenförmiger Bewegung Auf- und Abstieg miteinander wechseln, wie aber trotz wiederholter schwerer Rückschläge im deutschen Volke der Marinegedanke weiterlebt und bewußt von führenden Persönlichkeiten entwickelt wird. Vor allem fesselnd sind die Abschnitte über die Tätigkeit der Flotte im Weltkriege (S. 245—327), die in übersichtlicher Gruppierung und wertvoller Sachkritik mit das Beste darstellen, was in knapper Form über diesen schicksalsschweren Zeitraum veröffentlicht worden ist. Das Schlußwort führt dann überzeugend aus, welche Gründe den Wiederaufbau deutscher Seemacht, den der Verfasser bis 1926 verfolgt, zur nationalen Notwendigkeit machen. Wenn v. Manteys Schrift auch in erster Linie „für die in der Marine Dienenden als Lese- und Nachschlagebuch" gedacht ist, so wird sie doch in allen sonst interessierten Kreisen die Beachtung und Verbreitung finden, die sie beanspruchen darf. Für eine neue Auflage scheint es dem Referenten angezeigt, daß neben der Hanse als Trägerin deutscher Seegeltung im Mittelalter auch der Bestrebungen zur Schaffung einer Reichsflotte im Zeitalter der Gegenreformation gedacht werde.

Friedrich Graefe.

Levy, Hermann: Die Grundlagen der Weltwirtschaft. 8°. X u. 185 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1924. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 7.—.

Levy, Hermann: Der Weltmarkt 1913 und heute. 8°. 116 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1926. Kart. Mk. 4.—.

Die beiden Bücher von Levy gehören der Hauptsache nach der Wirtschaftskunde an. Geschichtswissenschaftlich ist aus dem ersten Buch nur der Abschnitt über die „Entwicklung der Weltwirtschaft im 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart" (S. 10—19), den britischen Imperialismus (S. 153—160) und die „Entwicklung der Weltwirtschaft nach dem Kriege" (S. 160—177). Der Verfasser behandelt hier besonders den Einfluß der Verkehrstechnik auf den internationalen Austausch der schweren Produkte, die weltwirtschaftliche Bedeutung eines Zustande-

Digitized by Google

kommens der „Imperial Federation" und die fehlerhafte Friedenspolitik hinsichtlich der Balkanisierung Mitteleuropas. Für den Historiker von Wert ist die Behandlung der Zusammenhänge der wirtschaftlichen Territorien zu den historisch erwachsenen nationalen Staaten (S. 17 f.). Bestimmte Verwaltungsmethoden, Organisationssysteme staatlicher Art, etwa im Eisenbahnwesen, in der Handelspolitik usw. schaffen Beziehungen, deren Lockerung und Zerreißung ohne weiteres schwere wirtschaftliche Schäden bedeuten kann. Also Staaten, die vielleicht willkürlich geworden sind, werden allmählich durch den ideologischen Oberbau der staatlichen Gewalten selbst Wirtschaftseinheiten in der geistigen Einstellung und damit reale Wirtschaftsgrößen.

Das zweite Buch von Levy untersucht die Ursachen der gegenwärtigen Wirtschaftskrisis und ist ein Wegbereiter für die Weltwirtschaftskonferenz. Es geht besonders auf die veränderte Stellung der Vereinigten Staaten ein und zieht einen historischen Vergleich mit dem Aufschwung der Wirtschaft der Union in der napoleonischen Zeit (S. 49), berührt die Umwandlung Indiens (S. 55 f.), Japans (S. 57 f.) und Australiens (S. 59) und geht dann zu der veränderten Stellung der südamerikanischen Staaten, insbesondere Argentiniens und Brasiliens, über (S. 61). Enteuropäisierung der nordamerikanischen Ein- und Ausfuhr (S. 85 f.), Verschiebung der Einfuhrprovenienzen Südamerikas (S. 88 f.), die Zunahme des interkolonialen Handels (S. 92) sind Wegweiser auch von historischen Verschiebungen, die letzten Endes eine weitere Etappe der Weltorganisation der Menschheit darstellen.

Ernst Ruben.

Gundolf, Friedrich: Cäsar im neunzehnten Jahrhundert. 8°. 90 S. Berlin, Georg Bondi, 1926. Mk. 3.—.

So wenig wie Gundolfs mit Napoleon abschließendes Buch über Cäsars Ruhm ist diese Fortsetzung eine Geschichte der Cäsarforschung. Vielmehr kommt es Gundolf darauf an, die Wandlungen des Cäsarbildes im geistigen Leben und seine Wechselwirkungen mit dem politischen Leben des neunzehnten Jahrhunderts zu zeigen. Im Mittelpunkte steht freilich ein Forscher, aber nicht weil er als solcher ein führender ist, sondern weil er mit der Forschung ein vom Erleben der Zeit durchblutetes Schauen und die Leidenschaft der Zeitkämpfe verband: Theodor Mommsen. Vielleicht konnte der Verfasser, gerade weil er nicht Fachgelehrter ist, Mommsens überragende Stellung schärfer erkennen und treffender charakterisieren als andere. Freilich unterschätzt er wohl doch etwas, was Mommsen seinen gelehrten Vorgängern verdankt. Vor allem wird er Drumann nicht voll gerecht. Auch diesem fehlte die Wärme persönlichen Anteils, ja die Leidenschaft durchaus nicht. Sie kam nur aus einer anderen Richtung als bei Mommsen. Drumann war entschiedener Monarchist, als solcher Gegner feudaler Mißwirtschaft und konstitutioneller Lüge. In diesem Zusammenhang fühlte er für Cäsar, gegen den Senat und dessen Vorkämpfer Cicero.

Digitized by Google

Sehr einleuchtend aber sind die Linien gezogen, die von der Teilschau Cäsars bei Engländern und Franzosen zu der umfassenden Schau Mommsens führen. In Frankreich zuerst fanden sich feinsinnige Betrachter, die unabhängig von moralistischer Kleinmeisterei, aber auch von politischer Parteinahme die starke und reiche Persönlichkeit als solche würdigten. In England trat für politisch geschulte Historiker wie Merivale und Macaulay hinter Cäsars auf das Volkswohl gerichteten Absichten die Frage nach der moralischen Zulässigkeit seiner Mittel zurück. Die universalhistorische Perspektive aber empfing auch Mommsen von einem deutschen Denker. Hegels metaphysische Geschichtsphilosophie wurde zwar von ihm wie von allen empirischen Forschern verurteilt, hat aber doch auf ihn wie auf alle auch positiv eingewirkt, indem sie alles Geschehen als ein Walten überpersönlicher Kräfte zu betrachten lehrte, denen gegenüber schulmeisterliche Krittelei gar nicht erst in Frage kommen kann. Das sagt der Verfasser mit Recht auch von Mommsen, so wenig er nach Objektivität strebt und so schroffe und einseitige Urteile er auch fällt. Denn Mommsen urteilt nicht nach einem von außen genommenen Maßstabe, sondern aus der Hitze des Kampfes heraus und zwingt dadurch zum Miterleben, auch wenn er zum Widerspruche reizt. Noch stärker als Mommsen sind Ranke und Jakob Burckhardt von Hegel beeinflußt, von denen der eine vor allem die Erweiternng des weltgeschichtlichen Schauplatzes, der andere die Vereinigung der Willenswucht des Tatmenschen mit hoher Geistigkeit erfaßt hat.

Während beide mehr als Mommsen reiner Betrachtung ergeben waren, mißbrauchte ihr Zeitgenosse Napoleon III. die Cäsarverherrlichung als Mittel politischer Propaganda. Durch die Gegnerschaft, die er hervorrief, hat er dem Verständnis Cäsars mehr geschadet als genützt.

Die sicheren Einzelergebnisse, die er dabei hat gewinnen helfen, kommen für den Verfasser so wenig in Betracht wie die Fortschritte, die Mommsens bewußte und unbewußte Schüler (als solche kennzeichnet er mit Recht seine Gegner) in der Kenntnis der Tatsachen über Mommsen hinaus gemacht haben. Eine eigene Cäsarschau vermißt er auch bei den bedeutendsten neueren Darstellern. Und treffend verteidigt er Mommsens Recht, eine geschichtliche Größe groß und als Ganzes zu sehen, wo seine kleinen Zeitgenossen ihn nur kleinlich und stückweise wahrzunehmen vermochten.

Eine von Mommsen unabhängige Erfassung Cäsars findet Gundolf bei drei Geistern, die keine Altertumsforscher waren, Bachofen, Richard Wagner und Nietzsche. Bachofen freilich fühlte sich ja auch als Forscher und wird von manchen jetzt als solcher wieder auf den Schild erhoben. Sie können damit nur von neuem die schneidende Ablehnung hervorrufen, die Bachofen seinerzeit bei Mommsen und der zünftigen Wissenschaft überhaupt erfuhr. Für Gundolf aber ist Bachofen nicht ein Erforscher von Tatsachen, sondern ein Deuter von Gedanken; und die stecken in Sagen nicht weniger, vielleicht sogar mehr als in wirklichen Begebenheiten. Für solche Betrachtungsweise ist Cäsar vor allem eine Hauptgestalt in dem Ringen zwischen Abendland und Morgenland, das für Bachofen zusammenfällt mit dem Gegensatz zwischen Vaterrecht

Digitized by Google

und Mutterrecht. Vollends fern stand der gelehrten Forschung Richard Wagner, der in einer 1850 geschriebenen Betrachtung Cäsar gewissermaßen als das Sinnbild ansah, in dem den jugendfrischen Germanen die alternde Kultur der Mittelmeerländer entgegentrat. Beiden ist Nietzsche begegnet, der in allen seinen Anschauungen, bei sonstigem Wechsel zwischen Vergötterung und Abscheu, an Cäsar stets festgehalten hat und vielleicht keiner wirklichen Persönlichkeit so viel für das Ideal seines Uebermenschen verdankt. Friedrich Cauer.

Turral, J.: A Select Source-Book of British History. Illustrating Life, Laws and Letters, 55 B. C. to A D 1878. 320 S. Oxford, A 1 the Clarendon Preß, 1926.

In der Vorrede dieses schon in zwei Auflagen vorliegenden Werkes betont der Verfasser, daß er selbst für Kinder Exzerpte aus zeitgenössischen Quellen nützlicher halte, als die in Schulbüchern üblichen Erzählungen der historischen Ereignisse. Er will aber nicht die Ereignisse, Verfassungsveränderungen und leitenden Persönlichkeiten in Erinnerung bringen, sondern das stille Leben der Masse, die Verbesserung der Lebensbedingungen und die Entwicklung der Ideale des Lebens und Zusammenwirkens herausarbeiten. Also erwarten wir kulturhistorische Bilder aus Englands Vergangenheit. Dabei wird weder Vollständigkeit noch chronologische Ordnung für nötig gehalten. Die beiden Teile, in die das Material geschieden ist, finden ihre Grenze in der Revolution, speziell der Hinrichtung des Earls of Strafford. Dabei greift aber der erste Teil doch schon auf das Statut der 1851 gegründeten Amalgamated Society of Engineers über.

Die Hauptschwierigkeit solcher Kulturbilder liegt immer darin, daß sie Zustände darlegen sollen, für die es nur selten zeitgenössische, anschauliche Schilderungen gibt. Oft bleibt keine andere Wahl, als Auszüge aus viel späteren historischen Werken zu geben; so werden z. B. die mittelalterlichen Gilden auch durch eine Verordnung der Gilden von Preston aus dem Jahre 1662 charakterisiert. Im großen und ganzen werden aber gleichzeitige Auslassungen in kürzester Fassung bevorzugt. Die für Irland erlassenen Unterdrückungsgesetze von den Zeiten der Königin Elisabeth bis auf Georg III. werden aus einer Zusammenfassung von 1792 gegeben. Gelegentlich der Aufzählung der Reiseverbesserungen durch Kanäle, Kunststraßen und Eisenbahnen (1774—1831) werden ältere Beschreibungen eingeschaltet. Umgekehrt werden der Wiedergabe der Statuten der „Rochdale Pioneers“ von 1844 gleich die statistischen Zahlen für 1911 und 1922 beigefügt. Die wichtigen Daten über die Baumwollmanufaktur sind mit Recht in einer Tabelle für die ganze Zeit von 1764—1833 gegeben. Kann ein Kind without effort remember its message?

Einen wesentlichen didaktischen Fortschritt über desselben Verfassers „Pages of Britain's Story“ (597—1898), „Illustrations to British History (55 B C to 1854 A D) und Poems of British History (61—1910) vermag ich nicht zu erkennen. Ludwig Rieß.

Digitized by Google

Daniels, Emil: Englische Staatsmänner von Pitt bis Asquith und Grey. 434 S. Berlin, Georg Stilke, 1925.

Viele Jahre hindurch hat der Verfasser neu erscheinende englische Memoirenwerke, Biographien und Aktenpublikationen in den „Preußischen Jahrbüchern" durch historisch-politische Essays dem deutschen Leserkreis bekannt gemacht und gewürdigt. Sein Ziel war, die Machtpolitik des Britischen Staatswesens der neuesten Zeit in ihren verschiedenen Phasen aufzudecken und ihre Erfolge verständlich zu machen. Dazu mußte er dem diplomatischen Ränkespiel der führenden Politiker und ihrer Gegner im Inselreiche wie im Auslande unparteiisch nachgehen und die ausschlaggebenden Momente für die fast durchgängigen Erfolge der englischen Staatskunst herausarbeiten. Aus der großen Zahl dieser flott geschriebenen Essays hat er jetzt sechs unter dem obigen Titel zusammengestellt und mit einem über den englischen Anteil am Ausbruch des Weltkrieges verbunden. Durch gründliche Bearbeitung hat er die Vorteile benutzt, die ihm einerseits die inzwischen gewonnene historische Distanz, andererseits die Fülle neuer Quellenpublikationen, besonders das große, jetzt mit 54 Bänden abgeschlossene deutsche Sammelwerk „Die große Politik 1871—1914", bieten konnten. Der Anfang der englischen Publikation von Archivalien über die Genesis des Weltkrieges und das bekannte Buch des amerikanischen Historikers Barnes waren bei der Publikation von Daniels Buch noch nicht verfügbar.

Seinen Ausgangspunkt nimmt Daniels von der entschlossenen Kriegspolitik des jüngeren Pitt gegen das revolutionäre Frankreich. Er gibt in seinem ersten Essay „Leitende Staatsmänner vor der Reformbill" eine abgekürzte Geschichte der diplomatischen Verhandlungen zwischen den europäischen Großmächten bis 1823, bei denen eigentlich nur dadurch etwas herauskam, daß die Entscheidungsschlachten von Abukir, Marengo, Trafalgar, Austerlitz und Jena die Beziehungen Englands zu Frankreich und Rußland wesentlich veränderten. Daniels läßt Pitt als Kriegsfanatiker und Machtpolitiker auch Rußland gegenüber jede dauernde Verständigung vermeiden; „Revanche für 1783", blutige Auseinandersetzung mit Frankreich, die Pitt gleich nach dem Frieden von Versailles auf den verschiedensten und gewundensten Wegen gesucht hatte, machten die Erhaltung des Weltfriedens immer wieder illusorisch. Dabei war Pitt „ein viel zu großer Staatsmann, um seine Politik ausschlaggebend durch ökonomische Beweggründe bestimmen zu lassen". Obwohl jetzt Pitt als ein ebenso unentwegter Störenfried gilt wie Napoleon Bonaparte, „lebt der jüngere Pitt in der Tradition als ein friedfertiger Staatsmann". Wie erklärt sich dieser Widerspruch? Nach Daniels aus den Friedensschalmeien, die Pitt in den Zwischenpausen seiner diplomatischen Aktionen, wie z. B. Anfang 1792 im Parlament erschallen ließ, obwohl er „wußte, daß er nicht die Wahrheit sprach". Daniels urteilt: „da Frankreich genügend geschwächt zu sein schien, war er für den Augenblick ehrlicher Pazifist". Ist das eine richtige Anwendung des vielgebrauchten Schlagworts? Daß die britische Regierung bei der russischen Palastrevolution vom

Digitized by Google

23. März 1801 die Hand im Spiel gehabt habe, ist zwar behauptet, aber niemals bewiesen worden. Daniels knüpft daran die Bemerkung: „Die Beseitigung Pauls wäre das Pendant zur Entfernung des Kaisers Nikolaus II. unter Beihilfe des Botschafters Buchanan gewesen". Dennoch mußte „das diplomatisch isolierte England" „den französischen Diktierfrieden von Amiens (März 1802)" annehmen. Den schnell erfolgenden Friedensbruch der englischen Regierung, die „den sofortigen Krieg um des Krieges willen" wollte, motiviert Daniels mit den Vorbereitungen des Kaisers Napoleon zu einer Landung in England; allerdings nehmen die englischen Historiker diesen Plan noch immer nicht so ernst wie die neueren deutschen Forscher. Die Schlacht bei Trafalgar beseitigte diese Möglichkeit.

George Canning, auf den während des Krieges, den Napoleon 1806—07 gegen Preußen und Rußland führte, der Mantel Pitts gefallen war, trug kein Bedenken, die Pirates' Expedition gegen Kopenhagen durchzuführen, der Daniels „alles Lob" spendet. Nun konnten die Engländer alle Kolonien der Holländer, Franzosen und Spanier fast ohne Kampf räubern. Die englischen Gewalttaten zur See führten aber bald auch den Krieg mit den Vereinigten Staaten herbei. Seinen neuen Aufschwung verdankte England den Kriegen auf dem europäischen Kontinent, an denen es energisch teilnahm. Auf diese Periode geht Daniels nicht näher ein, sondern beleuchtet sofort die erfolgreiche Politik Castlereaghs, „dessen staatsmännische Bedeutung durch den Parteihaß stark verdunkelt worden ist". Daniels sieht in Castlereagh den Antagonisten zu Alexander I. von Rußland; beide „verkörperten reizvoll die Macht der Ideen". Bald „vertauschten sie die Rapiere". Durch solche Aperçus bringt es Daniels fertig, über die Zeit vom Tode Pitts bis zu dem Cannings auf wenigen Seiten hinwegzukommen. Die schon etwas älteren Publikationen des amtlichen Nachlasses der beiden Staatsmänner aus der Periode des Wiener Kongresses und des Philhellenismus sind nicht benutzt. Die nachhaltige Bedeutung, die Canning für die Methoden der englischen Machtpolitik im demokratischen 19. Jahrhundert gewonnen hat, wird kaum berührt.

In den weiteren Essays kann Daniels, da er stets nur einzelne Episoden behandelt, sehr viel ausführlicher sein. Besonders gilt dies von der Darstellung des Gegensatzes zwischen Lord Palmerston und der Königin Victoria in der Zeit von 1848 bis 1865. Daniels stellt sich dabei ganz auf den Standpunkt des Lords „Feuerbrand", dessen „Persönlichkeit noch immer die politischen Leidenschaften des Forschers reizt". Die auf Cannings Spuren wandelnde Tendenzpolitik Palmerstons wurde von der Anglomanie der Völker des Kontinents und dem John Bullism der Engländer getragen, den der irische Peer durch seine civis Romanus-Rede entflammte. Daniels erblickt darin „einen ideengeschichtlichen Gehalt", der den Instinkten der englischen Nation entsprach und dem vornehmen Fühlen der Königin und des Prinzgemahls überlegen war. Die Rivalität wird in oft anekdotenhaften Einzelheiten herausgearbeitet. Der Sieg des Staatsmanns offenbarte sich in der Annäherung an Louis Napoleon

Digitized by Google

und in der Unterstützung, die England dem werdenden italienischen Einheitsstaat leistete; durch den Krimkrieg wurde die reaktionäre Tendenzpolitik des Zaren Nikolaus I. ausgeschaltet; in der Schleswig-Holsteinischen Verwicklung hat Palmerston schließlich keine Lorbeeren geerntet. Daniels vindiziert ihm das Verdienst, „der fortschrittlichen Bewegung auf dem Kontinent durch die wirksamsten Sprengmittel das Gelände geebnet zu haben, wie neben ihm nur noch die beiden Napoleons". Daniels spricht von dem „Gottesgeschenk der Persönlichkeit Palmerstons".

Da die Entscheidung für das Uebergewicht des Liberalismus durch den Krieg der Westmächte gegen Nikolaus I. von Rußland herbeigeführt wurde, behandelt Daniels in einem besonderen Essay die Spezialfrage: „Wer war der Urheber des Krimkrieges?" Man würde darin die oft ventilierte Streitfrage behandelt erwarten, ob Napoleon III. die englische Orientpolitik hinter sich hergezogen habe, oder ob die französischen Kriegsleistungen einem englischen Interesse zu dienen hatten. Daniels hält sich aber nur an die Veranlassung zum türkisch-russischen Kriege, die er in dem Niederschießen des türkischen Geschwaders im Hafen von Sinope am 30. November 1853 erblickt. Die Schuld daran soll die Provokation gehabt haben, die das Erscheinen türkischer Kriegsschiffe im Schwarzen Meere für Rußland bedeuten mußte. Wer hatte aber die Ausfahrt veranlaßt? Nach Daniels war es eine Intrige, die der englische Gesandte in Konstantinopel, Stratford-Canning, ein Sohn des berühmten Staatsmanns, und der Großvezier Reschid auf eigene Faust unternommen hatten. Weil die russische Flotte unter Nachimow die sieben im Hafen von Sinope angetroffenen türkischen Fregatten sämtlich versenkte, soll es nach Daniels ein „Erfolg" gewesen sein, der „die höchstgespannten Hoffnungen der kühnen und feinen Spieler übertroffen haben dürfte" (!). Denn die Entrüstung Europas über diese Schlächterei richtete sich nicht gegen die wahren Urheber, Stratford-Canning und Reschid, sondern gegen Rußland. Die Entdeckung der „bis zum heutigen Tage unbekannt gebliebenen Urheber" beruht auf der Interpretation einer Stelle in einem Briefe, den der Botschaftssekretär Alison an Lady Stratford in London schrieb: „that sad accident which the Turks must have foreseen". Ist aber damit die Intrige erwiesen? An anderen Stellen hält sich Daniels doch noch an die alte Auffassung, daß „Palmerston den Krimkrieg provoziert hat". Wie sich die „Stratford-Reschidsche Intrige" und die Provokation durch Palmerston zueinander verhalten, wäre ein erwägenswertes Problem gewesen. Der meiner Meinung nach gelungenste Essay ist der vierte mit der kurzen Ueberschrift „Cobden", eine biographische Skizze, die über das 1874 in dritter Auflage erschienene Büchlein von F. v. Holtzendorf auf Grund der neueren englischen Publikationen über Cobden weit hinausgreifen kann. Die Gegner des „Cobdenismus" in England und der „Manchester-Schule" in Deutschland haben aus den politischen Anschauungen des Freihandelsapostels ein Zerrbild gemacht, das noch immer in den Köpfen national eingestellter Historiker und National-

Digitized by Google

ökonomen spukt. Daniels zeigt, daß Cobden weder ein gewissenloser, erbitterter Agitator, noch ein weltfremder Doktrinär, noch ein seichter Autodidakt war. Er war weder ein unpraktischer Pazifist noch ein unbedingter Vorkämpfer der Profitgier; seine Ideale waren kosmopolitisch und antimilitaristisch, weil er das Selbstbestimmungsrecht aller Nationen achtete und in der emporkommenden imperialistischen Tendenz des englischen Nationalgefühls unter Palmerstons Führung eine Gefahr für die Fortentwicklung der allgemeinen Wohlfahrt erkannte. Er mußte sich schließlich überzeugen, daß die herkömmliche Kolonial- und Machtpolitik zwar gehemmt, aber nicht überwunden werden könnte. Darin liegt die Tragik seines Lebensendes. Daniels hebt mit Recht hervor, daß Cobden nicht in den politischen Bestrebungen Napoleons III. oder in der Orientpolitik des Zarismus, sondern in dem riesigen Wachstum der wirtschaftlichen Macht der Vereinigten Staaten von Amerika die größte Gefahr für die Vormachtsstellung des englischen Handels und der englischen Industrie erblickte. Heute empfinden wir es alle, daß er darin Recht hatte. So mündet auch diese Würdigung des 1865 gestorbenen Vorkämpfers der englischen Demokratie in unsere Gegenwart aus.

Der fünfte Essay führt die Ueberschrift: „Palmerston, Cobden und die Gefahr der französischen Landung". Er behandelt die Panik, die das englische Volk ergriff, als wegen der Ablehnung der nach dem Attentat des Grafen Orsini von Napoleon III. erbetenen und von Palmerston beantragten Modifikation des Asylrechts für politische Verbrecher durch das englische Parlament eine Trübung in den Beziehungen zwischen England und Frankreich eintrat, die nach gemeinsamer Beendigung des Krimkrieges noch in China als Verbündete kämpften. Die Feier der Vollendung des Hafens von Cherbourg, zu der die englische Königin und ihr Gemahl als Gäste des französischen Kaiserpaares herüber gekommen waren, konnte über die Feindseligkeit der englischen Volksstimmung nicht hinwegtäuschen, die in der Schaffung des Volunteers-Corps einen Schutz gegen die gefürchtete französische Landung bereitstellte. Es ist kein Zweifel, daß Napoleon III. an ein solches Abenteuer nicht dachte; man könnte die damalige Krisis als eine Opéra bouffe darstellen, die in der englischen Spionitis von 1911 bis 1913 ihre Analogie hätte. Die englische Regierung benutzte sie aber, um eine große Flottenvermehrung durchzusetzen. Napoleon bewies seine Friedensliebe durch die Vorbereitungen zu einem Handelsvertrag, zu dessen Beratung er Cobden einlud, der 1859 und 1860 in Frankreich weilte. Daniels billigt die bescheidene Auffassung Cobdens, „nur die Furcht vor dem sonst unvermeidlichen Kriege mit England habe Napoleon zu dem Handelsvertrage bewogen". Trotzdem wurde das Verhältnis zur englischen Politik wieder gespannt, als sich im englischen Parlament und in der englischen Presse ein gewaltiger Unwille über die Annexion Savoyens durch Napoleon bemerkbar machte. Daß es darüber nicht zum Kriege kam, führt Daniels auf „das Gottesgeschenk der Persönlichkeit Palmerstons" zurück, dem der Kaiser der Franzosen die Bildung des Einheitsstaats Italien zugestand. Man

Digitized by Google

kann aber zweifeln, ob diese Konstruktion richtig ist. Die Schlacht bei Mentana (3. November 1867) und Rouhers Erklärung in der Kammer (5. Dezember 1867) bewiesen doch, daß bei Palmerstons Lebzeiten die englische Auffassung in Paris noch nicht durchgedrungen war. Ebensowenig war der Cobdenismus nach dem Freihandelsvertrage mit Frankreich kaltgestellt.

Einen großen und vielbehandelten Gegenstand berührt Daniels in dem längsten der gesammelten Essays: „Gladstone und Disraeli". Das Ringen dieser beiden cäsarischen Naturen vollzog sich von 1868 bis 1880 ebensosehr in der inneren wie in der auswärtigen Politik Englands, wobei Disraeli die imperialistisch eingestellte Königin, Gladstone aber die Friedensstimmung der öffentlichen Meinung für sich hatte. Mißtrauen gegen Bismarcks Politik, durch die machtpolitischen Spannungen zwischen Rußland, Frankreich und England Gefahren für den deutschen Besitz Elsaß-Lothringens fernzuhalten, war beiden machtpolitischen Parteien in England gemeinsam; seine Vorschläge, die Türkei ohne Krieg aufzuteilen, fanden deshalb keine Beachtung. Zu einer offenkundigen Annäherung Englands an das Deutsche Kaiserreich mittels des Angebots Helgolands war Disraeli nicht zu bewegen. Der Zwiespalt innerhalb seines Kabinetts verhinderte den englischen Staatsmann an aktiven Bedrohungen Rußlands und an einem Abrücken von Frankreich. Die hohe Politik drehte sich um Intrigen in Konstantinopel und um die Aufhetzung der christlichen Balkanvölker gegen den Sultan. Eine endlose Reihe diplomatischer Verhandlungen, die zu nichts führten, als zur Hinausschiebung des Konfliktes bis zum Jahre 1877. Daniels verfolgt sie unter dem Gesichtspunkte, „die geheimen Regungen von Beaconsfields Seele nachzuempfinden", übergeht aber dabei seinen Meisterstreich, die im Besitz des Khedive befindlichen Aktien des Suez-Kanals 1875 für den englischen Staat ankaufen zu lassen. Für den phantasiereichen englischen Staatsmann stellte sich allmählich die Politik darauf ein, daß Großbritannien „eine asiatische Macht" sei. Ihm kam infolge der russischen Siege über die Türkei der Durchbruch des Jingoismus in der öffentlichen Meinung Englands zu Hilfe. Es wurde wieder wie zur Zeit Palmerstons die allgemeine Ueberzeugung, daß die Erhaltung der Türkei ein vitales Interesse des Inselreiches sei. Da unter Kaiser Wilhelm I. Deutschland für irgendwelche Teilnahme an einem Kriege gegen Rußland im englischen Interesse nicht zu haben war, verschwand jede Aussicht auf ein deutsch-englisches Bündnis aus den Berechnungen der hohen Politik. Da England auf dem Berliner Kongreß in Frankreich und Oesterreich Mitwirker zur Aufhebung des Vertrages von St. Stephano fand, erwies sich nach Daniels Beaconsfield „wirklich als Sieger über den deutschen Reichskanzler". Bismarck erkannte das in dem Diktum an: „Der alte Jude, das ist der Mann". Nach seinem diplomatischen Erfolge in Berlin „flogen die Sympathien aller derer auf dem weiten Erdball, die die russische Autokratie haßten, England zu". Selbst Bismarck fand es notwendig, „die Beziehungen zu England noch mehr als vorher zu pflegen". Das konnte aber unter Gladstones Herrschaft

Digitized by Google

(1880—1894) um so weniger gelingen, als der englische Liberalismus die mit Schutzzöllen und sozialer Fürsorge vorangehende Regierungsweise in Deutschland perhorreszierte. Daniels hält sich von einer Erörterung der ideenpolitischen Entwicklung in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts fern und behandelt nur Gladstones politische Neigungen, ohne aber auf die irische Frage einzugehen. Um so sorgfältiger geht er auf die religiösen Ueberzeugungen dieses Staatsmannes ein, den er als „den größten Repräsentanten" der mit puritanischen Impulsen verbundenen, auf Weltherrschaft abzielenden englischen Demokratie bezeichnet. Daniels stützt sich auf die sehr eingehenden neuesten englischen Biographien der beiden englischen Staatsmänner, arbeitet aber die neuen Informationen, die sich aus den Bänden der „Großen Politik" der europäischen Kabinette gewinnen lassen, mit einer dem englischen Standpunkt weit entgegenkommenden Unparteilichkeit mit hinein. Das ist für den „Zauberer" und diplomatischen Virtuosen Bismarck sehr ungünstig. Auch Gladstone und Disraeli sind nach Daniels „nicht so markige Gestalten wie Pitt und Fox; nach zwei Reformbills war dafür kein Platz mehr in dem verflachten Staate". „Die Schwäche der Wehrverfassung bewirkt ein tiefes Sinken des englischen Prestige und hiervon die Folge ist der Weltkrieg, der ohne Englands Antimilitarismus schwerlich gekommen wäre". Diese Auffassung ist natürlich nicht durch diplomatische Beweisstücke zu belegen. Aber hat nicht England auf die Besitzergreifung der Oase Merw durch die Russen mit Schiffsbauten für 11 Millionen Pfund geantwortet und dadurch seiner Flotte das seither aufrecht erhaltene Uebergewicht verschafft? Die Naval Defence Act von 1889 machte für die Seekriegsstärke Englands Epoche. Auch das Landheer wurde schon unter dem ersten Ministerium Gladstone (1868—1874) vom Kriegssekretär Cardwell reorganisiert und vermehrt. Beaconsfield verdankte seine machtpolitischen Erfolge den Anfangssiegen der Türken über die Russen und dem Umstande, daß England bei jedem europäischen Konflikt am längeren Arm des Hebels stand, wie Bismarcks sich ausdrückte.

Als letzter und kürzester Beitrag (nur 19 S.) folgt: „Asquith, Grey und der Ursprung des Weltkrieges". Er kommt zu einem sehr geringschätzigen Urteil über die staatsmännischen Fähigkeiten von Asquith und Grey, die „zugestandenermaßen für ein spezifisch russisches Interesse in den Krieg gegangen sind", weil sie die Tripelentente nicht aufgeben wollten und bei dem Zusammentreffen der russischen Abfallsdrohungen mit der Gefahr eines Bürgerkrieges in Irland die Nerven verloren. Nur eine auf ihre eigene Kraft und Geschicklichkeit bauende englische Regierung hätte den Weltkrieg verhindern können. Asquith und Grey tragen einen großen Teil an der Schuld, daß das nicht versucht wurde. Auf die öffentliche Meinung Englands fällt nach Daniels keine Verantwortlichkeit. Ebenso sieht er in dem Mord von Serajewo nicht den Auftakt einer Erhebung Serbiens gegen Oesterreich, sondern die Nachwirkung der Balkankriege auf die serbische Volksseele. Die definitive Formulierung des historischen Urteils mußte Daniels

Digitized by Google

noch der Zukunft anheimstellen, weil die amtliche Publikation der englischen Aktenstücke noch nicht begonnen hatte. Ludwig Rieß.

Dubnow, Simon: Weltgeschichte des jüdischen Volkes. Von seinen Uranfängen bis zur Gegenwart in zehn Bänden. Autorisierte Uebersetzung aus dem russischen Manuskript von Dr. A. Steinberg. Orientalische Periode: Band I: Aelteste Geschichte. 8°. XXXI u. 486 S. Band II: Alte Geschichte. 604 S. Band III: Vom Untergang Judaeas bis zum Verfall der autonomen Zentren im Morgenlande. 595 S. Europäische Periode: Band IV: Das frühere Mittelalter. 504 S. Berlin, Jüdischer Verlag, 1925—26.

Das gesamte Gebiet der jüdischen Geschichte ist bisher nur von Hirsch Grätz erschöpfend wissenschaftlich bearbeitet worden, wenn wir von kleinen Vorläufern, wie Basnage und Jost, absehen. Seit Grätz seine Arbeit vollendet hat, ist mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen. Mehrmals wiederholte Versuche, in neueren Auflagen des Grätzschen Geschichtswerkes den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung gerecht zu werden, haben sich allmählich als nicht mehr zeitgemäß erwiesen. Dem russischen Juden Simon Dubnow blieb es vorbehalten, eine neue jüdische Geschichte zu schreiben, die das ungeheure, über so viele Zeiten und Länder sich erstreckende Gebiet in souveräner Beherrschung des Stoffes meistert. Wie kaum ein anderer ist Dubnow mit den Ergebnissen der neuesten Forschung vertraut und mit dem Rüstzeug der modernen Wissenschaft ausgerüstet, als Polyglott ist er in der Lage, Quellen der verschiedensten Sprachen nachzuprüfen, er ist vertraut mit den verschiedenartigsten Problemen, die dem jüdischen Volke auf seinem weiten Wege begegnen, und er kennt vor allem die Kunst der Synthese. So ist er besonders berufen zu seinem Werke, und die moderne Forschung muß ihm Dank wissen, daß er es unternommen hat, einen Riesenbau allein aufzurichten, wie er heute allgemein nur durch vereintes Wirken von Fachmännern entstehen kann.

Gegen die Bezeichnung „Weltgeschichte des jüdischen Volkes" bestehen freilich trotz der in der Einleitung gegebenen Begründung Bedenken. Gewiß ist das jüdische Volk ein eigenartiges Gebilde; denn jedes andere Volk ist mit seinem Leben und Sterben, mit allen Aeußerungen seiner Kultur im ganzen Verlauf seines Daseins an einen bestimmten Boden fest geknüpft, während die Juden über die ganze Kulturwelt zerstreut sind und trotz eines fortwährenden, aufreibenden Kampfes inmitten einer zahlenmäßig überlegenen Umwelt immer ihre Eigenart erhalten haben. Darum kann und soll seine Geschichte im Rahmen der Umwelt, im Rahmen der allgemeinen Weltgeschichte verstanden werden, ohne doch selber Weltgeschichte zu sein. Auch Dubnow sucht die Geschichte des jüdischen Volkes aus den vielen Komponenten, welche die Umwelt bildet, zu verstehen; aber seine eigene Einstellung bringt doch eine neue Note in die Darstellung. Dubnow ist Nationaljude und betrachtet von nationaler Warte aus die jüdische Geschichte. Er sieht in ihr nicht, wie Grätz und frühere es getan, Leidensgeschichte

Digitized by Google

auf der einen, Gelehrtengeschichte auf der andern Seite, ihm erscheint das jüdische Volk nicht als Objekt, das durch alle Länder getrieben und verfolgt wird, sondern als Subjekt mit eigenen schöpferischen Ideen, als Schöpfer seiner Geschichte, auch auf dem Gebiete des sozialen Lebens. „Sowohl in der staatlichen als auch in der staatlosen Periode seiner Geschichte tritt das Judentum mit dem stark ausgeprägten Charakter einer Nation, nicht nur als eine religiöse Gemeinschaft unter andern Nationen auf!" (Bd. I S. XV.) Diese Anschauung durchdringt die ganze Geschichtsdarstellung und muß daher zu einseitiger Beurteilung führen. Die besondere Eigenart des jüdischen Volkes, die religiöse Idee, ist nicht genügend herausgearbeitet. Und doch liegt hierin gerade das Einzigartige, Unterscheidende des jüdischen Volkes, das seine Verbreitung über die ganze Kulturwelt ermöglichte, und das allein Dubnow auf den Gedanken bringen konnte, von einer „Weltgeschichte" des jüdischen Volkes zu sprechen.

Weil ihm die jüdische Geschichte weder Leidens- noch Gelehrtengeschichte ist, darum wählt er auch eine andere Einteilung als die bisher übliche. Ausführliche Begründung gibt er hierfür nicht nur in der Einleitung, sondern schon in seiner Broschüre: „Die jüdische Geschichte. Ein geschichtsphilosophischer Versuch." (Frankfurt a. M., J. Kauffmann, 1921.) Man kann jedoch nicht behaupten, daß der von ihm gewählte Ausdruck: „Hegemonie" und die daraufhin erfolgte Einteilung in die Hegemonie der morgenländischen, der spanischen und schließlich der deutsch-polnischen Juden mehr Klarheit und Uebersicht gewähren als die bisher übliche Einteilung der nachbiblischen Geschichte in talmudische, gaonäische, rabbinische und Aufklärungsepoche.

Der erste Band handelt von der Entstehung des Volkes Israel bis zum Ende der persischen Herrschaft in Judaea, er beschäftigt sich also mit dem umstrittensten Teil der jüdischen Geschichte. Immer herrschte am Anfang Dunkelheit, bis dann das Schöpferwort: „Es werde Licht!" ertönte und einige Strahlen das Dunkel erhellten. Heute wissen wir aus dieser dunklen Vorzeit weit mehr als noch vor zwanzig und dreißig Jahren, und darum bedeutet gerade dieser erste Band einen wesentlichen Fortschritt gegenüber Grätz. Dubnow kennt all' die neuen Hypothesen, die durch immer neue Ausgrabungen und Entdeckungen veranlaßt werden, und setzt sich mit ihnen auseinander. Obwohl selbst auf bibelkritischem Boden stehend, lehnt er die einseitige Quellenkritik der modernen Bibelwissenschaft ab. Im zweiten Band führt er die Geschichte bis zum Untergang der staatlichen Selbständigkeit fort. Hier lockt besonders die Schilderung der Entstehung des Christentums (§§ 98—104 und Note 5). Die Schwierigkeiten der Einteilung machen sich erst vom dritten Bande an, der die Geschichte im Orient bis etwa 1100 n. Chr. behandelt, bemerkbar. Auch nach dem alten Schema pflegte man zunächst die Zeit der Mischnah und des Talmud zu behandeln; gegen die anschließende Behandlung der saboräischen und gaonäischen Periode bestehen ebenfalls keine Bedenken, nur versteht man nicht die etwas willkürliche Einteilung in: Palästinensische Hegemonie unter der Herrschaft des heidnischen Rom, paläsi-

Digitized by Google

nensisch-babylonische Hegemonie unter der Herrschaft des christlichen Rom, Byzanz' und Persiens, babylonische Hegemonie zur Zeit des arabischen Kalifats. Hier soll wohl bewußt eine Trennung zwischen morgenländischer und abendländischer Kultur vorgenommen werden, und deswegen bleibt die Geschichte der Juden in Spanien und dem übrigen Abendland in der gleichen Zeit dem nächsten Band vorbehalten, obwohl hier die gleichen Kräfte wirken wie im christlichen und mohamedanischen Morgenlande. Die Verbindung des christlichen Rom mit Persien kann nicht verstanden werden, ebenso hätten manche Kapitel, die durchaus dem Occident angehören (§§ 14, 15, 25—29), in diesem Bande fortbleiben müssen. Der vierte Band behandelt das Abendland in demselben Zeitraum und führt die Geschichte bis gegen Ende der Kreuzzüge fort, kann aber nicht umhin, auch hier die orientalische Geschichte des 12. und 13. Jahrhunderts zu behandeln. Für uns ist die sehr fließend geschriebene Darstellung der deutschen Geschichte, die erste Judensiedlung (§ 5), die Zeit Karls des Großen und der Karolinger (§§ 12—17) und die blutgetränkte Geschichte der Kreuzzüge (§§ 33, 34, 37) von besonderem Interesse.

Ohne die in der einseitigen Auffassung liegenden Mängel des Werkes zu verschweigen, erkennen wir dankbar das ungeheure, erfolgreich durchgeführte Unternehmen an, das fast die Kräfte eines einzigen Menschen zu übersteigen scheint, und sehen mit lebhaftem Interesse dem Erscheinen der bereits fertiggestellten Bände V—VII entgegen. Die Bände VIII—X werden nur eine Neuauflage der früher erschienenen neuesten Geschichte des jüdischen Volkes sein, deren dritter und letzter Band bereits in diesen Blättern („Mitteilungen" Bd. 53, S. 84) besprochen wurde. Siegbert Neufeld.

Kurze Anzeigen.

Baumgärtel, Erna: Dolmen und Mastaba. (Beihefte zum alten Orient, Heft VI.) Mit 51 Abbildungen, davon 24 auf Tafeln. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1926.

Der wesentliche Inhalt der Arbeit ist der Nachweis, daß sich die ägyptische Mastabagrabform aus den Dolmen entwickelt hat. Das Menesgrab bei Negâde ist das älteste Vorkommen der Mastabaform. Die Mastaba unterscheidet sich von der älteren Form des ägyptischen Sandgrabes: aus dem Sandgrab entwickelt sich das Grab mit Einsteigeschacht und Treppe, während die Mastaba, die also in mittel- oder wohl erst in spätvorhistorischer Zeit auftritt, und zwar zuerst in Oberägypten, den Steinhügel aufweist. Wenn man bedenkt, daß von Spanien aus infolge seines Zinn- und Kupferreichtums wohl die Bronzezeit ihren Anfang nahm, wie ich demnächst zeigen werde, so hat die Ansicht viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß auch die Dolmen am Rande des Mittelmeeres, an der afrikanischen Küste entlang, wo sie sich bis Syrien hin lückenlos nachweisen lassen,

Digitized by Google

zumal wenn man eben die Mastaben, insbesondere in ihrem Bassinatyp, zu den Dolmen oder unter dem Einfluß der Dolmen stehend hinzurechnet, von West nach Ost gewandert sind. Hans Philipp.

Boll, Franz: Sternglaube und Sterndeutung. Die Geschichte und das Wesen der Astrologie. Unter Mitwirkung von Karl Bezold dargestellt. Dritte Auflage nach der Verfasser Tod herausgegeben von W. Gundel. Mit 48 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln sowie einer Sternkarte. 8°. XII und 211 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1926. Geh. Mk. 11.—.

Bezold schildert die Astrologie der Babylonier, wobei die Anunaki (wohl mit Anu verbunden und) als Wolkengottheiten erklärt werden; sie würden den westsemitischen Seraphim und Cherubim (s. des Referenten „Kulturen und Religionen" S. 35), den germanischen bösen Luftgeistern der wilden Jagd entsprechen und so als furchtbare Himmelsdämonen, als Geister der Gewitterwolken, bei der Schilderung der Sintflut im Gilgamesch-Epos erklärlich sein. „Die Anunaki erheben ihre Fackeln. Eilends braust der Südsturm heran und peitscht das Wasser vor sich her." (s. auch „Kulturen und Religionen" S. 44.) Referent hat daher auch bereits die bisher als Erdgötter gedeuteten Anunaki („Kulturen und Religionen" S. 89) als Anus Gefolge oder Himmelsgeister erklärt (S. 40).

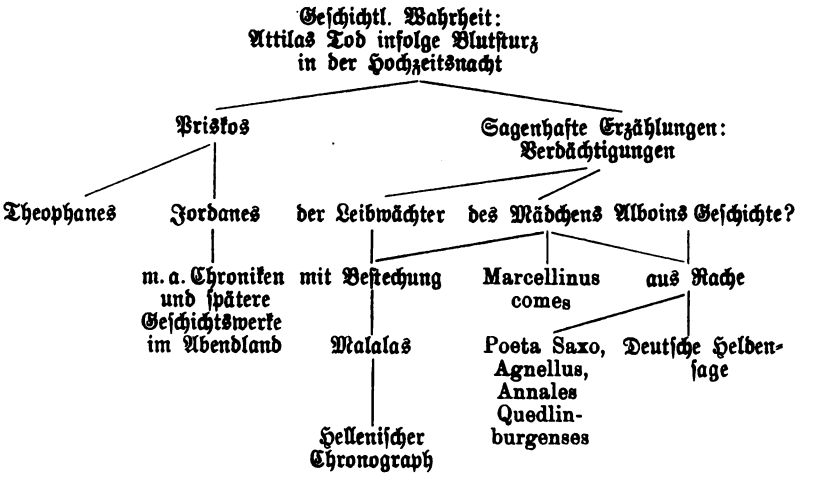
Boll behandelt die Entwicklung der Astrologie auf klassischem Boden, die Astrologie in Ost und West von der Entstehung des Christentums bis zur Gegenwart, die Elemente des Himmelsbildes, die Methode der Sterndeutung und den Sinn der Astrologie. „Die Ausstrahlung der astrologischen Lehre und Praxis über ganz Asien bis nach China und Japan und bis in den afrikanischen Aberglauben zu verfolgen, muß hier verzichtet werden" (S. 41), obwohl gerade das chinesische Tao das Gegenbild zum stoischen Pantheismus, der Grundlage der Sterndeutung, darstellt und selbst Zusammenhänge der babylonischen und chinesischen Astrologie nachgewiesen sind.

Philipp Versu.

Moravcsik, Julius: Attilas Tod in Geschichte und Sage (Sonderdruck aus dem Kőrösi Csoma Archivum [Budapest, Kiraly Magyar Egyetemi Nyomda, 1926]).

Als wesentlichste Quelle hebt Moravcsik den Bericht des Priscos Rhetor hervor, der Attilas Zeitgenosse gewesen ist. Nach ihm ergibt sich als historisch, daß Attila an einem Blutsturze im Jahre 453 gestorben ist, der ihn in der Hochzeitsnacht mit Hildico überfiel. Nicht Unmäßigkeit ist an seinem Tode schuld gewesen, sondern diese Blutungen waren offenbar ein konstitutiver Fehler des Königs. Die germanische Ueberlieferung, die dem König natürlich nicht hold war, hat dann seine „abscheuliche Unmäßigkeit" als neues Moment hineingebracht. Als wichtigstes Resultat der Arbeit möchten wir den Stammbaum bezeichnen, den der Verfasser zur Verdeutlichung der Abfolge geschichtlicher und sagenhafter Ueberlieferung aufstellt.

Digitized by Google



Die Volksphantasie hat in langer Weiterbildung die Attila-überlieferung mit der mythischen Nibelungensage verknüpft, und so wurde schließlich das Bild daraus, das wir im letzten Teile des Nibelungenepos gewohnt sind.

Wenck, Karl: Die römischen Päpste zwischen Alexander III. und Innocenz III. und der Designationsversuch Weihnachten 1197. (= Papsttum und Kaisertum, Forschungen zur politischen Geschichte und Geisteskultur des Mittelalters. S. 415—474.)

Derselbe, Das erste Konklave der Papstgeschichte (Rom, August bis Oktober 1241). (= Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, herausgegeben vom Preußischen Historischen Institut in Rom, XVIII, Heft 1, S. 101—170.)

Der Marburger Altmeister strengwissenschaftlicher Spezialforschung hat das achte Jahrzehnt seines Lebens begonnen mit der Veröffentlichung zweier Kabinettstückchen geschichtlicher Einzeluntersuchung, deren Ergebnisse in den Fluß des großen historischen Geschehens einmünden und ihm neue Lichter aufsetzen. Die erste der beiden Arbeiten beschäftigt sich mit den „kleinen" Päpsten, die zwischen den beiden großen Gestalten auf dem Stuhl Petri, Alexander III. und Innocenz III., den Uebergang bilden. Hervorzuheben ist die (gegen Hallers Auffassung gerichtete) Beurteilung Lucius III. als eines Mannes, der von den Strömungen in seiner nächsten Umgebung sich leicht beeinflussen ließ. Clemens III., eine ähnliche Natur, läßt sich wesentlich von finanziellen Gesichtspunkten leiten und ist ein Mann nach dem Herzen der Römer, für deren ewige Geldnöte er das nötige Verständnis besitzt. Erst recht wird Coelestin III., wiederum gegen Haller, als weicher Vertreter der mittleren Linie gekennzeichnet. Die Aenderung der päpstlichen Politik in seiner allerletzten Zeit wird in seiner Beweisführung dem Kardinal Johann von St. Paul zugeschrieben. Quellenmäßig unterbaut ist die Untersuchung durch die Verwertung einer Briefsammlung in einem

Digitized by Google

Codex der bischöflichen Bibliothek von Canterbury, herausgegeben von Stubbs (London 1865).

Zeitlich beschränkter, aber inhaltlich reizvoller ist die zweite Untersuchung über das erste Konklave. Die brutale Selbstsucht der Römer ist es gewesen, die durch die gewaltsame Anwendung dieses Mittels einen Mann ihres Willens auf dem päpstlichen Stuhl erzwingen wollte. Die Vorbilder dieses Vorgangs und die Rolle der römischen Familien finden eingehende Erörterung.

Einen Zweifel möchte ich nur nach der Richtung äußern, ob es zulässig ist, Bezeichnungen wie „liebster Freund" und dergleichen immer ernst zu nehmen. Ueberlieferte Phraseologie kann hier ebensogut vorliegen. Bonwetsch.

Die Chroniken der schwäbischen Städte. Augsburg. Band 7. (= Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis 16. Jahrhundert, herausgegeben durch die Historische Kommission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften, Band 32.) Gr. 8°. CXLIV und 590 S. Leipzig, S. Hirzel, 1917.

Dieser 1917 erschienene Band der Augsburger Chroniken bringt wichtige Mitteilungen für die politische Geschichte der erwähnten Stadt und des Reiches in den Jahren 1547—1565 sowie für die Kirchen-, Rechts-, Wirtschafts- und Sittengeschichte. Eigenartig auch die Schicksale des Chronisten, Paul Hektor Mair; er endete am Galgen. Denn Mair, der seine hervorragende Beamtenstellung, außerordentliche Begabung und großen Fleiß auf die Sammlung und Aufzeichnung zahlreicher Nachrichten über ihm bekannt werdende Vorgänge der Tagesgeschichte verwendete, ließ sich durch Prunksucht, Vorliebe für Wohlleben und die Leidenschaft, es den reichsten Kaufleuten seiner Vaterstadt in Kleidung, Wohnungsausstattung und kostspieligen Liebhabereien, aber auch als Mäcen von Künstlern und Gelehrten gleichzutun, zunächst zu unüberlegten Spekulationen und dann zu Unterschlagungen und zur Ausstellung falscher Rechnungen als städtischer Finanzbeamter verleiten. Erst nachdem er sich 33 Jahre lang auf diese Weise zum Schaden der Stadt bereichert hatte, ereilte ihn infolge der Anzeige einiger Subalternbeamten sein Geschick.

Der als Herausgeber früherer Bände der Augsburger Chronik bewährte Verfasser der vortrefflichen „Reformationsgeschichte der Stadt Augsburg" (vgl. „Mitteilungen" 41, S. 142—144), Friedrich Roth, hat die erwähnte Chronik, von der zahlreiche, unter sich stark abweichende Handschriften existieren, in einer Weise ediert, welche allen Anforderungen der modernen Wissenschaft entspricht. (Vgl. die Rezensionen gerade auf diesem Gebiet hervorragender Sachverständiger, Frensdorffs in Gött. Gel. Anz. 181 [1919] S. 189—206, Hasenclevers in Hist. Zschr. 120 [1919] S. 370—372 und Striebers in D. Lit.-Ztg. 40 [1919] S. 203.) Außerdem gibt er in den Noten zahlreiche Erklärungen zu den einzelnen Nachrichten sowie Hinweise auf literarische und archivalische Quellenstellen, denen sich weiteres über die von Mair erwähnten Personen und Angelegenheiten entnehmen läßt. Als höchst dankenswert muß auch die Einleitung bezeichnet

Digitized by Google

werden, welche außer den einzelnen Handschriften der Chronik auch das Leben ihres Verfassers sowie seine Tätigkeit als Handschriftensammler und Autor in recht angenehmer Darstellung behandelt. Endlich hat Roth in diesem Bande auch noch acht „Beilagen" veröffentlicht, die Editionen und Untersuchungen enthalten.

Hier kann speziell nur auf Beilage II hingewiesen werden, welche der Organisation der Augsburger Handwerker gewidmet ist, die der neue Rat 1549 einführte, nachdem Karl V. in der Stadt, die sich ihm im schmalkaldischen Kriege auf Gnade und Ungnade ergeben mußte, die Zunftherrschaft beseitigt und die Zünfte aufgelöst hatte. Sonst seien von Einzelheiten noch die für die Gewerbegeschichte wichtigen Ausführungen der Chronik S. 115—158, ihre statistischen Angaben über Geburten, Eheschließungen und Todesfälle S. 200, 389 und mehrere für die Geschichte des Sports wichtige Mitteilungen Roths (S. XXI, S. XLIII) erwähnt.

Wie bei sämtlichen, von der Historischen Kommission der Münchener Akademie herausgegebenen Städtechroniken wird die Benutzung des Bandes durch ein Glossar sowie ein Orts- und ein Sachregister erleichtert. Carl Koehne.

Neufeld, Siegbert: Jüdische Gelehrte in Sachsen-Thüringen während des Mittelalters. (= Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums. 69. Jg., S. 283—295. 1925.)

Unter Benutzung der Responsen mittelalterlicher Rabbiner verzeichnet Verfasser 80 Namen jüdischer Gelehrter in alphabetischer Reihenfolge. In 202 Anmerkungen bringt er nähere Angaben über die Aufgeführten. Bogumil Meißner.

Kekule von Stradonitz, Stephan: Zwei Degen und ein Schwert Friedrichs des Großen (Zeitschr. für „Hist. Waffen- und Kostümkunde", 1926.)

Der vorliegende Aufsatz beschäftigt sich mit dem Schicksal des von Napoleon im Jahre 1806 aus Potsdam entführten, angeblich 1814 wieder nach Berlin zurückgeschafften und jetzt im Hohenzollern-Museum, nach einer andern Version in der Großen Nationalmutterloge „Zu den drei Weltkugeln" zu Berlin aufbewahrten Degens des Großen Königs.

Die ebenso sorgfältige wie gründliche Untersuchung hellt das Problem restlos auf und stellt fest:

1. Aus Paris ist im Jahre 1814 kein Degen Friedrichs des Großen zurückgebracht worden;
2. der aus dem Potsdamer Stadtschloß von Napoleon entfernte und nach Paris gesandte Degen Friedrichs, ein Geschenk des Zaren Paul von Rußland, ist dort am Vorabend des Einzuges der Verbündeten, also am 30. März 1814, zerbrochen und nebst zahlreichen erbeuteten Fahnen und anderen Siegeszeichen verbrannt worden. Die verbliebenen Metallreste sind in die Seine geworfen worden;

Digitized by Google

3. auf dem Sarge des Königs in der Gruft der Potsdamer Garnisonkirche ist niemals ein Degen vorhanden gewesen;
4. der im Hohenzollern-Museum aufbewahrte Degen ist der historische Degen Friedrichs. Er wurde 1806 nach Königsberg geschafft und 1814 der Kunstkammer in Berlin übergeben, von wo er seinerzeit in das Hohenzollern-Museum gelangte;
5. der in der Großen Nationalmutterloge „Zu den drei Weltkugeln" befindliche, angebliche Degen ist ein Zeremonialschwert aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und hat mit Friedrich dem Großen gar nichts zu tun.

Dem Verfasser gebührt aufrichtiger Dank für seine wertvolle Studie. Georg Schuster.

Vermeil, M. E., professeur à l'université de Strasbourg: L'empire allemand 1871—1900. (Histoire du monde, publiée sous la direction de M. E. Cavaignac, Tome XII.) 8°. XXIII et 262 p. Paris, E. de Boccard (1 rue de Médicis), 1926.

Es bedarf nicht vieler Worte, um diesen Teil der dreizehnbändigen „Weltgeschichte" Eugen Cavaignacs bei uns bekanntzumachen. Trotz sichtlicher Beflissenheit, die Anschauung der von ihm gelesenen deutschen Quellen über den gleichen Zeitraum auch zu Worte kommen zu lassen, ist der Beitrag Vermeils schwerlich berufen, unsre Meinung von den Begriffen „Dreibund", „Zweibund", „Britische Unzuverlässigkeit", „Italienische Seitensprünge" und „Einkreisung" irgendwie zu alterieren oder zu vertiefen. Unbefangenheit kann und wird man eben von einem Franzosen nicht verlangen dürfen; diese Tugend ist bei ihnen allzu dünn gesät. Hans F. Helmolt.

Pehle, Max: Die Kriegsschuldlüge. Aus den Quellen. (Deutsche Schulausgaben. Herausgegeben von Dr. P. Lorentz, Nr. 130.) 127 S. Dresden, L. Ehlermann [1926].

Es fehlt keineswegs an Schriften über die Kriegsschuldfrage. Trotzdem ist die Kenntnis der wichtigsten politischen Vorgänge im Juli 1914, also der notwendigsten Voraussetzung zur Widerlegung der Kriegsschuldlüge, überraschend gering. Auch in den Kreisen der Bildung und Intelligenz. Kein Wunder angesichts der Gleichgültigkeit der maßgebenden Instanzen, der erschreckenden politischen Kindlichkeit und des weltfremden Doktrinarismus des deutschen Volkes.

Um so aufrichtiger wird daher dem kundigen Verfasser des vorliegenden Büchleins Dank zu zollen sein. Er wendet sich hier vornehmlich an die Jugend der höheren Lehranstalten und bietet ihr eine knappe und kurze und doch erschöpfende, alle wesentlichen Momente berücksichtigende, fesselnde Darstellung der für das fernere Schicksal Deutschlands ausschlaggebenden Frage.

Die sorgfältige, klare und übersichtliche Arbeit stützt sich auf das über das Thema vorliegende, umfangreiche Material. Namentlich sind die inhaltsreichen Hefte der „Zentralstelle zur Erforschung der Kriegsursachen" vollständig herangezogen und ihr maßgebender Inhalt mit selbständigem Urteil verwertet worden. Infolgedessen stellt sich

Digitized by Google

das Ganze dar als eine Leistung, die volle Anerkennung und aufmerksame Beachtung verdient. Wir begleiten die wertvolle Schrift mit dem herzlichen Wunsche, daß sie in alle Volkskreise dringen und dort den erhofften Segen stiften möge.

Die Einleitung behandelt den berüchtigten Artikel 231 des Versailler Diktats und seine Auswirkungen. Dann folgt die Schilderung der Politik der europäischen Großmächte und Serbiens in den letzten 20 Jahren vor Ausbruch des Krieges, des Attentats von Serajewo und der Haltung der beteiligten Staaten in den kritischen Julitagen. Das Schlußkapitel bringt Gutachten ausländischer Kriegsschuldforscher aus dem früher feindlichen Lager. Georg Schuster.

Friederici, Georg: Hilfswörterbuch für den Amerikanisten. Lehnwörter aus Indianer-Sprachen und Erklärungen altertümlicher Ausdrücke. Deutsch-Spanisch-Englisch. (Studien über Amerika und Spanien. Herausgegeben von Karl Sapper, Arthur Franz, Adalbert Hämel. Extra-Serie Nr. 2. Halle [Saale], Max Niemeyer, 1926.)

Der um die Erforschung der indianischen Kultur verdiente Verfasser stellt hier aus seinen Kollektaneen aus älteren Berichten über die Besitzergreifung der Neuen Welt 750 Wörter zusammen, die „eine gewisse allgemeine Wichtigkeit besitzen". Solche Lehnwörter aus den Indianer-Sprachen werden zwar in den Glossaren der für einzelne Teile Amerikas gesammelten Provinzialismen aufgeführt, aber meist nicht auf ihren Ursprung zurückgeführt. Friederici verfolgt sie auf ihre Quellen. Meist sind die indianischen Vokabeln ins Spanische und Portugiesische, selten ins Englische übergegangen. Im Deutschen haben wir nur einige ursprünglich indianische Worte: Mais, Tabak, Hickory, Kanu, Savane, Skunk, Wigwam, Llama, Kazike, Inka. — Die Anregung zur Veröffentlichung dieser Wörterliste hat der Würzburger Professor der Geographie Karl Sapper gegeben. Ludwig Rieß.

Trautz, Fr.: Ceylon. München, Georg Müller, 1926.

Auf Grund der vorliegenden Literatur und eigener Anschauung, durch gute Bilder unterstützt, schildert der Verfasser die seltsam schöne Insel. Sie bildet ein Ganzes trotz aller Eindringlinge und Eroberer aus den verschiedensten Ländern. Wie die Religionen sich friedlich einlebten, zeigt der allen heilige Berg, der Adamspik. Dort verkündete Buddha unter Donner und Blitz den Dämonen- und Schlangenverehrern seine Lehre, hinterließ den Abdruck seines Fußes, die Muhammedaner sehen in diesem die Fußspur Adams, die Hindus die des Schiva. Alte, den Aufstieg ermöglichende Ketten sollen für Alexander den Großen angebracht worden sein. — Fast interessanter noch als die Einwanderer sind die Ureinwohner, die Wäddas. Auf einige Tausend zusammengeschmolzen, leben sie ohne Kleider, ohne Hütten in den Bergwäldern von der Jagd, bedürfnislos, unabhängig, stolz. Die monogame Ehe wird streng innegehalten; beinahe ohne Strafen erziehen sie ihre Kinder zu verantwortungsvollen Menschen; sie sind scheu,

Digitized by Google

wortkarg, wahrheitsliebend und mutig. Vielleicht der reinste, gewiß der sympathischste Urmenschtyp. — Verhältnismäßig zuverlässige Chroniken berichten die Geschichte der Insel. Ab und zu mächtige und weise Könige; dank ihrer großartigen Bewässerungsanlagen gedieh das Land. Ein Uebermaß des buddhistischen Mönchswesens verbreitete wenigstens eine gewisse Bildung. Dann Verfall der Dynastie, Aufruhr, innerer Zwist.

Eine angenehm lesbare, befriedigende Monographie; es fehlt jedoch der Hinweis auf die Regierungsform dieses britischen Kronlandes und auf ihre Ergebnisse. 1911 und 1913 war übrigens von einer Unzufriedenheit der Eingeborenen nichts zu spüren — regt sich Asien jetzt auch dort? Marie von Bunsen.

Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft.

522. Sitzung. Freitag, den 15. Oktober 1926. Leitung: der frühere Vorsitzende Herr Brackmann. Zuerst widmete Herr Lasson dem verstorbenen Vorstandsmitglied Richard Sternfeld einen warm empfundenen Nachruf.

Sodann sprach Privatdozent Dr. W. Holtzmann über „Die Malaria in der Geschichte Roms und der römischen Campagna". Er berichtete über das kürzlich erschienene Buch von Angelo Celli, Storia della malaria nell'agro Romano (Memorie della R. Accademia nazionale dei Lincei, classe di scienze fisiche, matematiche e naturali, serie VI, vol. I fasc. 3, Città di Castello 1925) und nahm kritisch Stellung zu dessen Thesen, daß die Malaria der primäre, naturgegebene Faktor der historischen Entwicklung Roms und der Campagna sei und daß die Krankheit in mehrhundertjährigen Perioden von stärkerem und schwächerem Auftreten die Geschichte durchziehe. Er stellte fest, daß für die Annahme eines regelmäßigen Wechsels die historische Ueberlieferung nicht ausreiche; er müßte an der Besiedelung der Campagna nachzuweisen sein, die jedoch nach dem von Celli beigebrachten Material für das Mittelalter verhältnismäßig konstant angenommen werden muß; erst zu Beginn der Neuzeit habe der Verfall eingesetzt, an dem dann allerdings die Malaria stark beteiligt gewesen sei. Wie stark die Verheerungen der Malaria in der politischen Welt gewesen seien, zeigte der Vortragende an Beispielen aus der Papstgeschichte und den deutsch-italienischen Beziehungen der Kaiserzeit, wobei er besonders auf die Frage einging, ob Alexander VI. an Gift oder Malaria gestorben sei und sich für das zweite entschied. Für die Erklärung der Malaria in der Geschichte sei auch die Frage der Abholzung des Appennins in Betracht zu ziehen und zu bedenken, daß der geschichtliche Verlauf mit durch die Veränderungen bestimmt werde, die die Landschaft durch Menschenhand erleide.

An der Aussprache, die sich dem Vortrag anschloß, beteiligten sich außer Herrn Lasson, der Zweifel an dem Malariatod Alexanders VI. geltend machte, die Herren Reimann, Caspar, Gräfe, Schillmann und Geyer; als Gast auch ein Mediziner, Herr Dr. Schiff, der darauf hinwies, daß in der modernen Epidemiologie der Gedanke der Periodizität weitgehend Beachtung fände, daß aber dabei an eine mathematische Regelmäßigkeit nicht gedacht werden dürfe. Auch schon das von dem Vortragenden geschilderte gelegentliche stärkere Auftreten der Krankheit (z. B. im 13. Jahrhundert) sei im epidemiologischen Sinne durchaus als Periodizität zu wählen.

523. Sitzung. Freitag, den 5. November 1926. Der Leiter, Herr Max Lenz, widmete zuerst dem verstorbenen Ehrenmitgliede der Gesellschaft, Harry Breßlau, einen dessen Bedeutung würdigenden Nachruf. Sodann gab er der Anregung hinsichtlich Ausgestaltung einer der folgenden Sitzungen als Festsitzung statt; ein Festausschuß wurde mit den Vorbereitungen betraut.

Den Vortrag des Abends hielt Universitätsprofessor Dr. Paul Haake über „Kursachsen und Brandenburg-Preußen in dem Jahrhundert nach dem Westfälischen Frieden". Er beschränkte sich

Digitized by Google

darauf, den politischen Wettstreit des Staates der albertinischen Wettiner und des der Hohenzollern zu verfolgen. Daß dieser jenen überholte, hatte seinen Grund in der stärkeren Aktivität des Großen Kurfürsten, eines Meisters der Politik, der in allen seinen Territorien der Stände besser Herr wurde als Johann Georg II., ein Freund des sächsischen Edelmannes, wie er sich nannte, der dritte und vierte dieses Namens und der jetzt von Haake in einer Biographie eingehend gewürdigte August der Starke, der durch den Uebertritt zum Katholizismus und noch mehr durch die Konversion seines Sohnes den Widerstand seiner lutherischen Untertanen bis zu hochverräterischen Plänen anstachelte und steigerte, durch einen unzureichend vorbereiteten Krieg mit Karl XII. seine Stellung in Polen und Sachsen verschlechterte, sein Heer 1718 auf 15000 Mann reduzieren mußte und die Verwaltung von unsauberen Elementen nicht genügend zu reinigen vermochte, während Friedrich Wilhelm I. durch ein stattliches Heer und ein untadliges Beamtentum den Grund zu dem monarchischen preußischen Einheitsstaate legte. Gleich den Wettinern und gleich Ludwig XIV. identifizierte sich zwar der Soldatenkönig noch mit dem Staate, Friedrich der Große aber erkannte ihn als etwas über dem Herrscher Stehendes an, betrachtete sich als seinen ersten Diener und suchte seine Macht unablässig zu mehren. Die in Sachsen und in Polen minder mächtige Dynastie der Wettiner blieb, nachdem 1733 ihr ehrgeizigstes Mitglied gestorben war, mehr und mehr hinter den Hohenzollern, Kursachsen hinter Preußen zurück. Augusts des Starken Sohn hat Schädlingen wie dem Grafen Brühl noch weniger das Handwerk zu legen vermocht als der Vater seinen unehrlichen Dienern oder der Nachfolger des Großen Kurfürsten einem Wartenberg und Wittgenstein.

524. Sitzung. Freitag, den 3. Dezember 1926. Leitung: Herr Max Lenz. Studiendirektor Dr. Cauer sprach über „Geschichtswissenschaft und Geschichtsunterricht". Er ging davon aus, daß auch der Geschichtslehrer selbst im günstigsten Fall den Stoff, den er darbietet, zum weitaus größten Teil nicht selbst aus den Quellen geschöpft, sondern aus zweiter oder dritter Hand empfangen hat. Daraus ergibt sich, daß man im Unterricht nur ausnahmsweise an eng begrenzten Stellen zeigen kann, auf welche Weise ein Einzelergebnis aus den Quellen gewonnen wird. In der alten Geschichte ist das möglich im Zusammenhang mit der lateinischen und griechischen Lektüre; in der neuesten Geschichte könnte man es durch Gegenüberstellung von verschiedenen Zeitungsberichten über dieselbe, vielleicht an sich unbedeutende, Begebenheit versuchen.

Als ein Gebot der Wissenschaft stellte es Redner hin, die Schüler der oberen Klassen darüber aufzuklären, auf was für ein Material und auf was für Schlußfolgerungen sich die Darstellung gründet, die der Lehrer oder das Buch gibt. Bei Gelegenheit läßt sich zeigen, in welchem Sinne eine erzählende Quelle färbt oder gar fälscht; an anderen Punkten kann man darlegen, wie die Ueberreste im Boden, der Wortschatz der Sprachen, fortdauernde Rechtsbräuche Schlüsse auf vergangene Zustände erlauben.

Unbedingt forderte Redner strenge Unterscheidung zwischen erwiesenen Tatsachen, unsicherer Ueberlieferung und Vermutungen. An einigen Beispielen suchte er zu zeigen, wie die Achtung vor unumstößlichen Tatsachen dazu dient, die Gegensätze in der geschichtlichen Auffassung der Parteien zu mildern. In Verbindung damit empfahl er, in historischen Arbeitsgemeinschaften die Behandlung desselben Gegenstandes in den Werken verschiedener hervorragender Historiker (z. B. Niebuhr und Droysen, Mommsen und Eduard Meyer, Sybel und Ficker, Ranke und Macaulay) vergleichen zu lassen.

An der anschließenden Erörterung beteiligten sich die Herren Reimann, Geyer, Pehle, Bleich, Koehne, Lasson, Lenz.

525. Sitzung. Freitag, den 14. Januar 1927. Die Sitzung war zur Festsitzung ausgestaltet. Sie fand im Muschelsaal des „Rheingold" statt und vereinte einen Teil der Mitglieder und deren Damen an festlicher Tafel. Der Vorsitzende der Gesellschaft, Herr Max Lenz, würdigte in gehaltvollen Worten die Bedeutung der Zusammenkunft.

Vorher sprach Professor Dr. Eduard Sthamer (Berlin) über das Thema: „Aus der Vorgeschichte der sizilischen Vesper". (Inzwischen in erweiterter Form und unter Beifügung zahlreicher ungedruckter Urkunden in den „Quellen und

Digitized by Google

Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken", herausgegeben vom Preußischen historischen Institut in Rom, Band XIX, 1927, erschienen.)

Die Revolution vom Frühjahr 1282, in der sich die Insel Sizilien von der Herrschaft der Anjou befreite, ist bisher nur aus parteiisch gefärbten Quellen bekannt. So nimmt die Mehrzahl der zeitgenössischen Chroniken eine durchaus franzosenfeindliche Haltung ein; und erst recht sind die Manifeste und Kundgebungen, von der einen wie von der anderen Seite, schon durch ihren unmittelbaren politischen Zweck nur sehr getrübte Quellen. Dieser Gegensatz in der Auffassung und Darstellung der Ereignisse zieht sich durch die ganze historische Literatur bis auf unsere Tage hin: die einen sind für die Sizilianer (Amari), die anderen für die Franzosen (Saint Priest und Cadier) voreingenommen. Zu den bekannten Quellenarten tritt nun eine neue hinzu, die uns ein objektiveres Bild der Vorgänge vor der sizilischen Vesper bietet: zwei Protokolle aus Untersuchungen über die Ausschreitungen der Königlichen Beamten in den Provinzen des sizilischen Reiches.

Karl von Anjou entsandte im Laufe seiner Regierung dreimal Kommissionen in sein Reich, die den Auftrag hatten, überall durch Vernehmung von Zeugen Material über das Verhalten der einzelnen Beamten zu sammeln. Das erste Mal erstreckte sich die Enquête auf die Jahre 1266 bis 1273. Aus der Zahl der von 1274 bis 1277 eingelieferten Berichte ist einer bruchstückweise erhalten: er stammt aus Eboli in der Provinz Principato. Die zweite Enquête betraf die Zeit von 1273 bis 1277 und fand von 1278 bis Ende 1281 oder Anfang 1282 statt; zu dieser gehört das erhaltene Fragment eines Protokolls aus Neapel (wahrscheinlich von Anfang 1278). Die dritte Enquête endlich fällt erst in die Zeit nach der sizilischen Vesper; sie galt einer Prüfung der Wirkung der reformatorischen Gesetzgebung Karls von Anjou und seines Sohnes von 1282 und 1283.

Bei den Zeugenaussagen in Eboli und Neapel ergab sich besonders belastendes Material gegen die Organe der Finanzverwaltung, insbesondere gegen die Secreti und die Hafenmeister der Provinzen Principato und Terra di Lavoro. Weiter auch gegen die Ortsrichter (baiuli) in Eboli und in Neapel und endlich gegen die verschiedenen Instanzen, denen die Erhebung der direkten Steuern und der Zwangsanleihen oblag. Alle diese Beamten, wie auch ihre verschiedenen Unterbeamten waren, wie sich einwandfrei nachweisen läßt, hier, wie auch sonst überall, ausnahmslos Italiener. Ueber die gleichzeitig tätigen Justitiare, von denen viele Franzosen oder Provençalen waren, werden weniger schwere oder gar keine Beschwerden vorgebracht.

Aber nicht allein die Bedrückungen, denen die Bevölkerung der beiden Städte ausgesetzt war, lernen wir durch die Aussagen der Zeugen kennen, sondern auch die Betrügereien, die die Beamten sich der Krone und dem Fiskus gegenüber zuschulden kommen ließen.

Die Ursachen beider Erscheinungen sind vor allem in dem Finanzsystem des Staates zu suchen, wie es von den Normannen und Staufen überkommen war. Die Verpachtung der Kronrechte an einzelne Männer oder an Genossenschaften öffnete den schlimmsten Mißbräuchen Tür und Tor. Und wie in Eboli und Neapel, so war es überall im Reiche, wie wir aus den Reformen nach der sizilischen Vesper deutlich ersehen: In den Gesetzen von 1282 und 1283 wird ein großer Teil derjenigen Mißstände bekämpft, die wir aus den beiden erhaltenen Enquêten im einzelnen kennen gelernt haben. Das gleiche Bild zeigen uns die Bulle des Papstes Honorius IV. für das Königreich Sizilien von 1285 und die Gesetze Jakobs von Aragonien für die Insel Sizilien von 1286.

Ergibt sich somit, daß die von den Sizilianern und ihren Führern propagandistisch so laut verkündeten Beschwerden des Volkes über die finanzielle Bedrückung durch die Regierung Karls von Anjou in Wahrheit nicht die Franzosen, sondern durchweg einheimische Süditaliener treffen, so kommen wir zu dem Schlusse, daß es sich dabei eben nur um Vorwände gehandelt haben kann, die den Abfall der Insel von Karl vor der Welt rechtfertigen sollten. Die wirklichen Motive lagen tiefer: sie waren nationalistisch-dynastischer Natur: Es war ein Kampf des sizilischen Volkes gegen die Fremdherrschaft und für die Erben der Hohenstaufen. Dadurch erklärt sich auch die unbezwingbare Kraft der Bewegung und der tiefe Eindruck der Ereignisse von 1282 auf das Gemüt des ganzen Volkes, der sich in der dichterischen und legendaren Verherrlichung zeigt.

Digitized by Google

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

UNIVERSITY OF MINNESOTA
RECEIVED
DEC 6
1928

Neue Folge · Fünfzehnter Band

Der ganzen Reihe 55. Band

Drittes und viertes Heft

Berlin

Weidmannsche Buchhandlung

1927

Digitized by Google

Schriften der Historischen Gesellschaft zu Berlin
Herausgegeben von Dietrich Schäfer

Im Druck befindet sich:

Heft 3

Die Streitfragen über den Agrarkommunismus der germanischen Urzeit

Von

Carl Koehne

Professor an der Landwirtschaftlichen und
an der Technischen Hochschule

Früher erschienen:

Heft 1

Die Marneschlacht

Von Prof. Dr. Walther Schultze

Abteilungsdirektor an der Preußischen Staatsbibliothek

Zweite, umgearbeitete Auflage. Gr.-8°. (III u. 87 S.) 1923. Geh. RM. 1.20

„Wer sich mit der Marneschlacht noch nicht näher beschäftigt hat — und es ist tief betrüblich, daß es sehr viele solche Deutsche gibt —, lese dieses kleine Bändchen, es ist das sachlichste, kürzeste und erschütterndste, was über die erste Marneschlacht bisher erschienen ist." Münch. Neueste Nachrichten.

Heft 2

Bismarcks Sturz

Von Prof. Dr. Paul Haake

Privatdozent an der Universität Berlin

Gr.-8°. (65 S.) 1922. Geheftet RM. 1.20

„Bei aller Kürze orientiert die Schrift sehr gut über den Stand des Problems. Man wird dem Verfasser, der unter anderem eine ausgezeichnete Darstellung der Differenzen betreffs der auswärtigen Politik gibt, das Zeugnis geben, daß er eine ganz famose, prägnante, alles Wesentliche angebende Arbeit geliefert hat." Literar. Zentralblatt.

Digitized by Google

129

Zur Geschichte Heinrichs IV.

Von W. Holtzmann.

Schmeidler, Bernhard: Kaiser Heinrich IV. und seine Helfer im Investiturstreit. Stilkritische und sachkritische Untersuchungen. 8°. XVI und 422 S. Leipzig, Dyksche Buchhandlung, 1927.

Die Geschichte Heinrichs IV. ist seit der das gesamte Quellenmaterial zusammentragenden und ausführlich vor dem Leser ausbreitenden Behandlung durch Gerold Meyer von Knonau in den Jahrbüchern des Deutschen Reiches unter Heinrich IV. (5 Bände, Berlin und München, 1890—1904) nicht mehr Gegenstand der Forschung gewesen. Wohl hat man sich seither mit Einzelheiten dieser wechselvollen Regierung beschäftigt, wohl auch sich um das Verständnis der prinzipiellen Gegensätze im Kampfe zwischen dem Papsttum und der römischen Weltkirche bemüht und ist darin durch die Erkenntnis der verschiedenen Rechtsanschauungen, die in dem Kampfe aufeinanderprallten, sicherlich ein gutes Stück weitergekommen. Kürzere, zusammenfassende Beurteilungen des Kaisers und seiner Politik, wie etwa die in Hampes Kaisergeschichte unter den Saliern und Staufern, beruhen im wesentlichen auf Meyer von Knonau oder entnehmen, wie etwa die in Hallers Altdeutschem Kaisertum, ihre Maßstäbe einer Betrachtung eines größern Zeitraums, in dem die Epoche Heinrichs IV. nur einen verhältnismäßig kleinen Abschnitt darstellt. Das Buch, das hier zu besprechen ist, nimmt die kritische Forschung über den wichtigsten Teil, die Zeit der selbständigen Regierung Heinrichs IV., etwa von 1066 an, wieder auf und führt sie in vielen Einzelheiten berichtigend und ergänzend über Meyer von Knonau hinaus und weiter zu neuen Erkenntnissen und Ergebnissen. Das Buch Schmeidlers ist aber noch weniger als die Jahrbücher eine Darstellung, sondern, wie der Untertitel besagt, eine Reihe von Einzeluntersuchungen; seine Bedeutung liegt vor allem in der Anwendung und dem Ausbau der stilkritischen Methode, einer neuen Methode, die über das konkrete Beispiel hinaus, auf das sie hier zum ersten Male angewendet ist, für die mittelalterliche Geschichtsforschung von Bedeutung zu sein verspricht, so daß eine nähere Darlegung ihrer Arbeitsweise, ihrer Ziele und der mit ihrer Hilfe erreichten und erreichbaren Ergebnisse wohl gerechtfertigt erscheint.

Die Stilkritik ist eines der Rüstzeuge, das die mittelalterliche Geschichtsforschung von ihrer Lehrmeisterin, der klassischen Philologie, übernommen hat. Für die Kenntnis und Beurteilung mittelalterlicher Geschichtschreiber spielte sie eine große Rolle. Sie hilft uns, anonym

Digitized by Google

überlieferte Werke ihrem Verfasser zuzuweisen, mehrere Autoren in einem sonst anscheinend einheitlichen Werk zu unterscheiden, ja sogar verlorene Quellen aus ihren Ableitungen zu rekonstruieren. Als berühmteste Beispiele nenne ich hier nur die Historia pontificalis des Johannes von Salisbury und die Paderborner Annalen. In der Urkundenforschung hat ihr der Begründer der modernen Diplomatik, Th. von Sickel, den gebührenden Platz eingeräumt: sie ist das wichtigste Mittel zur Beurteilung solcher Diplome, die uns nicht mehr im Original erhalten sind, an denen wir also das Hilfsmittel der Schriftkritik, die Untersuchung der Buchstabenformen, nicht mehr anwenden können. Diese Schriftkritik liefert uns, indem wir die Hand eines und desselben Schreibers an einer Anzahl von Diplomen feststellen, auch zugleich das Material für die Kenntnis seiner Sprache, und mit dieser Kenntnis ausgerüstet können wir sodann von nur abschriftlich überlieferten Stücken mit Bestimmtheit sagen, von welchem Schreiber die verlorenen Originale geschrieben waren. Sickel ging nun von der Annahme aus, daß in der Zeit, aus der er das Material für die Ausbildung seiner Lehre entnahm, die der Karolinger und Ottonen, der Schreiber eines Diploms auch zugleich der Verfasser seines Textes war. Das ist ungefähr die Ansicht der Diplomatiker auch für die Zeit Heinrichs IV. geblieben; die maßgebenden Untersuchungen, die Unterscheidung der verschiedenen Hände in den Originalurkunden und die Bezeichnung der so erkannten kaiserlichen Notare wurden von H. Breßlau in dem Textband zu den Kaiserurkunden in Abbildungen hrsg. von H. v. Sybel und Th. v. Sickel (Berlin 1891) vorgenommen. Da in den Kaiserurkunden dieser Zeit nur der rekognoszierende Kanzler, nicht aber der die Urkunde schreibende (mundierende) Notar namentlich genannt werden, bezeichnete Breßlau diese Notare nach der Reihenfolge ihres Auftretens unter den einzelnen Kanzlern mit deren Namen und unterschied sie voneinander durch hinzugesetzte Buchstaben, also Adalbero A, Adalbero B usw., wie das Sickel vorgeschlagen und in der Ausgabe der Diplome der Ottonen in den Monumenta Germaniae durchgeführt hatte.

Schon Breßlau hatte erkannt, daß einige Briefe Heinrichs IV., die in der Sammlung des Udalrich von Bamberg aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts überliefert sind, stilistische Berührungen mit einigen Diplomen aufweisen, und hatte daraus geschlossen, daß auch die Briefe des Kaisers in der Kanzlei, die das Beurkundungsgeschäft besorgte, verfaßt sein mußten. Diesen Gedanken hat dann sein Schüler W. Gundlach an einem Beispiel näher ausgeführt, indem er Persönlichkeit und Tätigkeit eines Notars, des sog. Adalbero C, näher zu erfassen suchte (Ein Diktator aus der Kanzlei Heinrichs IV., Innsbruck 1884). Er entdeckte den Namen dieses auch sonst literarisch tätigen Mannes: Gottschalk. Mit ihm setzt sich Schmeidler in seinem Buch zuerst auseinander; sein Ausgangspunkt war aber nicht eine Kritik der Gundlachschen These, sondern der Versuch, aus der Masse der im Codex Udalrici überlieferten Stücke Briefgruppen herauszuschälen, die auf einen oder mehrere Verfasser schließen lassen, und

Digitized by Google

über die Zusammensetzung dieses Briefbuchs zu größerer Klarheit zu gelangen. Bei dieser Arbeit, die zunächst, wie Schmeidler erzählt (S. 379 ff.), auf mannigfache Irrwege führte, ergab sich allmählich die Notwendigkeit, immer weitere Ueberlieferungsgruppen in die Untersuchung einzubeziehen, nicht nur die Diplome Heinrichs IV., sondern auch andere Briefsammlungen, wie die in Hannover liegende, einst dem Mathias Flacius Illyricus gehörige, und eine Regensburger, sowie die großen Staatsakten der Zeit, die in den Konstitutionen der Monumenta Germaniae gedruckt sind, also alles Schriftstücke, deren Ursprung in der Kanzlei möglich und deren Zusammenhang mit den Kreisen der Reichsregierung wahrscheinlich ist. Dieses gesamte, höchst umfangreiche Material — es treten noch einige publizistische Erzeugnisse und für Gottschalk einige Predigten hinzu — hat Schmeidler stilkritisch untersucht, immer mit dem Bestreben, ihre Verfasser zu entdecken und aus ihren Erzeugnissen Rückschlüsse auf ihre Persönlichkeiten und ihren Lebenslauf zu gewinnen. Hierfür hat sich die bisher geübte Methode der Stilkritik, die von einzelnen besonders auffälligen Worten, Wortgruppen oder Satzkonstruktionen ausgeht, als nicht ausreichend erwiesen, so daß Schmeidler zu einer möglichst vollständigen Verzettelung des gesamten Wortschatzes schritt — eine ungeheure und, wie sich denken läßt, höchst entsagungsvolle Arbeit. Dabei hat sich aber ergeben, daß unscheinbare Wörtchen, die niemand als stilkritische Kriterien hinnehmen würde, oft sicherere Wegweiser durch das Labyrinth der Spracheigentümlichkeiten waren, als die sonst so geschätzten und gebührend verwendeten „seltenen Ausdrücke".

Man wird fragen, ob nicht bei einem so verschiedenartigen Quellenmaterial, wie es Urkunden, Briefe, politische und diplomatische Aktenstücke, Streitschriften und Predigten sind, und bei einer so bis auf die unscheinbarsten Partikel sich ausdehnenden Verzettelung des Wortschatzes — an anderer Stelle gab Schmeidler die Zahl seiner Zettel auf 8—10000 an — sich die charakteristischen Kriterien verwischen. Es wird sich so leicht nicht wieder jemand die Mühe machen, die Schmeidlersche Arbeit zu wiederholen, um seine Ergebnisse nachzuprüfen. Umso dankbarer müssen wir ihm sein für seine Mitteilungen über die Erfahrungen, die er dabei gesammelt hat, und die methodischen Grundsätze, die sich ihm dabei ergaben. Von besonderem Interesse ist da der Satz (S. 384): „Zu ausreichender Sicherheit der Ergebnisse können die Methoden der Stilkritik überhaupt nur führen, wenn andersartige Zusammenfassung und Bearbeitung des Materials nach anderen Kriterien hinzutritt, die die Kriterien der Stilkritik ergänzen und bestätigen." Und solche ergänzende Kriterien sind, wie wir ja schon von der Diplomatik her wußten, die Schriftgleichheit (vgl. oben S. 130). Dazu kommt nun aber — neben anderen, die ich übergehe — ein von Schmeidler, wie ich glaube, zum ersten Male und mit Recht geltend gemachtes Prinzip: die Art der Ueberlieferung. Die Arbeit an den frühmittelalterlichen Briefbüchern hat Schmeidler zu der Erkenntnis geführt, daß diese Briefbücher, die ihre Entstehung einem praktisch pädagogischen Bedürfnis, dem Unterricht

Digitized by Google

in der ars dictandi verdankten, nicht etwa aus Einzelkonzepten und Archivalien zusammengeschrieben sind, sondern auf Konzepthefte von Brief- und Urkundenschreibern, Notaren usw., zurückgehen. Udalrich von Bamberg hat also für sein Buch nicht etwa das Bamberger Archiv benutzt, sondern Hefte von kaiserlichen Notaren, die irgendwie in seinen Besitz gekommen sind. Das ist eine Erkenntnis, die nun wieder zum großen Teil auf Stilanalyse beruht, andererseits ermöglichte sie aber die Unterscheidung der verschiedenen persönlichen Stile. So stützt ein Argument das andere: wie in allen Fällen methodischer Quellenkritik kann man nicht sagen, daß es ein Mittel gäbe, das immer und unter allen Umständen zum Ergebnis führt. Es ist die Kunst des Forschers, die verschiedenen methodischen Grundsätze auf den Einzelfall anzuwenden, jeweils die richtigen Meißel zu wählen, mit denen er auf den unbehauenen Block losgeht.

Die methodischen Grundsätze, von den ich hier nur das Wichtigste andeuten konnte, werden nun m. E. von großer Bedeutung für die weitere Forschung sein. Man wird künftighin bei der gründlichen Bearbeitung eines Briefbuches, der Staatsakten und der Diplome — vielleicht auch der schon veröffentlichten — nicht an ihnen vorbeigehen dürfen, und es eröffnet sich für die künftige Forschung ein weites Feld der Tätigkeit, bei dem wir nur bedauern müssen, daß unser deutsches Mittelalter im Vergleich etwa zu England und Frankreich im 11. und 12. Jahrhundert — wo aber die Verfasserfrage vielfach vielleicht doch einfacher liegt — verhältnismäßig arm an Briefsammlungen ist.

Was ist nun das Ziel, das Ergebnis all dieser großen Mühe, dieser unendlich verfeinerten Methode? Man glaube nicht, daß es sich nur um die antiquarische Frage handelt, ob dieser oder jener Brief von einem uns sonst doch nicht näher bekannten Notar geschrieben ist. Das wäre nur der halbe Weg, und Schmeidler selbst geht ihn weiter. Vielleicht nicht ganz bis zum Ende, und es ist zu hoffen, daß er die Studien fortsetzt und sie dann zu einem geschlossenen Bilde rundet. Was wir mit der Schmeidlerschen Methode erreichen können, ist kurz gesagt, die innere Geschichte der Reichsregierung des Mittelalters. Ein gutes Stück hat da die Diplomatik schon vorgearbeitet; wie die Urkunden entstanden, wie die Zentralregierung arbeitete, die Verteilung der Arbeit beim Beurkundungsgeschäft beschaffen war, diesen Teil der mittelalterlichen Verwaltungsgeschichte kannten wir in großen Zügen schon vorher. Aber die genaue stilkritische Durcharbeitung Schmeidlers hat doch auch hierfür zu neuen Erkenntnissen geführt, so etwa die, daß an der Abfassung einer Urkunde oft zwei Notare, gelegentlich zur Niederschrift noch ein Dritter beteiligt sein konnten, was dann einen Text zum Ergebnis hatte, den Schmeidler „getrübtes Diktat" nennt. Aber sehr viel wichtiger ist, daß es Schmeidler gelungen ist, immer ausgehend von der Stilkritik, eine Reihe dieser Notare als Persönlichkeiten zu erfassen und ihren Anteil an den folgenreichsten Ereignissen der Regierung zu bestimmen. In der neuern Zeit verraten uns die Akten den wirklichen Urheber einer diplomatischen Note, eines Gesetzes usw.; in dem mittelalterlichen

Digitized by Google

Quellenmaterial amtlichen Charakters redet immer nur der Monarch. In der Tat gibt uns Schmeidler mit seiner Methode die Möglichkeit, einen Blick hinter die Kulissen der Reichsregierung zu tun, die einzige ernstlich wissenschaftliche Möglichkeit.

Vier Notare sind es, deren geistige Persönlichkeiten und Lebensschicksale Schmeidler zunächst aus den Quellen herausschält. Er geht dabei — in je einem Kapitel — zunächst von schrift- und stilkritischen Merkmalen aus, erarbeitet sich einen Grundstock charakteristischer Stilmerkmale, und erweitert dann jedesmal das untersuchte Material, in dem er die Stileigentümlichkeiten in weiteren Erzeugnissen aufspürt. Dabei spielt dann, wie in seinen Grundsätzen bemerkt, auch das Ueberlieferungsprinzip eine Rolle. Inhaltliche Kriterien ermöglichen es ihm, das Itinerar dieser Männer zu bestimmen, wobei er die Entdeckung macht, daß oft die Verfasser diplomatischer Aktenstücke auch zugleich die die Mission ausführenden Beamten waren und gelegentlich auch am Hof des Adressaten die Antwort aufgesetzt haben, so daß wir dann in der Ueberlieferung Brief und Antwort zusammen finden, was vielfach bei Musterbriefsammlungen bisher als Kriterium der künstlichen Fiktion gegolten hat. Ich möchte hierzu bemerken, daß mich zwar die von Schmeidler angeführten Fälle, daß ein kaiserliches Schreiben, z. B. einmal an den kaiserlichen Papst, auch von dem Notar, der es verfaßt hatte, an den Adressaten gebracht wurde, und daß dieser Notar auch die päpstliche Antwort entwarf, überzeugt hat; aber daß dieses Verfahren im früheren Mittelalter die Regel war, wie Schmeidler es gelegentlich (z. B. S. 184) etwas zu apodiktisch hinstellt, das glaube ich doch nicht. Gerade auch in Hinblick auf Wibert (Papst Clemens III.) ist die Vermutung Schmeidlers S. 355, daß er „einer eigenen Kanzlei ganz entbehrt zu haben scheint", in dieser Form sicher nicht zutreffend, denn Wibert standen auch vor dem Uebertritt des bisherigen Kanzlers Gregors VII., Petrus, in der seit alters hochentwickelten und mit besonderen Formen arbeitenden Kanzlei des Erzstuhls von Ravenna sicherlich genug Kräfte zur Verfügung zur Erledigung seiner Korrespondenz, wie wir ja auch aus seiner erzbischöflichen Zeit eine Reihe von Urkunden aus Ravennater Kirchenarchiven besitzen.

Um zu den neuerschlossenen kaiserlichen Notaren zurückzukehren, so kann ich nur kurz die Ergebnisse Schmeidlers andeuten. Gottschalk (Adalbero C) ist unter ihnen keineswegs der bedeutendste, sondern eher das Gegenteil: ein zwar treuer und zuverlässiger Beamter, aber kaum ein Mann von eigener Initiative, ein Bürokrat, der seinen Amtsschimmel ritt und die stilistischen Formen, die er einmal ausgebildet hatte, bis in seine letzten Jahre beibehielt. Geistig jedenfalls viel höher als Gottschalk steht sein Kollege Adalbero A, ein aus Bamberg stammender Mann, der zu Erzbischof Adalbert von Bremen in Beziehungen trat und durch ihn, vielleicht aber auch durch Anno von Köln in die Reichskanzlei gebracht wurde, wo er hauptsächlich 1069 und 1070 tätig war. Später taucht er nur vorübergehend am königlichen Hof auf, schließt sich aber 1105 dem neuaufgehenden Gestirn

Digitized by Google

des Sohnes an und fällt vom Kaiser ab. Sein wirklicher Name ist nicht mehr zu erfassen, nur die Sigle dominus G. ist aus einigen Briefen für ihn zu entnehmen.

Waren Gottschalk und dominus G. vorwiegend Unterbeamte der Reichskanzlei, so treten uns in den beiden übrigen zwei Männer entgegen, die an den wichtigsten Entscheidungen und Ereignissen der Regierung Heinrichs IV. auch als diplomatische Agenten einen starken Anteil genommen haben. Der bedeutendere von ihnen ist ein Deutscher, ein Mann, der aus dem Dienst des Erzbischofs von Mainz 1075 in den Reichsdienst übertrat und dort von Anfang an in den wichtigsten Angelegenheiten Verwendung fand. So war er gleich im Jahre 1076 bei der Abfassung des berühmten Absetzungsschreibens an Gregor VII. beteiligt, wie er im Jahre 1080 der Hauptagent für das Zustandekommen der Brixener Synode war, auf die der neue kaiserliche Papst, Wibert von Ravenna, gewählt wurde. In den letzten Jahren des Kaisers, seit 1098, hat er vorwiegend die Urkunden seines Herrn verfaßt, vorher mehr gelegentlich, wenn er von seinen zahlreichen diplomatischen Missionen an den Hof zurückgekehrt war. Immer waren es dann aber wichtige Stücke, die seiner Feder entsprangen, wie die Urkunde Heinrichs IV. für den zum König erhobenen böhmischen Herzog, und andere Schreiben, die wegen ihrer breiten erzählenden Partien für uns von großem Wert sind. Dieser Mainzer Diktator, der in den späteren Jahren auch Beziehungen zu Speyer hatte, vielleicht dort eine Pfründe besaß, ist nun der schärfste Gegner Gregors VII., der skrupelloseste Vertreter einer aggressiven Politik; Schmeidler nennt ihn geradezu gelegentlich „den bösen Dämon" Heinrichs. Kein Wunder, daß er auch publizistisch in den Kampf eingegriffen hat und auch noch nach Heinrichs Tod seine Sache verfocht in der berühmten Vita Heinrici IV., deren Verfasser zu entdecken bisher so viel Kopfzerbrechen verursacht hatte. Ganz im Gegensatz zu ihm steht ein Italiener, Ogerius A, der von 1090 ab nachweisbar ist, wie der Mainzer bis zum Ende bei Heinrich ausgehalten hat, aber eine mehr vermittelnde Natur war, die sich in idealen Vorstellungen von der Einheit von Sacerdotium und Imperium im Weltregiment erging und daher für Vermittlungsaktionen an der Kurie verwendet wurde.

Hiermit sind nun eine Reihe wichtiger Persönlichkeiten der Zentralregierung erkannt; sicherlich sind es keine Phantasiegebilde, sondern wenn je lebendige Persönlichkeiten einer längst vergangenen Zeit auf eine exakte Weise wiedererweckt worden sind, so sind es diese. Eine weitere Frage erhebt sich: wie hat Heinreich mit diesen Männern regiert? Wer war letzten Endes der Leiter der Reichspolitik? Und wie sind die Schwankungen in Heinrichs politischem Verhalten zu beurteilen? Ist er im Grunde ein schwacher Herrscher gewesen, der zeitweise Einflüssen stärkerer Persönlichkeiten unterlegen ist? Oder war er wirklich der alles beherrschende Wille, der je nach Bedarf sich der Temperamente seiner Mitarbeiter, des rücksichtslosen Mainzers oder des vermittelnden Italieners, bewußt bediente? Schmeidler sucht auch auf diese Frage eine Antwort zu geben; aber mir scheint

Digitized by Google

in dem zusammenfassenden Kapitel 9: Der Kaiser (S. 370 ff.) das letzte Wort über Heinrichs IV. Politik nicht gesprochen zu sein. Schmeidler bekennt sich da zuerst als Anhänger einer ungünstigeren Beurteilung Heinrichs als Staatsmann, verurteilt das Absetzungsdekret von Worms 1076 als eine Tat „unverantwortlichsten Leichtsinns" und spricht ihm staatsmännische Eigenschaften ab, weil er sich in „vollständiger Ahnungslosigkeit und Unüberlegtheit in diesen Kampf gestürzt" habe. Vergessen wir nicht: damals war Heinrich IV. 26 Jahre alt. Man hat fast den Eindruck, als ob Schmeidler selbst die Schärfe dieser Beurteilung zu mildern bestrebt sei, wenn er im folgenden dann Heinrichs persönlich anziehende Eigenschaften hervorhebt: das Einsetzen seiner Persönlichkeit in Politik und Krieg für seine Sache, seine Standhaftigkeit und Fähigkeit, die ihm schließlich doch zu einer anziehenden und achtenswerten Persönlichkeit gemacht hätten. Treffender scheint mir das Schlußurteil S. 378 zu sein, daß „nicht nur das Wormser Konkordat, auch das Wirken Friedrich Barbarossas und Heinrichs VI. auf der Erhaltung der Grundlagen der deutschen Königsmacht beruhen, die Heinrich IV. durch seinen Lebenskampf ermöglicht hat".

Wie dem auch sei: das Buch Schmeidlers, das über die besprochenen Dinge hinaus noch eine Fülle wertvollster Einzeluntersuchungen, z. B. zur Erkenntnis der Osnabrücker Fälschungen und der Geschichte der böhmischen Königskrönung bietet, stellt die stärkste Bereicherung dar, die die historische Literatur über Heinrich IV. seit Meyer von Knonau aufzuweisen hat.

Digitized by Google

Zur Kriegsschuldfrage.

Von Georg Schuster.

Emile Bourgois und George Pagès: Die Ursachen und die Verantwortlichkeiten des großen Krieges. Herausgegeben von Bernhard Schwertfeger. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen. XXVII und 422 S. Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., 1926. — Pappband Mk. 18.—.

Emile Bourgeois: Manuel hist. de politique étrangère. Tom. IV. La politique mondiale 1878—1919. Empires et nations. Paris, Librairie class. Eugène Belin, 1926.

Kronprinz Wilhelm: Ich suche die Wahrheit. Ein Buch zur Kriegsschuldfrage. VI und 396 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf., 1926.

Am 6. Februar 1919 hielt Paul Doumer im französischen Senat eine Rede über den Krieg und dessen Entstehung. Man dürfe, so schloß er, Frankreich nicht länger in Unkenntnis darüber lassen. Es habe jetzt ein Recht darauf, „die volle Wahrheit zu erfahren". Er beantragte demgemäß die Einsetzung eines Ausschusses zur Erforschung der Kriegsursachen.

Der Senat gab dem Antrage statt: Ein Ausschuß ward berufen und ihm aufgegeben, die Arbeiten alsbald in Angriff zu nehmen, etwaige Veröffentlichungen aber nicht „vor der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien" zu veranstalten. Später wurde als Publikationstermin der Untersuchungsergebnisse die Zeit nach Abschluß des endgültigen Friedens bestimmt.

Inzwischen hatte sich der Ausschuß unter der Führung Doumers um die Beschaffung des erforderlichen Urkundenmaterials bemüht und sich dabei von der Notwendigkeit überzeugt, die historische Untersuchung auf die Zeit seit 1870 auszudehnen. Schon damals, ja sogar einige Jahre früher habe das herrschsüchtige Deutschland die ersten Versuche gemacht zur Erlangung der Hegemonie über die europäischen Völker. Auf diesem Wege sei ihm Frankreich, dessen Kraft der Krieg von 1870/71 keineswegs gebrochen habe, das hauptsächlichste Hindernis gewesen. Die Geschichte der Jahre 1870—1914 liefere den unumstößlichen Beweis für die Tatsache von dem beständigen Angriffswillen des Deutschen Reiches. Seine Politik sei unaufhörlich darauf ausgegangen, Zwischenfälle hervorzurufen, um so eine Gelegenheit zum Streit zu schaffen. Angesichts solchen Treibens sei die französische Regierung für die Erhaltung des Friedens eingetreten. Sie habe also in ihrer Politik eine völlig entgegengesetzte Richtung einschlagen müssen. In kriegerischer Beziehung sei es Deutschlands

Digitized by Google

Bestreben gewesen, die künftige Auseinandersetzung mit Frankreich „zu einem einfachen militärischen Spaziergange" zu gestalten. Frankreich sei daher, zumal im Hinblick auf seine geringere Bevölkerungsziffer, zu außerordentlicher Kraftanstrengung gezwungen gewesen, um mit Deutschland auf dem Wege unaufhörlicher Rüstungen einigermaßen Schritt halten zu können. „Dieser militärische und politische Kampf Deutschlands für die Hegemonie und für den Krieg, dem von seiten Frankreichs immer der Kampf für den Frieden in Unabhängigkeit und Würde entgegenstand, sei die Einleitung des Zusammenstoßes von 1914" gewesen.... Also verkündete Herr Doumer, der Politiker und historische Sachverständige, am 18. Oktober 1919 im französischen Senat, als er dort Bericht über die bisher geleistete Arbeit des Untersuchungsausschusses erstattete.

Dieser hatte dem Minister der A. A. die Bitte unterbreitet, eine Darstellung der historischen Vorgänge in der Zeit von 1870 bis 1914 auf Grund der amtlichen Akten zu veranlassen und dem Ausschuß zur Verfügung zu stellen. In dem Elaborat sollten besonders die Umstände und Tatsachen berücksichtigt und in den Vordergrund gestellt werden, die der östliche Nachbar geschaffen oder benutzt habe, um Frankreich zu demütigen oder zum Kriege zu reizen.

Der Außenminister betraute mit dieser Aufgabe zwei bekannte Historiker: Emile Bourgois, Professor an der Sorbonne, und George Pagès, Generalinspekteur des Oeffentlichen Unterrichts, und machte ihnen den gesamten Aktenbestand seines Ministeriums zugänglich. Als Mitarbeiter trat ihnen Professor Levy-Bruhl von der Pariser Universität zur Seite.

Es war eine hochpolitische Mission von weltgeschichtlicher Bedeutung, ebenso umfassend wie schwierig und verantwortungsvoll, die den französischen Historikern im Juni 1919 übertragen wurde. Sie sollten vor allem den dokumentarischen Nachweis von der Alleinschuld Deutschlands erbringen, eine Behauptung, die bekanntlich die Grundlage des Versailler Friedens bildet. Schon nach Verlauf weniger Monate lag das gewünschte Gutachten fertig vor und wurde am 18. Oktober 1919 dem französischen Senat übergeben, der mit Genugtuung von seinem Inhalt Kenntnis nahm.

Man wird hiernach unschwer den Grad von Einsicht und Vorsicht, von Umsicht und Sorgfalt ermessen können, mit der die Gutachter zu Werke gegangen sein müssen. Schon die Bearbeitung des zweifellos sehr umfangreichen Aktenmaterials erforderte, wie jeder Sachkenner weiß, einen erheblich größeren Zeitaufwand. Innerhalb weniger Monate war sie auf keinen Fall zu leisten. Wir werden daher nicht fehlgehen in der Annahme, daß die Gutachter bei Benutzung des Aktenmaterials sich außergewöhnlicher Zurückhaltung befleißigt haben. Durchaus verständlich, wenn man erwägt, wie sorglich die französische Regierung und ihre Trabanten von jeher die Geheimnisse ihrer Staatskunst zu hüten beflissen waren. Erinnert sei hier u. a. an ihre jüngste Haltung in der belgischen Franktireurfrage. Aber auch noch eine andere Möglichkeit ist nicht von der Hand zu

Digitized by Google

weisen: An Stelle „der sämtlichen, am Quai d'Orsay aufbewahrten Dokumente", wie man der Oeffentlichkeit gegenüber beständig hervorzuheben sich bemüht, ist den Gutachtern nur eine bescheidene, der Tendenz ihrer Aufgabe entsprechende, einseitige Auswahl aus den vorhandenen Aktenbeständen zugänglich gemacht worden. Sie mögen sich trösten, die Unglücklichen! Auch einem Größeren im Reiche unserer Zunft, Heinrich von Sybel, ist im Berliner Auswärtigen Amte seinerzeit ähnliches Leid widerfahren.

Im Jahre 1921 entschlossen sich die Herren Bourgois und Pagès, ihr Gutachten in Buchform der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Dieses Werk, mit dem Mantel echter, tiefgründiger Wissenschaftlichkeit bekleidet, hat in Frankreich nicht geringes Aufsehen erregt, hat die Anschauungen der Franzosen, allerdings wohl nur der maßgebenden Pariser Kreise in ungewöhnlichem Maße beeinflußt und beherrscht die allmächtige öffentliche Meinung an der Seine noch heute.

„An amtlichen Publikationen zur unmittelbaren Vorgeschichte des Weltkrieges" aus dem Lager unserer ehemaligen Feinde herrscht wahrlich kein Ueberfluß. Und nun gar erst auf französischer Seite. Außer dem bald nach Kriegsausbruch veröffentlichten, historisch völlig belanglosen „Gelbbuch" über den Ursprung des Krieges hat die französische Regierung bisher keine andere Dokumenten-Sammlung veröffentlicht.

Um so dankbarer ist daher der Entschluß des rührigen Verlages anzuerkennen, das „wichtige Erzeugnis der französischen Nachkriegspropaganda" den deutschen Lesern zugänglich zu machen.

Die Herausgabe übernahm der rühmlichst bekannte Oberst Schwertfeger. Seine Arbeit liegt seit kurzem vor und verdient uneingeschränktes Lob. Die Uebertragung, von Hugo Bärentz-Leipzig besorgt und von dem Herausgeber durchgesehen, gibt den französischen Text möglichst wortgetreu und sinngemäß wieder. Trotzdem ist ihre Sprache durchsichtig, leicht und gefällig.

Auf eine Kritik der Darstellung hat der Herausgeber verzichtet bis auf wenige „allerdringendste Fälle". Aus guten Gründen. Um alles das zu widerlegen und einigermaßen richtig zu stellen, was der Text darbietet an ungenauen oder falschen Angaben, an tatsächlichen Entstellungen und Fälschungen, tendenziösen Bemerkungen, an schiefen und falschen oder bösartigen Urteilen, hätte es mindestens eines Bandes von dem Umfange des französischen Originals bedurft. Es kam ferner darauf an, dessen Autoren von vornherein jede Gelegenheit abzuschneiden, „sich über Unstimmigkeiten oder Aenderungen ihres Textes in der deutschen Uebersetzung zu beklagen". „Denkbar größte Vorsicht und Genauigkeit" waren um so dringender geboten, als unsere amtlichen Stellen, wie männiglich bekannt, mit ihren Veröffentlichungen seit Kriegsbeginn, namentlich mit den belgischen Dokumenten, üble Erfahrungen gemacht haben. Hinzu kam endlich, daß die Verfasser im Gefühl ihrer Unfehlbarkeit auf Grund der ihnen vorgelegten Korrekturabzüge der deutschen Ausgabe Einspruch erhoben „gegen jede Veränderung oder Richtigstellung ihres Textes".

Digitized by Google

Auch gegen „Verbesserungen von offensichtlichen Druckfehlern und zahlreichen Irrtümern in der Schreibweise der deutschen Namen". Es ist also, wie bereits angedeutet, in der vorliegenden Ausgabe die äußere Form des französischen Werkes genau wiedergegeben worden.

Zugrunde gelegt ist der deutschen Ausgabe die Buchform des Originals, weil seine Autoren — nach ihren eigenen Erklärungen — in ihr „den maßgebenden Abschluß ihrer Untersuchungen" erblicken. Gegenüber der ersten, gutachtlichen Form weist die französische Buchausgabe, wie der Herausgeber im einzelnen dartut, zahlreiche Veränderungen, Verbesserungen und Erweiterungen auf.

Das Werk besteht aus drei Teilen. Im ersten behandelt Bourgois den „Konflikt von 1914", im dritten „den Dreibund und den Dreiverband" (1904—1914). Der zweite Teil, aus der Feder von Pagès stammend, beschäftigt sich mit der „deutschen Vorherrschaft" (1871—1904).

Im Vorwort bemerken die beiden Franzosen, daß Deutschland „der augenscheinlichen Gewißheit und der Niederlage zum Trotz, sich weigere anzuerkennen, daß es das blutige Unternehmen von 1914 mit Oesterreich abgekartet hat, nicht, um sich zu verteidigen, sondern um den Plan, Europa, ja vielleicht die ganze Welt, seinen Gesetzen zu unterwerfen, zu verwirklichen". Es habe eines Zeitraumes von 150 Jahren bedurft, bis die preußischen Historiker Max Lehmann, Delbrück „sich dazu entschlossen" hätten, „die Beweise für den vorsätzlichen Angriff Friedrichs II. gegen Sachsen im Jahre 1756 zu veröffentlichen".

Von 1763—1894 habe man „so gut die Weisung befolgt, mit dem großen Friedrich immer wieder zu behaupten, er sei gezwungen gewesen, sich gegen die großangelegten, gefährlichen Pläne der sächsischen Politik zu verteidigen, gegen die Einkreisung durch eine europäische Koalition". Als dann 1914 „Wilhelm II. seinerseits im Verein mit Franz Joseph gegen Serbien, Belgien, Frankreich den Ueberraschungsangriff unternahm, auf dessen Erfolg er mit Bestimmtheit rechnete", da habe er „seinem Volke dieselbe Lügenweisung" gegeben. Würde auch sie „dauern bis zu der fernen Stunde, wo die Geschichtschreiber und die deutsche Oeffentlichkeit sie nicht mehr für nötig halten werden?" Glücklicherweise habe sich das „Mirakel", dem Friedrich II. im Jahre 1762 „die Rettung des Hauses Brandenburg zuschrieb", nicht wiederholt, „obwohl auch seinem Enkel der Abfall Rußlands als ein Glücksumstand" zugute gekommen sei.

„Die Berliner und Wiener Archive, in denen Wilhelm II. und Franz Joseph das Geheimnis ihrer ehrgeizigen Pläne und ihrer Schuld zu verschließen und lange Zeit zu bewahren gedachten, sind nach dem Zusammenbruch ihrer Macht geöffnet worden. Sie lassen, von ihrer eigenen Hand geschrieben, ihren heimlichen Anschlag gegen den Frieden der Welt erkennen. Man darf der Zeit und dem deutschen Volke, *diesem Mitschuldigen* seines Herrn, nicht die Möglichkeit lassen, die Wirkung dieser Beweise, die Geständnissen gleichkommen, abzuschwächen". „„Es erfordere eine zu große Anstrengung"" — so habe Friedrich II. wiederum gesagt, „als er sich

Digitized by Google

bemühte das Europa seiner Zeit und die Nachwelt über seine Absichten zu täuschen" — „„die Oeffentlichkeit, wenn sie einmal voreingenommen ist, aufzuklären, nachdem man ihr erst Zeit gelassen hat, sich in ihren Voreingenommenheiten festzusetzen."" Dies sei „in der Hauptsache der Zweck" der vorliegenden Abhandlung.

In dem engen Rahmen einer kritischen Betrachtung ist eine Auseinandersetzung mit den Ausführungen der französischen Gutachter mit einiger Aussicht auf Erfolg nicht durchzuführen. Wir können hier aber auch insofern darauf verzichten, als bereits Kronprinz Wilhelm in ausreichender und überaus wirksamer Weise zu der Anklageschrift der Bourgois und Pagès Stellung genommen hat. In seinem gut und anregend geschriebenen, von eindringender Sachkunde zeugenden, den Zusammenhang der Ereignisse mit durchsichtiger Klarheit darstellenden Werke werden die beweislosen Behauptungen und Verdächtigungen der beiden Franzosen einer sorgfältigen kritischen Prüfung unterzogen und die Gegner schließlich mit siegreichen Gründen völlig matt gesetzt.

Zu diesem Zweck greift der Verfasser bis auf das Jahr 1870 zurück und erläutert dabei an der Hand der Aufzeichnungen des „alten Herrn" über seine Unterredung mit Benedetti die vielberufene Emser Depesche. Von ihrer angeblichen Fälschung bleibt hiernach „nichts mehr übrig". (Siehe Festschrift der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft 1921.)

Im weiteren wird die Wiedervereinigung Elsaß-Lothringens mit dem Deutschen Reiche und Bismarcks wohlwollende Politik von 1871—73 zugunsten des besiegten Frankreichs dem brutalen Verfahren der Friedenskonferenz von Versailles aktenmäßig gegenübergestellt.

Einen großen Raum nimmt dann die Erörterung von „Deutschlands Friedenspolitik" ein und die Widerlegung der von französischer Seite mit Nachdruck vertretenen Anklage, daß des deutschen Volkes und seiner Regierung schrankenlose Herrschsucht den Weltkrieg heraufbeschworen habe.

Schließlich werden Poincaré und Iswolski mit Hilfe der belgischen Gesandtschaftsberichte als die einzigen und wirklichen Träger des Angriffsgedankens in Europa charakterisiert.

Im Hinblick auf die Darlegungen und Feststellungen des Kronprinzenbuches, das wir im Interesse der Kriegsschuldforschung wiederholt in empfehlende Erinnerung bringen, wird es genügen, hier nur noch einiger, die französischen Gutachter besonders schwer belastender Fälle zu gedenken.

Die Herren Bourgois und Pagès haben es mehrfach für angebracht gehalten, Zitate, die sie namentlich den „Deutschen Dokumenten zum Kriegsausbruch" (Kautsky-Akten) entnommen haben, „nach Belieben zu kürzen, ohne diese Kürzung irgendwie äußerlich kenntlich zu machen". Es ist daher unumgänglich notwendig und kann dem deutschen Leser nicht dringend genug empfohlen werden, allen von französischer Seite aus deutschen Werken zitierten Stellen mit höchstem Mißtrauen zu begegnen. —

Digitized by Google

Die bisherigen Forschungen zur Kriegsschuldfrage stimmen in dem Ergebnis überein, daß es allein die russische Gesamtmobilmachung gewesen ist, die die Furien des Weltkrieges entfesselt hat.

Gegenüber dieser Tatsache wagt Bourgois die Behauptung aufzustellen, die russische Mobilmachung sei ebenso wie das österreichische Vorgehen gegen Serbien das Werk Wilhelms II., seiner Minister und seines Generalstabes gewesen (S. 140 f.). „Der Kaiser und seine Ratgeber haben nicht nachgelassen, bis der Zar, der den Frieden wollte, durch ihre wiederholten Drohungen gezwungen war, seine Heere mobil zu machen. Das Ultimatum an Serbien und daran anschließend der Abbruch der diplomatischen Beziehungen, die unmittelbar folgende österreichische Mobilmachung gegen Serbien, die mit dem 26. Juli in Böhmen und gleich darauf auch in Galizien einsetzenden militärischen Vorbereitungen, die wiederholten Schritte des Grafen v. Pourtalès in Petersburg, die rücksichtslosen Antworten des Kaisers auf die Bitten und Anerbietungen des Zaren, das Manöver der Verkündigung einer deutschen Mobilmachung am 30. Juli in Berlin, — alle diese Vorgänge erinnern, nur in viel ausgeprägterem Maße, an die von Bismarck und der Militärpartei im Jahre 1870 angewandten Mittel, ‚dem Stier das rote Tuch vorzuhalten', um ihn zum Kampfe zu reizen. Allein im Jahre 1914 zeigten sich der Zar und sein Volk wie auch seine Verbündeten, Serbien und Frankreich, so wenig reizbar, daß Deutschland genötigt war, in dieser verhängnisvollen Woche List und Herausforderung zu häufen und beide gewissermaßen miteinander abwechseln zu lassen".

In diesen Tiraden tobt sich noch einmal die ganze Brutalität der französischen Kriegspsychose schäumend aus. Man muß schon Franzose sein, um dergleichen für möglich zu halten. Offenbar hat es die deutsche „Denkschrift betr. die Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges", dem Gutachter Bourgeois angetan und ihn aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht. Es handelt sich um jenes Schriftstück, das am 27. Mai 1919 von Hans Delbrück, dem Grafen Montgelas, Max Weber und Albrecht Mendelssohn-Bartholdy in Versailles unterzeichnet wurde. Bourgeois kann nicht Worte genug finden, um seiner Empörung darüber Ausdruck zu geben, „daß ein Historiker wie Hans Delbrück sich mit seinen Kollegen dazu bereit finden ließ, die erstaunliche geschichtliche Darstellung der europäischen Politik dieser letzten 50 Jahre, die sie zur Beantwortung dieser wesentlichen Fragen im Jahre 1919 nach Versailles mitbrachten, vorzulegen und mit seinem Namen zu decken" (S. 148). —

Mit einer gewissen Emphase glaubt Bourgeois im 3. Teil seiner Arbeit (S. 359), nach dem Urteil des französischen Botschafters Cambon in Berlin, feststellen zu können, daß Kaiser Wilhelm II. im November 1913 aufgehört habe, „ein Anhänger des Friedens zu sein". „Hätten der deutsche Kaiser, sein Volk und seine Verbündeten, der Anregung Eduards VII., der [französischen] Republik und des Zaren folgend, sich mit dem Frieden schlechthin begnügen können, so wären große Schmerzen, große Leiden der Menschheit erspart geblieben. Sie

Digitized by Google

haben im Gegenteil geglaubt, daß, um ihre eigenen Worte anzuführen, ‚unter der drückenden Last gewaltiger Rüstungen, beträchtlicher Opfer, einer gespannten politischen Lage, das Losschlagen als eine Erlösung betrachtet werden würde, weil für Deutschland Jahrzehnte des Friedens und der Blüte, wie nach 1870, folgen würden'."

Diese Sätze entlehnt Herr Bourgeois einer im französischen Gelbbuche veröffentlichten, Ludendorff zugeschriebenen Denkschrift vom 19. März 1913, in der dieser die Notwendigkeit der deutschen Heeresvermehrung betont, um Frankreich anzugreifen. Daß die ominöse Denkschrift eine bösartige Fälschung darstellt, ist allgemein bekannt. Die Reichsleitung hat sie bereits im Dezember 1914 als solche gekennzeichnet. Und Ludendorff selbst hat im Juli 1919 in seiner Schrift: „Französische Fälschung meiner Denkschrift von **1912** über den drohenden Krieg. Ein Beitrag zur Schuld am Kriege." die ganze innere Haltlosigkeit des schmählichen Schriftstückes vom 19. März 1913 nachgewiesen und überzeugend dargetan, daß es weder von ihm noch von dem deutschen Generalstabe herrührt.

Alle diese Vorgänge sind selbstverständlich auch dem sachkundigen Herrn Geschichtsprofessor von der Pariser Universität durchaus geläufig. Aber sie erscheinen ihm zweckwidrig. Sie stören das Ensemble. Darum geht er, auch ein „Bekenner" der Wahrheit, kaltlächelnd über sie hinweg, hält sich lieber an die ihm und seiner vorgefaßten Meinung bequemeren Behauptungen der gefälschten Denkschrift und glaubt, damit die Frage nach der Schuld am Kriege endgültig zuungunsten des Deutschen Reiches und seiner Verbündeten entschieden zu haben.

Eine ähnliche Anschauung vertritt unser Gutachter in seinem neuesten Werke (namentlich im 4. Kapitel des 4. Bandes, S. 605 ff.). Auch hier wird die Verantwortlichkeit und die Schuld am Weltkriege dem Deutschen Reiche aufgebürdet .... Der deutsche Kaiser trage die Verantwortung dafür, Oesterreich vorwärts getrieben zu haben. Als Beweismaterial werden die bekannten temperamentvollen, aber in ihrer Auswirkung gänzlich bedeutungslosen Randbemerkungen Kaiser Wilhelms II. zu den Depeschen des deutschen Botschafters in Wien an das A. A. herangezogen (siehe „Deutsche Dokumente" Nr. 29). Alles sei zwischen Deutschland und Oesterreich bis aufs kleinste vorher abgemacht gewesen. „Man habe sogar verstanden, sich vorsorglich ein Alibi zu schaffen: Wilhelm II. hielt sich in Norwegen auf, Franz Joseph in Ischl, Moltke in Karlsbad, Konrad v. Hötzendorf in Tirol". Als der deutsche Kaiser am 26. Juli seine Heimreise nach Berlin antrat, „wußte er, daß der allgemeine Krieg unvermeidlich sei, und hoffte zweifellos auf ihn" .... „In Europa wünschten allein der deutsche Kaiser und seine Untertanen den großen europäischen Konflikt herbei" (S. 634).

Auch hier wieder eine Summe leerer Redensarten und skrupelloser Verdächtigungen, für die Bourgeois nicht den Schatten eines Beweises beizubringen weiß. Erinnern wir uns bei dieser Gelegenheit der Tatsache, daß von allen europäischen Staaten **Frankreich**

Digitized by Google

allein es ist, das sich seit dem Tage, da es in die Geschichte eintrat, zur Kampfidee bekennt. Nur daß es immer meisterhaft verstanden hat, seine Hegemoniepläne zu verschleiern. Und um dieser Hegemonie willen unterhält es heute noch im Rheinlande auf Kosten Deutschlands eine Armee von 60 000 Mann!

Wer für die Bedürfnisse unserer Tage Verständnis hat, wer erkennt, was dem deutschen Menschen der Gegenwart nottut, wird nach Kräften für die Verbreitung des vorliegenden Buches Sorge tragen. Es ist in politischer Beziehung von allergrößter Bedeutung, daß das deutsche Volk ernstlich seine Gedanken erhebt zu dem Schmach- und Schandfrieden von Versailles, daß es die Sprache und Denkweise im Lager unserer früheren Gegner kennen lernt, den Gesichtskreis und die Ideenketten, die namentlich in der tonangebenden französischen Hauptstadt maßgebend sind für die Beurteilung der deutschen Vorkriegspolitik und die der Kulturwelt die Erkenntnis der Wahrheit in so ungeheurem Maße erschweren. Es ist, wie auch der Herausgeber mit Recht nachdrücklich hervorhebt, unsere unabweisbare Pflicht und Schuldigkeit, uns ernstlich mit den gewissenlosen Ausführungen der Bourgeois und Pagès zu befassen, die die deutsche Politik als „Lügereien" und „Schurkereien" vor der gedankenlosen Welt zu brandmarken suchen, und ihr Buch als „wirkungsvollen Bundesgenossen" zu benutzen in dem „Kampfe um die Wiederherstellung des deutschen Ansehens in der Welt," um die gründliche Nachprüfung des Versailler Verdammungsurteils.

Digitized by Google

Neuere Literatur über Vorgeschichte.

Auf dem Gebiete der Vorgeschichte ist auch in den letzten Jahren fleißig gearbeitet worden. Teils konnte Bekanntes weiter ausgebaut werden, teils sind neue Gedanken und Anregungen aufgetaucht oder neue Funde gemacht worden. Besonders die letzteren erregen immer größeres Interesse, zumal die Prähistorie zu einem gewissen Teile immer noch eine Zufallswissenschaft ist, die durch zufällige Funde ins Leben gerufen wurde und durch solche immer neue Nahrung erhält, bis zuletzt einmal der Ring, der noch immer große Lücken zeigt, geschlossen ist. So können wir auch jetzt wieder von größeren und kleineren Schriften Kenntnis geben, die dazu beitragen, uns diesem Ziel näher zu bringen oder auch das Interesse an dieser Wissenschaft zu wecken.

Richten wir unser Augenmerk zunächst auf ein kleines, aber instruktives Werkchen von Hubert Schmidt[1]), das in gemeinverständlicher Form die Grundbegriffe der Prähistorie weiteren Kreisen nahebringen will. Es behandelt die Vorgeschichte Europas, die uns noch immer Rätsel aufgibt, aber doch langsam geklärt wird. Was das Buch bietet, ist dem Prähistoriker vom Fach nichts Neues; aber für solche ist es auch nicht bestimmt. Gerade dem Nichtfachmann will es zeigen, daß wir heute schon sehr wohl in der Lage sind, an der Hand des bis jetzt wissenschaftlich Festgestellten zusammenfassende Darstellungen der europäischen Vorgeschichte zu geben. Zunächst liegt nur das erste Bändchen vor, das die Stein- und Bronzezeit umfaßt. In klaren und interessanten Ausführungen werden diese Anfänge der Kultur behandelt, wobei insbesondere die für Europa in Betracht kommenden Kulturkreise hervorgehoben werden, die auch dem Laien zeigen, welche interessanten Vergleiche sich hier ziehen lassen. Zwei Zeittabellen und acht einfach gehaltene Tafeln mit Abbildungen der Haupttypen ergänzen in willkommener Weise den Text. Solche kurz gehaltenen und doch über alles, auch über die neueren Funde und Ansichten orientierenden Werkchen kann man nur mit Dank begrüßen. — Einen Ausschnitt aus der Stein- und Bronzezeit, der ein besonders anziehendes Gebiet umfaßt, bietet uns Andree in einer kleinen Arbeit über den Bergbau in der Vorzeit[2]). Schon früher hat der Verfasser einen Aufsatz über den vorgeschichtlichen Bergbau auf Kupfer und Salz in Europa erscheinen lassen (Mannusbibliothek Bd. 22), den er nun erweitert hat, vor allem auch durch Abhandlungen über den ältesten Bergbau, den auf Feuerstein, und die Gewinnung des Zinnes. Die Ausführungen über die

---

[1]) Hubert Schmidt, Dr., Vorgeschichte Europas. Grundzüge der alteuropäischen Kulturentwicklung. Bd. 1, Stein- und Bronzezeit. Mit 8 Tafeln und 2 Zeittabellen. 105 S. Kl.-8°. (Aus Natur und Geisteswelt, 571. Bändchen.) Leipzig u. Berlin, Teubner, 1924.

[2]) Julius Andree, Dr., Bergbau in der Vorzeit. I. Bergbau auf Feuerstein, Kupfer, Zinn und Salz in Europa. Mit 27 Textabbildungen, 127 Tafelabbildungen und 3 Tabellen. (Vorzeit, Band 2.) 72 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Digitized by Google

Art des Bergbaues, die Gruben und Stollen, die benutzten Werkzeuge, Menschenreste usw. bieten viel Neues und beruhen auf gründlicher systematischer Forschung. Auch die Abschnitte über Kupfer- und Salzbergbau, worüber uns die Ausgrabungen in den Salzburger Alpen schon viel Merkwürdiges berichtet haben, enthalten einiges, das uns in neuem Lichte gezeigt wird und neue Erkenntnisse vermittelt. Die Schrift ist fesselnd und bietet dem Prähistoriker Anregendes. Die Abbildungen sind klar und gut ausgewählt. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß der Verfasser beim Feuersteinbergbau auch über die Schäftung der gebrauchten Werkzeuge spricht und dabei auch die Methoden heutiger primitiver Völker heranzieht.

Eine Frage, die schon immer die Forscher beschäftigt hat, ist die nach dem Ursprung der Germanen und ihr Verhältnis zu den Indogermanen. Da hat nun Feist eine auf streng wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Schrift veröffentlicht [1]), die zum ersten Male 1914 erschien, seitdem aber den Fortschritten der Wissenschaft entsprechend durchgesehen, zum Teil umgestaltet und auch erweitert worden ist. Feist wendet sich gegen die von namhaften Prähistorikern verteidigte neuere Anschauung, daß die Heimat der Indogermanen Norddeutschland oder Skandinavien sei, sie und die Germanen eigentlich identisch seien und die Ausbreitung der indogermanischen Sprachen demnach als Resultat von Germanenwanderungen zu betrachten sei. Er betrachtet die Frage als eine im letzten Grunde sprachliche und kommt dabei durch eingehende Untersuchung der indogermanischen Sprachen und ihrer Eigentümlichkeiten zu dem Schlusse, daß „die sprachlichen und archäologischen Gründe für eine Herkunft der Indogermanen aus dem späteren Germanengebiet sich bei näherer Betrachtung als nicht stichhaltig erweisen", daß vielmehr die Germanen, die schon seit der ältesten neolithischen Zeit in ihren späteren Sitzen saßen, in vorgeschichtlicher Zeit „indogermanisiert worden sind, d. h. ihre einheimische Sprache mit der germanischen Mundart vertauschten". Welches indogermanische Volk diesen Einfluß auf das Germanenvolk ausübte, kann nicht mehr festgestellt werden; die Kelten waren es jedenfalls nicht, vielmehr ist diese Indogermanisierung vermutlich noch vor dem Vordringen der Kelten in die Germanensitze erfolgt. Die Urheimat der Indogermanen ist in Zentral- oder Vorderasien zu suchen. Zur Vervollständigung dieser kurzen Zusammenfassung und zur Charakterisierung der Arbeitsweise des Verfassers gebe ich hier die einzelnen Kapitel seines Buches: I. Das Problem, II. Die Germanen, III. Die Indogermanen, IV. Die indogermanische Rasse, V. Die hochdeutsche Lautverschiebung, VI. Die germanische Lautverschiebung, VII. Kelten und Germanen, VIII. Die Lehnwörter des Germanischen, IX. Der germanische Wortakzent, X. Das Germanische keine direkte Fortsetzung des Indogermanischen, XI. Die indogermanische Urheimat, XII. Das Tocharische, XIII. Das Hethitische,

[1]) Sigmund Feist, Indogermanen und Germanen. Ein Beitrag zur europäischen Urgeschichtsforschung. 3. Aufl. VIII u. 156 S. Gr.-8°. Halle, Niemeyer, 1924. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.50.

Digitized by Google

XIV. Die Germanen eine Dauerrasse. Besonders interessant sind unter diesen Kapiteln die über das Tocharische und Hethitische, zwei früher ganz unbekannte indogermanische Sprachen, von denen das Hethitische überhaupt erst in allerjüngster Zeit als indogermanisch erkannt worden ist. — Dieser Schrift Feists dürfen wir die eines bekannten Prähistorikers entgegenstellen, die von Kossinna über das indogermanische Urvolk [1]). Kossinna ist Vertreter der von Feist bekämpften Anschauung; er findet die Heimat der Indogermanen im Norden. Wenn er auch das Sprachliche berücksichtigt, so behandelt er doch in erster Linie die Frage archäologisch und anthropologisch. Nach ihm sind die Indogermanen ein Zweig des westeuropäischen Rassenstammes, der nördlich abwanderte und eine vorfinnische, ihm sprachlich verwandte Bevölkerung langsam verdrängte, dann aber rückläufig zu einem Teil in die Gegenden der mittleren Donau gelangte und dort den neuen Zweig der Südindogermanen hervorrief; die erste Spaltung des indogermanischen Urvolkes. Kossinna belegt seine Ausführungen durch fortlaufende Erwähnung und Charakterisierung der in Frage kommenden Fundobjekte, die durch viele Abbildungen im Texte anschaulich gemacht werden. Der Verfasser ist ein so gewiegter Kenner der germanischen Vorgeschichte, daß man seine Darstellung durch einfache Ablehnung nicht als unrichtig erweisen kann. Sie hat sehr viel für sich und Rez. neigt sich ihr persönlich zu, weil die vergleichende prähistorische Wissenschaft, die hier angewandt ist, schon manches geklärt hat und seiner Meinung nach auf diesem Wege auch die Lösung gefunden werden wird. Sprachliche Untersuchungen, wie die von Feist, können das natürlich bedeutend unterstützen, aber leicht auch zu einseitigen Schlüssen führen. — Mit den Indogermanen beschäftigt sich auch eine umfangreichere Schrift von Georg Wilke, und zwar handelt sie von der Religion derselben [2]). Von vornherein war ja anzunehmen, daß sich die Religion der Indogermanen wie bei anderen Völkerschaften aus primitiven Formen des Animismus, Totemismus, Toten-, Seelen- und Dämonenglaubens entwickelt habe, zumal wir heute noch bei Völkern indogermanischer Abstammung, auch wenn schon längst das Christentum Eingang gefunden hat, unbewußt noch immer Reste solcher uralter primitiver Religion und darauf bezügliche Gebräuche erkennen können. Hiervon ausgehend behandelt Wilke zunächst die verschiedenen primitiven Religionsformen, um nachzuweisen, wie diese sich auch in den religiösen Anschauungen aller Indogermanen verfolgen lassen, und geht dann zu den indogermanischen Göttergestalten und dem Kultus der Indogermanen über, wobei er immer wieder darauf hinweist, wie sich diese spätere Götterreligion auf früheren primitiven Anschauungen aufbaut

[1]) Gustav Kossina, Die Indogermanen, ein Abriß. I. Teil: Das indogermanische Urvolk. (Mannusbibliothek Bd. 26.) Mit 150 Textabbildungen und 6 Tafeln. VI u. 79 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—.

[2]) Georg Wilke, Die Religion der Indogermanen in archäologischer Beleuchtung. Mit 278 Abbildungen im Text. (Mannusbibliothek Nr. 31.) 254 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1923. Mk. 7.—, geb. Mk. 8.50.

Digitized by Google

und auf sie zurückweist. Hier behandelt der Verfasser auch den Zusammenhang ethischer Begriffe mit primitiven religiösen Anschauungen, und bei Gelegenheit der Frage über Götterbilder stellt er die sehr verständliche Behauptung auf, daß die Holzpfeiler, aus denen sich nach und nach die Bildsäulen der Gottheiten entwickelten, mit fetischartigen Anschauungen zu tun haben. Die Arbeit Wilkes ist sehr anerkennend zu beurteilen, weil sie das Thema so erschöpfend behandelt.

Gehen wir zu den Werken über, die sich mit den Germanen insbesondere befassen. Drei Untersuchungen liegen uns vor, die in einem inneren Zusammenhange zueinander stehen. Walther Schulz hat in einer Schrift die germanische Familie der Vorzeit behandelt, in einer zweiten Staat und Gesellschaft in germanischer Vorzeit [1]). In beiden Werken will der Verfasser nach seinen eigenen Angaben im Vorwort, nicht neue Forschungen vortragen, sondern vielmehr die bisherigen Ergebnisse in einem Bilde zusammenfassen, ohne auf Einzelstreitfragen einzugehen. Von solchen Darstellungen haben auch andere etwas als nur die Fachgelehrten. Wer tiefer in das Thema eindringen will, findet in den beigefügten Literaturnachweisen Anhaltspunkte genug. Schulz stützt sich neben den archäologischen Ergebnissen auf die Ueberlieferung und das Sprachgut. Im ersten Werke behandelt er den Familienaufbau, die Frau, die Ehe, die Hausgemeinschaft, den verwandtschaftlichen Zusammenhalt, und bringt in einem Anhang noch die Stammessage der Germanen und die Fürstengeschlechter der Cherusker mit ihren Verschwägerungen. Das zweite Werk stellt erstens die staatlichen Verhältnisse dar (Völkerschaften, Verwaltung), und dann die gesellschaftlichen Verhältnisse (Volk, Unfreie und Fremde, Anfänge des Ständewesens). Es bietet einen eigenen Reiz, sich gerade in diese hier geschilderten Verhältnisse unserer Vorfahren zu vertiefen, und es wäre gut, wenn recht viele Moderne die beiden Schriften lesen wollten, um daraus zu lernen, daß es gar nichts schadete, wenn man einzelne den Sitten der alten Germanen zugrunde liegende Anschauungen in der heutigen Zeit wieder etwas beachten wollte. — Die dritte hierher gehörige Schrift ist schon in unseren Mitteilungen angezeigt worden, aber es dürfen ihr auch in diesem Sammelbericht einige erwähnende Worte noch gewidmet werden. Georg Girke redet da von der Tracht der Germanen in der vor- und frühgeschichtlichen Zeit. Es ist eine Geschichte der Männer- und Frauenkleidung von der Steinzeit her, etwas für heutige Modeschwärmer. Die zugehörigen Abbildungen sind sorgfältig ausgewählt und gut reproduziert. Ein Anhang über die landläufigen Germanenbildnisse zeigt uns, wie weit sich oft die künstlerische Phantasie von den Resultaten der archäologischen Forschung entfernte und noch entfernt.

---

[1]) Walther Schulz, Prof. Dr., Die germanische Familie in der Vorzeit. Mit 26 Abbildungen. (Vorzeit, Band 3.) 36 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1925. Mk. 2.50.

Derselbe, Staat und Gesellschaft in germanischer Vorzeit. Mit 30 Abbildungen und 2 Karten. (Vorzeit, Band 4.) 51 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1926. Mk. 3.50.

Digitized by Google

Von Schriften, die einzelne Gebiete und Orte archäologisch behandeln, nenne ich zunächst Carl Gumpert, der eine größere Arbeit über das fränkische Mesolithikum bringt[1]). Unter M. versteht die prähistorische Wissenschaft diejenige Entwicklungsstufe der vorgeschichtlichen Zeit, die eine Verbindung zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit herstellt. In ihr sind ältere und jüngere Typen anzutreffen, die sich weder in die eine noch die andere dieser beiden Stufen ohne weiteres einfügen lassen. Der Verfasser beschränkt seine Darstellung auf die Umgebung Ansbachs, auf das Tal der fränkischen Rezat und der oberen Altmühl und das fränkische Hügelland. Für dieses Gebiet kommt vom Mesolithikum die als „Tardenoisien" bezeichnete Kulturstufe in Betracht. Zur Orientierung über den Charakter des Tardenoisien diene der Abschnitt „Typologische und chronologische Betrachtungen" auf S. 31 ff. Eigentümlich ist dem Mesolithikum, daß es hauptsächlich Oberflächenfunde bietet, auf die man zu Unrecht meist sehr wenig gab. So enthält denn auch das Fundmaterial, das dem Verfasser zu Gebote stand, vor allem solche Oberflächenfunde. Aber auch die Entdeckung einer mesolithischen Wohngrube, deren nur sehr wenige bekannt geworden sind, die den neolithischen, viel häufigeren Wohngruben gegenüber charakteristische Unterschiede aufweist, ist als ganz besonders wertvoller Fund zu verzeichnen. Der Hauptteil des Buches ist der ausführlichen Beschreibung der aus Schabern, Messern, Sticheln, Bohrern, Pfeilspitzen u. a. bestehenden Funden, die zu einem großen Teile mikrolithischer Art sind, gewidmet. An den vielen Abbildungen lassen sich die Unterschiede gegenüber den paläolithischen und neolithischen Typen ohne besondere Mühe ersehen, und wir müssen zugeben, daß ein sehr interessantes Material vorliegt. Gefäßscherben wurden nicht gefunden, weil der Mesolithiker die Töpferei noch nicht kannte. Das Material, aus dem die Fundstücke hergestellt sind, ist selten Feuerstein, der den Steinzeitmenschen der Umgebung Ansbachs schwer erreichbar war. An seine Stelle treten verschiedene Hornsteinarten. Die Besiedelung war nicht gering, und die Siedler, um die es sich handelt, müssen ein seßhaftes Jäger- und Fischervolk gewesen sein. Der Verfasser schildert dies alles in ansprechender Form. Seinem Buche schickt er einleitende Bemerkungen über die geologischen Verhältnisse der Rezat- und Altmühlgegend und über die Anlage steinzeitlicher Wohnplätze voraus. — In eine spätere Zeit versetzt uns das Buch von Albert Krebs über die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen[2]). Der Verfasser verzeichnet die im östlichen Westfalen gemachten vorgeschichtlichen Funde aus der älteren und jüngeren Bronzezeit und der vorrömischen Eisenzeit und verwertet sie siedlungs-

---

[1]) Carl Gumpert, Fränkisches Mesolithikum. Die steinzeitliche Besiedelung der fränkischen Rezat und oberen Altmühl im Tardenoisien. Mit 180 Abbildungen im Text. (Mannusbibliothek, Band 40.) VI u. 121 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1927. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.60.

[2]) Albert Krebs, Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen. Mit 6 Tafeln. (Mannusbibliothek, Band 38.) 59 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1925. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.70.

Digitized by Google

geschichtlich. Die Funde sind Einzelfunde und Grabfunde. Die Untersuchung derselben führt ihn zu folgenden Ergebnissen. In der älteren Bronzezeit des Fundgebietes unterscheidet er zwei Siedlungsperioden, gekennzeichnet durch zwei verschiedene Bestattungsarten, die er als Erdhügelgräber und Steinhügelgräber bezeichnet. Er führt sie auf süddeutsch-keltische Einwanderung zurück, erstere auf eine ackerbautreibende, letztere auf eine Hirtenbevölkerung, die etwa gleichzeitig im ersten Drittel des zweiten Jahrtausends v. Chr. auftreten, von denen aber die erstere, die örtlich die westliche Gruppe darstellt, nicht so lange dauerte wie die zweite, die östliche, die vermutlich noch bis ins letzte Drittel des Jahrtausends hineinreicht. In der jüngeren Bronzezeit drang eine neue Bevölkerung von der Gegend um die Allermündung weseraufwärts vor mit anderer Begräbnissitte. Sie hat Urnenbeisetzung, entweder in Form von Urnenfriedhöfen oder künstlicher Grabhügel. Dies war eine germanische Bevölkerung. Das Eindringen des Eisens macht sich in den Urnenfriedhöfen im östlichen Westfalen bemerkbar, woraus zu folgeru ist, daß sich die hier in Frage stehende Bevölkerung mindestens bis in die erste Eisenzeit, vermutlich sogar bis in die Latènezeit, hielt. Die Grabhügelbestattung läßt auf die Einwanderung eines neuen germanischen Stammes schließen. Wir erkennen zwei Gruppen von Urnengrabhügeln, eine südliche an der oberen Werra bis in die Gegend von Paderborn und eine nördliche im Kreise Minden. Die Leute der südlichen Gruppe wanderten in der ersten Eisenzeit ein, 300—400 Jahre später als die Urnenfriedhofleute, und noch etwas später kamen die Leute der nördlichen Gruppe, etwa in dem letzten Abschnitt der Hallstattzeit. In den Funden zeigt sich der Einfluß der Kultur des nordhannoverschen Kreises. Diese germanische Bevölkerung des östlichen Westfalens kann sehr wohl bis über den Beginn unserer Zeitrechnung hinaus dort verblieben sein. Ergänzt werden diese Erörterungen und Resultate durch Untersuchungen über 1. ostwestfälische Germanenstämme, ihre Wanderungen und Wohnsitze in vorgeschichtlicher Zeit, 2. Volksdichte und Wohlstand, 3. Wirtschaft, Siedlungsweise und andere Kulturformen, sowie durch eine Tabelle über die räumliche und zeitliche Verteilung der Grabformen (und Volksstämme.) Die Schrift wird jedem Leser willkommen sein. — Wenden wir uns nun zu einer Arbeit von Paul Schumacher über Ringwälle in Posen [1]). Der Verfasser folgt einer Anregung zur kartographischen Festlegung der Ringwälle in der Provinz Posen. Gerade auf diesem Gebiete ist noch verschiedenes zu tun. Seine Schrift beschränkt sich aber nicht auf die Einzeichnung der Ringwälle in die Karte von Posen, sondern er gibt vor allem eine eingehende Beschreibung sämtlicher dort festgestellter Werke dieser Art nach Lage, Umfang, Höhe, Funden und Ueberlieferung. Die Zusammenstellung ergibt, daß die Zahl der noch vorhandenen Ringwälle viel größer ist, als man ver-

[1]) Paul Schumacher, Die Ringwälle in der früheren preußischen Provinz Posen. Ein Beitrag zur vorgeschichtlichen Kartographie. Mit 40 Textabbildungen und 1 Karte. (Mannusbibliothek, Band 36.) 72 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1924. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.20.

Digitized by Google

muten sollte; viele sind schon abgetragen. Der Aufzählung und Beschreibung gehen einleitende Abschnitte voraus über das Geschichtliche der Ringwallforschung, Form und Material, Name, Größenverhältnisse, Ursprung, Zweck und spätere Benutzung, Lage und Dichtigkeit, die man nicht ohne Nutzen durchgeht. Das Ganze ist eine fleißige Arbeit. Archäologisch interessiert uns am meisten die Frage über das Alter dieser Ringwälle und ihre mutmaßlichen Erbauer. Der Verfasser scheint sich der Ansicht zuzuneigen, daß die älteren Anlagen germanischen Ursprungs seien, aus der Zeit vom 1. Jahrhundert v. Chr. bis zur Völkerwanderung stammend, die jüngeren slawischen Ursprungs aus der Zeit vom 6.—11. Jahrhundert. Sehr willkommen ist dem Forscher die nicht weniger als 410 Nummern umfassende Uebersicht über die Literatur zur Ringwallkunde. Die gründliche Arbeit des Verfassers darf sich selbst als einen wertvollen Beitrag zur Ringwallforschung hinzurechnen. — Mit einem ganz besonders interessanten vorgeschichtlichen Befestigungswerke beschäftigt sich ein Werkchen von Erich Caemmerer[1]), mit der der thüringischen Stadt Arnstadt im Süden vorgelagerten Muschelkalkhochebene, die seitlich steil abfällt, nach Süden durch Wallanlagen gegen das ansteigende Gelände geschützt ist, der Alteburg, einer vorgeschichtlichen Befestigungsanlage. Wäre man über den Charakter der Oertlichkeit im Zweifel, so würden die zahlreichen dort gemachten Funde den Beweis des vorgeschichtlichen Ursprungs liefern. Das Werkchen gibt nach einer kurzen topographischen Einleitung eine Zusammenstellung und Beschreibung der Fundstücke. Es sind steinzeitliche und latènezeitliche Funde. Die steinzeitlichen, bearbeiteter Feuerstein und Steingeräte, weisen auf spätneolithische Zeit, etwa in die Zeit 3000 v. Chr. Von den keramischen Funden kann nur ein kleiner Teil als bandkeramisch bestimmt werden. Ob die Befestigung in neolithischer Zeit angelegt wurde, läßt sich nicht erweisen. Aber in dieser Zeit wurde sie als Fliehburg benutzt und enthielt auch allem Anschein nach wegen der großen Zahl von noch unfertigen oder unbrauchbar gewordenen und dann umgearbeiteten Feuersteingeräten, Splittern und Abfällen eine neolithische Werkstatt. Auffallend ist, daß eine neolithische Ansiedelung am Fuße der Alteburg bis jetzt nicht festgestellt wurde. Die Bronzefunde weisen in die mittlere und spätere Latènezeit. Die Alteburg ist anscheinend seit der neolithischen Zeit immer eine Fliehburg geblieben, wenn sich dies auch nicht unzweifelhaft aus den Bronzefunden, weil sie verhältnismäßig gering sind, schließen läßt. Auch Keramik der Latènezeit ist vorhanden. Aber eine latènezeitliche Ansiedelung am Fuße der Alteburg ist ebensowenig gefunden worden wie eine neolithische. Jedoch ist dies kein Beweis gegen die Annahme einer solchen, da diese vermutete Siedlung immer noch gefunden werden kann. Ob sich, wie vielfach angenommen wurde, auf der Alteburg eine Kultstätte befunden hat, läßt sich nicht

[1]) Erich Caemmerer, Dr., Die Alteburg bei Arnstadt. Ein Beitrag zur Kenntnis der Vorgeschichte Thüringens. Mit 139 Abbildungen im Text. (Mannusbibliothek, Band 37.) 38 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1924. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.70.

Digitized by Google

erweisen, ebensowenig ob in der in Frage kommenden Periode innerhalb der Latènezeit Germanen als Inhaber der Alteburg in Frage kommen, oder ob es sich um vereinzelte keltische Volksteile handelt, die sich hier gehalten haben. Die Arbeit des Verfassers verdient volle Anerkennung. — Eine bemerkenswerte Oertlichkeit in Hinsicht auf vorgeschichtliche Besiedelung ist auch die Heideterrasse zwischen Rheinebene, Acher (Nebenfluß der Sieg) und Sülz (Nebenlauf der Acher), südöstlich von Köln. Der Höhenzug, der nördlich der Sieg den Rhein begleitet, hat hier den Charakter einer hochliegenden Heidefläche angenommen. Von der vorgeschichtlichen Besiedelung dieses Landstriches und insbesondere des östlichen Teiles um das Dorf Altenrath handelt eine Schrift von Rademacher[1]), die schon etwas zurückliegt, aber hier im Zusammenhange nochmals kurz Erwähnung finden muß. Aus den auf der genannten Terrasse gemachten Gerät- und Gefäßfunden ergibt sich, daß bereits in der Steinzeit eine schnurkeramische Siedlung und eine andere aus der Zeit der Pfahlbaukultur vorhanden waren. In der Hallstattzeit, die an in der Nähe der steinzeitlichen Siedelungen zutage gekommenen Funden nachgewiesen werden konnte, ist, wie die zahlreichen Grabhügel ergeben, der ganze Terrassenrand, besonders im Westen und Osten, besiedelt gewesen, wenn sich auch die zu den verschiedenen Grabhügelfeldern gehörigen Siedelungen noch nicht haben auffinden lassen. Diese nicht germanische Bevölkerung wurde im 6. Jahrhundert v. Chr. durch die von Norden aus sich ausdehnenden Germanen verdrängt. Germanische Ansiedelungen lassen sich erst aus der späteren Eisenzeit, etwa aus dem 4. Jahrhundert v. Chr., nachweisen, Gräber und Wohnstätten, eine am Ost- und eine am Westrand, von denen die letztere nach neueren Funden bis ins 3. Jahrhundert n. Chr. bestand. Der Verfasser sieht in den Begründern dieser Siedelungen Sugambrer. In der fränkischen Zeit entstanden am Fuße der Heideterrasse fränkische Herrenhöfe und Bauerndörfer, von wo aus auf Rodungen neue Dörfer entstanden. Auch das Dorf Altenrath erwuchs aus einer fränkischen Rodung. Mit der Entstehung und weiteren Entwicklung desselben beschäftigt sich der Verfasser eingehend. Doch das fällt bereits aus den vorgeschichtlichen Verhältnissen, die für uns zunächst in Frage kommen, heraus. Sechs saubere Abbildungstafeln erhöhen den Wert der Schrift. — Die Vor- und Frühgeschichte der Stadt Frankfurt a. d. O. behandelt eine kleine Arbeit von Lienau[2]). Auch diese erwähnen wir hier nur, weil sie sich aus dem Zusammenhang unseres Berichtes nicht leicht ausscheiden

[1]) C. Rademacher, Die vorgeschichtliche Besiedelung der Heideterrasse zwischen Rheinebene, Acher und Sülz, sowie insbesondere die Besiedelung des Ostrandes zur fränkischen Zeit. Die Entstehung des Dorfes Altenrath, ein Beitrag zur Siedelungsarchäologie des Rheinlandes. Mit 4 Abbildungen im Text und 11 Tafeln. (Mannusbibliothek, Nr. 20.) VII u. 35 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.20.

[2]) Michael Martin Lienau, Vor- und Frühgeschichte der Stadt Frankfurt a. d. Oder von den ältesten Anfängen bis zum Jahre 1253. Mit einer Seite Abbildungen im Text und einem Stadtplan. (Mannusbibliothek, Nr. 25.) 32 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.20.

Digitized by Google

läßt, wenn derselbe möglichst vollständig sein soll. In Betracht kommt für uns nur der Teil, der die Vorgeschichte umfaßt. Aus den Funden, die bis in den Beginn der jüngeren Steinzeit zurückreichen, zieht der Verfasser seine Folgerungen, in welcher Weise die Besiedelung des engeren und weiteren Stadtgebietes in der Stein-, Bronze- und ersten Eisenzeit vor sich gegangen ist, und was wir daraus für die kulturellen Verhältnisse entnehmen können. Er verfolgt die weitere Entwicklung noch bis 1253, wo der von deutschen Kolonisten im slawisch gewordenen Lande besiedelte Ort zur Stadt erhoben wurde. Doch geht dies über das Ziel unserer Besprechung hinaus. — Erwähnt soll hier werden, ebenfalls nur der Vollständigkeit halber, eine von Dutschmann veröffentlichte, der prähistorischen Forschung sehr dienliche Zusammenstellung der Literatur über die Vor- und Frühgeschichte Sachsens, eine fleißige und mühevolle Arbeit [1]). — Den drei jetzt folgenden Werken habe ich einen besonderen Platz hier angewiesen, anstatt sie weiter oben unter gleichartigen zu erwähnen, weil sie ihre Eigenart haben. Das Werk von Eichhorn [2]) über die Ausgrabungen auf einem thüringischen Urnenfriedhof erscheint mir deshalb besonders wichtig, weil es seiner Anlage und Form nach gewissermaßen als Muster für ähnliche Darstellungen gelten kann, da es nicht nur eine nach jeder Richtung hin erschöpfende Beschreibung der Fundstücke gibt, ihr Charakteristisches scharf betont und sie in übersichtlicher Tabellenform zusammenfaßt, sondern besonders, weil er das Verfahren bei der Ausgrabung, Konservierung und Ergänzung eingehend schildert und damit eine ausgezeichnete Anleitung auch solchen gibt, die nicht als Fachleute, sondern gelegentlich als Liebhaber der Wissenschaft einen Dienst leisten wollen und in die Lage kommen, dies zu tun. Ist doch der Verfasser selbst von Haus aus kein von vornherein fachmännisch gebildeter Prähistoriker. Die große Liebe, mit der er sich praktisch der Sache gewidmet hat, ist alles Lobes wert, ebenso der außerordentliche Fleiß bei Abfassung des Buches; er kann damit Begeisterung für gleiche Betätigung erwecken, zumal er sehr gute Fingerzeige gibt. Der bei Großromstedt nordwestlich von Jena festgestellte, etwa 5600 qm, also ein mächtiges Gebiet umfassende Urnenfriedhof hatte sich schon Jahre hindurch durch beim Pflügen zutage gekommene Funde bemerkbar gemacht, bis endlich seit 1907 systematische Nachgrabungen veranstaltet wurden, mehrere Jahre im Auftrag des Germanischen Museums auch vom Verfasser bis kurz vor dem Weltkrieg. Die Ausbeute war außerordentlich groß, denn nicht weniger als 596 Urnengrabstätten sind bis 1914 gefunden worden. Der Verfasser schildert zu Anfang seines Werkes die bei den Ausgrabungen angewandte und als praktisch erkannte Methode, den Stand der Urnen im Boden, die Anordnung der Gräber, und dann

---

[1]) Georg Dutschmann, Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Sachsens. (Mannusbibliothek, Nr. 27.) 32 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.70.

[2]) G. Eichhorn, Dr, Der Urnenfriedhof auf der Schanze bei Großromstedt. Mit 722 Abbildungen im Text. (Mannusbibliothek, Nr. 41.) VII u. 322 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1927.

Digitized by Google

vor allem die Behandlung der Funde, ihre Messung und ihre Konservierung; ein Anhang bringt noch eine Ergänzung dazu. Dann folgt die genaue Einzelbeschreibung, die den Hauptteil des Buches ausmacht. Ueberall sind Untersuchungen über auffallende Beobachtungen bei Durchforschung des Urneninhaltes eingestreut, die mit großem Scharfsinn den Dingen auf den Grund gehen. So bringt der Verfasser eine eingehende Behandlung der merkwürdigen Tatsache, daß in den Urnen neben wenigen etwas größeren Knochenstücken nur eine große Menge kleiner und kleinster Knochenpartikel, aber keine Aschenbeimengungen und Holzkohlenreste gefunden worden sind. Er erklärt es glaubhaft so, daß die greifbaren Knochenstückchen aus dem Brandschutt zuerst ausgelesen, dann die von der Glut noch nicht zerstörten und zersprengten Knochen auf einer Unterlage zerklopft und die Stückchen mit allem, auch dem kleinsten Partikelchen in die Urne geleert wurden. Die durch die Brandglut an den Knochen hervorgerufenen charakteristischen Veränderungen und Splitterungen behandelt er ebenfalls genau. An einer anderen Stelle handelt er von den auch anderswo im Urneninhalt gefundenen harzartigen Knollen, von denen man schon früher wußte, daß ihr Hauptbestandteil Birkenharz (aus der Birkenrinde) ist. Der Verfasser hat die gefundenen Harzstücke einer genauen chemischen Untersuchung unterziehen lassen, bei der sich herausstellte, daß die Art des bei der Destillation gebildeten Teeres, Farbe und Geruch auf Birkenteer hindeutet. Der Chemiker vermutet, daß Birkenholz zum Brand benutzt wurde und das sog. Urnenharz durch Schwelung im ziemlich von der Luft abgeschlossenen Innern des Holzstoßes erzeugt wurde. Auch der Verfasser kann aber nicht klären, ob die Harzstückchen etwa deshalb mitgesammelt wurden, weil man ihnen eine besondere Bedeutung zuschrieb. Der Urnenfriedhof stammt aus der Spätlatènezeit. Die dem Werke beigegebenen zahlreichen Abbildungen sind, obgleich sie nur nach Handzeichnungen hergestellt sind, sehr instruktiv. Das andere hier noch zu besprechende Werk ist eine Festschrift, die dem um die vorgeschichtliche Erforschung Thüringens und Brandenburgs hochverdienten Berliner Prähistoriker Alfred Götze zum 60. Geburtstage von Kollegen, Freunden und Schülern überreicht wurde [1]). Das aus 32 Beiträgen namhafter Forscher bestehende Sammelwerk bringt eine Fülle interessanten prähistorischen Materials von der Steinzeit bis zur Eisenzeit über die verschiedensten deutschen Oertlichkeiten, einzelnes aus frühgeschichtlicher Zeit, außerdem einen Beitrag Dörpfelds über das Schiffslager der Griechen vor Troja, da sich Götze auch auf diesem Gebiete erfolgreich betätigt hat, einen solchen von Gandert über die jüngere Steinzeit in Sibirien, von Hackmann über eisenzeitliche Geräte aus Finnland, von Kjaer über einen Hausgrundriß aus der Zeit um Chr. Geb. aus Dänemark u. a, um auch das

[1]) Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie, Alfred Götze zu seinem 60. Geburtstage dargebracht von Kollegen, Freunden und Schülern, in deren Auftrag herausgegeben von Hugo Mötefindt. Mit 276 Abbildungen im Text, 19 Tafeln und Karten. XVII u. 247 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1925. Mk. 16.—, geb. Mk. 19.—.

Digitized by Google

zu erwähnen, was sich auf außerdeutsche und auch außereuropäische Orte und Gebiete bezieht. Die Beiträge können ihrer großen Zahl wegen einzeln hier nicht besprochen werden. Aber wir können die Versicherung geben, daß jeder Prähistoriker in ihnen Anregendes findet. Das Buch ist mit einem Bilde Götzes geschmückt und bringt zu Anfang eine Zusammenstellung der von 1890–1925 erfolgten Veröffentlichungen des geachteten Mannes, aus der wir ersehen, ein wie fleißiger und fruchtbarer Arbeiter er ist. Die am Schlusse beigegebenen Abbildungstafeln bilden einen wertvollen Schmuck des Buches. — Diesem Werke ist das dritte hier zu nennende an die Seite zu stellen, das ebenfalls einem besonderen Anlaß sein Dasein verdankt. 1896 erschien der Vortrag, den Kossinna 1895 auf der Anthropologenversammlung in Kassel über die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen gehalten hatte, im Druck. Er enthielt die Grundgedanken der siedlungsarchäologischen Methode, nach deren Richtlinien Kossinna und seine Schule seitdem weitergearbeitet und Erfolge errungen haben. Als einen Rückblick auf die verflossenen 25 Jahre, gewissermaßen auch als eine Ehrung des Bahnbrechers Kossinna betrachtet Hans Hahne die von ihm herausgegebene Sammlung von 18 Arbeiten aus dem Kreise der Berliner Schule, die uns vorliegt [1]). Es ist ein zeitlich schon etwas zurückliegendes Werk, soll aber hier noch kurze Erwähnung finden, weil es doch ein Markstein auf dem Wege der sich immer weiter Bahn brechenden deutschen archäologischen Forschung ist und in den von ihm gebrachten Arbeiten zeigt, daß Kossinnas Methode etwas leistet. Eine S. 158—170 sich findende Arbeit von Mötefindt beleuchtet die Richtungen und Ziele der Vorgeschichtsforschung der Gegenwart noch besonders. Des Raumes wegen können die 18 Arbeiten hier nicht einzeln besprochen werden. Wir machen im allgemeinen auf ihren wissenschaftlichen Wert aufmerksam.

Von Schriften, die sich in eine besondere Kategorie nicht eingliedern lassen, sind folgende zu nennen. In die Frühgeschichte germanischer Völker führt eine Untersuchung von Diculescu über die Geschichte der Wandalen und Goten in Ungarn und Rumänien von Mark Aurel bis in die nachkonstantinische Zeit [2]). Die eingehende Arbeit des in der ungarischen und rumänischen Geschichte sehr gut bewanderten Verfassers zeigt uns, wie gotische und wandalische Stämme im Laufe des 2. und 3. Jahrhunderts sich in Dazien niedergelassen hatten, erstere im westlichen, letztere im östlichen Teil. Grabfunde, durch Abbildungen anschaulich gemacht, legen davon Zeugnis ab. Bis zur Zeit Konstantins befestigte sich die gotische Herrschaft dort so, daß sie dakische Stämme unterwarfen und verdrängten. Auch Sieben-

---

[1]) 25 Jahre Siedlungsarchäologie. Arbeiten aus dem Kreise der Berliner Schule, besorgt von Hans Hahne. Mit 161 Abbildungen im Text und auf 14 Tafeln. (Mannusbibliothek, Nr. 22.) VIII und 80 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.50.

[2]) Constantin C. Diculescu, Dr., Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien. Mit 29 Textabbildungen. (Mannusbibliothek, Nr. 34.) V u. 64 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1923. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.70.

Digitized by Google

bürgen hatten die Goten unter ihren Einfluß gebracht, wie Grabfunde beweisen. Mit den wandalischen Stämmen brachen im 4. Jahrhundert Streitigkeiten aus, die dazu führten, daß die letzteren von Dazien nach Pannonien abwanderten. Wir beschränken uns auf diese kurzen Angaben, da solche sowieso nur eine schwache inhaltliche Würdigung der tiefschürfenden Arbeit geben können. Die späteren Zeiten scheiden für unseren vorgeschichtlichen Sammelbericht überhaupt aus. Für die Frühzeit germanischer Völker sind die Ausführungen des Verfassers von großem Werte. — Mit einem bis in die Latènezeit zurückreichenden Gerät beschäftigt sich eine schon etwas früher erschienene Arbeit über die Entwicklung des Reitersporns von Jahn[1]). Wir erwähnen sie hier nur kurz der Vollständigkeit halber. Die Kapiteleinteilung zeigt den Gang der Untersuchung: 1. Geschichte der Sporenforschung, 2. der latènezeitliche Sporn, 3. der Stuhlsporn, 4. der kaiserzeitliche Knopfsporn, 5. Knebelsporn und Hakensporn, 6. der provinzialrömische Sporn, 7. die Nietsporen auf germanischem Gebiet, 8. über spornähnliche Gegenstände und die Tragart der Sporen. Der Gegenstand ist also erschöpfend behandelt und bringt archäologisch und geschichtlich anziehende Momente. Ein Anhang über Literatur und Fundumstände sowie ein Fundortsregister vervollständigen die Untersuchung. — Ein bekanntes, in der Neuzeit vielfach wieder verwandtes Symbol ist in einer kleinen Schrift von Lechler historisch untersucht, das Hakenkreuz[2]). Der Verfasser verfolgt das Symbol nach rückwärts bis in die Zeit um 3000 v. Chr., wo es zuerst in Siebenbürgen und etwas später in der zweiten Stadt Trojas auftaucht. Das fiele also in die jüngere Steinzeit. Beim westlichen Ast kam es nach und nach nach Griechenland (Mykenä) und Italien, in der Bronze- und Hallstattzeit zu den Germanen und Kelten, dann ins römische Reich und teils von da, teils vom nordischen germanischen Heidentum aus ins Christentum. Der östliche Ast trug das Symbol über Kleinasien bis nach Indien, dann zu den mongolischen Völkerschaften, ja sogar bis zu den Indianern Amerikas. Es ist nirgends ein bloßes Ornament, sondern es wird ihm eine glückverheißende Kraft zugeschrieben, und dies kommt daher, daß es Symbol der licht- und lebenspendenden Sonne ist. Also ist es wohl aus dem ältesten Sonnensymbol, dem Rad mit vier Speichen, entstanden, bei dem man die Kreislinie wegließ; die Haken an den vier Speichen sollen vielleicht die Vorwärtsbewegung der Sonne andeuten. Ist das Symbol in Siebenbürgen zuerst gebraucht worden, das in der neolithischen Zeit von dem Zweige der Südindogermanen besiedelt war, dann ist es wohl überhaupt ein indogermanisches Symbol, das dann auf dem Wege über ostindogermanische Volksgruppen (Einwanderung der späteren Griechen in die südliche Balkanhalbinsel) ins

---

[1]) Martin Jahn, Der Reitersporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung. Mit 90 Abbildungen im Text und einer Tafel. (Mannusbibliothek, Nr. 21.) VI u. 128 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.

[2]) Jörg Lechler, Vom Hakenkreuz. Die Geschichte eines Symbols. Mit 351 Abbildungen. (Vorzeit, Bd. 1.) VIII u. 27 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Digitized by Google

ägäische Gebiet und von dort weiter nach Osten gelangte. Dies führt der Verfasser in eingehender Darstellung und unter ausgiebiger Heranziehung der Beweisstücke aus. 36 Tafeln zeigen uns diese letzteren. Das Buch bringt fesselnde und anregende Gedanken.

Vor kurzem erschien ein Werk von Wolff, das sich eine systematische Einteilung der Menschenrassen nach besonderen Merkmalen, abweichend von der bisherigen Uebung, zur Aufgabe gestellt hat[1]). Auch die prähistorische Wissenschaft beschäftigt sich mit der Rassenfrage, vor allem in bezug auf die ältesten Menschenfunde, und dann hinsichtlich der Völker der Stein- und Bronzezeit. Wenn wir uns auch auf die allgemeinen Rassefragen, wie sie das Wolffsche Buch entwickelt, hier nicht näher einlassen können, so ist es für uns aber von Wert, seine Ansicht über die vorgeschichtlichen Rassen kennen zu lernen. S. 123—127 bespricht der Verfasser die diluvialen Menschenrassen. Er stellt fest, daß wir hier drei gut ausgeprägte anthropologische Formenkreise erkennen können, die Neandertalrasse, die Aurignacrasse und die Form von Cro-Magnon, die selbst keine eigene Rasse sei, sondern eine Mischung von Dolichokephalen und Brachykephalen. In der jüngeren Altsteinzeit tritt die Neandertalrasse so sehr zurück, daß man sie für ausgestorben halten könnte. Bevor man nun den von Otto Hauser gefundenen Homo Aurignacensis kannte, nahm man an, daß die Cro-Magnon-Form die Stammrasse der europäischen Menschheit sei. In Anlehnung an Gedankengänge Kossinnas vertritt aber der Verfasser den Standpunkt, daß, wie die Funde von Krapina die Aurignac-ähnliche Formen zeigen, erkennen lassen, die Aurignacrasse schon in der altpaläolithischen Zeit neben der Neandertalrasse bestand, sich mit dieser vermischte und so Neandertalmerkmale forterhielt, auch nachdem die Neandertalrasse ausgestorben war. Die Aurignacrasse ist die den heutigen Nordeuropäern am nächsten verwandte Rasse, ist also vermutlich deren Stammform, während die Cro-Magnon-Form mit den Nordeuropäern nichts zu tun hat, sondern den Süden Europas beeinflußt hat. Von der Aurignacrasse rührt es her, daß sich auch heute noch vereinzelt einmal Neandertalmerkmale zeigen. Auf S. 118—123 spricht Wolff von den neolithischen Menschenrassen. Er nimmt die von Alfred Schliz gemachte Entdeckung, daß fast jedem Kulturkreise der neolithischen Zeit besondere anthropologische Kennzeichen entsprechen und sich an Schädel- und Skelettbildung nachweisen lasse, welchem neolithischen Kulturkreise die betreffenden Menschenreste angehören, an, bestreitet aber, daß es sich da um Rassen handle. Vielmehr seien das Mischungsergebnisse. Die Rassenelemente seien im Neolithikum die nämlichen gewesen wie noch heute. Aber Mischungsmerkmale erhielten sich damals wegen der kleineren, in Gruppen zusammenwohnenden Bevölkerung viel länger unbeeinflußt, so daß sich auch das durch die Mischung hervorgerufene

[1]) K. F. Wolff, Rassenlehre. Neue Gedanken zur Anthropologie, Politik, Wirtschaft, Volkspflege und Ethik. Mit 40 Abbildungen im Text, 16 Tafeln und 3 mehrfarbigen Karten. (Mannusbibliothek Nr. 39.) 251 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1927. Mk. 10.—, geb. Mk. 12.50.

Digitized by Google

Kulturinventar lange in einem bestimmten Kreise als besonderer Typus erhielt. So wären z. B. die Leute der bandkeramischen Kultur eine Mischung von Ariern mit Pfahlbauleuten, wie sich an der Schädelbildung erkennen lasse; aber eine besondere Rasse seien die Bandkeramiker nicht. Mir scheint diese Frage doch noch nicht genug geklärt zu sein. S. 80 ff. wird „das Ariertum und die Indogermanen" behandelt. Wolff unterscheidet den anthropologischen Begriff „Arier" von dem sprachgeschichtlichen der „Indogermanen". Letztere, richtiger als „Urindogermanen" bezeichnet, sind eine Gruppe Arier, bei denen sich die indogermanische Ursprache entwickelt hat. Dieses indogermanische Urvolk saß im nördlichen Europa und war Träger der sog. Campignien-Kultur, die schon Ackerbau, Viehzucht und Töpferei kannte. Das ist zu Beginn des Neolithikums. Der Verfasser wandelt damit in den Spuren Kossinnas.

Unbestreitbar ist, daß bei den Völkern der indogermanischen Sprachfamilie gemeinsame Anschauungen über Zeitrechnung, Weltbild und Himmelsvorgänge vorhanden sind. Der Prähistoriker fragt sich unwillkürlich, ob sich auch in der vorgeschichtlichen Zeit schon etwas davon nachweisen lasse. Eine sehr eingehende Untersuchung von Wolfgang Schultz über Zeitrechnung bei den Indogermanen [1]) geht wenigstens für die Germanen auf die vorgeschichtlichen Funde ein. Der Verfasser hat nachgewiesen, daß die Germanen Mondverehrung und Mondrechnung hatten. Nun fragt er, wie sich das mit der herkömmlichen Anschauung vertrage, daß sie eine Sonnenverehrung gehabt hätten und sich dies aus Funden der Stein- und Bronzezeit nachweisen lasse. Er stellt sich auf den Standpunkt, dessen Berechtigung er ausführlich nachweist, daß alles, was man gewöhnlich für den Sonnenglauben der Germanen aus vorgeschichtlichen Funden anführt, keine Beweiskraft hat, da es sich ebensogut auf den Mond beziehen könne. Dazu gehören die in Felszeichnungen und auf den verschiedensten Geräten sich findenden Kreise mit eingezeichnetem Kreuz (Rad mit 4 Speichen), konzentrische Kreise, Spiralen, Scheiben, vor allem auch der sog. Sonnenwagen von Trundholm aus der Bronzezeit. Daß insbesondere die auf diesem Wagen stehende Scheibe die Sonnenscheibe vorstellt, sei nicht zu erweisen, und es könnte ebensogut die Mondscheibe sein. Für uns ist es interessant, daß diese vorgeschichtlichen Funde damit in einen ganz andern Zusammenhang hineingestellt werden. Auch das aus dem Rad mit Speichen abgeleitete Hakenkreuz braucht demnach eine Beziehung zur Sonne nicht zu haben, wie doch die gewöhnliche Anschauung annimmt. Nach Ansicht des Verfassers wird der von ihm geführte Nachweis, daß die Germanen Mondverehrung hatten, durch die vorgeschichtlichen Funde nicht umgestoßen.

[1]) Wolfgang Schultz, Dr., Zeitrechnung und Weltordnung in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iraniern, Hellenen, Italikern, Germanen, Kelten, Litauern, Slawen. Mit 75 Abbildungen im Text. (Mannusbibliothek, Nr. 35.) XVIII und 289 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1924. Mk. 11.—, geb. Mk. 13.—.

Digitized by Google

Nicht nur Europa hat seine Steinzeit gehabt. Auch zu nichteuropäischen Ländern lassen sich Beziehungen feststellen. Hinsichtlich Aegyptens berührt diese Frage ein Buch von Alexander Scharff über ägyptische Vorgeschichte [1]). Diese aus zwei Vorträgen entstandene Schrift will eine auch den Nichtägyptologen dienliche Uebersicht über den jetzigen Stand der Aegyptenforschung geben. Dabei mußte naturgemäß auf das Archäologische in erster Linie eingegangen werden. Der Gedankengang ist folgender. Im älteren Paläolithikum ist die Entwicklung der Steingeräte die gleiche wie in Westeuropa, was sich u. a. auch damit erklärt, daß noch in der letzten Zwischeneiszeit Landbrücken zwischen Europa und Nordafrika vorhanden waren. Dies änderte sich mit dem jüngeren Paläolithikum, da damals ganz verschiedene klimatische Verhältnisse in Europa und Nordafrika herrschten. Die sich entwickelnde Kultur des Capsien, der die charakteristischen Feuersteintypen des Solütréen und die Rentierschnitzereien des Magdalénien fehlen, und die sich durch kleine spitze oder auch rundliche Feuersteinblätter und -klingen auszeichnet, der spezifisch nordafrikanische Typus der jüngeren paläolithischen Zeit, verbreitete sich ostwärts über Aegypten bis nach Palästina. Auf die ältere folgt auch in Nordafrika eine jüngere Steinzeit. In Aegypten ist das die Zeit der Hockerbestattungen. Von einer rein neolithischen Zeit kann man hier überhaupt nicht sprechen, weil sich auch in den ältesten Hockergräbern schon kupferne Geräte finden, eher von einer Steinkupferzeit. Die zu gleicher Zeit auftretenden Töpfereisachen sind schon technisch sehr vorgeschritten, und wir vermögen noch nicht anzugeben, wie diese Kunstfertigkeit so schnell entstand. Von hier ab beginnt die eigentliche ägyptische Kulturentwicklung, die demnach, wenn wir die Capsienkultur mit dem jüngeren europäischen Paläolithikum gleichsetzen, etwa um 5000 v. Chr. anzusetzen wäre. Diese Hockergräberzeit teilt man in drei Stufen oder Kulturen ein, deren letzte bis zur ersten Dynastie (zirka 3000 v. Chr.) reicht. Die erste Kultur ist im südlichen Oberägypten nachzuweisen, die zweite zeigt sich in den Hockergräbern Mittelägyptens, aber es scheinen Verbindungen mit dem nordöstlichen Aegypten bestanden zu haben, von wo vielleicht die Kultur ihren Ausgang genommen hat, wenn nicht gar die Spuren auf Palästina hindeuten. Die beiden Kulturen unterscheiden sich auffallend durch die Bestattungsweise und die Tongeräte. Im südlichen Oberägypten, dem Gebiet der ersten Kultur, sind stellenweise auch Gräber der zweiten Kultur gefunden worden, während sich die erste nordwärts nicht verbreitet hat; die zweite Kultur war also die stärkere. Das Auffallende ist, daß sich in einem Grabe der zweiten Kultur Bilder mit Motiven gefunden haben, die an babylonische erinnern. In der Tat bilden sich in spätprähistorischer und frühgeschichtlicher Zeit solche Beziehungen zu dem Zweistromland aus,

[1]) Alexander Scharff, Grundzüge der ägyptischen Vorgeschichte. Mit einer Karte und 111 Abbildungen auf 16 Tafeln. (Morgenland, Darstellungen aus Geschichte und Kultur des Ostens, hrsg. von Prof. Dr. Wilhelm Schubart, Heft 12.) 69 S. 8°. Leipzig, Hinrich, 1927. Mk. 4.20.

Digitized by Google

doch vermögen diese niemals die Entwicklung der ägyptischen Kultur dauernd zu beeinflussen. Zu diesen Ausführungen fügt der Verfasser noch einen Abschnitt über geschichtliche Folgerungen und die Chronologie sowie einen über die Plastik der Vor- und Frühzeit. Die 16 Tafeln illustrieren die Darstellung aufs beste.

Wir machen Schluß mit einem kleinen Bändchen, das weiter zurückführt als alle genannten prähistorischen Untersuchungen, nämlich sich mit der Entstehung unseres Weltganzen beschäftigt. Verfasser sind R. Ziegler und S. Oppenheim[1]). Das Buch zerfällt in zwei Teile, einen sagengeschichtlichen und einen naturwissenschaftlichen, von denen uns der erste mehr Anlaß zu einer Besprechung im Zusammenhang des vorliegenden literarischen Berichtes gibt als der zweite. Der erste bringt uns die vielerlei Kosmogonien, die sich unter den Völkern aller fünf Erdteile finden, und die uns zeigen, wie geistiges Leben schon in einer Zeit, die vor aller Geschichte liegt, die Fragen über die Weltentstehung in Angriff genommen hat — Mythenbildung, die in graue Vorzeit zurückreicht, ein kulturgeschichtliches Moment, das bei Untersuchung der Vergangenheit der Völker und Rassen nicht außer acht gelassen werden kann. Was insbesondere die indogermanischen Kosmogonien betrifft, so sind dieselben so differenziert, daß sie sich m. E. erst bei den einzelnen indogermanischen Völkerschaften entwickelt haben können, nachdem diese sich vom urindogermanischen Volke losgelöst hatten, womit nicht ausgeschlossen ist, daß sie einzelne Grundideen schon mitbrachten. Alle Kosmogonien, welchem Volke der Erde sie auch angehören, sind den spezifischen, aus der eigenen Kulturentwicklung jedes Volkes erwachsenen Gedankenkreisen entsprossen. Anklänge, die sich finden, lassen auf verwandte Geistesrichtung oder bei den Indogermanen auf Erinnerung aus der urindogermanischen Zeit schließen. Emil Herr.

Reformationsgeschichtliches in Zeitschriften und Sammelwerken.

I.

Erfreulicherweise veröffentlicht der Verein für Reformationsgeschichte jetzt jährlich wieder mehrere Schriften. Das Buch von Loescher[2]) ist ähnlich wie von Alfr. Schultze über die sächsischen und von Heckel über die brandenburgischen Stifter zugleich historisch

---

[1]) Konrat Ziegler, Prof. Dr., und S. Oppenheim, Prof. Dr., Weltentstehung in Sage und Wissenschaft. (Aus Natur und Geisteswelt, Band 719.) Mit 4 Figuren im Text. 127 S. Kl.-8°. Leipzig und Berlin, Teubner, 1925. Mk. 1.80.

[2]) Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Heft 138: Loescher, Friedr. Herm.: Schule, Kirche und Obrigkeit im Reformationsjahrh. Ein Beitrag zur Geschichte des sächsischen Kirchschullehrens, 175 S. Leipzig, M. Heinsius Nachf., Eger & Sievers, 1925.

Digitized by Google

und juristisch. Das sächsische Gesetz von 1921, welches endgültig Kirche und Staat und demgemäß auch den Kirchen- und Schuldienst trennt, erfordert vermögensrechtliche Auseinandersetzungen; denn bisher hatten die Schulen trotz ihrer staatlichen Selbständigkeit die alten kirchlichen Einnahmen behalten. Solche Fragen sind aber nur auf geschichtlicher Grundlage zu lösen. So werden wir in die reformatorische Auffassung zurückversetzt, welche noch keinen Gegensatz von Staat und Kirche, sondern nur von weltlicher und geistlicher Gewalt kannte und in der Schule ein Stück religiöser Erziehung erblickte. Hierbei schieden sich Städte und Dörfer. Jene besaßen schon Lateinschulen, in die jetzt der geistliche Einfluß drang, ohne die äußeren Verhältnisse grundsätzlich zu ändern. Auf dem Lande mußte dagegen die Reformation geistig wie organisatorisch etwas Neues schaffen. Der Küster unterrichtete nebenamtlich die Kinder in seinem Hause und lebte von nutzlos gewordenen Pfründen oder ähnlichen neuen Kirchenstiftungen. Einzelne Gelehrte, z. B. G. Müller mit seinem Programm über die kursächsische Schulordnung von 1580, hatten Loescher schon vorgearbeitet; aber wenn dieser auch nicht wie Schultze und Heckel selbständige Archivforschungen brauchte, mußte er desto genauer die Reformatorenschriften, besonders die Weimarische Lutherausgabe sowie die Kirchenordnungen kennen und durfte sich nicht auf Sachsen beschränken. So schildert er denn auch in den sächsischen Einrichtungen und Bestrebungen Dinge, die für andere evangelische Gebiete vorbildlich waren. — Frau Jablonowski hat das Werk von Holmquist[1]) über die schwedische Reformation verdeutscht. Des Schwedischen und darum auch der Literatur unkundig, kann ich die Arbeit nur äußerlich beschreiben. Sie umfaßt nicht die ganze Reformationszeit, sondern schließt mit dem Reichstag von Västerås (1527) und der Durchführung seines Programms ab, berücksichtigt aber anderseits neben dem Protestantismus auch die übrigen religiösen Richtungen, vor allem die „Reformer", d. h. die Erasmianer. Bezeichnend ist, wie der schwedische „Reichsaufbau", d. h. die Lösung von Dänemark, nur langsam in einen Sieg der Reformation einmündete und wie wenig Gustav Wasa dieselbe von vornherein begünstigte, ja, wie er sich eigentlich niemals ganz in ihren Dienst stellte.

Stracke[2]) hätte vielleicht schärfer betonen sollen, daß Luthers großes Selbstzeugnis nicht etwa eine Selbstbiographie ist, sondern Rückblicke in einer Vorrede, welche zeigen sollen, wie er sich lehrend und schreibend seine Anschauungen errungen habe. Die früheren Forscher, z. B. Scheel und O. Ritschl, haben diese Vorrede fast ausschließlich zur Schilderung des Heranreifens der lutherischen Glaubensansichten benutzt und sich wenig um den Gesamtinhalt gekümmert. Stracke faßte dagegen gerade diesen ins Auge, weil die äußeren tatsächlichen Mitteilungen durch andere, mit den Ereignissen gleichzeitigere

[1]) Nr. 139: Holmquist, Hjalmar: Die schwedische Reformation 1523—31. 146 S.; ebenda 1925.

[2]) Nr. 140: Stracke, Ernst: Luthers großes Selbstzeugnis 1545 über seine Entwicklung zum Reformator, historisch-kritisch untersucht, 136 S.; ebenda 1926.

Digitized by Google

Zeugnisse nachgeprüft werden können. Mag man einwenden, daß hierdurch Bestandteile der Vorrede hervortreten, die für Luther unwichtiger waren, so erschloß Stracke doch neue Gesichtspunkte, z. B., daß der alte Luther sich der Eindrücke, Personen und Vorgänge noch gut erinnerte, aber in Zeit und Reihenfolge irrte oder indem Stracke unwillkürlich die vielen Erörterungen über den Luther des zweiten und beginnenden dritten Dezenniums im 16. Jahrhundert kritisiert. — Zum 400jährigen Jubiläum des Bauernkrieges verteidigt W. Stolze[1]) seinen alten Standpunkt, daß die Ursprünge der Bewegung nicht bis tief ins Mittelalter hinaufreichten und daß sie zwar nicht aus religiösen Gründen entstand, aber ohne Reformation unmöglich gewesen wäre. Als Stolze vor 20 Jahren mit dieser Ansicht, welche er aus den 12 Artikeln und den Bamberger Vorgängen gewonnen hatte, zum ersten Male hervortrat, wurde er verschiedentlich, z. B. von Kolde und O. Schiff, angegriffen. Leider kam er durch äußere Hindernisse nicht dazu, nach einem möglichst breiten Material eine große Bauernkriegsgeschichte im Zusammenhang mit den Zeitereignissen zu schreiben. Auch jetzt liefert er wieder nur einzelne Bausteine und eine vorläufige Zusammenfassung. Wahrscheinlich werden weitere Spezialuntersuchungen in das Bild mannigfaltigere und teilweise auch abweichende Züge tragen. Immerhin hat die Forschung der letzten 20 Jahre einige Behauptungen Stolzes bestätigt. So ist für viele süddeutsche Gegenden die alte Meinung widerlegt, daß die Lage der Bauern sich gegen das Ende des Mittelalters verschlechtert und sie die Leibeigenschaft und sonstige Lasten erdrückt hätten. Andere an sich glaubhafte Thesen Stolzes bedürfen dagegen zu ihrer verallgemeinernden Annahme noch weiterer Beobachtungen, z. B., daß die Bauern zuerst ihre Beschwerden lieber durch gütliche Verträge erledigt hätten und erst durch die reformationsfeindlichen Maßregeln altgläubiger Obrigkeiten gereizt worden wären, daß sie sich anfangs nur gegen die geistlichen Feudalherren erhoben und die Schlösser des weltlichen Adels erst zerstörten, als dieser die Klöster verteidigen half, daß überhaupt die Bauern der geistlichen Herren es schlechter hatten als die der weltlichen. Einige Fragen, wie die Behauptung, daß die damalige bäuerliche Bildung und die Aufnahmefähigkeit des Landvolkes für die tieferen evangelischen Gedanken meist unterschätzt werde, dürften sich niemals quellenmäßig sicher beantworten lassen[2]).

Wie die Schriftenreihe ist auch das Archiv für Reformationsgeschichte[3]) fortgeschritten. Auch die beiden neuen vorliegenden Bände zeigen die alte Eigenart, erschließen wieder vielfach neue Quellen und bringen wieder manchen Beitrag längst heimisch gewordener Mitarbeiter. W. Köhler setzte seine Vorarbeiten zu

[1]) Nr. 141: Bauernkrieg und Reformation, 127 S.; ebenda 1926.

[2]) Hingewiesen sei hier auch auf Stolzes Artikel „Der Charakter des deutschen Bauernkrieges von 1525" in Preuß. Jahrbücher 200, 23 ff.

[3]) Archiv für Reformationsgeschichte, Bd. 22, IV und 320 S., 1925. Bd. 23, II und 320 S., 1926. Leipzig, M. Heinsius Nachf. (Eger & Sievers). Den 23. Band habe ich schon in Theol. Litztg. eingehender gewürdigt.

Digitized by Google

einer würdigen Brenzausgabe fort. O. Clemen hat neue Funde in der Zwickauer Ratsschulbibliothek gemacht. W. Friedensburg begann aus einem Sammelbande der Preußischen Staatsbibliothek, der u. a. Originalschreiben an Justus Menius enthält und in Koldes Analecta Lutherana nur unvollkommen ausgeschöpft wurde, Korrespondenzen zu veröffentlichen, welche neben persönlichen und literarischen Nachrichten sich über die Zeitereignisse verbreiten und deren Informationswert er durch sorgfältige Erläuterungen noch erhöht. G. Buchwald hat in den Handschriftenbänden der Leipziger Universitätsbibliothek die Predigten des Dominikaners Rab durchgearbeitet, die Paulus in seinen „Deutsche Dominikaner im Kampfe gegen Luther", S. 15, zwar erwähnt, aber nicht weiter ausgenutzt hatte und die ja auch einen wörtlichen Abdruck kaum lohnen würden. Aber daß Buchwald das Material in seiner Eigenart eingehend beschreibt und würdigt und daß wir so die positiven Leistungen von Männern, die meist einseitig als Widersacher Luthers eingeschätzt werden, und zugleich die in solchen Predigten sich widerspiegelnden religiösen Volksinteressen kennen lernen, ist zu begrüßen. Schornbaums Studie „Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg und die evangelischen Stände Deutschlands 1570—75" ist zugleich ein lehrreicher Beitrag zur Charakteristik Jakob Andreäs und zur unerquicklichen Vorgeschichte des Sturzes der kursächsischen Kryptokalvinisten. O. Albrecht führt uns mit einem Artikel über die Arbeit des Reformators am Buche des Propheten Daniel in die Werkstatt der Weimarischen Lutherausgabe. Kalkoff, „Die Reichsabtei Fulda am Vorabend der Reformation" hängt mit seinem jüngsten Huttenbuche zusammen und bringt zu letzterem Ergänzungen, die er dort selbst unter der weiten Rubrik „Die Umwelt des Ritters" nicht hätte unterbringen können. Im Vordergrunde steht der ehrgeizige Abt Hermann von Kirchberg mit seinen ungeistlichen Interessen und heftigen Auseinandersetzungen teils innerhalb des Stifts, teils in der Nachbarschaft. K. Bauer führte seine Studien über die Frankfurter Reformationsgeschichte weiter und beschäftigte sich mit den dortigen Erörterungen, die mit der Einstellung des reformierten Gottesdienstes endeten, sowie mit der kirchlichen Ratspolitik bis zur Konkordienformel. Bauers Herz ist bei den friedliebenden, heftig angefeindeten Widersachern der streitbaren orthodoxen Lutheraner.

Auch die Luthergesellschaft hat die wirtschaftliche Krisis allmählich überstanden. An Stelle des dünnen Heftes sind stattliche Bände ihres Lutherjahrbuches[1]) getreten, besonders seit dasselbe der rührige Verlag von Chr. Kaiser übernommen hat. Gemäß dem allgemeinen Programm, in weiteren Kreisen das Verständnis und die innere Anteilnahme zu wecken, knüpfen die neueren Bände mit Vorliebe an Säkularerinnerungen an. 1524 war das Jahr der

[1]) Lutherjahrbuch, herausgegeben von D. J. Jordan. Jahrgang 6 1924, 51 S. Verlag der Luthergesellschaft Wittenberg; Jahrgang 7, 1925, 179 S.; ebenda; Jahrgang 8, 1926, 208 S. München, Chr. Kaiser.

Digitized by Google

„Ordnung Gottesdienstes in der Gemeine" und der ersten evangelischen Kirchenlieder, 1525 das des Bauernkrieges und der Heirat Luthers, 1526 das der Auseinandersetzung zwischen Luther und Erasmus und des ersten Speirer Reichstags. Viele Aufsätze sind nicht rein geschichtlich, sondern arbeiten Luthers heutige Bedeutung heraus oder äußern sich zu gegenwärtigen Anschauungen. So wendet sich Holls gedankenreicher Aufsatz „Was können wir für die Neugestaltung unseres evangelischen Gottesdienstes von Luther lernen?" gegen das Streben, den jetzigen evangelischen Gottesdienst nach fremden Vorbildern zu ändern, und will Luthers Richtlinien ausfindig machen und weiter verfolgen. Ebenso fragt Smends Abhandlung „Luther der Liturg und Musikant", nach welchen Seiten uns Luther der Wegweiser für das kirchliche Leben bleiben soll. Paul Althaus' Artikel „Luthers Haltung im Bauernkriege" richtet sich vorzugsweise gegen die demokratisch-liberalen und sozialistischen Kritiker, welche Karlstadt und Müntzer als die wahren Volksfreunde betrachten und Luthers damaligem Verhalten die Eigenart des 1918 zusammengebrochenen Obrigkeitsstaates zuschreiben. Derartige Einseitigkeiten sind zwar schon oft bekämpft worden. Aber da sie nicht in sachlicher Forschung, sondern in Parteipolitik wurzeln, treten sie immer wieder in neuer Gestalt auf und bedürfen von Zeit zu Zeit einer abermaligen Widerlegung. Dabei interessierte sich Althaus speziell für Luthers Standpunkt und dessen Verankerung in seiner ganzen religiösen Gedankenwelt. Da ihm hingegen der Verlauf der Unruhen und die Absichten der Bauernführer gleichgültiger waren, stehen Althaus' Ausführungen in einem gewissen Zwiespalt zu Stolze, der auch im Lutherjahrbuch seine Anschauungen niedergelegt hat. Die Erinnerung an Luthers Heirat rief die beiden wertvollen Aufsätze Hch. Böhmers und Reinh. Seebergs hervor. Jener, ein Muster wissenschaftlicher Untersuchung, verbindet Quellenkritik und umfassendes Allgemeinwissen. Scheinbar ist es eine bescheidene und nebensächliche Aufgabe, den äußeren Verlauf von Luthers Eheschließung zu rekonstruieren. Aber Böhmer frug zugleich, wie sich Luther hierbei nach örtlichen Gesetzen und Gebräuchen richtete und warum er davon in einzelnen Dingen abwich; so gewann er vielfach ganz neue biographische Gesichtspunkte. Hätte Böhmers Artikel ebensogut in einer gelehrten Zeitschrift stehen können, so lenkt Reinh. Seeberg wieder mehr in die besonderen Bahnen des Lutherjahrbuchs ein. Er wendet sich gegen Marianne Webers „Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung". Entgegen der dortigen Behauptung, daß Luthers Ansicht von den Beziehungen zwischen Mann und Weib keinen grundsätzlichen Fortschritt über die mittelalterliche Auffassung hinaus enthalte, schildert Seeberg, welche Meinungen Luther vorgefunden und wie er sich zu ihnen gestellt habe. Erstens findet er, daß auch in dieser Richtung Luthers besonderer religiöser Gesamtstandpunkt den Ausschlag gab, also seine Ansichten selbständiges Eigengut waren. Zweitens führt er die allmählich veränderte und gehobene Stellung der Frau auf diese neuen lutherischen Gedanken zurück. Zur Erinnerung an Luthers Schrift

Digitized by Google

„An die Ratsherren, daß sie christliche Schulen aufrichten sollen“ (1924), entrollt Scheel ein anschauliches Bild der lutherischen Schule und zeigt, wie konservativ der Reformator auch auf diesem Gebiete war. Dank seiner Beschäftigung mit der Umwelt des jungen Luthers kannte Scheel ganz besonders gut die Einrichtungen und Bedürfnisse des damaligen Unterrichts und konnte erklären, was Luther von den Überlieferungen beibehalten oder ändern mußte. Dem Andenken an den Streit zwischen Luther und Erasmus gelten im Jahrgang 8 zwei Aufsätze von H. v. Schubert und Joachimsen. Ersterer, betitelt „Reformation und Humanismus“, ist der Festvortrag von der Münchener Jahresversammlung. Er sieht in der Auseinandersetzung zwischen beiden eine besondere Regelung des Verhältnisses von Christentum und Bildung und in dieser besonderen Regelung die innere Lebenskraft des Luthererbes. Eine solche Auseinandersetzung verfolgt er durch vier Stufen, das „Getrenntmarschieren“, d. h. die selbständige, voneinander abweichende Entstehung der humanistischen und lutherischen Gedankenwelt, das „Vereintschlagen“, d. h. die vorübergehende „Waffenbrüderschaft“ der Reformation und Humanisten, die „Konkurrenz“, d. h. den folgenden Zwiespalt beider Richtungen, und endlich den „Interessenausgleich“. Trägt Schuberts Artikel einen essayistischen Charakter, so ist der von Joachimsen über die loci communes eine gelehrte Abhandlung, die aus dem mehr volkstümlichen Rahmen des Lutherjahrbuchs etwas herausfällt, wissenschaftlich aber um so wertvoller ist. Sie geht davon aus, daß die Lehre von den loci ein wissenschaftliches System ist, das mehr als ein Jahrhundert in allen Disziplinen eine fast beherrschende Rolle gespielt hat und das nicht aus der Theologie, sondern aus dem Humanismus entsprungen ist. Indem sie darauf Entstehung und Fortgang dieses Systems verfolgt und Agricola, Erasmus und Melanchthon näher ins Auge faßt, gewinnt sie wichtige neue Gesichtspunkte zugleich von allgemein geisteswissenschaftlichem wie von biographischem Interesse; denn wir bekommen Einblicke in die Entwicklung und Eigenart Melanchthons als Reformator. Zum Jubiläumsartikel über den ersten Speirer Reichstag war niemand berufener als Walter Friedensburg, der sich durch seine Monographie vor 40 Jahren seine ersten Sporen verdient hat. Er benutzt die Gelegenheit, seine alte Auffassung von der Tragweite des Reichstags, welche er damals im Gegensatze zur bisher herrschenden vortrug, welche indes heute wohl weitgehendst anerkannt ist, zu verteidigen. Eine bedeutende Bereicherung des letzten Lutherjahrbuches ist die Lutherbibliographie. Sie soll künftig einen regelmäßigen Bestandteil jedes Jahrganges bilden und grundsätzlich „absolute Vollständigkeit ohne Rücksicht auf wissenschaftlichen oder sonstigen Wert der Veröffentlichungen“ anstreben. Aus verschiedenen äußeren Gründen konnte Rückert dieses Ziel bei der Lutherliteratur von 1925 noch nicht erreichen.

Neben ihrem „Lutherjahrbuch“ veröffentlicht die Gesellschaft noch besondere „Flugschriften“, welche für einen weiteren Kreis bestimmt sind und einen volkstümlicheren Charakter tragen als die

Digitized by Google

Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. So bringt das Heft von Knolle[1]) über „Luthers Heirat nach seinen und seiner Zeitgenossen Aussagen" den Gelehrten nichts Neues, stellt aber in brauchbarer Form briefliche oder literarische Äußerungen Luthers und anderer Reformatoren nicht bloß über die Heirat mit Katharina, sondern auch über die Ehe überhaupt und speziell über die Priesterehe zusammen. Die lateinischen Zitate sind von Knolle verdeutscht.

Die Zeitschrift für Kirchengeschichte[2]) hat als Gesellschaftsorgan einen allgemeineren Charakter angenommen und bevorzugt das 16. Jahrhundert nicht mehr derart wie zu Briegers Zeiten. Immerhin enthalten auch die neuesten Bände bemerkenswerte reformationsgeschichtliche Beiträge. So verteidigt sich Kalkoff gegen Angriffe, welche seine Auffassung Friedrichs des Weisen als des erfolgreichsten und zielbewußtesten Förderers der lutherischen Sache entfachte, und bekämpft in einem zweiten Aufsatz die Meinung, daß Aleander nach seiner Priesterweihe die früheren lockeren Sitten abgelegt und sich der katholisch-kirchlichen Reformpartei angeschlossen habe. Ausführlich untersucht Joachim Müller die „Politik Kaiser Karls V. am Trienter Konzil". Seit vor über 40 Jahren Druffel sich mit den Beziehungen zwischen Karl V. und der römischen Kurie am Vorabend des schmalkaldischen Krieges in mehreren Akademieabhandlungen beschäftigt hat, wurde dieses Thema in vielen neueren Arbeiten gestreift, aber niemals wieder zusammenhängend behandelt; denn Korte blieb in seiner Schrift „Die Konzilspolitik Karls V. 1538—43" (1905) an der Schwelle stehen. Nun ist aber unser Quellenmaterial erheblich bereichert worden. Während Druffel wesentlich auf die Carte Cerviniane und die habsburgischen und wittelsbachischen Papiere angewiesen war, liegen jetzt die Nuntiaturberichte nebst zahlreichen ergänzenden Aktenstücken, liegt im Concilium Tridentinum ein großer Aktenstoff zur Vorgeschichte des Konzils vor, so daß wir die verwickelten Fäden klarer entwirren können. Müller hat sich einer ebenso mühsamen wie dankenswerten Kleinarbeit unterzogen, deren Stärke allerdings durchaus in den Einzelheiten ruht und die wir hier nur hervorheben, aber nicht eingehend gewürdigt werden dürfen. W. Köhler nahm seine mehrere Jahre unterbrochenen Veröffentlichungen „Aus Zwinglis Bibliothek" wieder auf. — Randglossen des Reformators in seinen Büchern, welche sich teilweise wenigstens annähernd datieren lassen und dadurch uns nicht nur seine literarischen Eindrücke, sondern auch bisweilen seine Entwicklung zeigen; interessant ist in Köhlers neuestem Beitrag überdies unser Einblick in Zwinglis sorgfältige Bibelauslegung. Endlich seien Merkles „Grundsätzliche

---

[1]) Knolle, Theod.: Luthers Heirat nach seinen und seiner Zeitgenossen Aussagen, 32 S. Wittenberg, Verlag der Luthergesellschaft, 1925.

[2]) Zeitschrift für Kirchengeschichte. In Verbindung mit der Gesellschaft für Kirchengeschichte herausgegeben von Otto Scheel und Leop. Zscharnack. 43. Bd., V und 480 S. Verlag von F. A. Perthes, A. G. Gotha-Stuttgart, 1924. 44. Bd., IV und 640 S. Gotha, Leop. Klotz, 1925. 45. Bd., 1.—3. Heft, 480 S.; ebenda 1926.

Digitized by Google

und methodologische Erörterungen zur Bellarminforschung" aus zwei Gründen besonders erwähnt. Erstens ist es außergewöhnlich, daß ein angesehener katholischer Theolog in der Zeitschrift für Kirchengeschichte schreibt. Zweitens ist meines Erachtens Merkles Standpunkt sachlich zu begrüßen. Es handelt sich um den alten, neuerdings aber namentlich infolge Baumgartens und Buschbells Forschungen wieder heftig entbrannten Streit, der mit den jesuitischen Kanonisationsabsichten Bellarmins zusammenhängt und deshalb von dessen Ordensbrüdern besonders energisch geführt wird. Drei Dinge kommen hauptsächlich in Betracht: der Kampf um die sixtinische Vulgata, bei welchem Bellarmin beteiligt war, die Erörterung, ob und wieweit Bellarmin seine Kardinalspromotion gewünscht oder gar gefördert hätte, und der sachliche wie subjektive Quellenwert seiner Autobiographie. Merkle wendet sich energisch dagegen, daß Gelehrte, welche den jesuitischen Standpunkt nicht teilen, deshalb persönlich verdächtigt werden.

In den Theologischen Studien und Kritiken erschien ein viertes Lutherheft [1]). Es enthält drei interessante Aufsätze. Joh. Ficker begründet die Vermutung, daß die kürzlich von Schubert herausgegebene studentische Nachschrift der Galatervorlesung von 1516/17 von Heinrich Hymmel aus Emmerich herrühre, einem früheren Kölner Augustiner, der später kursächsischer Pfarrer wurde. Da wir freilich von Hymmel sonst nur wenige eigenhändige Briefe und diese erst aus einer späteren Zeit besitzen, ist der Beweis nicht schlüssig zu führen. Eine wertvolle Untersuchung ist Gerh. Schulzes Artikel, „die Vorlesung Luthers über den Galaterbrief 1531" und der „gedruckte Kommentar von 1535", sowohl quellenkritisch wie biographisch. Seit kurz vor Kriegsausbruch die Weimarische Lutherausgabe eine vollständige Kollegnachschrift der Galatervorlesung veröffentlichte, läßt sich hierdurch der Quellenwert des gedruckten Kommentars prüfen und infolge dieses Vergleichs ein viel zuverlässigerer Einblick in Luthers damalige Theologie gewinnen. Bedeutsam ist auch der Nachweis, daß wichtige Änderungen, welche Luthers ursprünglicher Text bei der Drucklegung erfuhr, auf melanchthonischen Einfluß zurückgehen und letzterem auch Männer unterlagen, die sonst zu Luthers besten Freunden zählten. Der Titel von Albrechts Aufsatz „Aus der Werkstatt der Weimarischen Lutherausgabe" darf nicht zum Glauben verleiten, daß es sich um Ableger seiner Editionstätigkeit handelt. Vielmehr knüpft Albrecht an die jüngsten Teile mehr oder minder lose verschiedene Betrachtungen an. Der letzte Katechismusband veranlaßt ihn zu einem Überblick über die gesamte seit 15 Jahren erschienene Literatur und würdigt vor allem die Motive von Luthers kleinem Katechismus; er ergänzt also seine ausgezeichnete Arbeit in den „Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte". Durch den Liederband wurde er angeregt, Fragen zu erörtern, welche längst die Gelehrten beschäftigt haben und in der Weimarischen Lutherausgabe gefördert oder wenigstens angeschnitten

[1]) Lutherana IV. 4. Lutherheft der Theologischen Studien und Kritiken (98./99. Band, 1. Heft), 142 S. Gotha, Leop. Klotz, 1926.

Digitized by Google

worden sind; man kann dieses Kapitel auch als Rezension der Luckeschen Mitarbeit bezeichnen, weniger seiner Editionstechnik als seiner Forschungsergebnisse in den Einleitungen und Anmerkungen. Der Schluß enthält einige kritische Bemerkungen über den letzten Bibelband.

Verbigs Quellen und Darstellungen aus dem Reformationsjahrhundert sowie die Ergänzungsbände des Archivs für Reformationsgeschichte sind eingegangen. Noch weniger ist die Gesellschaft für Kirchengeschichte bisher zu den geplanten Beiheften ihrer Zeitschrift gelangt. So fehlt dem Reformationshistoriker die Gelegenheit zu Veröffentlichungen, welche über einen Zeitschriftenaufsatz hinausgehen und nicht landesgeschichtlich sind. Deshalb ist zu begrüßen, daß der rührige Verlag von Marcus & Weber in Bonn den beiden Kirchenhistorikern Lietzmann und dem verstorbenen Holl zu einem Sammelunternehmen „Arbeiten zur Kirchengeschichte“ [1]) die Hand geboten hat. In ihm erschienen schon mehrere reformationsgeschichtliche Schriften. Das Buch von Bornkamm [2]) steht offenbar unter den Auspizien Holls. Dieser hatte gegen Troeltsch und seine Anhänger, welche den neueren Protestantismus weniger auf Luther als auf die von letzterem bekämpften mystischen und spiritualistischen Richtungen zurückführen und Luther als überholt und mittelalterlich hinstellen, hervorgehoben, daß die schöpferischen religiösen Grundgedanken des Protestantismus nicht von den Schwärmern, sondern von Luther herrühren. In seinen Lutheraufsätzen hatte er von diesem Gesichtspunkte aus hauptsächlich Müntzers Lehren untersucht und bewiesen, daß dieser von Luther den entscheidenden Anstoß empfangen hätte und Luthers Einfluß nicht nur in den Grundanschauungen, sondern auch in Einzelheiten bei ihm nachwirkten. Auf die nachlutherischen Erscheinungen war Holl nur flüchtig eingegangen, hatte aber doch schon kursorisch Jakob Böhmes starke Abhängigkeit von Luther betont und damit Bornkamm den Plan vorgezeichnet. Nach kurzem Überblick über Böhmes Grundgedanken und seine stufenweise Entwicklung beschäftigt sich Bornkamm erstens mit Böhmes Fortschritten im Vergleich zur mittelalterlichen Mystik, zweitens mit dem Ursprunge dieser Fortschritte und ihrer Verwandtschaft mit lutherischen Ideen. Da von der Böhmeliteratur fast durchweg Böhmes Eigenart und Selbständigkeit betont wird, erweitert Bornkamms Studie unser Wissen in bemerkenswerter Weise. Freilich erheben sich zwei Schranken. Einmal sind beim Charakter der Böhmeschen Schriften die auf ihn geübten Einflüsse schwer nachzuweisen. Dann hat schon W. Köhler in einer beachtlichen Anzeige eingewendet, daß, was Bornkamm als persönliche Auswirkung Luthers hinstellt, vielfach ein allgemeiner Niederschlag der reformatorischen Anschauungen war und nicht auf einen bestimmten Reformator zurückgeführt werden kann, daß gerade, was nach Bornkamm Böhme von

[1]) Neuerdings in den Verlag von Walter de Gruyter & Co. übergegangen.

[2]) Bornkamm, Heinr.: Luther und Böhme (= Arbeiten zur Kirchengeschichte, herausgegeben von Karl Holl und Hans Lietzmann, Heft 2) VIII und 300 S. Bonn, A. Marcus und E. Weber.

Digitized by Google

der deutschen Mystik unterscheidet und mit Luther verknüpft, ebensogut bei Zwingli u. a. zu finden ist. Ein besonderes Mißgeschick ist, daß Bornkamms Schrift annähernd gleichzeitig mit der umfangreichen Literatur zu Böhmes 300. Todestag erschien und daher beide einander nicht benutzen konnten. Namentlich leidet darunter das an sich außerordentlich lehrreiche, allerdings volkstümlichere Buch Peuckerts[1]), während Jechts Studien mehr das äußere Leben Böhmes behandeln und deshalb von diesem Mißgeschick weniger betroffen werden. Bornkamm hat darum zu den neueren Böhmeschriften auch außerhalb seines Buches mehrfach Stellung genommen. Namentlich verweise ich auf Bornkamms Vortrag auf der Gießner Konferenz, welcher eine Art zusammenfassender Kritik der neueren Ansichten bildet und vor allem die Eigenarten der verschiedenen mystischen Richtungen zu unterscheiden sucht[2]). — Ein weiteres tüchtiges Stück der Holl-Lietzmannschen Sammlung ist Hans Rückerts Buch über die Rechtfertigungslehre in Trient[3]). Bei meinem Platzmangel darf ich mich um so kürzer fassen, weil zwei Gelehrte, die sich mit dem Tridentinum eingehend beschäftigt haben, in ausführlichen Anzeigen zu Rückerts Forschungsergebnissen Stellung nahmen[4]). Was Rückerts Arbeit vor seinem letzten Vorgänger Josef Hefner auszeichnet, ist erstens die Benutzung des seit Hefners Buch erschienenen Stoffes vor allem in den Bänden des Concilium Tridentinum und zweitens die allgemein politische Auffassung des Themas. Während Hefner hauptsächlich frug, wie die einzelnen Kapitel des Rechtfertigungsdekrets zustande kamen, verfolgte Rückert den gegenseitigen Einfluß der damaligen Kaiser- und Papstpolitik und der Vorgänge in Trient selbst. Bemerkenswert ist dabei auch, daß am tatkräftigsten und erfolgreichsten die kurialen Interessen nicht in Rom, sondern von den Konzilslegaten Monte und Cervino vertreten waren. — Die Beschäftigung mit dem Tridentiner Rechtfertigungsdekret führte Rückert[5]) auf Contarini, der zwar damals schon tot war, dessen Spuren aber noch nachwirkten. Die bisherigen Untersuchungen über Contarinis Rechtfertigungslehre kranken meist daran, daß sie einseitig die Rolle des Kardinals auf seiner deutschen Legatenreise berücksichtigen, nicht aber seine gesamte Entwicklung. Da sich Rückert in seinem ersten Buche mit den ver-

---

[1]) Peuckert, Wil. Erich: Das Leben Jakob Böhmes, 183 S. Jena, Diederichs, 1924.

[2]) Bornkamm, Heinr.: Mystik, Spiritualismus und die Anfänge des Pietismus im Luthertum (= Vorträge der theologischen Konferenz in Gießen, 44. Folge), 27 S. Gießen, Alfr. Töpelmann.

[3]) Rückert, Hans: Die Rechtfertigungslehre auf dem tridentinischen Konzil (= Arbeiten zur Kirchengeschichte, herausgegeben von K. Holl und H. Lietzmann, Heft 3), VIII und 281 S. Bonn, A. Marcus und E. Weber.

[4]) Merkle, Deutsche Litztg. 47, 841—850; Kurt Dietrich Schmidt in Gött. Gel. Anz. 60—74.

[5]) Rückert, Hans: Die Theologische Entwicklung Gasparo Contarinis (= Arbeiten zur Kirchengeschichte, herausgegeben von K. Holl und H. Lietzmann, Heft 6), VII, 108 S.; ebenda 1926.

Digitized by Google

schiedenen theologischen Lehrmeinungen beschäftigt hatte, aus deren Widerstreit das Konzilsdekret hervorging, so lag ihm der Gedanke nahe, den Werdegang von Contarinis Ansichten innerhalb dieser Lehrmeinungen zu verfolgen. Dieser Gedanke führte ihn auf die Abhängigkeit Contarinis von der thomistischen Theologie und auf die Gründe seiner Abweichung davon in einzelnen Punkten. — Eine interessante Studie H. W. Beyers beschäftigt sich mit der Religion Michelangelos [1]). Auch sie ist aus Karl Holls Schule hervorgegangen und atmet deren Geist. Ausgehend von dessen Erörterung „Was verstand Luther unter Religion?" untersucht Beyer Michelangelos Verhältnis zu Luthers religiöser Ideenwelt. Er glaubt damit zugleich frühere Forscher zu berichtigen, welche sich ebenfalls darum bemühten, Michelangelos ganze Persönlichkeit zu erfassen, welche aber nach Beyers Ansicht zu wenig Michelangelos innerlich durchgefochtenen religiösen Kampf und sein Bedürfnis, die hierbei erlebten Eindrücke zu verkörpern, berücksichtigten. Die Berührungspunkte zwischen Michelangelo und Luther erblickt er weniger in Entlehnungen und Abhängigkeiten, als der ihren Lebensschicksalen gemeinsamen Tatsache eines solchen inneren Ringens und des Verlangens, dessen Ergebnisse zum lebendigen Ausdruck zu bringen. Dazu kam, daß beide Männer Kinder der gleichen Zeit waren. Freilich will Beyer die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit auch direkter Entlehnungen erkennen; er meint, daß Luthers Schriften in den Kreisen der Vittoria Colonna bekannt waren und so mit der evangelischen Rechtfertigungslehre die pessimistische Auffassung vom Menschen hervorriefen, die beim alternden Michelangelo und besonders in seinen Versen uns begegnet. Aber Beweise für diese Annahme besitzen wir nicht.

In der neu erstandenen „Römischen Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte" druckt Ed. Wymann (33, 39 ff.) die Aufzeichnungen des Stadtpfarrers Sebastian Werro von Freiburg i. Br. über seinen Aufenthalt in Rom vom 10.—27. Mai 1581 ab. Nachdem Schottenloher das freilich viel umfang- und inhaltreichere Pilgerbuch des Münchner Hofpredigers Jakob Rabus veröffentlicht hat, ist das Interesse an derartigen memoirenhaften Niederschriften, welche aus den verschiedensten Gründen beachtenswert sind, erheblich gewachsen. Wie Rabus sah auch Werro nach Rom vor den großen baulichen Umgestaltungen Sixtus' V. und als ein klassisch gebildeter Mann mit guter Beobachtungsgabe konnte er noch manches später verschwundene Stück aus dem Altertum schildern.

In den Reformationsgeschichtlichen Studien und Texten wurde als „Beitrag zum Verständnis der kirchlichen Verhältnisse Deutschlands am Vorabende der Reformation" das Pfarrbuch des Stefan May im mittelfränkischen Städtchen Hilpoltstein von

[1]) Beyer, Herm. Wolfg.: Die Religion Michelangelos (= Arbeiten zur Kirchengeschichte, herausgegeben von K. Holl und H. Lietzmann, Heft 5), VI, 159 S.; ebenda 1926.

Digitized by Google

Joh. Bapt. Goetz[1]) bearbeitet. Vor etwa 20 Jahren veröffentlichte der Mainzer Lokalforscher Franz Falk die pfarramtlichen Aufzeichnungen von Florenz Diel, welcher seine praktischen Erfahrungen den Nachfolgern zeigen wollte. Noch wichtiger war das von Greving herausgegebene Pfarrbuch Ecks für Ingolstadt, gleichzeitig eine biographische Fundgrube und ein Stapelplatz wirtschaftlicher und gottesdienstlicher Beobachtungen. Mit diesen Niederschriften kann sich an wissenschaftlichem Werte das Werk Mays nicht messen, auch wenn es im Gegensatze zu Diel und Eck erstmalig ländliche Verhältnisse offenbart. Doch hat Goetz lichtvoll die ganzen kirchlichen Zustände Hilpoltsteins geschildert. Da das Manuskript keinen längeren Zeitraum behandelt, sondern eine rasch entstandene Momentaufnahme ist, diente es wohl nicht als allgemeine Grundlage künftiger Amtspraxis, sondern einem bestimmten Augenblickszweck; genaueres wissen wir aber nicht. Bemerkenswert ist Mays vorwiegendes Interesse für Rechts- und Wirtschaftsfragen. Schmetz[2]) beginnt eine Biographie des Bischofs Lindanus. Abgesehen vom Karthäuser Havensius, der wenige Jahrzehnte nach Lindanus diesen auf Grund eines reichen, heute teilweise verbrannten Aktenmaterials schilderte und auf dessen Ausführungen und Auszügen eigentlich alle späteren Autoren fußen, haben sich viele Gelehrte, welche den Abfall der Niederlande und besonders die religiöse Seite behandelt haben, mit Lindanus beschäftigt oder dessen Wirksamkeit gestreift. Stand er doch als Generalkommissar in Friesland, später als erster Bischof der neuen Diözese Roermond mitten in den kirchlichen Kämpfen und reizte durch seinen starren und heftigen Charakter auch zu persönlichen Angriffen. Weniger kümmerten sich die Historiker um die Lebensspanne vor dem ostfriesischen Generalkommissariat und die literarische Wirksamkeit. Da aber Lindanus reiche persönliche Beziehungen zu Theologen und Politikern hatte, für deren Lebensgeschichte viel geschehen ist, und da gerade sein Wirken an der Dillinger Hochschule nicht nur für uns Deutsche besonders bemerkenswert ist, sondern eine Zeit des literarischen Schaffens war, gestattete eine gründliche Ausbeute der weitverzweigten Literatur die Möglichkeit wertvoller Ergänzungen der früheren Forschung. Daneben hat Schmetz eigene Archivstudien getrieben. Dank ihnen stellt er namentlich die Lagen, in die Lindanus eintrat und ohne deren Kenntnis er nicht gewürdigt werden kann, anschaulich dar. Gegen die Schwächen des Mannes ist er keineswegs blind. Der vorliegende erste Teil behandelt die Zeit bis zu Lindanus' Einzug in Roermond (1569).

---

[1]) Das Pfarrbuch des Stefan May in Hilpoltstein vom Jahre 1511, herausgegeben von Joh. Bapt. Goetz (= Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, herausgegeben von Alb. Erhard, Heft 47/48), XI, 204 S. Münster i. W., Aschendorff, 1926.

[2]) Schmetz, Wilh.: Wilh. von der Lindt (Wilh. Lindanus, erster Bischof von Roermond, 1522—1588, erster Teil), (= in derselben Sammlung, Heft 49), XVI, 104 S.; ebenda 1926.

Digitized by Google

Im Corpus catholicorum veröffentlichten Käthe Büschgens[1]) Augustin von Alfelds Schrift „Wider den Wittenbergischen Abgot Martin Luther" (1524) und Lemmens Alfelds „Salve Regina" (1527). Lemmens hatte schon vor etwa 30 Jahren in einer ausführlichen Biographie (in den Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte) den streitbaren Franziskaner Alfeld und dort auch eingehend seine literarische Tätigkeit behandelt. Die erstgenannte Schrift Alfelds ist schon wegen ihres groben Tones unerfreulich. Hervorgegangen aus den Federkämpfen um die von Herzog Georg von Sachsen und dem Bischof von Meißen betriebene Kanonisation des heiligen Benno gehörte sie zu den Antworten auf Luthers scharfen Angriff „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden" und bestand hauptsächlich in einer schroffen Gegenüberstellung der alten und der von Luther neu begründeten Kirche und in einer vielfach persönlichen Beschimpfung der letzteren. Ebenfalls polemisch, aber reicher an positivem Inhalt ist Alfelds Schrift über das Salve Regina. Es handelte sich um den zuerst in Nürnberg unternommenen Versuch, die Antiphon abzuändern und an ihrer Stelle das Salve Regina zu einem „Heil Christo" umzugestalten. Unter denen, welche sich zur Verteidigung der Marienverehrung berufen fühlten, war auch Alfeld. Seine lateinisch und deutsch veröffentlichte Schrift wurde stark verbreitet.

Die Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum gibt neuerdings nach Art der „Neujahrsblätter" verschiedener landesgeschichtlichen Publikationsinstitute unter dem Titel Katholisches Leben und Kämpfen im Zeitalter der Glaubensspaltung Jahresschriften heraus, um auch Mitgliedern, für welche sich das zünftiggelehrte Gewand des Corpus Catholicorum nicht eignet, eine reformationsgeschichtliche Gabe zu gewähren und dadurch dem Hauptunternehmen eine breitere wirtschaftliche Grundlage zu sichern. Eröffnet wird die neue Reihe durch Metzlers Arbeit über Canisius[2]). Sie soll nicht die Zahl der Biographien dieses Jesuiten um eine weitere Nummer bereichern, sondern Canisius' Verhalten zur Reformation beleuchten und rechtfertigen. Metzler will nachweisen, daß Canisius' Stellung sachlich teils durch die Ordensregeln, teils durch die Zeitansichten vorgeschrieben war, daß er aber persönlich mehr durch Güte und Entgegenkommen als durch Zwangsmittel wirkte. Diese Auffassung wird heute wohl auch von besonnenen evangelischen Reformationshistorikern geteilt, wie es ja auch methodisch falsch ist, mit dem Schlagwort „Jesuiten" den Begriff einer in allen Einzelheiten gleichförmigen

[1]) Corpus catholicorum. Werke katholischer Schriftsteller im Zeitalter der Glaubensspaltung. Bd. 11: Augustin von Alfeld, O. F. M., Wider den Wittenbergischen Abgot Martin Luther (1524), herausgegeben von Dr. Käthe Buschgens. Erklärung des Salve Regina (1527), herausgegeben von P. Leonhard Lemmens, O. F. M., 102 S. Münster i. W., Aschendorff, 1926.

[2]) Metzler, Joh. S. J.: Der hl. Petrus Canisius und die Neuerer seiner Zeit (= Katholisches Leben und Kämpfen im Zeitalter der Glaubensspaltung, Heft 1). VIII, 48 S. Münster i. W., Aschendorff, 1927.

Digitized by Google

Gesellschaft zu verbinden und darüber die Abstufungen und Charakterunterschiede innerhalb des Ordens zu vergessen. Wenn Metzler allerdings Canisius und Bonifatius zusammenstellt und sie die beiden Apostel Deutschlands nennt, so ist dies eine Übertreibung.

In den „Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte" erschien eine Monographie von Ludwig Fischer[1]) über Vitus Amerpachius. Fischer hatte sich schon in Schlichts Festschrift mit Amerpachs Jugend beschäftigt und will offenbar später über dessen Ingolstädter Wirksamkeit schreiben, so daß das vorliegende Werk das Mittelstück eines größeren Ganzen bildet. Amerpachs Wittenberger Jahre sind wissenschaftlich die interessantesten. Wir blicken in die nächste Umwelt der Reformatoren und finden aufs neue bestätigt Melanchthons Empfindlichkeit, die Vielgeschäftigkeit der kleineren Geister in Zuträgereien und Rechthabereien, das davon abstechende großzügige Wesen Luthers. Ob nicht aber Amerpachs Geschick ein ähnliches war wie das Wicels und anderer, die durch den elementaren Eindruck Luthers für dessen Sache gewonnen waren, sich aber durch seine nächsten Anhänger zurückgestoßen fühlten und wieder sich der alten Kirche zuwandten? Mit Wicel teilt Amerpach auch die „irenische Tendenz", d. h. das Verlangen, die konfessionellen Gegensätze auszugleichen. Leider fehlt eine wichtige Quelle ganz. Während wir aus dem lutherischen Lager reiche Korrespondenzen besitzen und aus den wenn auch nur gelegentlichen Aussprüchen und Anspielungen die gegnerischen Stimmen hören, stehen auf der anderen Seite fast nur Amerpachs literarische Werke und deren allerdings autobiographisch aufschlußreiche Vorreden; briefliche Äußerungen würden natürlich das Bild farbenreicher gestalten. Da Fischer die vielfach spärlichen äußerlichen biographischen Daten durch eingehende Literaturauszüge ersetzt, vermittelt uns seine Studie eine gute wissenschaftsgeschichtliche Kenntnis, die sich bei Amerpachs Vielseitigkeit auf die verschiedensten Gebiete erstreckt. Besonders hervorzuheben ist der ausführliche Auszug aus seinen Quattuor libri de anima. Da letztere eine Gegenschrift gegen Melanchthons Kommentar über die Seele bilden, letzterer aber von Rump in einer Jenaer Dissertation behandelt worden ist, lieferte Fischer zugleich eine willkommene Ergänzung zu Rump und einen beachtlichen Beitrag zur Melanchthon-Biographie.

Neben den von München ausgegangenen „Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte" werden seit einigen Jahren die „Breslauer Studien zur historischen Theologie" von den dortigen katholischen Kirchenhistorikern Josef Wittig und Franz Xaver Seppelt herausgegeben. Darin erschien eine Schrift von

[1]) Fischer, Ludw.: Veit Erdmann von Wenebing, gen. Vitus Amerpachius, als Professor in Wittenberg (1530—1543) in „Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte", herausgegeben von † Herm. v. Grauert, X, 1. X, 215 S. Freiburg i. Br., Herder & Co., 1926.

Digitized by Google

Reinh. Schaffer[1]) über Andreas Stoß. Letzterer wurde über seinem Vater, dem berühmten Kunstschnitzer, vergessen. Freilich trat der Sohn, abgesehen vom Nürnberger Religionsgespräch von 1525, bei welchem er die Altgläubigen in einer hoffnungslosen Sache führte, wenig hervor. Aber seine fast unbekannte Tätigkeit als maßgebender Berater des Bischofs von Bamberg, dessen Stellungswechsel von einem nachgiebigen Dulder der neuen Lehre zum zielbewußten Katholiken man sich bisher nicht erklären konnte, und als langjähriger Provinzial der Karmeliter, welcher gleichzeitig die einzelnen Klöster vor Verödung und sittlichem Verfall schützen und den Säkularisationsbestrebungen namentlich in den fränkischen und schwäbischen Reichsstädten entgegentreten mußte, verdient unsere Aufmerksamkeit. Gerade nach der zweiten Richtung verfügte Schaffer, der auch sonst, abgesehen von der weitschichtigen Literatur, ausgedehnte Archivstudien gemacht hat, über eine vorzügliche Quelle: umfangreiche eigenhändige Aufzeichnungen von Stoß, die in der Dresdner Landesbibliothek erhalten sind und die außer Abschriften ein- und ausgelaufener Briefe Visitationsberichte, Abrechnungen, Notizen über Ereignisse und Zustände im Orden, Kaufverträge u. a. enthalten. Der Gedanke liegt nahe, daß diese Aufzeichnungen, welche heute in einem stattlichen Quartbande vereinigt sind und welche Stoß selbst sein Protocollum nennt, Stoß bereits zusammengefaßt und als Unterlage im laufenden Dienste gebraucht hat.

Wie immer enthalten auch in den letzten Jahren die provinzialgeschichtlichen Zeitschriften wertvollen reformationshistorischen Stoff. Die Beiträge zur bairischen Kirchengeschichte waren ein Privatunternehmen Koldes, der nicht nur in Erlangen viele Schüler erzogen, sondern auch aus anderen Teilen Deutschlands Mitarbeiter gewonnen hatte. Nachdem der Verlag die „Beiträge" auch in Koldes Geiste fortgesetzt hatte, dies aber zuletzt über seine Kräfte ging, bildete sich nach dem Muster Württembergs ein Verein für bairische Kirchengeschichte, in dessen Auftrag zwei verdiente Landesgeistliche, H. Clauß und K. Schornbaum, die „Zeitschrift für bairische Kirchengeschichte" herausgeben. Sie hat eigentlich bloß Namen und Verleger gewechselt; nur sollen alle Perioden der bairischen Kirchengeschichte, auch das in den „Beiträgen" etwas stiefmütterlich behandelte Mittelalter, gleichmäßiger berücksichtigt werden. Ein Überblick H. Weigels zeigt uns bereits, was in den letzten 40 Jahren für diese Periode der bairischen Kirchengeschichte durch die „Blätter" und „Beiträge" geleistet worden ist und was hier für ein Arbeitsfeld liegt. Unter den Aufsätzen der letzten Jahrgänge heben wir nur wenige heraus. Clauß teilt Auszüge aus den Gunzenhäuser Visitationsakten des 16. Jahrhunderts mit. Letztere sind von 1567 ab für das ganze Dekanat erhalten und

[1]) Schaffer, Reinhold: Andreas Stoß, Sohn von Veit Stoß, und seine gegenreformatorische Tätigkeit (= Breslauer Studien zur historischen Theologie, herausgegeben von Josef Wittig und Franz Xaver Seppelt, Bd. 5). XVI, 175 S. Breslau, Müller & Seiffert, 1926.

Digitized by Google

Gesellschaft zu verbinden und darüb
unterschiede innerhalb des Ordens z
Canisius und Bonifatius zusam
Deutschlands nennt, so ist dies

In den „Studien
biete der Geschichte“
Fischer[1]) über Vitus A
Festschrift mit Amerpa
über dessen Ingolstäd
Werk das Mittelstück
berger Jahre sind
die nächste Um
Melanchthons
in Zuträgerei
Wesen Lut
wie das
Luthers
Anhä
zuw
d.
f

teressanten Personalien Ein=
tliche Leben der Pfarrer und
vielen Überreste katholis
1600 manche Pastorer
icht und behandelt
Heiltum= und
ing eines bair
en und eifri
Gotteshau
welchem
Be
nt.

ist des St
Stadtarchiv als besonderes
ucht worden war und nach der Ka
Gründe für und wider die Fortsetzung des K
erörterte. Praktische Folgen hatte die Denkschrift nicht,
zu
d.
rat sich trotz Frölichs Ausführungen unterwarf. Aber sie ist
fesselndes Stimmungsbild aus jenen aufgeregten Tagen. Hingewiesen
sei noch besonders, daß Roth am Eingang seines Artikels das bio=
graphische Material zusammenstellt. Loy schildert uns teils auf Grund
Regensburger Stadtarchivalien, teils auf Grund der sogenannten
Waldnerschen Briefschaften, welche heute auf der bairischen Staats=
bibliothek liegen und eine wichtige Quelle zur Geschichte von Flacius
und seinen Kämpfen bilden, ein Stück aus den Streitigkeiten, die sich
in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts über so viele Glaubens=
fragen unter den evangelischen Theologen entwickelten. Als nämlich
Flacius aus dem ernestinischen Sachsen wegen des Erbfolgestreites
hatte weichen müssen, fand er trotz der bestimmten Haltung des Magistrats
in Regensburg eifrige Anhänger. Die anfangs verborgenen Gegensätze
zwischen den Stadtgeistlichen wurden immer offenkundiger und heftiger,
so daß der Rat die Hauptflacianer beurlauben mußte. Loys Aufsatz
ist zugleich ein wertvoller Beitrag zur Lebensgeschichte von Josua Opitz
und Rektor Haubold, zwei Männern, die später auch in Österreich eine
große Rolle spielten. M. v. Rauch beschäftigt sich mit dem Ansbacher
Kanzler und Ablaßkommissar Jodokus Lorcher aus Heilbronn, über
welchen schon Clauß in seiner Schwabacher Reformationsgeschichte die
wichtigsten Daten zusammengestellt hatte, über den er aber infolge
seiner Vorstudien zum Heilbronner Urkundenbuch manches Neue be=
richten kann. Auch hatte Clauß bei seinem Thema keinen Anlaß, alle
Seiten seines Wirkens gleichmäßig zu würdigen; Rauch erzählt dagegen
seinen ganzen Lebensgang und gibt deshalb einen lehrreicheren Begriff
der gesamten Persönlichkeit.

Der frühere Verlag veröffentlichte neben den „Beiträgen“ die
„Quellen und Forschungen zur bairischen Kirchengeschichte“, eine
Sammlung wertvoller, meist umfangreicher Monographien. Der neue
Verein mußte sich bescheidenere Ziele setzen. Immerhin schuf er in

Digitized by Google

hen „Einzelarbeiten aus ... logisch, die lokalen alphabetisch geordnet, ...gänzung seiner Zeitschri... ...rsonalregister. Eine ähnliche mühsame ... neue Serie wird ein... ...uesten Jahrgang seiner Zeitschrift Tirol ...hwehr der Gegenref... ...ebieten bekanntlich die Wiedertäuferei ...rund ausgedehnte... Lösches archivalische Beiträge noch ... er sich mit ... ...chen der St... ...en Vierteljahrsheften ...des Augsbu... ...ronner Stadtarchivares Moriz ...nsedikts ...in Rorbach von Bök... ...visierun... ...n des Bauernkriegs dar... ...r sta... ...ilbronner Urkundenbuch. ...ch... ... aus höheren Gesichts... ...it hervorragten. Aber ...anisse Fr... ...r Urhebern schlecht ...aus religio zum S... ...hn das Augenmerk ...r Gemeinde zu bestimmen hat... ...s Beispiel eines barkeit oder andere Herrenrechte ins S... ...ändel verstrickt daß der Passauer Vertrag als Normalz... ... Nutzen zog. gelten habe, ließ offen, ob es auf die Einst... Kirchen- Gottesdienstes oder auf das Aufhören des selbständigen... ...ator von oder auf den Tod des letzten Insassen ankomme. Da d... ...unge- über gute Juristen verfügte, aber keine großen Politiker in ...ötigen Reihen hatte, war seine Haltung vielfach schwächlich. Nürn... ...enen Stellung war ohnehin ungünstig; denn es gebot über geringe V... ...nd mittel und hatte mehr Untertanen in den Nachbargebieten als d... ...r umgekehrt auf Nürnberger Boden. Wie Brauns Studie ist auch die von Theod. Stark[2]) ursprünglich eine Dissertation[2]). Nachdem F. Pischel in den „Deutschen Geschichtsblättern“ (17, 317 ff.) über den damaligen status quo der Forschung berichtet, die wissenschaftlichen Streitfragen formuliert und als deren wichtigste das Problem hingestellt hatte, ob und in wie weit die Umgestaltung der Armenpflege auf reformatorischen oder anderen Einfluß zurückzuführen sei, hätte man eigentlich erwartet, daß eine Spezialarbeit vor allem sich bemühen müsse, derartige Einflüsse für ein begrenztes örtliches Gebiet klarzulegen und daß auf solche Art allmählich das statistische Material zur Lösung der Frage gesammelt werde. Nun streift wohl Stark in seiner Arbeit über die christliche Wohltätigkeit in den ostschwäbischen Reichsstädten auch dieses Thema. Aber eigentlich sieht er den evangelischen Ursprung der sozialen Neuerungen als gegeben und bewiesen an und für seine Hauptaufgabe betrachtet er den Vergleich zwischen dem mittelalterlichen und reformierten Armenwesen in den von ihm behandelten

---

[1]) Braun, Karl: Nürnberg und die Versuche zur Wiederherstellung der alten Kirche im Zeitalter der Gegenreformation (= Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Baierns, Bd. 1), XI, 134 S. Nürnberg, Selbstverlag des Vereins f. bair. Kirchengesch. (Kommission bei Lorenz Spindler) 1925.

[2]) Stark, Theod.: Die christliche Wohltätigkeit im Mittelalter und in der Reformationszeit in den ostschwäbischen Reichsstädten (in der gleichen Sammlung, Bd. 4), XII, 124 S.; ebenda 1926.

Digitized by Google

gestatten außer nicht nur biographisch interessanten Personalien Einblicke ins kirchliche, sittliche und wirtschaftliche Leben der Pfarrer und Gemeinden; merkwürdig sind z. B. die vielen Überreste katholischer Gebräuche und die Tatsache, daß noch um 1600 manche Pastoren nicht studiert hatten. L. Theobald veröffentlicht und behandelt das im Stadtmuseum von Mühldorf aufbewahrte Heiltum- und Ablaßbuch Degenhart Pfeffingers († 1519), der Sprößling eines bairischen Adelsgeschlechts, Rentmeister Friedrichs des Weisen und eifriger Reliquiensammler war und besonders auch für sein Gotteshaus Solbernkirchen möglichst viele Ablässe erwarb. Das Buch, in welchem er diese Reliquien und Ablässe verzeichnete und wo zu jeder Beschreibung ein Bild beigegeben war, ist kulturgeschichtlich interessant. Friedr. Roth veröffentlicht eine Art Nachtrag zu seiner Augsburger Reformationsgeschichte. Damals war ihm eine Denkschrift des Stadtschreibers Frölich entgangen, welche aus dem Stadtarchiv als besonderes Schaustück ins Maximiliansmuseum gebracht worden war und nach der Kapitulation von Ulm (1546) die Gründe für und wider die Fortsetzung des Kriegs gegen Karl V. erörterte. Praktische Folgen hatte die Denkschrift nicht, weil der Rat sich trotz Frölichs Ausführungen unterwarf. Aber sie ist ein fesselndes Stimmungsbild aus jenen aufgeregten Tagen. Hingewiesen sei noch besonders, daß Roth am Eingang seines Artikels das biographische Material zusammenstellt. Loy schildert uns teils auf Grund Regensburger Stadtarchivalien, teils auf Grund der sogenannten Waldnerschen Briefschaften, welche heute auf der bairischen Staatsbibliothek liegen und eine wichtige Quelle zur Geschichte von Flacius und seinen Kämpfen bilden, ein Stück aus den Streitigkeiten, die sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts über so viele Glaubensfragen unter den evangelischen Theologen entwickelten. Als nämlich Flacius aus dem ernestinischen Sachsen wegen des Erbfolgestreites hatte weichen müssen, fand er trotz der bestimmten Haltung des Magistrats in Regensburg eifrige Anhänger. Die anfangs verborgenen Gegensätze zwischen den Stadtgeistlichen wurden immer offenkundiger und heftiger, so daß der Rat die Hauptflacianer beurlauben mußte. Loys Aufsatz ist zugleich ein wertvoller Beitrag zur Lebensgeschichte von Josua Opitz und Rektor Haubold, zwei Männern, die später auch in Österreich eine große Rolle spielten. M. v. Rauch beschäftigt sich mit dem Ansbacher Kanzler und Ablaßkommissar Jodokus Lorcher aus Heilbronn, über welchen schon Clauß in seiner Schwabacher Reformationsgeschichte die wichtigsten Daten zusammengestellt hatte, über den er aber infolge seiner Vorstudien zum Heilbronner Urkundenbuch manches Neue berichten kann. Auch hatte Clauß bei seinem Thema keinen Anlaß, alle Seiten seines Wirkens gleichmäßig zu würdigen; Rauch erzählt dagegen seinen ganzen Lebensgang und gibt deshalb einen lehrreicheren Begriff der gesamten Persönlichkeit.

Der frühere Verlag veröffentlichte neben den „Beiträgen" die „Quellen und Forschungen zur bairischen Kirchengeschichte", eine Sammlung wertvoller, meist umfangreicher Monographien. Der neue Verein mußte sich bescheidenere Ziele setzen. Immerhin schuf er in

Digitized by Google

den „Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Baierns" wieder eine Ergänzung seiner Zeitschrift zur Aufnahme größerer Abhandlungen. Die neue Serie wird eingeleitet durch Karl Brauns Studie über die Abwehr der Gegenreformation durch den Nürnberger Magistrat [1]). Auf Grund ausgedehnter Benutzung des Nürnberger Kreisarchivs beschäftigt er sich mit den teilweise scharfen Auseinandersetzungen, welche zwischen der Stadt und den benachbarten Geistlichen über die Auslegung des Augsburger Religionsfriedens stattfanden und während des Restitutionsedikts ihren Höhepunkt gewonnen, damals sogar die völlige Rekatholisierung Nürnbergs ankündigten: Brauns Schrift ist deshalb nicht nur stadtgeschichtlich lehrreich, sondern greift auch in die angrenzenden geistlichen Gebiete, namentlich Bambergs, hinüber und erhält durch die Rechtsfragen sogar allgemeinere Bedeutung. Die verwickelten Obrigkeitsverhältnisse Frankens führten infolge des Grundsatzes cuius regio eius religio zum Streite, wer als Landesherr die Religion einer Gemeinde zu bestimmen habe, ob die hohe oder niedere Gerichtsbarkeit oder andere Herrenrechte ins Gewicht fielen. Die Bestimmung, daß der Passauer Vertrag als Normalzeit bei Säkularisationen zu gelten habe, ließ offen, ob es auf die Einstellung des katholischen Gottesdienstes oder auf das Aufhören des selbständigen Klostervermögens oder auf den Tod des letzten Insassen ankomme. Da der Rat wohl über gute Juristen verfügte, aber keine großen Politiker in seinen Reihen hatte, war seine Haltung vielfach schwächlich. Nürnbergs Stellung war ohnehin ungünstig; denn es gebot über geringe Machtmittel und hatte mehr Untertanen in den Nachbargebieten als diese umgekehrt auf Nürnberger Boden. Wie Brauns Studie ist auch die von Theod. Stark [2]) ursprünglich eine Dissertation [2]). Nachdem F. Pischel in den „Deutschen Geschichtsblättern" (17, 317 ff.) über den damaligen status quo der Forschung berichtet, die wissenschaftlichen Streitfragen formuliert und als deren wichtigste das Problem hingestellt hatte, ob und in wie weit die Umgestaltung der Armenpflege auf reformatorischen oder anderen Einfluß zurückzuführen sei, hätte man eigentlich erwartet, daß eine Spezialarbeit vor allem sich bemühen müsse, derartige Einflüsse für ein begrenztes örtliches Gebiet klarzulegen und daß auf solche Art allmählich das statistische Material zur Lösung der Frage gesammelt werde. Nun streift wohl Stark in seiner Arbeit über die christliche Wohltätigkeit in den ostschwäbischen Reichsstädten auch dieses Thema. Aber eigentlich sieht er den evangelischen Ursprung der sozialen Neuerungen als gegeben und bewiesen an und für seine Hauptaufgabe betrachtet er den Vergleich zwischen dem mittelalterlichen und reformierten Armenwesen in den von ihm behandelten

---

[1]) Braun, Karl: Nürnberg und die Versuche zur Wiederherstellung der alten Kirche im Zeitalter der Gegenreformation (= Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Baierns, Bd. 1), XI, 134 S. Nürnberg, Selbstverlag des Vereins f. bair. Kirchengesch. (Kommission bei Lorenz Spindler) 1925.

[2]) Stark, Theod.: Die christliche Wohltätigkeit im Mittelalter und in der Reformationszeit in den ostschwäbischen Reichsstädten (in der gleichen Sammlung, Bd. 4), XII, 124 S.; ebenda 1926.

Digitized by Google

Städten. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß Stark auch in solchem Rahmen, unterstützt durch eigene Aktenstudien besonders im Memminger und Nördlinger Stadtarchiv, manchen interessanten Zug mitteilt.

Vom Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus im ehemaligen und im neuen Österreich liegt der 46. und 47. Jahrgang vor[1]), letzterer dem Altmeister der österreichischen Reformationsgeschichtsforschung Joh. Loserth, zum 80. Geburtstage gewidmet. Der 45./46. Jahrgang besteht aus zwei längeren Aufsätzen, dem von C. F. Bauer über die evangelische Landschaftsschule in Linz (1550—1629) und von Lösche mit archivalischen und bibliothekarischen Beiträgen zur Geschichte des Protestantismus in Oberösterreich. Die Linzer Landschaftsschule ist nicht so berühmt geworden wie ihre Grazer Schwester, spiegelt uns aber gleich dieser die Blütezeit des Protestantismus in den habsburgischen Ländern und seinen fortschreitenden Niedergang bis zu den Tagen des Restitutionsedikts wider. Doch legt Bauer weniger den Nachdruck auf diesen Zusammenhang ihrer Schicksale mit den allgemeinen religiösen und politischen Verhältnissen Oberösterreichs, als auf die technische und pädagogische Entwicklung des Instituts mit zahlreichen Urkunden und Aktenauszügen. Seit Lösche nach Wien berufen wurde, faßte er eine planmäßige, möglichst umfassende Erforschung und Darstellung der Geschichte des österreichischen Protestantismus ins Auge. Neben einem kritischen Überblick über die weitschichtige, in den verschiedensten Sprachen veröffentlichte Literatur gehörte dazu eine möglichst umfassende Orientierung über das ungedruckte Material. Waren doch viele wertvolle Papiere in den Verfolgungen, Kriegen oder sonst sei es durch höhere Gewalt, sei es durch Unachtsamkeit untergegangen, anderes teils schwer auffindbar oder sogar der Benutzung so gut wie entzogen, teils dem Verderben ausgesetzt. So entschloß sich Lösche zu einer ähnlichen Inventarisierung des Kirchenhistorischen in den verschiedenen Kronländern, wie das durch die landesgeschichtlichen Kommissionen für die Familien-, Pfarr- und kleineren Ortsarchivalien innerhalb so mancher deutscher Provinzen geschah. Nun benutzte er diese Kleinarbeit gleichzeitig zu einer vorläufigen, natürlich noch stark ergänzungsbedürftigen Übersicht der allgemein interessanten Ergebnisse seines Stoffes, die auch zu Nachschlagzwecken für kirchliche Orts- und Familiengeschichten sich eignete. Eine erste Frucht dieser Tätigkeit war 1923 sein Buch über die böhmischen Exulanten in Sachsen, eine regestenartige Fundgrube für Personen- und Ortskunde, selbst für bio- und topographische Fragen, die an sich mit Löschens Thema nichts zu tun haben. Sein neuer Beitrag „Zur Geschichte des Protestantismus in Oberösterreich" ist ähnlich gehalten. Nach einer kurzen summarischen Würdigung des mannigfaltigen Quellenmaterials und der markantesten Erscheinungen in der Geschichte des oberösterreichischen Protestantismus folgen Regesten, die

[1]) Jahrbuch der Gesellschaft des Protestantismus im ehemaligen und im neuen Österreich. 45./46. Jahrgang 266 S. 47. Jahrg. Tirolensia. Täufertum und Protestantismus. Vom Herausgeber Dr. Georg Lösche. XII, 186 S. Wien, Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung (Jul. Klinkhardt & Co.), 1925 bez. 1926.

Digitized by Google

allgemeingeschichtlichen chronologisch, die lokalen alphabetisch geordnet, zum Schluß ein genaues Personalregister. Eine ähnliche mühsame Kleinarbeit widmet Lösche im neuesten Jahrgang seiner Zeitschrift Tirol und Vorarlberg. Da in diesen Gebieten bekanntlich die Wiedertäuferei eine große Rolle spielte, gewinnen Lösches archivalische Beiträge noch ein besonderes Interesse.

Aus den Württembergischen Vierteljahrsheften erwähnen wir eine Abhandlung des Heilbronner Stadtarchivares Moriz v. Rauch über den Bauernführer Jäklein Rorbach von Böckingen, eine zum 400jährigen Jubiläum des Bauernkriegs dargebrachte Frucht seiner Mitarbeit am Heilbronner Urkundenbuch. Rorbach gehörte nicht zu den Männern, welche aus höheren Gesichtspunkten kämpften oder durch persönliche Tüchtigkeit hervorragten. Aber das blutige Schicksal Weinsbergs, welches dessen Urhebern schlecht bekam, und Rorbachs furchtbares Ende haben auf ihn das Augenmerk gelenkt. Auch interessiert er uns als ein bezeichnendes Beispiel eines damaligen Menschenkreises, der längst in persönliche Händel verstrickt war und für dieselben aus der allgemeinen Zeitströmung Nutzen zog.

In den Blättern für württembergische Kirchengeschichte[1]) schreibt Gust. Bossert über den Reformator von Calw, Markus Heiland, einen Mann, dessen Lebenslauf ganz ungewöhnlich war. Heiland hat nie studiert, sondern eignete sich die nötigen Kenntnisse als Buchdrucker in Basel und durch die dort gebotenen sachlichen und persönlichen Eindrücke an. Sein großer Lerneifer und die nahe Freundschaft mit Pellikan verschafften ihm eine Anstellung als Landpfarrer in der Nähe von Liestal, und als Ambrosius Blarer in Württemberg die Reformation einführte, aber nicht genug Geistliche hatte, brachte er Heiland dorthin, bis er infolge des Interims nach Straßburg flüchten mußte. — Über Konrad Wimpina erschien 1909 eine Biographie von Negwer. Derselbe hatte zwar die Totenliste des Dominikanerklosters Wimpfen eingesehen und den Eintrag über Wimpina abgedruckt, sonst aber biographisch nicht ausgebeutet. O. Scriba zeigt nun, daß sich hieraus einige beachtenswerte Notizen gewinnen lassen. — Der Redakteur der „Blätter" Jul. Rauscher veröffentlicht an der Spitze des 29. Jahrgangs einen Vortrag über die ersten württembergischen Visitationen, welche uns die kirchlichen Zustände am Vorabend der Reformation zeigen. Der Artikel bildet die Einleitung zur Aktenpublikation, welche für die Württembergischen Geschichtsquellen geplant ist, und entbehrt darum der Einzelbelege. Man wird aber mit der Annahme nicht fehlgehen, daß er stark auf den Protokollen und Berichten der Visitatoren fußt; denn die wirtschaftlichen und organisatorischen Fragen, welche sonst deren Hauptinhalt ausmachen, stehen auch für Rauscher voran. In die gleiche Zeit versetzt uns Kolbs Aufsatz „Zur Geschichte der Prälaturen". Der erste Teil des-

[1]) Blätter für württembergische Kirchengeschichte. Im Auftrag des Vereins für württembergische Kirchengeschichte herausgegeben von Julius Rauscher. Neue Folge. 28. Jahrg. 1924 176 S. 29. Jahrg. 1925 252 S. 30. Jahrg. 1926 249 S.

Digitized by Google

selben beschäftigt sich mit der Umwandlung der katholischen Prälaturen in evangelische und der neugeordneten Verwaltung der letzteren auf Grund von Archivalien, welche früheren Forschern entgangen waren. Er bildet einen beachtlichen Beitrag zur Geschichte der inneren Regententätigkeit Herzog Christofs, die zur Ergänzung von Kugler und Ernst eingehender und systematischer bearbeitet werden muß. Fr. Fritz zeigt uns in einer durch zwei Jahrgänge fortgesetzten Abhandlung über die württembergischen Pfarrer des Dreißigjährigen Kriegs, daß trotz der schweren Zeiten die dortige Geistlichkeit nicht in der alltäglichen Berufspraxis aufging, sondern sich auch nach wie vor mit wissenschaftlich-theologischen Fragen beschäftigte. Das Hauptgewicht der Arbeit ruht aber in der möglichst eingehenden, durch viele Beispiele unterstützten Schilderung ihrer Gesamtanschauungen. Dabei leugnet er das Überwuchern der Polemiken und ihre abstoßende Wirkung auf die Laien nicht. Zwei Studien von Leube und Rauscher sind dem altwürttembergischen Kirchengut gewidmet. Jene ergänzt Hermelink, der vor 20 Jahren die Geschichte des württembergischen Kirchenguts sorgfältig behandelt hat. Sie unterscheidet dabei die fremden Lasten von den „stiftungsgemäßen Ausgaben" und faßt ihrer allgemeinkirchlichen Bedeutung entsprechend nur die letzteren ins Auge. Dabei geht sie von einer genauen Zergliederung der großen Kirchenordnung von 1559 aus und knüpft hieran Bemerkungen über den allmählichen Wandel ihrer Bestimmungen in der Praxis der folgenden zwei Jahrhunderte. Ähnlich seiner Geschichte des Tübinger Stifts beachtet Leube vorzugsweise die wirtschaftlichen Fragen. Auch Rauschers Artikel „Das altwürttembergische Kirchengut und die in fremder Besoldung stehenden Pfarreien" stellt die Grundsätze der großen Kirchenordnung den späteren Ausführungsregeln gegenüber. Es handelt sich um Pfarreien, welche nicht fest mit dem Kirchengut zusammenhingen, sondern hieraus höchstens Beihilfen, sogenannte Additionen, erhielten, sonst aber von anderer Seite besoldet wurden. Während die Kirchenordnung solche Pfarren ganz überging und nur aus anderen Maßregeln Herzog Christofs zu schließen war, daß auch sie gewisse Beihilfen erhalten sollten, entwarf der Kirchenrat später Richtschnuren und paßte seine Unterstützungen dem gesunkenen Geldwert fortlaufend an. Der Hauptnachdruck von Rauschers Untersuchungen liegt in der genauen, möglichst statistischen Schilderung der einzelnen Kirchspiele. — Aus Bofferts Nachlaß wird ein Bild der kirchlichen Zustände in der Grafschaft Hohenlohe-Neuenstein im Jahre 1571 veröffentlicht. Es ist das Seitenstück zum Protokolle der Generalkirchenvisitation von 1556, mit welcher die Reformation des Landes begann; dieses Protokoll hatte Bossert vor 40 Jahren in den Württembergischen Vierteljahrsheften herausgegeben. Da 1571 wieder eine Visitation stattfand und auch über sie ein Protokoll geführt wurde, unterrichtet uns ein Vergleich über die Durchführung der Reformation. — Sind die beiden letzterwähnten Arbeiten vor allem lokalgeschichtlich wichtig, so gewährt Volks Aufsatz über das Verhör des Reutlinger Reformators Matthäus Alber allgemeineres Interesse. Da die Reutlinger Reformationsakten schlecht erhalten sind, ist unsere

Digitized by Google

Kenntnis der dortigen Persönlichkeiten und Vorgänge seit dem 18. Jahrhundert nur wenig erweitert worden. Um so dankenswerter war, daß Volk, mit der Fortsetzung der „Deutschen Reichstagsakten" beschäftigt, zufällig im Wiener Archiv ein Aktenbündel fand, welches vor allem das Originalprotokoll über das Verhör Albers und seines Gehilfen Oetinger durch den Fiskal des Reichsregiments enthält und unser bisher lückenhaftes Wissen dankenswert ergänzt. Volk erläutert die zwei von ihm jetzt herausgegebenen Protokolle mit Hilfe weiterer Archivstudien in Stuttgart und Weimar. Gustav Wolf.

Neuere Schriften zur Methodologie und Philosophie der Geschichte.

Bernheims populäres Werkchen[1]), im wesentlichen die fraglichen Teile seines grundlegenden Lehrbuches (5. und 6. Auflage 1908) wiederholend, bedurfte, eben wegen dieser sicheren Fundamentierung auf jenes Grundwerk, für die vorliegende Neuauflage nur einiger bedeutsamer Zusätze, welche auf etwa 25 Seiten gegeben sind. Dabei werden Kapitel II (Arbeitsgebiet der Geschichtswissenschaft) sowie Kapitel III (Die Arbeitsmittel [Methodik]) nur wenig betroffen; die wichtigsten Zusätze entfallen naturgemäß auf Kapitel I (Wesen und Aufgabe der Geschichtswissenschaft), und zwar auf dessen § 2 (Die Hauptrichtungen der Geschichtsanschauung in der Gegenwart), wo Bernheim sich S. 33 mit der „expressionistischen" Geschichtsanschauung und (S. 35—43) insbesondere mit Spengler auseinandersetzt. Diese sehr gehaltene Erörterung führt dennoch zu derartigen Urteilen hinsichtlich der geschichtswissenschaftlichen Zuständigkeit Spenglers, daß mancher Leser sich verwundert fragen dürfte, wie jene „expressionistische" Geschichtsanschauung als gleichwertige geistige Richtung aufgeführt werden konnte, da ihre Auswirkungen zumal bei Th. Lessing und Spengler nur in Zerrbildern vorliegen.

Ein wesentlicher Ertrag der Bernheimschen Prüfung Spenglerscher Lehren liegt immerhin darin, daß sich die starke Abhängigkeit dieser Lehren von modisch gewordenen Schlagworten ergibt. Solche „modischen Schlagworte" stellen sich aber vielfach als starke Vergröberungen besser und feiner formulierender, echt wissenschaftlicher Gedankenbildung dar. Es ist Rothacker, der dieser oft gemachten Erfahrung durch ein neues Unternehmen Belege zu schaffen und Bahn zu brechen sucht; er bemüht sich darum in einer besonderen „Einführung" seines Unternehmens, die ganz mit Recht eine „neue Bekanntschaft mit den geistesphilosophischen und geisteswissenschaftlichen Meisterwerken der ersten Jahrhunderthälfte" für notwendig erachtet und, da für die Werke der klassischen Geistesphilosophen genügend

---

[1]) Einleitung in die Geschichtswissenschaft. 3. und 4., neubearbeitete Auflage. (= Sammlung Göschen. Bd. 270.) 8°. 182 S. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1926. Mk. 1.50.

Digitized by Google

gesorgt sei, eine Reihe geisteswissenschaftlicher Werke durch Neudrucke zugänglich zu machen verspricht. So bringt Rothacker, gewiß zu lebhaftester Freude jedes in guten alten Traditionen lebenden Historikers, in einem ersten Bande Droysens Historik[1]).

Er legt seinem Neudrucke die dritte und letzte Ausgabe des Grundrisses der Historik von 1882 zugrunde, die ja, wie schon die erste Auflage, nicht bloß Umrisse für Vorlesungen, sondern als Beilagen die vortrefflichsten Ausführungen in Gestalt von Aufsätzen darbot, nämlich: Erhebung der Geschichte zum Range einer Wissenschaft; Natur und Geschichte; Kunst und Methode. Ihnen fügt Rothacker mit bestem Recht die Abhandlung „Theologie der Geschichte" (S. 87—104) bei, „das 1843 in nur wenig Exemplaren gedruckte Vorwort zum 2. Bande der Geschichte des Hellenismus", dem Fachmanne seit 1893 in Droysens „Zur alten Geschichte", I. Band, zugänglich. Vielleicht hätte es sich empfohlen, die durch Pflaum (siehe „Mitteilungen" Bd. 37, S. 50—52) veröffentlichten „Ergänzungen zur Historik aus einem gedruckten Manuskript und Nachschriften der Droysenschen Vorlesungen" zu geben, zumal Rothacker sie selbst für „wertvoll" erklärt.

Ebenso warm wie diesen Neudruck Droysens begrüßen wir eine Sammlung Rankescher Äußerungen zur Wissenschaftslehre[2]). Die beiden Kernstücke sind offenbar das bereits im Titel erwähnte „Politische Gespräch" aus 1836 (S. 10—36) sowie das Vorwort und die beiden ersten Vorträge aus dem wohl stärksten weltgeschichtlichen Werke Rankes „Über die Epochen der neueren Geschichte" (S. 56—67). Um das „Politische Gespräch" gruppieren sich einige weitere Stücke, vornehmlich aus der Historisch-politischen Zeitschrift, nämlich: die Einleitung; Reflexionen. Vom Einflusse der Theorie; Zur Geschichte der politischen Theorien. Ranke hat ja öfters diejenige Theorie bekämpft, die, aus abstrakten Vorstellungen gewonnen, das reiche vielgestaltige Leben zu gängeln sucht, ist selbst aber immer geneigt gewesen, aus eindringlichster Betrachtung geschichtlicher Vorgänge und Geschehnisse jene sachbedingte und -gegebene Theorie zu entwickeln, welche die dem griechischen Wort eigentlich entsprechende „Anschauung" lebendiger Kräfte vermittelt. Jene — sagen wir es nur unverblümt — parteipolitische Theorie ist für diese historische Anschauung allerdings nur ein in der Entwicklung aufgehobenes Moment. Hierher nun gehört auch jene lateinische Rede zum Antritt der ordentlichen Professur im Jahre 1836, für die vorliegende Auswahl übersetzt und S. 38—51 füllend: „Über die Verwandtschaft und den

---

[1]) Droysen, Johann Gustav: Grundriß der Historik. (= Philosophie und Geisteswissenschaften. In Verbindung mit Heinr. Meier, Geo. Misch, Ed. Spranger und Emil Wolff herausgegeben von Erich Rothacker. Neudrucke 1. Band.) 8°. XII, 104 S. Halle a. S., Max Niemeyer, 1925. Mk. 2.50; Ganzleinen Mk. 4.—.

[2]) Ranke, Leopold von: Das Politische Gespräch und andere Schriftchen zur Wissenschaftslehre. (= Philosophie und Geisteswissenschaften. In Verbindung usw. herausgegeben von E. Rothacker. Neudrucke 2. Band.) 8°. XVII, 83 S. Ebenda, 1925. Mk. 2.50; Ganzleinen Mk. 4.—.

Digitized by Google

Unterschied der Historie und der Politik". Wir halten zwar die uneingeschränkte Gleichordnung zwei so grundverschiedener Dinge, wie Geschichte und Politik, für nicht eben glücklich, freuen uns aber so mancher feinen Auslassung (z. B. über die Bedeutung der Staatsökonomie [S. 49]: Der Staat „stützt sich zwar auf die Gesetze der Staatsökonomie", aber „andere Gesetze von höherer Bedeutung, großartigere Gesichtspunkte faßte er ins Auge, welche durch den Trieb des inneren Lebens hervorgerufen werden, sich auf Geist und Herz beziehen, kurz die Menschen göttlicher Freiheit teilhaftig machen").

Auch v. Below berührt die bedeutsamsten Fragen geschichtlicher Auffassung und Darstellung, wenn er sich um die sogenannten Periodisierungen bemüht [1]). Er steht keineswegs auf dem Standpunkt derer, welche jene Lehre von den Kulturzeitaltern vertreten, wonach alle Seiten und Auswirkungen der geschichtlichen Entwicklung eines Volkes oder einer weltgeschichtlichen Epoche im Grunde völlig übereinstimmen und miteinander parallel laufen, so daß sie, alle zusammen erfaßt, eine einheitliche Grundanschauung ergeben, eine in sich geschlossene psychische Haltung darstellen. Aber er lebt andrerseits der wissenschaftlichen Überzeugung, daß die einzelne Volksgeschichte sich auf den verschiedenen Gebieten menschlichen Daseins dennoch in gleicher oder ähnlicher Richtung bewege und daß man weiter auch von universalhistorischen Tendenzen sprechen dürfe, von durchgehenden Strömungen und geistig-seelischen Richtungen. Zumal an der universalhistorisch üblich gewordenen Scheidung von Mittelalter und Neuzeit hält er fest; er erklärt sich gegen jene Versuche, im späteren Mittelalter je mehr und mehr neuzeitliche Strebungen und Gedankengebilde wahrzunehmen; er sieht in dem, was wir bisher Mittelalter nannten, ein einheitliches Kulturgebilde und hält den Begriff Mittelalter für eine trotz allem berechtigte und brauchbare Zusammenfassung; er erweist endlich aus vielen Anzeichen, die auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Betätigung bemerkbar sind, die Notwendigkeit, im 16. Jahrhundert eine neue Periode, eben die Neuzeit, beginnen zu lassen.

Die Vergangenheit läßt sich periodisieren; ob sich auch die Zukunft vorausbestimmen läßt? Mancher Historiker hat der meteorologischen Wissenschaft immer besonderes Interesse entgegengebracht, weil er hier eine Naturwissenschaft vor sich hatte, die bei aller Exaktheit ihrer Methoden und Forschungen doch keine exakten Resultate, d. h. sichere Voraus-bestimmungen gewährte. Nun schließt Karl Groos seine höchst gedankenreiche Abhandlung [2]) mit dem Hinweis auf diese Verlegenheit

---

[1]) Below, Georg von: Über historische Periodisierungen mit besonderem Blick auf die Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit. Mit einer Beigabe: Wesen und Ausbreitung der Romantik. 8°. 108 S. (= Einzelschriften zur Politik und Geschichte. Herausgegeben von H. Roeseler. 11. Schrift.) Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, 1925. Mk. 2.—.

[2]) Naturgesetze und historische Gesetze. Ein Vortrag 8°. 22 S. Tübingen, Osiander, 1926. — Erich Adickes zu seinem 60. Geburtstage gewidmet.

Digitized by Google

der Meteorologie (S. 22). Zwar „soweit sie die einzelnen ‚Faktoren' isolierend heraushebt, kann sie Gesetze formulieren ... Will sie aber Regelmäßigkeiten des Gesamtverlaufs, d. h. ‚des Wetters', als des ‚Gesamtkomplexes der einzelnen meteorologischen Faktoren' (Trabert) finden, so geht es ihr, zum mindesten in unseren Breiten, sicher nicht besser als der Geschichtswissenschaft. Trotzdem wird die Meteorologie auch diese Aufgabe nicht beiseite schieben. Warum sollte es in der Geschichte verpönt sein, ähnliches zu erstreben?" Der Hauptteil des Groosschen Vortrages (S. 11—18): „Idealgesetze und Gesetzlichkeiten des wirklichen Geschehens" stellt sehr richtig fest, daß die philosophisch und mathematisch präzisierten sogenannten Gesetze etwas anderes seien als die Gesetzlichkeiten des realen Geschehens, sie sind Ideale. „Muß — so drückt es Franz Exner (in seinen ‚Vorlesungen über die physikalischen Grundlagen der Naturwissenschaften', 1919, S. 647) aus — der mathematischen Exaktheit eine physikalische entsprechen? Dieser Glaube, zu dem man leicht verleitet wird, ist stark erschüttert ... Für H. Vaihinger sind die Naturgesetze ‚Fiktionen'" (Groos S. 11/12). Und so getrösten wir Historiker uns dieses erfreulichen Zuredens, welches uns die Substanz in Atome auflöst, „die eine ‚Geschichte' haben" (S. 15), welches uns demgegenüber in der Menschengeschichte auf die Wiederholungen hinweist, in denen wir Gesetzlichkeiten sehen, wenigstens ahnen dürfen.

An zweiter Stelle führen wir einige Schriften auf, welche die Geschichte im System der Wissenschaften oder im Verhältnis zu Erkenntnistheorie, Logik und Psychologie betrachten.

Sauer[1]) befaßt sich, dem Titel seines Werkes gemäß, auch mit der Geschichtswissenschaft (S. 235—259), ohne sie freilich dem Charakter seines Wissenschaftssystems weiter anzupassen, als es in dem Abschnitt „Historische Wert-Monaden" (S. 238—244) geschieht. Diese aber erscheinen als „Teile, die von der Geschichtswissenschaft aus dem menschlichen Leben herausgehoben werden", dürften jedoch, aus dem Folgenden zu schließen und nach unserem Sprachgebrauch, wohl am besten als einmalige Handlungen oder außergewöhnliche Vorgangsreihen sowie als historische Persönlichkeiten bezeichnet werden. Wenigstens findet sich (S. 240) der bemerkenswerte Satz: „Historisches Objekt ist nur das Anomale" oder auch „das Regelwidrige".

Die anderen Abschnitte sind überschrieben: Historische Wahrheit; Historische Neutralität (S. 244—246); Tatsachen und Gesetzmäßigkeiten; Wesen und Zukunft der Geschichtswissenschaft. Sauer sieht das Wesen unserer Wissenschaft in „subtiler Kleinarbeit", in breiten, ausführlichen Wiederholungen. Für die Zukunft drohe ihr je mehr

---

[1]) Sauer, Wilhelm, ordentlicher Professor an der Universität Königsberg: Grundlagen der Wissenschaft und der Wissenschaften. Eine logische und sozialphilosophische Untersuchung. 8°. XVI, 437 S. Berlin-Grunewald, Dr. Walther Rothschild, 1926. Mk. 20.—.

Digitized by Google

und mehr Stoffmangel; denn der „stets neues Material zuführenden" jüngsten Gegenwart „gegenüber beobachtet der kühl neutrale Historiker gern ein gewisses reserviertes Verhalten" (S. 254). Und Sauer würdigt sie weiterhin fast zur Hilfswissenschaft herab, indem er ihren „Kulturberuf" „in dem Bereitstellen geeigneter Objekte für andere Wissenschaften, insbesondere für die systematisch verfahrenden Geisteswissenschaften" sieht, vor allem wohl für Soziologie und Sozialphilosophie. Zwar ist er, wenn auch im Widerspruch mit seinen „Wertmonaden", von dem Vorwalten „der Gesetzmäßigkeiten in der Geschichte" überzeugt (S. 251), zwar erkennt er die sehr enge „Verwandtschaft zwischen der Geschichtswissenschaft und der Soziologie" (S. 250), zwar ist er sich der Bedeutung der Geschichtsphilosophie gerade vom wissenschaftlichen Standpunkt aus recht wohl bewußt (S. 253, 255): aber diese Erkenntnisse führen ihn nicht dazu, Lamprechts methodologische Bestrebungen zu würdigen und in einer Geschichtsphilosophie die wahrhafte Grundlegung und Erfüllung echter, rechter Geschichtswissenschaft zu sehen. Auch ist er nicht geneigt, die Soziologie abzudanken, obgleich sie den von der Geschichte gelieferten zeitlich angeordneten Stoff lediglich systematisch und auswählend behandelt, also nicht sowohl eine Wissenschaft, sondern nur eine Methode darstellt; zudem eine solche, die für die spezifisch staatlichen Entwicklungen längst mit bestem Erfolge und auch vielfach gerade von Historikern angewendet worden ist (Ergebnis: die „Politik" eines Dahlmann, Roscher, Treitschke).

Es ist zu bedauern, daß der Verfasser die verheißungsvollen Ansätze, die wir im Vorstehenden bemerklich gemacht haben, nicht bis zum letzten ausgebaut und gegeneinander ausgeglichen hat. Zwei Dinge haben ihn daran gehindert: die Idee, daß jede Wissenschaft „vorwärts und aufwärts gelangen" müsse (S. 260), und, als Kehrseite davon, seine Auffassung und dementsprechende Ablehnung des Historismus (S. 258). In diesem Zusammenhange erklärt er voll Stolz: die wahre Forschung „vollzieht sich im Hirn des Forschers ohne Rücksicht auf fremde Meinungen". Aber solch ein Standpunkt führt folgerichtig dahin, daß der Schüler dem Lehrer und der Leser dem Autor entläuft, da sie fremder Meinungen nicht bedürfen. Und wenn selbst diese nur als Lernende und Mitdenkende, der Forscher aber als Lehrender und Selbstdenker aufgefaßt würde: — ist er der einzige Denker, haben nicht andere, wahrhaftig auch begabte, vor ihm geforscht? Das Grundgesetz der Wissenschaft verlangt vielmehr, daß man das eigene vereinzelte begrenzte Denken ausweitet und verallgemeinert. Nur wer an den Fortschritt schlechthin glaubt, kann meinen, daß er als Spätling den Früheren überlegen sei.

Bisher galt das „Verstehen" in den Geisteswissenschaften immer als das Wesentlichste; und Hermeneutik gab einst jedem Theologen oder Philologen den so notwendigen Einblick in eine selbstverständlich geübte praktische Tätigkeit, wurde auch, noch vor einem Menschenalter, auf Universitäten besonders gelehrt, wie denn solche Unterweisungen durch den „alten" Steinthal bei dem Rezensenten in guter

Digitized by Google

Erinnerung stehen. Wach[1]) hat wohl daran getan, das deutsche und das griechische Wort in diese enge Beziehung zu setzen, weil damit völlig deutlich wird, daß Diltheys „Verstehenslehre" die Fortsetzung bester theologischer und philologischer Überlieferungen und deren folgerichtige Anwendung auf das historische Gebiet darstellt. Der Schleiermacher-Biograph Dilthey, der Schüler Boeckhs (S. 226) und Rankes, kommt mit Recht zu Wort schon in dem Vorwort eines Werkes, welches in seinem längsten zweiten Kapitel (S. 83—167) die hermeneutische Lehre des großen Theologen und im dritten, gleichfalls sehr eingehend (S. 168—226) und eindrucksvoll, diejenige des großen Philologen auseinandersetzt. Das erste Kapitel (S. 31—83) behandelt die Vorläufer Schleiermachers, vor allem Fr. Ast, dessen Gedächtnis verdientermaßen auf diese Weise ehrenvoll erneuert wird, und sodann Fr. A. Wolf, der als Lehrer Boeckhs auch für diesen in Betracht kommt. Boeckhs Vorlesungen über „Enzyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften", fußend auf Wolf und Schleiermacher, haben ja die in Rede stehende Disziplin stets berücksichtigt, und durch jene Drucklegungen seiner Kollegshefte aus 1877 und 1886 sind sie bis zu uns gelangt. Am bekanntesten daraus ist jene Wendung geblieben, wonach der Philologie die (echt hermeneutische) Aufgabe gestellt wird, „zu erkennen, was einmal ‚erkannt' worden ist".

Wie wir uns der vortrefflichen Würdigung Asts besonders freuen, weil sie einem kaum mehr Gekannten und selten Genannten zuteil wird, so auch derjenigen Boeckhs, dessen Gelehrsamkeit und Vielseitigkeit, dessen systemschaffende Kraft und philosophisches Streben wieder einmal in das rechte Licht gerückt werden (für weitere Kreise! — für Fachkreise ist es wohl noch nicht nötig). Wach bezeichnet ihn als „Großmeister jener Philologie, die als einzige ebenbürtige Macht der Philosophie der Zeit gegenübertreten konnte, die in Hegel ihren Fürsten verehrte" (S. 170). Wie richtig diese Zusammenstellung ist, zeigt das Hegel und Boeckh gewidmete Werk des Hegelianers Rötscher über Aristophanes (dessen Übersetzer, Joh. Gustav Droysen, ja auch bei Boeckh wie bei Hegel in die Schule gegangen ist). Richtig ist auch, daß Philologie für Boeckh „nahezu ausschließlich Altertumswissenschaft ist" (S. 185), als welche sie ihm aber auch ein „Lebensideal", nämlich das Humanitätsideal bescherte (S. 169), das aus der Altertumswissenschaft „der Beispielhaftigkeit des Altertums" (S. 184) zufolge erwachsen muß. Ob Boeckh freilich immer, wie sein Freund Wilhelm von Humboldt, von dieser „Beispielhaftigkeit" des Altertums überzeugt war, möchte demjenigen zweifelhaft erscheinen, der sich jener Worte der Vorrede zur „Staatshaushaltung der Athener" (1817) entsinnt, wo Boeckh ausdrücklich die Überlegenheit des Christentums und seiner Weltanschauung tiefinnerlich bezeugt. — Wir wollen nicht verfehlen darauf hinzuweisen, daß die Einleitung Wachs sich mit der

[1]) Wach, Joachim, Privatdozent an der Universität Leipzig: Das Verstehen. Grundzüge einer Geschichte der hermeneutischen Theorie im 19. Jahrhundert. I. Die großen Systeme. 8°. VIII, 266 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1926. Geh. Mk. 10.50.

Digitized by Google

Theorie des Verstehens befaßt, die als „das gegebene Zwischenglied zwischen der Arbeit der einzelnen Geisteswissenschaften und der Philosophie" erscheint (S. 12), sowie mit der allgemeinen Geschichte der Theorie der Hermeneutik, zu der auch die Historik in Beziehung gesetzt wird.

Wach hat ferner in besonderer Abhandlung [1]) jene bekannte Diltheysche Typenlehre, die Krönung von dessen steten Bemühungen um historisches Verstehen, auf die Anregung eines Lehrers Diltheys, Adolf Trendelenburgs, zurückgeführt. Für Dilthey handelte es sich um die Aufstellung von Typen der Weltanschauung, die er, der historischen Richtung seines Geistes entsprechend, nur geschichtlich glaubte erfassen zu können, da der Geist seine Wirksamkeit nur entfalten könne, indem er sich darlebe, indem er sich in der Abfolge sittlicher Antriebe und denkerischer Betätigungen äußere; so erwuchs ihm der Typus des Menschen des 16. Jahrhunderts usw. Natürlich spielt aber bei der Gewinnung dieses Typus die bedeutsamste geistige Ausstrahlung, eben die Philosophie, eine besondere Rolle, so daß die Herausstellung philosophischer Typen eine Voraussetzung für die Bildung weltanschaulicher sein müßte. Diese Voraussetzung aber hat Trendelenburg zu erfüllen gesucht, als er im Jahre 1847 in der Akademie seine Abhandlung las: „Über den letzten Unterschied der philosophischen Systeme" (wieder abgedruckt in seinen „Historischen Beiträgen zur Philosophie", Band 2, S. 1—30).

Auf Litt wollen wir hier eben nur hinweisen, da seine Schrift [2]) gleichfalls ganz wesentlich als „Verstehenslehre" sich kundgibt. Der erste Teil behandelt „Das historische Verstehen der Gegenwart", der zweite (S. 35—173) den „Aufbau des historischen Lebens", der dritte „Historie und Wertsetzung". Die Anhänge (S. 202—222) sind überschrieben: Geschichtsunterricht und Sprachunterricht; Von der Kunst des Verstehens. Da wir die erste Auflage in den „Mitteilungen" Bd. 50, S. 73—75 eingehender besprochen haben, dürfen wir wohl darauf verweisen, zumal die dort kritisch gewürdigte Gesamthaltung des Buches dieselbe geblieben ist.

Rickert [3]) gliedert sein sehr lesenswertes Buch, das eine „Einführung" zu geben bestimmt ist, in drei Kapitel. Doch zumal das erste von ihnen (S. 9—82: „Die Logik der Geschichtswissenschaft") dürfte wohl nur einen philosophisch besonders eingestellten und veranlagten Leser einzuführen vermögen, und zwar allein unter der

---

[1]) Wach, Joachim: Die Typenlehre Trendelenburgs und ihr Einfluß auf Dilthey. Eine philosophie- und geistesgeschichtliche Studie. (= Philosophie und Geschichte. Eine Sammlung von Vorträgen und Schriften aus dem Gebiet der Philosophie und Geschichte 11.) 8°. 50 S. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1926. Mk. 1.50.

[2]) Litt, Theodor: Geschichte und Leben. Probleme und Ziele kulturwissenschaftlicher Bildung. 2., teilweise überarbeitete und erweiterte Auflage. 8°. VI, 222 S. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1925.

[3]) Rickert, Heinrich: Die Probleme der Geschichtsphilosophie. Eine Einführung. 3., umgearbeitete Auflage. 8°. X, 156 S. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1924. Mk. 4.—; geb. Mk. 5 80.

Digitized by Google

Voraussetzung, daß es überhaupt möglich ist, Historikern durch Philosophen den Weg weisen zu lassen. Hieran aber zu zweifeln, ist jedenfalls demjenigen recht nahe gelegt, der Rickert selbst immer wieder die großen Unterschiede historischen und philosophischen Denkens hervorkehren und ihn im 3. Kapitel (S. 121—156: „Die Geschichtsphilosophie als Universalgeschichte") mit völliger Selbstverständlichkeit die empirische Weltgeschichte von der philosophischen Universalgeschichte sondern sieht.

Rickert schreibt dort (S. 124): „Die empirische Geschichte läßt sich in keiner Weise zu einer systematischen (philosophischen) Wissenschaft machen." Aber zugleich erblickt er (S. 125) in der „umfassendsten Weltgeschichte, die historisch bleibt, nichts anderes als ein Material", das der Philosoph in seiner Weise systematisch gestalte; indem dieser den Stoff, das historische Ganze, in Epochen oder Perioden gliedere, dürfe ja müsse er hierbei sogar mit der Geschichte ungeschichtlich verfahren (S. 128). Er müsse von dem Historismus als von einer Weltanschauung, die zum Nihilismus führe, abrücken und den Begriff des Fortschrittes fassen, der freilich an sich unhistorisch, weil teleologisch, aber eben deshalb Werte bildend und damit System gebend sei. Andrerseits dürfte auch der Historiker wohl einmal auf Wegen betroffen werden, die zu einer Art System wenigstens hinführen; und Ranke habe „in seinen Vorträgen ‚über die Epochen der neueren Geschichte' etwas versucht, was einer Philosophie der Geschichte nahe kommt" (S. 128).

Man wird nicht behaupten dürfen, daß die hiermit berührten späteren Teile des Rickertschen Buches gerade einfach wären; aber sie bringen dem Leser immerhin einigermaßen historischen Boden unter die Füße und arbeiten vielfach mit Begriffen, die ihm mehr oder weniger geläufig sind, so das 2. Kapitel (S. 83—120: „Die Prinzipien des historischen Lebens") mit seinen Erwägungen über historische Gesetze, über die wirkenden Kräfte sowie über den Sinn der Geschichte. Freilich verlangen das zweite wie das dritte Kapitel zu vollem Verständnis das grundlegende erste, welches dem Verfasser eigentümliche Gedanken mit besonderem Eingehen entwickelt.

Rickert schreitet hier von der Zweiteilung Natur und Geist mit bestem Rechte zu der Dreiteilung Physisches, Psychisches, Geistiges vor, darf aber, zur Zweiteilung zurückkehrend, die Bearbeitung der „wahrnehmbaren, teils physischen, teils psychischen Bestandteile der realen Sinnenwelt" den Naturwissenschaften zuweisen, den Geisteswissenschaften dagegen die „verstehbaren Bestandteile einer idealen Welt der Sinngebilde, die weder physisch noch psychisch genannt werden dürfen" (S. 21), deren Inbegriff, deren Zusammenfassung der Verfasser als Kultur bezeichnet. Denn er legt dar (S. 23), „daß die Geschichte in erster Linie Wissenschaft von der menschlichen Kultur ist. Das Kulturleben stellt sich durchweg als ein bedeutungs- und sinnvolles Geschehen dar, während die Natur im Gegensatz dazu bedeutungslos und sinnfrei bleibt". Damit ist Geschichte als Kulturwissenschaft gekennzeichnet, die von dieser Wissenschaft zu

Digitized by Google

behandelnde Kultur aber, das Kulturleben, erscheint als bedeutungsvolles Geschehen, wie S. 5 Geschichtswissenschaft als „Darstellung des Geschehens" gedeutet wird.

Gewiß bedarf auch der Historiker, gleich dem Kriminalisten und Psychiater (weil nun einmal Genie und Irrsinn wie Helden- und Verbrechertum in gewissen Beziehungen stehen), und vielleicht noch mehr der Literarhistoriker charakterologischer Einsichten; aber diese entnahm er bisher einer empirischen Psychologie, die nichts anderes bot als das Ergebnis einer breiteren und reicheren Erfahrung, einer intensiveren Selbst- wie Fremdbeobachtung, und die schließlich ihrerseits durch charakterologische Studien des Historikers zu gewinnen pflegte. Immerhin darf man jeden Versuch einer systematischen Charakterologie willkommen heißen, wie Utitz[1]) im Vorwort seines Werkes (S. IV) einen solchen nicht bloß in Aussicht stellt, sondern dankenswerterweise dann auch selbst unternimmt. Dieses sein Werk behandelt nun zwar in durchsichtiger Gliederung, nach Erörterung der Grundbegriffe, im zweiten Teil (S. 49 – 180) die Forschungswege der neu zu errichtenden Disziplin, würde aber den Historiker vornehmlich in seinem dritten und vierten Teile interessieren, wo ja denn in Aufstellung der charakterologischen Leitlinien sowie in Kennzeichnung der typischen Charaktere selbst (S. 305—393) die wesentlichen Ergebnisse zu finden sein müßten und auch gefunden werden, freilich vielfach in ziemlich abstrakter und mit dem Urteil zurückhaltender Darstellung. Der Verfasser trifft gewiß auch insofern den wissenschaftlichen Ton der Zeit, als er trotz seines Vorwortes und trotz alles Strebens nach Aufstellung eines Systems sich doch zugleich ängstlich davor hütet, ein solches auch nur andeutend zu schaffen: es gelte „planvolle systematische Arbeit", diese sei noch „etwas anderes als Arbeit auf ein System hin", und solche zweckbewußte Arbeit auf ein System hin sei „tunlichst weit herauszuschieben", solche „Systemvorliebe" dürfe nicht jene planvolle Arbeit „hindern und stören" (S. 183). Man fühlt starkes Mitleid mit dem alten, wohl bewährten Bahnsen, den Max Dessoir „als den bedeutendsten Systematiker auf seinem Gebiete rühmt", dessen System Utitz aber „für bereits vermorscht und veraltet, für recht unfruchtbar" hält, vermutlich weil Nietzsche sich nach anfänglich starkem Lob von ihm abwandte „wie Goethe von Lavater". (S. 106.) Man dürfte übrigens diese Darlegungen wohl mehr unter dem Gesichtspunkte psychologischer Beeinflussung durch große Geister als unter demjenigen charakterologischer Wissenschaft ansehen.

Es erfüllt uns mit besonderer Genugtuung, daß wir Breysigs letzterschienenes Werk hier zur Anzeige bringen dürfen. Rezensent hat stets gern Gelegenheit genommen, Einblick in Breysigs Wirken und

[1]) Charakterologie. 8°. VII, 398 S. Charlottenburg, Pan-Verlag Rolf Heise, 1925. Mk. 14.—.

Digitized by Google

Schaffen zu gewinnen und zu vermitteln (Mitteilungen Bd. 49, S. 68); vor mehr als einem Menschenalter zu den Füßen des jugendlichen Kulturhistorikers sitzend, der sich mit wärmstem Eifer um die Erfassung des geistigen und künstlerischen Lebens der neueren Jahrhunderte bemühte, hat er weiterhin mit lebhaftestem Interesse Breysig in der „Kulturgeschichte der Neuzeit" auf Altertum und Mittelalter zurückgreifen, ja ihn in folgerichtigem Streben bei den „Völkern ewiger Urzeit" anlangen sehen. Denn menschliche Kultur, als Ringen und als Ausstrahlung der menschlichen Seelen gefaßt, läßt sich nur in den weitest gespannten Zusammenhängen geistigen Wirkens und seelischer Überlieferungen darstellen. Wer den „Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte" entwickeln will, wer sich dazu bekennt, daß ihm eine „Geschichtslehre" vorschwebe, dem muß diese gesamte kulturelle Substanz weltgeschichtlichen Daseins innigst vertraut sein, der muß sie in ihrer ganzen Fülle und Breite durchmessen und durchdrungen haben; nur so erschließt sich ihm das geschichtliche Werden, von welchem Breysig in diesem seinem uns vorliegenden Werke handelt [1]).

Das Vorwort des ersten Bandes konstituiert die neue Art der Geschichtsbetrachtung, jene „Geschichtslehre", die man vielleicht am besten im Hinblick auf, aber auch zum Unterschied von der Geschichtswissenschaft als Geschehenswissenschaft bezeichnen könnte: „Die zukünftige Wissenschaft der Geschichtslehre ist die Erforschung des Wesens und der Formen des geschichtlichen Werdens. Sie geht von der Meinung aus, daß neben alle Geschichtschreibung, alle Ermittlung und alle Darstellung des Hergangs der Geschichte eine allgemeinste und doch wieder nur nach besonderen, fachmäßigen Regeln zu betreibende Zweigwissenschaft treten muß, die sich ausschließlich mit dem Wie des geschichtlichen Geschehens befaßt." (S. VIII.) Kurz vorher spricht Breysig von „den Gehalten und den Werkzeugen einer neuen Form geschichtlichen Forschens, der dies Buch zugleich Gestalt und Regel geben, wie werktätig dienen möchte."

Und so erörtert er denn im ersten Bande jenen großen Gegensatz, der unsere Zeit besonders stark, aber auch das gesamte geschichtliche Leben überhaupt kräftig bewegt, jenes Widerspiel von Subjektivem und Objektivem, jenes fortdauernde Bezogensein des einzelnen auf die Masse und umgekehrt; jenes Grundverhältnis zweier wesentlichster Faktoren, die er, sie durch den Titel besonders hervorhebend, „Persönlichkeit und Entwicklung" nennt. Das Inhaltsverzeichnis verspricht für diesen ersten Teil des Werkes „Vom Geschichtlichen Werden" eine Abhandlung über „die Quellen und die Träger der geschichtlichen Bewegung". Breysig sieht als solche offenbar den einzelnen und die Gemeinschaft an; wenigstens behandeln die beiden Abteilungen dieses

---

[1]) Breysig, Kurt, Professor an der Universität Berlin: Vom Geschichtlichen Werden. Umrisse einer zukünftigen Geschichtslehre. 1. Band: Persönlichkeit und Entwicklung. 8°. XXI, 308 S. Mk. 8.—. 2. Band: Die Macht des Gedankens in der Geschichte. In Auseinandersetzung mit Marx und Hegel. 8°. XXVIII, 622 S. geh. Mk. 15.—, Ganzleinen Mk. 18.—. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf., 1925 und 1926.

Digitized by Google

ersten Teiles sowohl „die Kraft des einzelnen" wie „das Verhalten der Gemeinschaft". Von der im Titel auftretenden Entwicklung ist in dieser Gliederung nichts zu verspüren, wenn man sie nicht etwa doch in der „geschichtlichen Bewegung" wiederfinden will. Und hierzu ist man um so mehr berechtigt, als man in deren Träger „die Gemeinschaft", die sich laut Überschrift der zweiten Abteilung lediglich „verhält", in deren Quellen aber „die Kraft des einzelnen" erblicken muß. Jedenfalls ist der einzelne für Breysig allein Kraftquelle und Antrieb der Entwicklung; dahin deuten auch die Überschriften der vier Bücher des ersten Teiles: die Kraft des einzelnen; die Kraft und die Entwicklung (S. 45—150); die Gemeinschaft und der einzelne; Gemeinschaft und Entwicklung (S. 199—291).

Es ist eine Fülle bestdurchdachter und in genaueste Beziehung zueinander gesetzter Gedanken, die Breysig in seinen, bildhaft gestalteten sprachlichen Formen vor uns ausbreitet. Nur daß uns die „Persönlichkeit" gar zu sehr als Quelle und Antrieb des Geschehens gefaßt erscheint! Die überstarke Betonung des „Schöpferischen" und „Zeugerischen" im Einzelmenschen könnte denn doch zu einer Heldenverherrlichung führen, die uns befürchten ließe, in Dämonologie und Geniesucht, hier und da etwa auch in fadesten Götzendienst auszuarten. Und wenn schon im Bereich des weltumfassenden Gedankens und der künstlerischen Gestaltungskraft, wenn schon in denkerischen Werken und ästhetischen Gebilden besondere, fast unvergleichliche Kräfte wirksam erscheinen (aber freilich doch auch nur für den, der die geschichtliche Entwicklung nicht berücksichtigt oder nur insofern als sie ein Piedestal für die einsam thronenden Genies abgeben möchte): wenn also Literatur- und Kunstgeschichte vielleicht, ihrem Namen und ihrer Aufgabe zuwider, sich mit Vorliebe auf fast zeitlose Genien einstellen, so geht das doch wirklich nicht in jenen Bezirken an, wo es sich um menschliches Gemeinschaftsleben, um Staat und Politik, um das ideellste, die Religion, und um das materiellste, die Wirtschaft, handelt. Hier versagt naturgemäß je mehr und mehr die Anwendung jenes Wortes: „Männer machen die Geschichte", das letzten Endes die Geschichte in Biographien auflösen würde, jene subjektiv wie objektiv persönlich gerichtete, also untergeordnete Art der geschichtlichen Auffassung, die man im geschichtlichen Anfängerunterricht verwenden mag.

Demgegenüber befaßt sich der auch dem Umfange nach sehr gewichtige zweite Band mit dem objektiven Geist; wie dies schon der Titel vermuten läßt, der den „Gedanken" offenbar unpersönlich, allerdings personifiziert als Antrieb und Ausdruck der Entwicklung meint. Dies geschieht ganz gewiß im Sinne Hegels, dessen Weltgeist der in den Strom der Weltgeschichte hineingerissene objektive Geist ist, nicht aber im Sinne des im Titel freilich sogar an erster Stelle stehenden Marx, dessen materialistische Grundauffassung kein Sichdarleben des Geistes in der geschichtlichen Entwicklung kennt oder anerkennen mag, obwohl doch diese Marxsche Grundauffassung selber Erzeugnis eines *Geistes* ist und entweder als aus dem bisherigen Geschichtsverlauf abgezogene Einsicht oder als den zukünftigen Geschichtsverlauf bestimmende Ansicht

Digitized by Google

sich kundgibt. Von dieser kritischen Erwägung abgesehen, hat Breysig Marx' Anschauungen im ersten Teile seines zweiten Bandes einer gründlichen, nicht bloß geschichtlich und ökonomisch, sondern auch philosophisch gegründeten Erörterung unterworfen; und das Ergebnis erscheint dem unbefangenen Leser sowohl hinsichtlich der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung wie im Hinblick auf Marx' denkerische Haltung vernichtend. Das „Kommunistische Manifest" von 1847 und die Vorrede zur Kritik der politischen Ökonomie von 1859 stellen Behauptungen auf (Breysig sagt „Setzungen"), die aus der Geschichte nicht erwiesen werden können, ja ihren tatsächlichen Vorgängen zuwiderlaufen. Breysig sieht in Marx nicht den Forscher, sondern den Agitator, aber dieser wird ihm, vermutlich wegen seiner Einwirkung, zum geistesgewaltigen Propheten. Es steht zu befürchten, daß diese Wertung sachlich Denkende zwiespältig anmuten wird. Denn wenn Ansichten, die den Geschichtsverlauf erklären und aus ihm Folgerungen ziehen sollen, statt dessen nachweislich von ihm abweichen oder ihn gar vergewaltigen, so müßte man doch den, der solche Ansichten weiterhin hegt, als wissenschaftlich abgetan betrachten, da die Sache selbst ihn widerlegt hat. Wenn man freilich — wie Breysig im ersten Bande — die Persönlichkeit als Quelle und Antrieb alles geschichtlichen Daseins betrachtet, so darf man Marx, den Verfechter eines abwegigen, irreführenden Gedankenganges, der noch dazu die Macht des Gedankens seinerseits zu leugnen wagt, dennoch als „überstarken Geist" hinstellen, weil seine verfehlt oder gar nicht begründete Lehre von der einzigen Macht wirtschaftlicher Entwicklung und der Vorherrschaft des Klassenkampfes bei den Interessierten so starken Eindruck gemacht hat. Immerhin gibt es eine andere, besser zu begründende Auffassung, die vom Persönlichen weg zum Sachlichen, zur Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, zum Überpersönlichen, zum Staat tendiert, die den Menschen zuerst als Mitglied einer sittlichen Gemeinschaft (als politisches Lebewesen: Aristoteles) und als Einzelwesen nur im Hinblick auf die Gottheit faßt (Hegel), wo denn auch der bedeutsamsten Persönlichkeit in ihrer Gottähnlichkeit bange werden dürfte.

Leider müssen wir davon Abstand nehmen, die weiteren, allemal äußerst gehaltvollen Darlegungen des zweiten Breysigschen Bandes eingehender zu besprechen. Wir verzichten auch darauf, Überschriften zusammenzustellen und die genauere Gliederung anzudeuten, da solche knappen Anführungen in Breysigs modern-philosophischer, besser deutschtümlich-denkerischer, gewichtiger Schreibart hier fremdartiger anmuten würden als der immer gediegene, zum großen Teil durchaus klarschöne Text den Leser. Nur soviel sei bemerkt, daß die zweite Abteilung (S. 166—420) eine ebenso gründliche wie verständnisvolle Würdigung Hegels bringt, daß sie uns lehrt, wie Hegel mit seinem Prinzip der reinen Geistigkeit, mit seiner „Herrschaft des Begriffes" das weltgeschichtliche Geschehen zwar nicht in seiner Fülle zu erfassen vermag, wie aber Marx mit seiner materialistischen Einstellung und seiner Vergewaltigung alles geistigen Daseins einen nur aus Agitationssucht erklärbaren Rückschritt darstellt. Die dritte Abteilung sucht in

Digitized by Google

vortrefflicher, aufs beste vorbereiteter Vermittlung die Grundzusammenhänge der Geschichtslehre Breysigs zu entwickeln, welche „Sachzusammenhänge" wie ideelle Strebungen in den Formen des Geschehens verflochten weiß.

Wir werden diese sachbestimmte Systemgebung Breysigs um so nachhaltiger auf uns wirken lassen, wenn wir uns in der folgenden Schrift der Wertung einer, wenn auch noch so genialen Persönlichkeit mit ihren bloßen Eingebungen gegenübersehen.

Nietzsche, der zu seiner Zeit als Philosoph, d. h. als systematischer Denker, gar nicht in Frage kam, der als Dichter wegen des rein Gedankenhaften seiner Darbietungen nur einen kleinen Kreis von Verehrern fand und auch manche unter diesen durch seine zwar glänzenden, aber auch blendenden, zwar feinst stilisierten, aber auch monoton wirkenden Gedanken nicht selten abstieß — er ist, als ihn die Nacht des Wahnsinns umfing, ins hellste Licht der öffentlichen Meinung getreten, und als ihn der Tod hinwegnahm, gleichsam zu neuem Leben erstanden, zu so unheilvollem zwar, daß unsere Feinde im Weltkriege uns unter ausdrücklicher Berufung auf Nietzsche und seine unbedachte Wendung vom „Willen zur Macht" allen Ernstes der Eroberungsgier und des hemmungslosen Machtstrebens ziehen. Dieser Vorwurf, so ungerechtfertigt wie möglich, beruht auf einer völligen Verkennung der Sachlage, faßt den „Willen zur Macht" praktisch-politisch anstatt theoretisch-ethisch. Allein man muß auch zugestehen, daß dieser große, aber vielfach paradox denkende Mann mit seinen geistreich und pikant umwertenden Schlagworten förmlich dazu herausfordert, gedanken- und noch mehr gewissenlos geplündert zu werden. Das ist der Fluch des Fragmentisten; und Einseitigkeit oder doppelte Deutung schädigten den Aphorismus schon öfter. Nietzsche ist bald so bald anders verstanden worden, aber er ist immer verstanden worden — und das ist mehr als bedenklich. Selbst ausgesprochene Toren fanden je und je dies oder jenes Wort von ihm, das ihnen gefiel, sofern oder nur weil es aus dem Zusammenhang gerissen war: welchem Lasterhaften sollte es nicht „Jenseits von Gut und Böse", welchem Ehrsüchtigen und Habgierigen sollte nicht der „Wille zur Macht", welchem Eingebildeten nicht „der Übermensch" wohl gefallen?

Andrerseits haben erleuchtete Denker ihre philosophischen Fähigkeiten voll eingesetzt, um das Stückwerk dieser gedanklichen Eingebungen weltanschaulich zu runden und aus vielen geistreichen zerflatternden Aphorismen ein haltbares, wohlgefügtes Gedankengebilde zu schaffen. So hat sich auch Hirsch[1]) bemüht, Nietzsche als Philosophen der abendländischen Kultur zu erweisen. Aber wir sehen nur den ingeniösen, von Stimmungen ausgefüllten, allen starken und seiner Stimmung wie seinem Denken entsprechenden Einwirkungen rettungslos erliegenden Menschen. Er zeigt sich förmlich im Banne des Philologen Ritschl,

[1]) Friedrich Nietzsche, der Philosoph der abendländischen Kultur. Mit 1 Bildnis. 8°. 181 S. Stuttgart, Strecker & Schröder [1925]. Mk. 2.40.

Digitized by Google

und erst recht im Banne Schopenhauers und Wagners. Aber wo ist das der geistigen, fachwissenschaftlichen Veranlagung entsprechende philologische preiswürdige Opus? (S. 18: die Fachwissenschaft lehnt ihn ab.) Wo ist das philosophische Grundwerk, das bei dieser Gedankenfülle und dieser Sprachgewalt aus diesem grübelnden Kopfe hätte entspringen müssen? Griechenverherrlichung, Schopenhauerschwärmerei, Wagnerbegeisterung — und dann wieder zynischer Rationalismus und westeuropäisches Freidenkertum! (S. 26.) Und so optiert er zufällig für Galliani, und nun hat es einen geistreicheren Schriftsteller als diesen Abbé schlechterdings nicht gegeben. (Nur gerade Stirners Werk hat Nietzsche leider nie zu Gesicht bekommen!) Es geht alles in eins, bis endlich auch seine vielen schönen Anlagen in eins gehen und ein Dichtwerk zustandekommt: Also sprach Zarathustra. Denn ein Dichter und Stimmungsmensch war er immer gewesen, eine bloße, wenn auch große Subjektivität. Die in sich beruhende objektive Welt, die Natur, wußte er vielleicht noch zu fassen, hier lieferte Darwin Richtlinien; aber die geschichtliche Welt mit ihrer Dialektik, in der doch absolute Werte hervorgetrieben werden, blieb ihm verschlossen: er verlor sich an einzelne geschichtliche Größen und geistige Richtungen, wie oben bereits gezeigt; die einzige oder eine von den wenigen absoluten Größen aber, die in der Weltgeschichte vorkommt und nach der sie deshalb mit Recht ihre Jahre zählt, Christus galt ihm nichts, ja er haßte den Stifter dieser Religion des Mitleids und der Liebe. Und so bläst er sich zum Antichristen auf und zerschellt an Christus, ohne daß dieser zu erscheinen braucht. Er hatte mit dem Geist wie mit einer beziehungslos im All schwebenden wundersamen Gabe gespielt. Aber der Geist fordert Beziehung auf Objekte, er fordert Einstellung auf sachliche Belange; er bedarf eines anderen Stoffes als seiner selbst. Nietzsche ist gewiß eine merkwürdige Persönlichkeit, nicht ohne starke Züge geistiger und künstlerischer Größe, aber es fehlt ihm an dem geistigen Schwerpunkt und an Reife. Wo sein Ethos den höchsten Flug wagt, da tritt Überspannung ein und Bruch. Er hat sich übernommen.

Man kommt über den Zwiespalt dieser genialen Natur nicht hinaus, wenn man ihn (S. 28) einen „Lyriker der Erkenntnis" nennt; und Nietzsches „Selbstsucht", die er heilig spricht, ist doch gar keine Selbstsucht, da sie „nach dem Großen und Heldenhaften um seiner selbst willen trachtet" (S. 30). Seine Neigung zur Selbstvergötterung gibt Hirsch selber zu (S. 38); und daß Nietzsches Werk zahlreiche Widersprüche aufweist (S. 43), hat er nicht zu widerlegen vermocht. Daß sich bei alledem eine Fülle bedeutsamer Ideen und bemerkenswerter gedanklicher Wendungen bei Nietzsche finden, beweisen viele Partien des Hirschschen Büchleins, insbesondere: S. 103 daß Tugend nicht Behagen, daß Behagen höchstens „bescheidene Tugend"; S. 118 „daß Tugend Leidenschaft bedeutet"; S. 140 „Die Arbeiter sollen einmal leben wie jetzt die Bürger; aber über ihnen, sich durch Bedürfnislosigkeit auszeichnend, die höhere Kaste: also ärmer und einfacher, doch im Besitz der Macht". (Nur liegt doch gar kein Anhalt

Digitized by Google

vor zu meinen, diese Worte enthielten „etwas wie eine Hoffnung, daß der neue Adel, den Nietzsche ersehnt, nicht zuletzt eine Aristokratie aus der Schicht der Arbeiter sein werde". Davon steht unseres Erachtens nichts bei Nietzsche zu lesen! Für Nietzsche macht nicht bloß „Genießen", sondern auch „Besitz" gemein!) — Wie wir uns der wohl gelungenen Aufdeckung religiöser Unausgeglichenheit in Nietzsches Wesen freuen (S. 162—168), so bestreiten wir, daß es eine Einwirkung Nietzsches auf neuere Denker sei, „daß sie die Fremdheit zwischen Geist und Leben, die für frühere Denker bestand, zu überwinden trachten". Das heißt der neuesten Philosophie vindizieren, was bereits der ältesten selbstverständlich war, nämlich Sein und Denken in das rechte Verhältnis zu setzen. Erich Bleich.

Die Inschriften der altassyrischen Könige. Bearbeitet von E. Ebeling, B. Meißner, E. F. Weidner. (= Altorientalische Bibliothek, 1. Band). 8°. XXXVII, 164 S. Leipzig, Quelle & Meyer, 1926. Mk. 20.—.

Als vor 37 Jahren der erste Band der Keilinschriftlichen Bibliothek von dem Altmeister der Assyriologie, Eb. Schrader, herausgegeben wurde, waren nur wenige altassyrische Königsinschriften bekannt. Seitdem haben namentlich die Grabungen der Deutschen Orientgesellschaft reiche Erträge geliefert, so daß der vorliegende Band 122 Inschriften enthalten kann, darunter 35 bisher noch nicht veröffentlichte. Schon diese Tatsache zeigt, daß das neue Unternehmen, die Altorientalische Bibliothek, nicht nur berechtigt ist, sondern einem dringenden Bedürfnis entspricht. Denn auf allen Gebieten wächst die Zahl der Urkunden in jedem Jahr, und so sind auch die weiteren Bände der Keilinschriftlichen Bibliothek bereits stark veraltet. Die neue Sammlung steckt sich das Ziel, alle in Keilschrift überlieferten Urkunden des Alten Orients in möglichster Vollständigkeit zu sammeln. Damit bietet sie nicht nur den Fachgelehrten einen wertvollen Überblick über das vorliegende Material, sondern wird vor allem für den alten Historiker, der der Kenntnis der orientalischen Urkunden nicht entraten kann, zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel. Die Texte werden in Umschrift und Übersetzung geboten, und ein ausführlicher Kommentar dient vor allem der sachlichen Erklärung. Der erste Band bringt die Inschriften der assyrischen Könige bis auf Salmanassar I. (etwa 1260 v. Chr.). Die Namen der Bearbeiter bürgen für die Gediegenheit des Gebotenen, wie dies auch in Fachzeitschriften bereits anerkannt wurde.

In den eingehenden Vorbemerkungen werden Erhaltung, Fundort, Aufbewahrungsstätte und die bisherigen Veröffentlichungen für jeden Text genau angegeben. Der Kommentar enthält eine Fülle wertvollster Belehrung für alle Gebiete der altorientalischen Kultur, in erster Linie natürlich für die Geschichte und Geographie des Zwischenstromlandes. Es ist eine Freude, von so kundiger Hand durch diese Jahrtausende zurückliegende Zeit geführt zu werden, und ich kann nur dem Bedauern Ausdruck geben, daß mir bei meinen assyrischen Studien

Digitized by Google

unter Delitzsch ein solches Hilfsmittel nicht zu Gebote stand. Gewiß ist namentlich in der Lokalisierung zahlreicher Orte und Landschaften noch nicht das letzte Wort gesprochen, aber der Kommentar trägt durch gewissenhafte Anführung der verschiedenen Ansichten und besonnene Stellungnahme viel zur Klärung der für die Feststellung des assyrischen Machtbereiches oft entscheidenden Fragen bei.

So kann über den Wert und den Nutzen der ganzen Sammlung, die sich mit diesem Bande so glücklich einführt, keine Meinungsverschiedenheit bestehen. Wir wünschen dem ersten Bande eine möglichst weite Verbreitung, damit der Verlag, der den Mut zur Veröffentlichung eines solchen Werkes hatte, nicht von der Durchführung des Planes abstehen muß. Noch ist eine solche Zusammenfassung des ganzen Urkundenmaterials möglich, und wie handlich wird dann dieses Corpus inscriptionum orientalium sein, wie viel handlicher als die ungefügen Foliobände der griechischen und lateinischen Inschriftensammlungen.

Fritz Geyer.

Meurer, Alex., Vizeadmiral a. D.: Seekriegsgeschichte in Umrissen. Seemacht und Seekriege, vornehmlich vom 16. Jahrhundert ab. XVI u. 422 S. Berlin und Leipzig, K. F. Koehler, 1925.

Die einschneidende, häufig ausschlaggebende Bedeutung der Seemacht in der Geschichte ist im 19. Jahrhundert von zweien der größten deutschen Historiker, Ranke und Mommsen, schon erkannt und nach Gebühr gewürdigt worden, lange bevor das berühmte Buch von Kapitän A. T. Mahan erschien. Doch hat es trotz vielfacher einseitiger Übertreibungen in gewissem Sinne Epoche gemacht und namentlich auf die wissenschaftliche Tätigkeit deutscher Seeoffiziere in hohem Maße anregend gewirkt. Das zeigen neben zahlreichen Einzelabhandlungen die beiden Werke über Seekriegsgeschichte, die die deutsche Marineliteratur aufzuweisen hat: Die sechsbändige von Kapitän z. S. A. Stenzel, die, von Vizeadmiral Kirchhoff fortgeführt, bis zum Ende des Weltkriegs reicht, und die zweibändige von Konteradmiral R. Rittmeyer, die infolge des Todes des Verfassers nur bis zum Jahre 1789 gediehen ist (vgl. meine Anzeige in der Historischen Vierteljahrschrift 1913, 135 ff.) Beide Werke, die sich in mancher Hinsicht trefflich ergänzen, sind im allgemeinen aber mehr für den Marinefachmann geschrieben.

Daher ist es sehr verdienstlich, daß nunmehr Vizeadmiral Meurer den Versuch macht, einem größeren, nicht fachmännisch geschulten Kreise in knapper Form den Einfluß der Seemacht auf die Geschichte von den Perserkriegen bis auf die jüngste Vergangenheit vorzuführen. Und dieses Unternehmen ist umso dankbarer zu begrüßen, als der Weltkrieg wieder einmal gezeigt hat, was im Ringen großer Nationen Seemacht bedeutet. Der Schwere seiner Aufgabe ist sich der Verfasser durchaus bewußt. Denn „einerseits muß sich die Seekriegsgeschichte, wenn sie in erweitertem Sinne ein Bild der geschichtlichen Rolle der Seemacht im Leben der Völker geben will, eng mit der Historie verbinden und darf die allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Probleme

Digitized by Google

nicht außer Acht lassen, ohne deren Betonung die großen Seekriege nicht voll verstanden werden können, während die Landkriege sich sehr wohl lediglich militärisch betrachten und darstellen lassen, wie es z. B. Moltkes Werk über den Krieg von 1870 zeigt. Anderseits wird es einem nur historisch gebildeten Forscher kaum möglich sein, die wechselvolle Geschichte der Seekriege, die so unendlich abhängig von den Fortschritten der Technik im weitesten Sinne ist und einen ausgesprochenen seemännisch-militärischen Charakter besitzt, ohne fachwissenschaftliche Kenntnisse und seemännische Erfahrung befriedigend zu behandeln.

Man darf nun dem Verfasser nachrühmen, daß seine Darstellung der rein politischen Verhältnisse im allgemeinen nur wenig Anlaß zur Kritik gibt; ihm sind die neueren Forschungen — wie z. B. Kromayers über Aktium oder Max Lenz' und Roloffs über die napoleonische Zeit — wohlvertraut. Der Schilderung der Seekriege gehen grundlegende Ausführungen über Seegeltung, Seemacht, Seestrategie und Seetaktik voraus. Daß die Zeit vor der ozeanischen Epoche auf 21 Seiten zusammengedrängt wurde, ist im Rahmen des Buches durchaus berechtigt, wenn auch manche Momente der antiken Marinegeschichte etwas zu kurz gekommen sind. Was die Verteilung des weiteren Stoffes angeht, so sind 5 Kapitel (S. 79—282) den großen Seekriegen zwischen England, Spanien, der niederländischen Republik und Frankreich bis 1815 gewidmet. Hier hat es Meurer vortrefflich verstanden, das Ineinandergreifen von Politik, Wirtschaft und Kriegführung großzügig und eindrucksvoll vor dem Leser zu entwickeln; in dieser Hinsicht verdienen die Kapitel über den spanischen Erbfolgekrieg und die großen Blockadekriege des 18. und 19. Jahrhunderts besonderes Lob. „Der Weltkrieg als Seekrieg" ist im 11. Kapitel, nach Kriegsschauplätzen geordnet, auf 76 Seiten geschildert. Die lebendigen Ausführungen Meurers, die eine stille Mahnung an den Politiker und Staatsbürger enthalten, zeigen nochmals, wie wenig doch Regierung und Volk in Deutschland den wahren Charakter des riesenhaften Wirtschaftskrieges erkannt haben und wie auch die glänzendsten militärischen Erfolge zu Wasser und zu Lande die falsche Einstellung und Schwäche der politischen Leitung nicht auszugleichen vermochten.

Aus diesen knappen Andeutungen geht wohl schon hervor, welche Beachtung Meurers Buch beanspruchen darf. Seinem inneren Wert entspricht die gediegene äußere Ausstattung mit Plänen, Karten, Schlachtenbildern und trefflich gewählten Bildnissen. Für eine neue Auflage, die hoffentlich recht bald nötig sein wird, mögen u. a. nachstehende Berichtigungen verzeichnet werden: S. 83 Z. 9: statt „niemals" lies: „nur in wenigen Fällen, wie z. B. 1284 im Entscheidungskampfe zwischen Genua und Pisa." S. 95: Wullenweber wurde nicht von der lübischen Bürgerschaft hingerichtet. S. 106 u. 114: die Armada von 1588 hieß niemals „Die Unüberwindliche". S. 124 Anm. ist zu lesen: „Sein und seines Sohnes C. Leben ist in . . . . beschrieben". S. 129: 1651 wurde in der Niederländischen Republik die Statthalterschaft in allen Provinzen außer in Friesland und Groningen abgeschafft. S. 156 Z. 2 v. u.: Schon „vor" statt „nach". S. 239

Digitized by Google

Z. 3 v. u.: Öland statt Ösel. S. 261 Z. 3: 1799 statt 1800. S. 267 Z. 12 v. u.: Ende August 1805. S. 290 Z. 4 v. u.: die Ansicht, daß Tegetthoffs Sieg bei Lissa ohne jede Bedeutung gewesen sei, ist wohl nicht aufrechtzuerhalten. Friedrich Graefe.

Hessel, Alfred und **Krebs, Manfred: Regesten der Bischöfe von Straßburg.** Band II, herausgegeben im Auftrag des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich. Lieferung 1—4 (S. 1—406). 4°. Innsbruck, Wagner, 1924—1926. Lieferung 1—3 Mk. 33.50 brosch., Lieferung 4 Mk. 14.40 brosch.

Der erste Band dieses höchst wertvollen Werkes, der noch vor dem Weltkriege 1908 erschien, wurde im Auftrage der Kommission zur Herausgabe elsässischer Geschichtsquellen von Hermann Bloch und Paul Wentzke bearbeitet. In der Art der Böhmerschen Regesten verfaßt, erwies er sich sehr rasch als ein ausgezeichnetes und zuverlässiges Hilfsmittel für elsässische Geschichtsforschung des Mittelalters überhaupt, nicht nur für die Straßburger Bischofsgeschichte. Das Werk sollte im Elsaß seine Vollendung nicht mehr erleben, und das so nachteilige Friedensdiktat hat uns jetzt jegliche wissenschaftliche Arbeit im Elsaß selbst unmöglich gemacht. Aber es konnten einige Arbeiten gerettet werden, darunter auch das Material für den zweiten Band des Regestenwerkes, das endlich wieder in Angriff genommen werden konnte, und zwar auf Betreiben des der Universität zu Frankfurt a. M. angeschlossenen Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich, das unter Leitung des früheren Straßburger Professors Geh. Rat Dr. Wolfram unausgesetzt dafür tätig ist, die wissenschaftliche Tradition der im Elsaß geleisteten Gelehrtenarbeit aufrechtzuerhalten und fortzuführen. Bis jetzt sind 4 Lieferungen erschienen. Die in Vorbereitung befindliche fünfte wird das Werk abschließen, das nach unfreiwilliger Ruhe nun trotz allem der Vollendung entgegengeht.

Die 1. Lieferung enthält die Regesten Heinrichs von Veringen und Bertholds von Teck 1202—1244, die 2. die Heinrichs von Stahleck 1244—1260, die 3. die Walthers und Heinrichs von Geroldseck 1260—1273, die 4. die Konrads von Lichtenberg 1273—1299. Die neuen Herausgeber haben mit der nämlichen Sorgfalt gearbeitet wie die früheren. Sie haben, wenn auch das gesammelte Material als solches gerettet war, noch viele mühevolle Stunden opfern müssen, um dieses druckfertig zu machen. Schon die Materialsammlung selbst stellte eine Riesenarbeit dar, wie man schon beim Durchblättern der vorliegenden Lieferungen an der Unmenge der als Quellen und Belege bei den einzelnen Regesten zitierten Originalurkunden, Chroniken, Annalen und Einzeldarstellungen ersehen kann. Ueberall zeigt sich das Bestreben, etwas Vollständiges zu bieten. Deshalb beschränkt sich das Werk nicht auf die bloßen Regesten, sondern reiht überall kritische Untersuchungen ein, wo irgendwie falsche Ueberlieferung oder bisher mitgeschleppte Irrtümer berichtigt werden mußten. So weit streitige Fragen überhaupt geklärt werden konnten, sind sie geklärt, und überall erhält man den Ein-

Digitized by Google

druck, auf sicherem Boden zu stehen, so sicher ihn strenge historische Forschung überhaupt machen kann.

Es war natürlich nicht möglich, alle Regesten auf Inhalt und Richtigkeit zu prüfen, was sich bei der offenbar überall gründlichen Arbeit, die hier geleistet worden ist, auch erübrigte. Besonders wichtige Regesten, vor allem aus der Zeit der beiden Geroldseck und Konrads von Lichtenberg, die vielfach in die allgemeine Geschichte Straßburgs und des Elsasses hineinspielen, hat Referent aber einer eingehenden Betrachtung gewürdigt, und er war angenehm berührt von der Knappheit, mit der die geschichtlichen und kritischen Fragen behandelt sind, ohne daß die Klarheit des Ganzen darunter leidet. Streitfragen werden überall in vornehmer Weise möglichst kurz und ohne harte Polemik behandelt, doch so, daß die eigene Ansicht der Verfasser klar und beweiskräftig zutage tritt. Das Beleg- und Quellenmaterial ist wohl fast lückenlos beigebracht und berücksichtigt auch kleinere Abhandlungen aus Tageszeitungen. Referent konnte z. B. feststellen, daß eine von ihm herrührende kleine, das bellum Waltherianum betreffende Untersuchung, die s. Z. in einer Straßburger Zeitung veröffentlicht wurde, und die ihm selbst heute ganz nebensächlich erscheint, angeführt ist.

Zwei Punkte müssen wir noch besonders erwähnen, die Erörterungen und Nachweise über Urkundenfälschungen, z. B. Grandidiers, und die längeren Ausführungen über die Persönlichkeiten der Bischöfe. Über beides, sowohl die Fälschungen wie die persönlichen Verhältnisse der Kirchenfürsten, sind ja hinreichend Einzeluntersuchungen erschienen. Wir haben aber in dem Regestenwerke alles so schön gewissermaßen im Extrakt beieinander, zusammengeschlossen zu einer Einheit durch die persönlichen Ausführungen der Verfasser, daß wir einen klaren Einblick in die Fragen und Sachlage bekommen. Diese Kleinarbeit ist besonders wertvoll. Die Ausführungen über die Persönlichkeiten Walthers und Heinrichs von Geroldseck sowie Konrads von Lichtenberg, die sich über die Wahlvorgänge, ihre politische Stellung, Herkunft, Verwandtschaft und Vorgeschichte erstrecken und jeweils dem Wahlregest angeschlossen sind, stellen kleine Monographien dar, die schnell und leicht über alles Charakteristische orientieren.

Alles in allem sind die Regesten auch in ihrem zweiten Bande eine Freude für jeden mit elsässischer Geschichte sich beschäftigenden Forscher, und wir werden dieses Urteil auch durch die fünfte, die Schlußlieferung bestätigt finden. Nach deren Erscheinen beabsichtigen wir noch einmal auf das Ganze zurückzukommen.

Frankfurt a. M. Emil Herr.

Strieder, Jacob: Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen. Monopole, Kartelle und Aktiengesellschaften im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit. 2. Auflage. Gr.-8°. XXXV und 523 S. München und Leipzig, Duncker & Humblot, 1923.

Die erste 1914 erschienene Auflage dieses hervorragenden Werkes ist in den „Mitteilungen" 53 (1925) besprochen worden. Das bei

Digitized by Google

wissenschaftlichen Büchern, die weder zur Vorbereitung für Examina noch zur Belehrung und Unterhaltung weiterer Kreise dienen können, sehr seltene Los einer zweiten Auflage ist sicher sehr erfreulich. Es erklärt sich für diese umfangreiche Monographie über die Großunternehmungen der Zeit des deutschen Frühkapitalismus teils aus dem Fleiße, Scharfsinne und methodischen Vorgehen des Verfassers, teils aber auch aus einer gewissen aktuellen Bedeutung des Buches für die Gegenwart. Gehört doch das Monopol- und Kartellwesen, dessen erstem Auftreten in unserem Vaterlande ein großer Teil des Werkes gewidmet ist, zu den wichtigsten wirtschaftlichen Erscheinungen unserer Zeit! Es sei nur an den von Wissell und von Möllendorf vertretenen Plan der Organisation der gesamten Industrie in Zwangskartellen mit Selbstverwaltung, an die gegenwärtige Ordnung der Kali-, Kohlen- und Eisenwirtschaft sowie an die Kartellverordnung vom 2. November 1923 erinnert.

Da die Vorbereitung der schon lange notwendig gewordenen zweiten Auflage des Buches in die Zeit der schlimmsten deutschen Wirtschaftsnot fiel, so konnte Strieder es nicht durch die bereits gesammelten Ergänzungen und Berichtigungen verändern, sondern nur einen „photo-chemischen Neudruck" veranstalten lassen und ihn durch drei Nachträge von 32 Seiten erweitern.

Der erste umfaßt das 1548 von den Firmen Fugger und Manlich abgeschlossene Kupfersyndikat. Diese Vereinbarung, welche eine Herabsetzung des Preises jenes Metalls verhüten sollte, wurde durch Vorstellungen der Fugger bei König Ferdinand, dem damaligen Herrn der ungarischen Bergwerke, bewirkt, die er in eigener Regie, aber mit Vorschüssen der Handelsgesellschaft der Manlichs führte, an die er seine Produkte verkaufte. „Der Fürst, der sein Bergwerksregal vor einer Wertminderung bewahren will, kommt, von Erwägungen der staatlichen Finanzpolitik ausgehend, zu derselben Forderung eines Syndikats, zu der die Unternehmer ihr privatwirtschaftlicher Gesichtspunkt drängte" (S. 500). Auch den Historiker der politischen Ereignisse dürfte die Vorgeschichte jenes Kartells infolge der Gründe interessieren, welche Anton Fugger bewogen, die Nutzung der gewinnreichen ungarischen Bergwerke aufzugeben. Denn die Stellung der Habsburger in Ungarn schien ihm 1545 durch innerpolitische Kämpfe und drohende Türkeneinfälle gar zu gefährdet.

Der zweite Nachtrag, der „Das mitteleuropäische Zinnmonopolisierungsprojekt" von 1550—1553 auf Grund neuen Quellenmaterials behandelt, zeigt die Fugger auf dem Höhepunkte ihrer Kapitalkraft in vorsichtiger Berücksichtigung der öffentlichen Meinung und in der Fähigkeit, auch den Verlust recht großer Summen ertragen zu können. Andererseits läßt uns freilich das Mißlingen jener und anderer Unternehmungen erkennen, daß die Kapitalverluste, welche die großen süddeutschen Handelshäuser des 16. Jahrhunderts erlitten, nicht nur wie Ehrenberg und ihm folgend Kötzschke (Grundzüge, 1921, S. 192) meinten, lediglich an den „fatalen Finanzgeschäften" mit auswärtigen Fürsten, sondern zum Teil auch „im spekulativen Warengeschäfte" lagen (Strieder S. 511).

Digitized by Google

Auf neuen archivalischen Materialien beruht auch der dritte Nachtrag, der sich mit dem „Idrianer Queckſilberhandel des 16. Jahrhunderts“ beschäftigt. Hier kann daraus nur erwähnt werden, daß der sehr gewinnreiche Vertrag, den Erzherzog Karl von Österreich am 5. Mai 1571 mit den Gewerken von Idria abschloß, in einer Bestimmung schon Anfänge merkantilistischer Handelspolitik zeigt (S. 513).

Dankenswert ist, daß nicht nur dem Hauptwerke, sondern auch den Nachträgen ein Orts- und Personenregister beigegeben ist.

Carl Koehne.

Niederländische Akten und Urkunden zur Geschichte der Hanse und zur deutschen Seegeschichte. Herausgegeben vom Verein für hansische Geschichte mit Unterstützung des Nederlandsch Economisch-Historisch Archief im Haag. Bearbeitet von Rudolf Häpke. Zweiter Band: 1558—1669. XVI u. 484 S. 4°. Lübeck 1923.

Zehn Jahre nach Veröffentlichung des I. Bandes seiner Niederländischen Akten und Urkunden hat R. Häpke mit dem vorliegenden II. Band die Veröffentlichung seiner niederländischen Archivstudien in den Jahren 1907—10 abschließen können. Die lange Pause bedarf wegen des dazwischen liegenden Krieges und all der Nöte, die darauf folgten, keiner Rechtfertigung. Man muß im Gegenteil den Verfasser und den Hansischen Geschichtsverein beglückwünschen, daß es möglich gewesen ist, den Band mit seinem wertvollen Inhalt herauszubringen, wobei übrigens das im Titel genannte niederländische Institut dankenswerte Unterstützung geleistet hat.

Der Inhalt des Bandes ist vielseitiger, aber weniger geschlossen als der des ersten, dem er an Umfang bedeutend nachsteht. Bot bei jenem die Regierung Karls V. ohne weiteres den einigenden Mittelpunkt, so ist es hier immerhin die enge wechselseitige Durchdringung hansisch-deutschen und niederländischen See- und Handelswesens, die eine gewisse Einheit herstellt. Das gegenseitige Verhältnis ist bekanntermaßen, wie schon früher, vor allem als ein Wettbewerb, der sich bis zu scharfem politischen Gegensatz steigern kann, zu kennzeichnen. Der niederländische Aufstand mit dem Auftreten der Geusen, später der Dünkircher u. a. Kaper, sowie mit den spanischen Repressalien brachte die niederländische Schiffahrt in arge Bedrängnis, stellte umgekehrt für die Hansen eine im ganzen recht günstige Konjunktur dar, die ihnen um so willkommener sein mußte, als während des vorangehenden Nordischen Krieges 1563—70 die Holländer den Rahm abgeschöpft hatten. Auf die vielbehandelte Frage der niederländischen Schiffahrt nach Spanien-Portugal während des Aufstandes fällt manches neue Streiflicht, ebenso auf die Anfänge und den weiteren Fortgang der spanisch-habsburgischen Marinepläne, bei denen die Mächte der Gegenreformation den handelspolitischen Gegensatz zwischen der Hanse und den Holländern durch Heranziehung der hansischen Seeschiffahrt zu ihrem Zwecke auszunützen suchten. Das ist bekannt-

Digitized by Google

lich an dem konfessionell wie politisch begründeten Mißtrauen der Hanse gescheitert, aber in den Anfängen haben sich die hansischen Staatsmänner der Idee doch nicht völlig versagt und sind insbesondere bereit gewesen, an einer Art „Kontinentalsperre" gegen die Engländer mitzuwirken. Wie es diesen wieder gelungen ist, die Sperre durch ihre Festsetzung in Emden und später Hamburg zu durchlöchern, ist seinerzeit schon von B. Hagedorn in seinem Werk über Ostfrieslands Handel und Schiffahrt, zum Teil unter Verwertung der von Häpke erschlossenen Archivalien, lebensvoll geschildert worden. Beachtung verdient, wie trotz aller wirtschaftlichen und politischen Gegensätze doch auch oft ein enges Hand-in-Hand-Arbeiten zwischen Hansen und Niederländern besteht; dies spricht sich u. a. aus in Reedereigemeinschaften (vgl. z. B. Nr. 1117), vor allem in dem Bestehen gemeinsamer Konsulate in Lissabon und im Mittelmeergebiet, was wenigstens für das letztere bisher unbekannt war.

Reiches Material wird ferner geboten über die Hansischen Gemeinschaftsverhältnisse, die sich in Gelderland, Overijssel, Friesland noch bis in die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts überraschend lebendig erweisen, über Handels- und Seegeschichtliches im engeren, technischen Sinne u. a. m.; auch willkommene statistische Angaben fehlen nicht. Die Textwiedergabe ist, wie im I. Bande, bestrebt, unter Zusammenziehung weitschweifiger Ausführungen doch gerade solche technisch interessanten Einzelheiten unverkürzt wiederzugeben. Von den insgesamt 1116 Nummern (die übrigens oft mehrere Stücke umfassen) entfallen 940 auf die Zeit bis 1588, nur 176 Nummern auf die Zeit 1589—1669 (dazu noch 7 Nummern in Anhang I); auf eine erschöpfende Nachsuche für diesen letzteren Zeitraum hat der Bearbeiter verzichten müssen.

Was die Herkunft der Archivalien betrifft, so entstammt das meiste und wertvollste Material, wie im I. Bande, dem Reichsarchiv in Brüssel; gute Ausbeute brachten auch die niederländischen Reichsarchive im Haag, in Haarlem, ferner das Gemeindearchiv von Amsterdam, für die eigentlichen Hanseakten die Archive der Hansestädte in Geldern, Overijssel, Groningen, Friesland. — Im ganzen harrt hier ein reicher, wertvoller und bequem dargebotener Stoff der Ausnutzung durch die Geschichtschreibung. W. Vogel.

Aufzeichnungen und Erinnerungen aus dem Leben des Botschafters Joseph Maria von Radowitz. Herausgegeben von Hajo Holborn. 8°. 1. Band 1839—1877, VII, 372 S. 2. Band 1878—1890, 338 S. Stuttgart, Berlin und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1925. Geb. Mk. 18.—.

In Bismarck hat der geistvolle Sohn des geistvollen Freundes und Ministers Friedrich Wilhelms IV. seinen Meister verehrt. Bald nach dem Erscheinen der „Gedanken und Erinnerungen" griff auch er zur Feder, um zu Papier zu bringen, was ihm von seinem Werden und Wirken bemerkenswert zu sein schien. „Ich schreibe jetzt fleißig" —

Digitized by Google

so notierte er am 14. August 1900 in seinem Tagebuch — „an den Aufzeichnungen aus meinem Leben". Im Januar 1912 starb er. Sein Manuskript war bis zur Entlassung Bismarcks fortgeschritten und blieb nun unvollendet. Hajo Holborn legt es jetzt unwesentlich gekürzt und überarbeitet im Auftrage der Familie der Öffentlichkeit vor.

Wir gewinnen daraus ein anschauliches Bild der persönlichen Entwicklung des Verfassers und erfahren mancherlei Neues über Menschen und Dinge, mit denen sie sich verknüpfte. In lebensvoller Zeichnung treten die führenden Persönlichkeiten jener Tage, Staatsmänner, Gelehrte und Künstler, vor unser Auge. Dem mit ihnen weniger gut vertrauten Leser würde freilich hie und da wohl eine Aufklärung durch den Herausgeber, der auf Anmerkungen ganz verzichtete, willkommen sein. Eine für später in Aussicht gestellte Biographie wird dem vermutlich nachträglich etwas abhelfen.

Joseph Maria von Radowitz, 1839 in Frankfurt a. M. geboren, als Gymnasiast des Vaters beraubt, im April 1860 als Auskultator beim Kammergericht eingeführt, trat schon anfangs 1861 in den diplomatischen Dienst. Nach kurzer Vorbereitung im nahen und fernen Osten sehen wir ihn 1865 an der preußischen Botschaft in Paris inmitten der glänzenden Geselligkeit des zweiten Kaiserreichs, 1867 in München, wo er für die deutsche Einigung wirken konnte. Seit 1869 in selbständiger Stellung in Bukarest und Konstantinopel tätig, wurde er Ende 1872 als Vorstand eines neu zu bildenden Orientdezernats in das Auswärtige Amt berufen. Ein Jahrzehnt blieb er dort, ein vom Kanzler besonders hochgeschätzter Mitarbeiter. Verdiente Anerkennung wurde ihm zuteil, als man ihn 1882 als Botschafter nach Konstantinopel schickte. Erst nach Bismarcks Sturz hat er diesen wichtigen Posten mit dem weniger bedeutsamen in Madrid vertauscht.

Wie so viele ist auch Radowitz erst ganz allmählich in den Bann des größten deutschen Staatsmannes geraten. 1865 stand er ihm noch mit vielen Zweifeln gegenüber. „Ich hatte zwar in der inneren Konfliktsfrage gar keine Sympathie für die liberale Opposition gegen die Militärreform, konnte aber noch nicht daran glauben, daß Bismarck in der deutschen Politik wirklich und aufrichtig auf das hinaus wollte, das mir nun einmal allein als das Ziel aller preußischen Kraftentwicklung erschien: neuer Aufbau eines großen Deutschlands unter Preußens Führung und eventuell den Weg dahin durch Krieg mit Österreich. Ich war noch angesteckt durch die namentlich auch von Goltz gehegte Besorgnis, Bismarck wolle in erster Linie ein reaktionäres inneres Regime festlegen und gestalte die Beziehungen mit Österreich und zum Deutschen Bunde sowie mit dem ganzen Auslande, wie er sie zu diesem Zwecke am besten brauche. Ich gehörte also noch zu denen, die ihn nicht verstanden und denen es unheimlich war, in seinen Händen eine solche Machtfülle sich häufen zu sehen" (S. 70). Der Sommer 1866 öffnete Radowitz die Augen. Am 26. August d. J. schrieb er an Freund Keyserling: „Man erlebte an sich und um sich, von Stunde zu Stunde, die Entwicklung der

Digitized by Google

größten Ereignisse, welche wir noch gekannt haben, größer als selbst die hoffen durften, denen es am lebendigsten vorgeschwebt hatte, daß dieser und nur dieser der Weg sei, der uns zum Ziel führen müsse. Vor der vollständigen Erfüllung einer Idee zu stehen, die seit den frühesten Jahren sich wie ein Lichtpunkt der Erwartung in der Seele festgesetzt hatte, ist ein großer Moment im Einzelleben. So ist es mir mit dem Siege über Österreich gegangen. Seit ich, beinahe noch Kind, meinen Vater an dieser Frage hatte scheitern und sterben sehen, war ich mit dem Glauben groß geworden, daß eine Zeit kommen müsse, welche jene alte Schmach rächen und unsere Politik auf die frühere Bahn zurückleiten würde. Meine ganze, seitdem selbstgewonnene Erkenntnis in politischen Dingen sagte mir dasselbe: Kampf mit Österreich, wenn Preußen seinen Beruf erfüllen soll" (I, S. 113).

Zuversichtlicher Glaube hält Radowitz daher auch beim Ausbruch des 70er Krieges aufrecht. Er schreibt schon am 5. August: „Der Schlachtenerfolg mag jetzt sein wie Gott ihn will — eines, die feste Einheit des deutschen Staatenbegriffes, wird er jedenfalls zur Folge haben, und auf diesem Grunde werden wir die Zukunft aufbauen, mögen noch so große Opfer, noch so große Leiden notwendig sein" (I, S. 204).

Von den Jahren 1872—1880, von seiner Tätigkeit im Auswärtigen Amt sagt Radowitz: „Ich habe in dieser Zeit das Beste und Vollste, was ich von geistiger und physischer Kraft bieten konnte, in dem Bestreben, bei der großen nationalen Arbeit mich nützlich zu machen, zugesetzt, und ich habe für mich selbst das Bewußtsein daraus mitgenommen, daß ich auch wirklich Nützliches und Wertvolles habe vollbringen können, gleichviel, ob das immer erkannt oder anerkannt worden ist" (I, S. 252). Er dachte, als er das schrieb, wohl besonders an seine Mission nach Petersburg 1875 und an sein Gespräch mit dem Franzosen Gontaut-Biron über den „Krieg in Sicht"-Artikel, dessen falsche Wiedergabe durch Gefficken ihm noch 1892 Ärger bereitete. „Entweder" — meinte er (I, S. 330) „war Gontaut noch konfuser und törichter bei Wiedergabe unseres Gespräches, wie er es sonst schon zu sein pflegte, oder er hat absichtlich und wider besseres Wissen zu der schon durch Gortschakow in Petersburg eingefädelten, gegen Bismarck gerichteten Intrige dabei die Hand geboten".

Über die Erledigung der Geschäfte im Zusammenarbeiten mit Bismarck heißt es: „Bei dem Vortrage überreichte man zunächst die Piece dem Kanzler, dem gegenüber man an dem großen Schreibtische sich zu setzen hatte, und notierte sich dann die Weisungen, die er daran anknüpfte. Man mußte immer bestrebt sein, die Vorakten der Sache möglichst genug zu kennen, um auf seine Fragen darüber antworten zu können. Bismarck gab seine Instruktionen so ab, daß man sie im wesentlichen gleich nachschreiben konnte, oft fiel er dabei ins Diktieren, wodurch die Ausarbeitung natürlich sich erleichterte. Immer war, was er sagte, klar, bestimmt, scharf formuliert. Äußerungen des Vortragenden waren in der Regel nur als Antworten auf gestellte

Digitized by Google

Fragen am Platz, aber man konnte stets auch eine Einwendung anbringen, wenn diese kurz gefaßt und sachlich genügend begründet war. Überflüssiges Reden schnitt er sofort ab, unklare Sprechweise machte ihn ungeduldig: mehrfach sind vortragende Beamte an diesen Klippen gescheitert und von ihm zum mündlichen Referat nicht mehr zugelassen worden. Aber ich kann nach meiner eigenen wie nach der Erfahrung von der Mehrzahl meiner Kollegen feststellen, daß dieser persönliche amtliche Verkehr mit Bismarck sich seinerseits immer in höflichen und korrekten Formen vollzog, durchaus nicht, was im Publikum vielfach angenommen worden ist, mit einschüchternder Schroffheit oder gelegentlichen verletzenden Ausfällen. Es ist ja möglich, daß er Leuten gegenüber, die seine Zeit und seine Geduld zu mißbrauchen versuchten, bis zur Brutalität abwehrend gewesen sein mag. Von den Beamten, die er im Dienste sah, wird kaum einer diese Erfahrung ohne sein eigenes Verschulden gemacht haben. Ich habe oft von ihm ein heftiges und strenges, aber nie ein unhöfliches Wort gegen seine Untergebenen gehört, auch nicht bei nervöser und berechtigter Verstimmung über vorgefallene Versehen" (I, S. 265).

Ein besonderes Kapitel des 2. Bandes ist dem Berliner Kongreß gewidmet, ein weiteres dem deutsch-österreichischen Bündnis. Als es Kaiser Wilhelm endlich unterzeichnete, in dessen Seele uns eine auf Seite 103 mitgeteilte eigenhändige Aufzeichnung tief blicken läßt, entfuhren dem alten Herrn die heftigen Worte: „Die, welche mich zu diesem Schritt veranlaßten, werden es dereinst dort oben zu verantworten haben." Außerordentlich fesselnd schildert Radowitz auch seine Mission nach Paris 1880 und seine Erlebnisse in Konstantinopel und im letzten 25. Kapitel die Bismarckkrisis 1890. Im Mai 1889 entnahm er einem längeren Gespräch mit dem Kaiser, daß er zu Waldersee und Verdy halte und daß die Autorität des Kanzlers zu wanken beginne; Wilhelm II. sagte zu Radowitz: „Wenn Bismarck nicht mit will gegen die Russen, so müssen sich unsere Wege trennen" (S. 297). Und nach der Entlassung: Bismarck habe in allen Punkten, wo sie verschiedener Meinung gewesen, unbedingte Unterordnung unter seinen Willen verlangt; das sei in Preußen und Deutschland nicht möglich; der König und Kaiser müsse regieren, nicht der Minister. Der Gestürzte selbst legte am 25. März nach dem Diner „seiner Bitterkeit gegen den Kaiser keine Beschränkung auf und wurde darin reichlich durch den Chor der Damen, unter Führung der Fürstin, unterstützt. Er sagte, er sei dem Kaiser genant, unbequem geworden. Deswegen schickt er mich fort, ich wollte nicht gehen und fühle mich dazu auch jetzt noch nicht genötigt. Aber (und das kam wiederholt als der Refrain seiner Betrachtung) allerdings: 75 und 30 gehen nicht zusammen, das ist die ganze Sache" (S. 321).

„Die eigentliche politische Leitung" — bemerkte Radowitz am 2. April in seinem Tagebuch — „wird nun von Holstein ausgehen, da das Verhängnis will, daß er gerade mit Caprivi von früher her intim bekannt ist. Er hat jetzt von allen im Amte mit der größten Eile die Bismarcksche Flagge verlassen und verleugnet: junge Attachés,

Digitized by Google

die unter ihm arbeiteten, sind erstaunt gewesen über die Genugtuung, die er bei dem Wechsel geäußert hat, und über seine pietätlose Kritik des Fürsten. Berchem warnte mich vor Holstein und bezeichnete ihn als halb unzurechnungsfähig, wenn bestimmte persönliche Antipathien bei ihm ins Spiel kämen, wozu in erster Linie die gegen mich gehört" (S. 327). Es ist sehr zu bedauern, daß es Radowitz nicht mehr vergönnt war, sich über die Politik des neuen Kurses und seiner grauen Eminenz zu äußern. Oder hat er es brieflich getan? Die in Aussicht gestellte Biographie bringt uns hoffentlich noch einiges aus seinem Nachlaß. Paul Haake.

Herzfeld, Hans: Deutschland und das geschlagene Frankreich 1871—1873. Friedensschluß, Kriegsentschädigung, Besatzungszeit. 300 S. Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

Das Buch behandelt einen Abschnitt der neueren deutschen Geschichte, der von deutscher Seite bisher wenig Beachtung gefunden hat, von den Franzosen aber nicht selten zum Gegenstande ihrer politischen Propaganda gemacht worden ist, die Zeit der Okkupation der 6 französischen Ostdepartements und der Tilgung der französischen Kriegsschuld. Die Franzosen lieben es, Vergleiche zwischen dem Verhalten der Sieger und Besiegten aus dem Kriege 1870—71 und dem Weltkriege anzustellen und das niedergeworfene Frankreich von 1871 dem zusammengebrochenen Deutschland von 1918 als Muster hinzustellen. Wie sehr dieses Verfahren der geschichtlichen Wahrheit Gewalt antut, wird dem Leser auf jeder Seite klar werden, ohne daß er jedesmal ausdrücklich darauf hingewiesen wird, und darin scheint mir der besondere Wert dieses Buches zu liegen. Der Weg, den es seinen Leser führt, ist nicht leicht zu übersehen, er führt durch das dornige Gestrüpp der schwierigen Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich, die dem Abschluß des Waffenganges folgten und den Zustand friedlicher Beziehungen zwischen beiden Völkern wieder herbeiführen sollten.

Dabei ist, um bei dem Wichtigsten anzufangen, ein grundsätzlicher Unterschied schon in der ganzen Haltung des Siegers von 1871 seinem geschlagenen Gegner gegenüber festzustellen. Bei Bismarck herrscht die verständnisvolle, ritterliche und darum ruhige Beurteilung der Lage des geschlagenen Frankreich vor. Er kennt nicht die Stimmung, aus der heraus ein Gedanke entstehen konnte wie der, daß 20 Millionen der feindlichen Nation von der Erde verschwinden müßten. Und es wäre doch angesichts der maßlosen Kriegsziele, mit denen Frankreich den Krieg von 1870 eröffnet hatte und die eine völlige Zertrümmerung der deutschen Einheit und der Macht Preußens bezweckten, menschlich gar nicht unbegreiflich gewesen, wenn die Verhandlungen mit dem Gegner nun von deutscher Seite in mit Entladung drohendem Zorne geführt worden wären. Davon ist nirgends die Rede, wohl aber betonte der deutsche Reichskanzler öffentlich, daß er aus dem

Digitized by Google

Zustande der Verärgerung herauskommen wolle, daß er Wohlwollen zeige, um der Beruhigung Frankreichs zu dienen. „Ich bin um so mehr damit zufrieden, als ich es nicht für unsere Aufgabe halte, unsern Nachbarn mehr zu schädigen, als zur Sicherstellung der Ausführung des Friedens für uns absolut notwendig ist, im Gegenteil, ihm zu nützen und ihn in den Stand zu setzen, sich von dem Unglück, welches über das Land gekommen ist, zu erholen, soviel wir ohne Gefährdung eigener Interessen dazu beitragen können."

Selbstverständlich gab es bei den schwierigen Verhandlungen der ersten Jahre nach dem Friedensschluß auch Zeiten, wo die Spannungen wieder auf das Äußerste stiegen, und es ist keine Ueberraschung und bedarf keiner Bemäntelung, daß Bismarck auch scharfe Druckmittel anwenden konnte, wo es ihm geboten erschien. Niemals aber bezweckten solche Maßnahmen eine dauernde Herabsetzung oder gar Vernichtung der Ehre und des Ansehens des besiegten Gegners oder auch die ernste Gefährdung seiner Weiterexistenz. Beweise finden sich in Hülle und Fülle in unserm Buche, und ihre Wirkung ist um so größer, wenn man sie wesensähnlichen Vorgängen aus der Zeit nach dem Weltkriege gegenüberstellt, wobei die Vertauschung der Rollen das Drastische der Lage nur zu erhöhen vermag. Ein paar Einzelheiten dieser Art mögen aus der Masse des Materials hier herausgegriffen werden.

Schon die Auswahl der Personen, die bei der Wiederherstellung friedlicher Beziehungen zwischen beiden Völkern von deutscher Seite eine Rolle spielen sollten, geschah nicht in erster Linie nach dem Gesichtspunkt, Männer von besonderer Tatkraft und Rücksichtslosigkeit in führende Stellen zu bringen, sondern vielmehr solche, deren Charaktere ein verständnisvolles Eingehen auf französische Eigenart und Empfindlichkeit verbürgte. Es läßt sich sogar behaupten, daß nach dieser Richtung des Guten fast zu viel getan wurde, so daß die französische Regierung bei ihren Verhandlungen die in Rede stehenden Qualitäten der deutschen Führer in Rechnung stellte und unter ihnen wählen konnte. Die Wirksamkeit des Generals von Fabrice und die von Manteuffels ist auch von französischen Beurteilern mit einhelligem Lobe anerkannt und gegenüber schrofferen deutschen Vertretern wie Waldersee bevorzugt worden.

Daß die Friedensbedingungen selbst von französischen Regierungsmännern (Thiers) als relativ milde angesehen wurden, ist bekannt, und daß auch die Höhe der Kriegsentschädigung nicht als ein Beweis deutschen Vernichtungswillens angeführt werden kann, bezeugt doch schon die Tatsache, daß sie in kurzer Zeit abgetragen werden konnte. Die Franzosen bezeugten selbst, daß die deutschen Forderungen das Maß ihres nationalen Wohlstandes nicht überstiegen, als sie 1872 statt der von der Regierung geforderten $3^1/_2$ Milliarden 41 Milliarden für die Abzahlung der Kriegsentschädigung zeichneten.

Für das Entgegenkommen Deutschlands spricht weiter der Beginn der Auslieferung der französischen Kriegsgefangenen in Deutschland vor der Unterzeichnung des Friedensvertrages und vor der

Digitized by Google

Rückgabe der kriegsgefangenen Deutschen aus Frankreich. Selbst die französischen Strafgefangenen in Deutschland erhielten 1872 fast alle durch eine Amnestie ihre Freiheit zurück.

Der französischen Wehrmacht gegenüber unterließ Deutschland jede das Ehrgefühl verletzende Maßnahme. Nicht einmal eine zahlenmäßige Beschränkung auf die Höhe der deutschen Armee wurde gefordert, so konnte es dahin kommen, daß die französische Armee gleich nach dem Kriege die Effektivstärke, die Deutschland zur gleichen Zeit in Friedensheere besaß, erheblich übertraf (10%). In Deutschland war man nicht wenig beunruhigt, über diese schnelle Wiederherstellung der französischen Rüstung, aber die stets streng gewahrte Neutralität der deutschen Regierung Frankreichs inneren Verhältnissen gegenüber wurde auch in dieser Angelegenheit nicht aufgegeben.

Am meisten aber fällt dem Leser der Gegensatz zwischen der Zeit nach 1870 und nach 1918 bei der Betrachtung der Verhältnisse in den besetzten Gebieten auf. Die Räumung der besetzten Departements in Frankreich erfolgte staffelweise mit der Abzahlung der Raten der Kriegsschuld. Die deutschen Truppen hatten 1871 schon die vertragsmäßig festgesetzte Zeit des Ausmarsches aus Paris mit peinlichster Genauigkeit festgehalten, so daß die preußische Garde auf den Triumph des Einzuges in Paris verzichten mußte. Dieselbe peinliche Pünktlichkeit beobachteten die Deutschen bei der staffelweisen Räumung der Ostdepartements. Es kam dabei vor, daß die Sieger bei der Verlegung der Quartiere nicht einmal beziehbare Baracken vorfanden und bei ungünstiger Witterung in unzulänglichen Unterkünften hausen mußten. „Das eine dürfte feststehen," betont Herzfeld, „daß die vorkommenden Härten gegen die eigene Truppe, die siegreich in Feindesland stand, Härten, die hier nur so weit erwähnt sind, als sie durch französische Zeugnisse belegt werden können, keiner anderen Armee als der preußisch-deutschen mit ihrer Verbindung friderizianischer Straffheit der Disziplin und des auf dem Boden der allgemeinen Wehrpflicht geborenen Gedankens der Versittlichung des kriegerischen Berufs hätten zugemutet werden können." Richard Neumann.

Volkmann, Otto: Der Marxismus und das deutsche Heer im Weltkriege. Unter Benutzung amtlicher Quellen dargestellt, mit einem Urkundenanhang. 316 S. Berlin, Reimar Hobbing, 1925.

Der Marxismus und das deutsche Heer im Weltkriege! Ist es überhaupt denkbar, die Worte auszusprechen, ohne tiefste Leidenschaften im Deutschen aufzuwecken? Und nun gar ein Buch, dessen Verfasser den Anspruch erhebt, alle die aufrüttelnden Vorgänge leidenschaftslos zu behandeln, die im Buchtitel umschlossen sind, obwohl er als ehemaliger Major ein Glied des alten Heeres gewesen ist? Der Inhalt der vorliegenden Arbeit beweist, das es nicht nur möglich, sondern auch notwendig ist, sich mit dem Verhältnis des Marxismus zum

Digitized by Google

deutschen Heere zu befassen, seinen Schuldanteil am Zusammenbruch der deutschen Wehrmacht festzustellen; denn nur völlige Klarheit kann hier zur Beruhigung der aufgeregten Gemüter führen, nur die unverfälschte Wahrheit wird den auch noch weiter bestehenden Kampf der Meinungen über die schmerzlichen Vorgänge aus den stickigen Niederungen parteipolitischer Propagandaschriftstellerei auf die reineren Höhen wissenschaftlicher Erkenntnis führen können. Das reiche, amtliche Quellenmaterial, das dem jetzigen Mitgliede des Reichsarchivs Otto Volkmann, bei seinen Arbeiten zur Verfügung stand, gibt die Gewähr für eine sichere Grundlegung des Baues, selbst für den Fall, daß in den Parteiarchiven sich noch Urkunden befinden sollten, welche Volkmanns Ausführungen in Einzelheiten berichtigen könnten.

Der Verfasser sieht in dem Weltkriege mehr als nur ein Ringen „um die nationalen Interessen und imperialistischen Ziele der einzelnen Völker." Es ging um eine noch höhere Entscheidung: der von Karl Marx begründete, internationale Sozialismus veranstaltete seine erste große Machtprobe im Kampfe um die Herrschaft über die Welt. Alle am Kriege beteiligten Völker wurden davon mehr oder minder betroffen. Die stärksten Erschütterungen erlitten Rußland und Deutschland, und in Deutschland wieder das Bollwerk der bisherigen deutschen Geschichte, das deutsche Heer. So führt Volkmanns Grundgedanke folgerichtig zu einer Beschränkung des gewaltigen Stoffgebietes auf den durch den Titel seines Buches angedeuteten Bereich der zwischen dem 4. August 1914 und dem 9. November 1918 liegenden Tatsachen. Diese aber sind nicht loszulösen aus der voraufgegangenen Entwicklung des internationalen Sozialismus und machen zu ihrem Verständnis ein Eingehen auf das Verhältnis zwischen Marxismus und Heerwesen vor dem Weltkriege nötig. Die Darstellung der Vorgänge vor dem 4. August 1914 umfaßt darum die ersten 53 Seiten des Buches, die Seiten 54 bis 274 sind dem Thema gewidmet, die übrigen für den Abdruck der beigegebenen Urkunden verwendet.

Mit scharfem Blicke für das Wesentliche der Dinge hat der Verfasser im ersten Teile seiner Ausführungen aus dem Widerstreite mannigfacher sozialistischer Theorien in allen europäischen Großmächten das für seine Darstellung Wichtigste herausgegriffen, um ein Bild davon zu geben, wie sich die Sozialisten der europäischen Völker zu der Frage der Landesverteidigung stellten. Überall ist die Frage des Militärstreikes behandelt worden, allerdings, ohne daß man zu durchgreifenden Maßnahmen, die den Erfolg verbürgt hatten, gekommen wäre. In der deutschen Sozialdemokratie standen vom Anfange ihres Bestehens an die „national-revolutionäre" mit der „international-revolutionären" Richtung in scharfem Kampfe. Der Gegensatz zwischen „Lassalleanern" und „Eisenachern" kehrte immer wieder, gemeinsam aber ist beiden Gruppen ein übermäßiges Bedürfnis der Propaganda für die sozialistische Zukunft und ein bewußtes Zurückstellen der praktischen Forderungen der Gegenwart. Daraus erklärt sich auch die Überwertigkeit der innerpolitischen Fragen gegenüber den Bedürfnissen der äußeren Politik, darin liegt im Tiefsten auch die Stellung des Sozialismus zum Heere

Digitized by Google

begründet. Für die Objektivität und ruhige Sachlichkeit des Urteils des Verfassers spricht es, wenn er es als ein Verdienst der sozialistischen Kritik am Heere gelten läßt, daß die Mißhandlungen von Soldaten aus der Armee fast völlig verschwanden. Aber selbst dieses Verdienst wird gering erscheinen, wenn man die Form beachtet, in der die übertrieben dargestellten und verallgemeinerten Mißstände vor der Öffentlichkeit behandelt wurden. Auch hierbei ist die propagandistische Absicht nicht zu verkennen. Aber in allem blieb die Stellung des Marxismus zum Heere die der schärfsten Ablehnung, bis der Ausbruch des Krieges die Führer vor eine unerwartete Entscheidung stellte, der sie nicht gewachsen waren.

Mit dem August 1914 beginnt der Umschwung, die „Neuorientierung" der Sozialisten, die sich fast überall ohne Ausnahme zu ihrer Nation bekennen, eine Haltung, die sich in der Bewilligung der Kriegskredite am sichtbarsten zu erkennen gibt. Aber dieser Umschwung bedeutet keine geistige Wiedergeburt, er ist — vom Standpunkt des Führers aus beurteilt — eigentlich ein bloßes Nachgeben und Zurückweichen vor dem stürmischen, begeisterten Willen der Massen, die sich auf ihre nationale Bindung besannen. Die widerstrebenden Führer wären von diesem Sturme hinweggefegt worden. Es ist ein Verdienst Volkmanns, diese Vorgänge in das richtige Licht gestellt zu haben.

Damit beginnt der Hauptabschnitt des Buches, die Darstellung der Ereignisse zwischen dem 4. August 1914 und dem 9. November 1918. Im deutschen Sozialismus gewannen im Laufe der Jahre drei Gruppen feste Umrisse. Der rechte Flügel hielt an der Neuorientierung des 4. August fest, der linke, radikale Flügel wollte von einer nationalen Bindung sogar während der Kriegsjahre nichts hören, die Mitte schwankte zwischen beiden Extremen unsicher hin und her. Der linke Parteiflügel unter der Führung von Liebknecht, Mehring, Rosa Luxemburg, Clara Zetkin setzte bald nach Kriegsausbruch mit seiner Propaganda gegen das Heer wieder ein, und Volkmann folgt nun mit äußerster Vorsicht und Gewissenhaftigkeit den Spuren, die von dem Wirken jener „unterirdischen Propaganda" im Heere zeugen. Ihrem Vorbilde folgten später die in der Mitte gebliebenen Sozialisten, die Unabhängigen, die ihre schädliche Arbeit durchführten bis zum bitteren Ende.

Abgesehen von der Flottenverschwörung des Sommers 1917, glaubt Volkmann die Folgen der zersetzenden Wirksamkeit im Heere eigentlich erst im Anfange des Jahres 1918 feststellen zu können. Ob diese Begrenzung zu halten sein wird, scheint dem Referenten auf Grund persönlicher Erfahrungen in der Front sehr zweifelhaft. Auch die von Drahn schon 1920 herausgegebenen Proben aus der unterirdischen Literatur im revolutionären Deutschland sind geeignet, an Volkmanns Auffassung zweifeln zu machen. Daß es schwer sein wird, den Zeitpunkt festzustellen, wo diese Literatur fühlbar zu wirken beginnt, läßt sich leicht einsehen, auf keinen Fall aber ist es erst da geschehen, als sie zur Kenntnis der Vorgesetzten kam. Für das traurige Endergebnis ist es schließlich auch von nebensächlicher Bedeutung, zu wissen, wann die Erkrankung offen zutage trat. Bitter genug bleibt die Tatsache

Digitized by Google

auch so, wenn Volkmanns Ansicht unwiderlegt bleibt; denn das ist der schmerzliche Eindruck, den das Buch bei dem Leser hinterläßt, daß es deutsche Männer gegeben hat, die in zielbewußter Arbeit den Geist der Front zermürben halfen. Welcher Anteil am endgültigen Zusammenbruch dieser Wühlarbeit zugeschrieben werden muß, das wird sich mit Bestimmtheit wohl nie abwägen lassen.

Trotz allem aber blieb der Kern des Heeres bis zum Ausgange des Krieges von dem Gift unberührt. Volkmann deckt die unleugbaren Hemmungen und Schwächen des militärischen Systems, die sich in der Handhabung der Heeresjustiz, der Art der Ordensverleihung, der Verpflegung der Offiziere und Mannschaften bemerkbar machten, sachkundig auf. Er kritisiert mit berechtigter Schärfe die Mängel der nationalen Propaganda, der eine straffe Organisation fehlte, die Mängel der Führerauslese, bei der starr am Anciennitätsprinzip hinsichtlich der höheren Stellen, am „Einjährigenschein" bei den niederen Stellen festgehalten wurde. Wenn trotz dieser Schwächen des Systems das Heer der geistigen Zersetzung nicht erlag, so muß eine Kraft des Zusammenhaltes vorhanden gewesen sein, die stärker war, als das Widerstrebende. Diese Kraft findet Volkmann mit Recht im deutschen Offizierkorps. Gegen seine Mitglieder richtete sich darum der Haß der Anhänger des internationalen Sozialismus, als der Zusammenbruch erfolgt war.

Wenn dieser Zusammenbruch nicht zum völligen Untergange des deutschen Volkes in den Fluten des von Osten heranbrandenden Bolschewismus geführt hat, so ist es den höchsten Führern des Heeres zu danken. Hindenburgs Verdienst um den Bestand des deutschen Volkes strahlt dem Leser auch aus diesem Buche entgegen.

Richard Neumann.

Egelhaafs Historisch-politische Jahresübersicht für 1926, herausgegeben von Hermann Haug. 19. Jahrgang der politischen Jahresübersicht. 364 S. Stuttgart, Carl Krabbe Verlag, Erich Gußmann, 1927. Geb. Mk. 12.—.

Mit aufrichtigem Dank begrüßen wir auch den 19. Jahrgang von Egelhaafs vortrefflichem Jahrbuch, das die historisch-politischen Ereignisse des Jahres 1926 behandelt.

Der Herausgeber bemüht sich ernstlich um die Ermittlung des Tatbestandes. Sorgfältig ordnet er das zugängliche Material. Und mit sicherem Blick durchdringt er das wirre Durcheinander diplomatischer Einfälle, Ränke und Seifenblasen, erfaßt und betrachtet er die großen Zusammenhänge der Weltbegebenheiten. In ihrer Auffassung und Beurteilung geht er vielfach eigene Wege. Aber ruhig und sachlich, mit sicherem historischen Takt, mit eindringendem politischen Verständnis.

Der erste Abschnitt behandelt „die Vorgänge um Deutschland und im Völkerbund", den vergeblichen Versuch, Eupen-Malmedy von Belgien zurückzukaufen. Außerdem erhielt der zwischen Deutschland und Rußland bestehende „Rapallo-Vertrag" durch den „Berliner

Digitized by Google

Vertrag" eine neue Grundlage, während die Gemüter in München, Berlin und Rom durch Reden über die Bedrängnis der Deutschen in Südtirol sich erhitzten.

Die innere Politik des Deutschen Reiches wurde hauptsächlich ausgefüllt durch den mehr als unglücklichen Streit über die Fürstenentschädigung, in dessen Verlauf zum ersten Male „das Volksbegehren und der Volksentscheid" zur Anwendung gelangte und der Versuch zu einer reichsgesetzlichen Regelung der an sich einfachen, aber durch die Parteileidenschaften maßlos verwirrten Frage gemacht wurde. Hinzu kamen der Flaggenstreit, der den Sturz der links gerichteten Regierung Luther herbeiführte, der von der Sozialdemokratie entfachte „Reichswehrstreit", der die Regierung Marx zu Fall brachte, die Verabschiedung des um Vaterland und Truppe hochverdienten Generals v. Seeckt und den Wiedereintritt der Deutschnationalen in die Regierung zur Folge hatte, die Reinholdsche Finanzpolitik, die preußische Polizeiaktion gegen angebliche „Putschpläne" u. a. m.

Ein beachtenswertes, inhaltsschweres, leider aber tief beschämendes und betrübendes Kapitel — man braucht hier nur an die Germersheimer Bluttat zu erinnern — ist „den besetzten, abgetrennten und verlorenen Gebieten" gewidmet (S. 202—228).

Eingehend gewürdigt werden im weiteren die politischen Vorgänge in den nichtdeutschen Ländern (S. 228—361). Frankreich, obwohl nach Beendigung des Marokko-Krieges und des syrischen Aufstandes entlastet, geriet immer tiefer in die Währungsnot hinein, bis Poincaré wieder an das Ruder kam und durch entsprechende Maßnahmen eine gewisse Befestigung des Franken erreichte.

England wurde durch den 7monatigen Bergarbeiterstreik und einen 10tägigen Generalstreik bis in seine Grundfesten erschüttert, eine Erscheinung, die in der liberalen Partei einen schweren Zwist hervorrief.

Die Mussolini-Attentate und die unruhige Politik des Diktators führte zu einer Spannung zwischen Italien und Frankreich und Italien und der Schweiz. Die innere Politik des Landes stand im Zeichen der gewalttätigen Faszisten-Herrschaft und der Drangsalierung Südtirols.

Zu erwähnen sind ferner die Meuterei der Artillerie in Spanien, die abenteuerliche Geschichte der Frankenfälschung in Ungarn, die Pilsudski-Diktatur in Polen, der Abschluß des Mossul-Vertrages zwischen der Türkei und England, wesentlich veranlaßt durch die Sorge vor dem von diesem begünstigten Eindringen Italiens in Kleinasien, die Wirren in Ostasien und Englands „neue Politik" in China.

Hiernach stellt sich die vorliegende, regelmäßig bald nach Ablauf des Berichtsjahres erscheinende Uebersicht als ein zuverlässig orientierendes Hilfsmittel dar, das dem Historiker und Politiker, aber auch jedem Zeitungsleser unentbehrlich ist. Georg Schuster.

Digitized by Google

Silberschmidt, Max: Das orientalische Problem zur Zeit der Entstehung des türkischen Reiches nach venezianischen Quellen. Ein Beitrag zur Geschichte der Beziehungen Venedigs zu Sultan Bajezid I., zu Byzanz, Ungarn und Genua und zum Reiche von Kiptschak (1381—1400). (= Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance. Herausgegeben von Walter Goetz, Band 27.) XIII und 206 S. 8°. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1923.

Der Untertitel dieses Buches läßt deutlicher erkennen, worum es sich darin handelt, als der Haupttitel: es ist ein Kapitel venezianischer Geschichte, das der Verfasser vor unseren Augen aufschlägt, aber ein Kapitel, das doch, wie die spätmittelalterliche Geschichte Venedigs überhaupt, in mannigfachster Weise mit den Verwicklungen der allgemeinen europäischen Geschichte verknüpft ist.

Venedig war durch den langen Krieg mit Genua in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, den sogenannten Chioggiakrieg, bis hart an den Rand des Abgrundes, an das Ende seiner seit dem 12. Jahrhundert mit bewunderungswerter Folgerichtigkeit ausgebauten Vormachtstellung im östlichen Mittelmeer gebracht worden. Verfasser zeigt, wie es der überlegenen Staatskunst der Männer in der Regierung der Lagunenstadt gelang, diese Stellung wieder zu gewinnen. Gefördert wurde dieses Beginnen vor allem durch die inneren Hemmungen Genuas, das gerade in diesen Jahren in französische Abhängigkeit geriet, so daß sich für Venedig sehr bald die Möglichkeit selbständiger Politik, ja sogar — aus Selbsterhaltungstrieb — die Notwendigkeit ergab, die gemeinsamen Interessen, auch die der ehemaligen Gegnerin, im Orient zu vertreten.

Der Hauptfeind Venedigs im Osten war seit alters Byzanz; gegen Byzanz hatte Venedig den vierten Kreuzzug gelenkt; die griechische Restauration am Bosporus war das Werk Genuas gewesen, das seitdem den venezianischen Einfluß in Konstantinopel völlig ausgeschaltet hatte. Am Ende des 14. Jahrhunderts erhob sich aber ein neuer Gegner, das türkische Reich unter Bajezid I., der schon auf Europa hinübergegriffen hatte. Verfasser zeigt sehr interessant und aufschlußreich, wie Venedig die erste europäische Macht war, die das türkische Reich realpolitisch in ihre Berechnungen einstellte und den sentimentaleren Kreuzzugsstandpunkt überwand; übrigens eine politische Einstellung, die für Venedig nicht neu war, denn in der Lagunenstadt hat man von jeher den Kreuzzugseifer lediglich für die eigenen handelspolitischen Interessen ausgenutzt. (Es ist bekanntlich eine umstrittene Frage, ob Venedig vor dem Antritt des vierten Kreuzzugs schon einen Handelsvertrag mit dem Sultan von Ägypten in der Tasche hatte.)

In dem hier behandelten Zeitraum war Venedig daran interessiert, seine Besitzungen in Griechenland und an der Adriaküste von dem Türken garantiert zu erhalten. So dachte die Republik vorübergehend daran, in dem bevorstehenden Kreuzzug Sigismunds von Ungarn,

Digitized by Google

den das sterbende oströmische Reich zu Hilfe gerufen hatte, als Vermittler aufzutreten, hielt dann aber, als die Ereignisse dies hinfällig machten, seine Verpflichtungen in der abendländischen antitürkischen Koalition ein. Für diese und andere Dinge, vor allem auch für die Beziehungen Venedigs zu Ungarn, ist das Buch Silberschmidts recht aufschlußreich, und wertvoll ist es vor allem dadurch, daß es für die in Frage stehenden Ereignisse zum ersten Male die Akten des venezianischen Staatsarchivs heranzieht, das Archiv der Signorie, des Großen Rats und des Senats, dessen Protokolle eine unerschöpfliche Quelle für die allgemeine Zeitgeschichte sind.

Walther Holtzmann.

Kurze Anzeigen.

Weber-Rieß: Weltgeschichte in drei Bänden. 2. Auflage. 1. Band: Altertum und Mittelalter. XXIV, 1119 S. 2. Band: Neuzeit (1492—1815). XVI, 683 S. 3. Band: Neueste Zeit (1815—1922). XVII, 601 S. Alle 3 Bände in 8° und jeder mit ausführlichem Register. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1924. Mk. 24.—, geb. Mk. 33.—.

Wir haben seinerzeit die erste Auflage dieses vortrefflichen, wissenschaftlich sicher gegründeten, übersichtlichen und gut geschriebenen Buches in eingehenderer Besprechung angezeigt („Mitteilungen", Band 50, S. 1—4). Wir freuen uns der zweiten Auflage, und zwar um so mehr, als sie sich nicht in zwei, sondern in drei nun erheblich handlicheren, ungleich besser ausgestatteten Bänden präsentiert; der zweite Band jener ersten Auflage von 1918 ist sachgemäß zerlegt, denn wir finden an 1815 als dem Anfangsjahr der „Neuesten Zeit" (statt 1789) nichts auszusetzen, da ja 1815 als das Jahr angesehen werden darf, in dem eine beruhigte Welt aus den Strudeln mannigfacher Umwälzungen auftaucht.

Die Einteilung und Textgestaltung des Werkes ist im ganzen unverändert geblieben; „der Fortfall der militärischen Zensur hat nur in der Darstellung der Ereignisse von 1884 bis 1918 wesentliche Veränderungen verursacht" (Vorwort, S. IX). Demnach handelt es sich also nur um Band 3, S. 318—571, welche folgende Kapitel enthalten: 6. Die Aufteilung Afrikas und die bulgarische Frage. Langfristige Handelsverträge (1884—1894); 7. Machtverschiebungen in Ostasien und auf der Südsee. Untergang der Burenrepubliken (1894—1901); 8. Die Einkreisungspolitik Eduards VII. Niederlagen Rußlands und Revolution in der Türkei. Lostrennung Norwegens von Schweden (1901—1909); 9. Die Marokkokrisis und die Balkankriege. Demokratisierung des britischen Weltreiches (1909—1914); 10. Wandlungen des Weltkrieges (1914—1918); 11. Das Chaos des Friedenszustandes nach dem Weltkriege (11. November 1918 bis 22. April 1922).

Digitized by Google

Es ist „ein Werk von gediegenster Substanz und reicher Fülle, durchleuchtet von klug verknüpfendem Räsonnement“ (so „Mitteilungen“ Bd. 50, S. 4). Erich Bleich.

F. W. Putzgers Historischer Schul-Atlas. Große Ausgabe. 47. vermehrte und verbesserte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von Alfred Baldamus, Ernst Schwabe und Ernst Ambrosius. Ausgeführt in der Geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig. 15 S.; 167 Karten. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1926. Mk. 5.—.

Wir zeigen den aufs beste eingeführten und immer auf der Höhe gehaltenen „Putzger“ an, weil er abermals in neuer Auflage vorliegt. Er bietet 167 Kartenseiten und auf den 15 vorausgehenden Seiten ein systematisches Inhaltsverzeichnis, das die Karten unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, als da sind: Rassen, Sprachen, Völker, Bevölkerungsverhältnisse, Siedlungen; Kolonisation, Wanderung; Wirtschaft, Verkehr; geistige Kultur; politische Organisation; Territorialgeschichte der einzelnen Länder; Kriegsgeschichte. Sechs Karten, darunter zwei doppelseitige, gelten allein dem Weltkriege; sie machen anschaulich, wer in diesem Ringen Sieg auf Sieg erfochten hat. Und was den Imperialismus des Deutschen Reiches betrifft, der den Weltkrieg heraufgeführt haben soll, so braucht man nur auf S. 142/3 (Europa nach dem Weltkriege) hinzuweisen, so braucht man nur auf die großen Flächen hinzuweisen, die in Nordafrika, sei es als französisch, sei es als italienisch, sei es als englisch, dargestellt sind. Und dies nur in Nordafrika! Andererseits zeigt S. 144 (Erdkarte nach dem Weltkriege), was überhaupt von unseren Gegnern zusammengebracht ist, vor allem von Frankreich und England; und wir wünschten nur, daß auf dieser Weltkarte auch die ehemals deutschen Kolonien eingezeichnet wären, damit man erkennte, wie wenig imperialistisch Deutschland im Verhältnis zu jenen war! Erich Bleich.

Schubart, F.: Von der Flügelsonne zum Halbmond. Aegyptens Geschichte bis auf die Gegenwart. 8°. IX, 192 S. Mit 65 Abbildungen auf Tafeln und 2 Karten. Leipzig, Hinrichs, 1926. Mk. 12.—.

Das Buch der Gattin des Berliner Papyrusforschers, die Ägypten aus eigener Anschauung kannte — sie ist vor kurzem ihrem Manne entrissen worden —, soll das Werk von Karl Oppel „Das alte Wunderland der Pyramiden“ ersetzen. Es schildert die Schicksale des Niltals von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart und unterrichtet uns zugleich über Land und Leute, Kultur und Religion, Leben und Erwerbszweige, Literatur, Kunst und Handwerk. Sogar an Proben altägyptischer Poesie und Prosa fehlt es nicht. Dem religiösen Reformator Echnaton wird ein ganzer Abschnitt gewidmet. Daß das Ptolemäerreich, die Herrschaft des Islam, die Gegenwart kürzer gewürdigt werden, entspricht dem Zweck des Buches. Die Darstellung

Digitized by Google

ist frisch und fesselnd und wird von ausgezeichneten Bildtafeln begleitet. Sachlich ist kaum etwas auszusetzen. Nur hätte die Zweiteilung Ägyptens in Nord- und Südreich, die bis zuletzt die Verwaltung charakterisiert — deshalb gab es zwei Wesire! —, schärfer betont werden müssen. Fritz Geyer.

Otto, W. F.: Die altgriechische Gottesidee. Vortrag, gehalten vor der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Berlin, den 23. November 1925. 26 S. Berlin, Weidmann, 1926. Mk. 1.—.

Eine warmherzige Verteidigung der griechischen Religion gegen die gewöhnliche Annahme, die in ihr nur eine Abart des Polytheismus sieht, der die Welt nichts zu verdanken hat. Er sucht zu erklären, weshalb die olympischen Götter uns vielfach so unmoralisch erscheinen, und findet diese Erklärung darin, daß einer geistreichen Menschenart wie der griechischen, die in allem Seienden die Gestalt zu erkennen berufen war, das Göttliche sich in dieser Gestalt und ihrer Ewigkeit offenbaren mußte. So wurde die griechische Religion die Religion des Geistes, nicht des Guten oder der entscheidenden Tat. „Ihr Göttliches ist die Gestalt, die in allen Erscheinungen wiederkehrt, der Sinn, der alle zusammenhält, und in der menschlichen seine Geistigkeit offenbart" (S. 19). Fritz Geyer.

v. Bonin, Burkhard: Die Götter Griechenlands. 24 S. Oldenburg i. O., Stalling, 1926. Mk. 1.—.

Das Schriftchen überschüttet uns förmlich mit den gewagtesten etymologischen Spekulationen. Alle Götternamen werden aus semitischen Wurzeln erklärt, und damit gilt dem Verfasser der Beweis als geführt, daß die Griechen ihre Mythologie, ihren Polytheismus den Semiten verdanken. Nur Zeus trägt einen arischen Namen, und der bedeutet „Gott" schlechthin. Also haben die Arier ursprünglich nur einen Gott gekannt, und aus dieser Erkenntnis heraus fragt der Verfasser, ob die Israeliten mit ihrem Monotheismus nicht vielleicht ursprünglich Arier waren! Wie dieses Ergebnis gewonnen wird, dafür einige Beispiele: Aphrodite aus ph — r — d (= trennen, ausbreiten), also Göttin der Vermehrung, Eros aus ' — r — h (= entblößen), Artemis aus r — t — b (m) (= feucht), also Göttin des nächtlichen Taus. Ich glaube, auf diese Weise kann man alle Wörter überhaupt in jeder Sprache auf semitische Wurzeln zurückführen. Fritz Geyer.

Griechische Staatstheorien: Platon und Aristoteles. Zusammengestellt von Fr. Geyer. (= Dreiturmbücherei Nr. 26.) 8°. 89 S. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1926. Mk. 1.60.

Da die modernen politischen Parteien, ohne es zu wissen, von antiken Ideen abhängig sind und beständig Ausdrücke brauchen, die aus Hellas stammen, ist es zu begrüßen, daß die Dreiturmbücherei eine Auswahl aus der griechischen politischen Literatur bringt. Der

Digitized by Google

Herausgeber selbst sieht voraus, daß man in seiner Zusammenstellung manches vermissen wird. Zum Glück gehört dazu nicht das Gespräch der persischen Großen bei Herodot. Gern aber würde man etwas mehr von den politischen Ideen zwischen Herodot und Platon finden, vor allem vom Einfluß der sophistischen Reflexion. So würde man gern ein Stück aus der Unterredung zwischen Athenern und Meliern bei Thukydides lesen oder aus dem pseudoxenophontischen Athenerstaat. Zutreffend ist selbstverständlich der Hinweis auf den Raummangel. Aber vielleicht hätte dafür einiges aus Platon und Aristoteles wegbleiben können, was von eigentümlich griechischen, dem nichtphilologischen Leser fernliegenden Dingen handelt. Vielleicht wäre es besser gewesen, den Text etwas zusammenzustreichen und dafür in Einleitung und Anmerkungen etwas ausführlicher zu sein.

Hier und da wäre auch eine Anmerkung am Platze, um ein griechisches Wort zu erklären, das durch keinen deutschen Ausdruck voll gedeckt wird. Geyer übersetzt θυμός mit Mut, und dies Wort entspricht in seiner ursprünglichen weiteren Bedeutung genau dem griechischen; der heutige Leser denkt aber doch nur an die verengte, und so versteht er kaum, wie Liebe eine Funktion des θυμός sein soll. Sonst verdient gerade die Übersetzung nachdrückliche Anerkennung. Geyer hat Vorgänger, die er selbst anführt, benutzt, aber durchaus selbständig, und bietet ein lesbares, den Sinn gut wiedergebendes Deutsch. Friedrich Cauer.

Vogt, Joseph: Homo novus. Ein Typus der römischen Republik. Rede, gehalten zum Antritt der ordentlichen Professur für Geschichte des Altertums an der Universität Tübingen. 8°. 28 S. Stuttgart, Kohlhammer, 1926. Mk. 1.20.

Vogt geht von der Tatsache aus, daß das römische Regiment bis zur Monarchie des Augustus eine Adelsherrschaft war. Sie hat sich so lange gehalten, weil der Adel es verstand, sich aus der Bürgerschaft zu ergänzen und zu erneuern. So erwuchs aus dem Geburtsadel und den zur Gleichberechtigung erhobenen plebejischen Geschlechtern eine neue Herrenschicht, die sich im 3. Jahrhundert fester zusammenschloß. Erst seit dem Hannibalischen Kriege setzten von seiten angesehener Familien des Ritterstandes starke Bestrebungen ein, Angehörige in den regierenden Adel einzuführen. Dieser setzte sich mit Zähigkeit zur Wehr, trotzdem seit dem 2. Jahrhundert durch den Untergang alter Geschlechter und den Ehrgeiz junger Adliger die Herrschaft der Nobilität immer stärker bedroht wurde. So haben nur verhältnismäßig wenige Angehörige neuer Familien von dem älteren Africanus bis auf Caesar den Zugang zu den staatlichen Ämtern erreicht: „homines novi“. Bewunderung und Mißtrauen spricht aus dieser Bezeichnung. Seit Cato nun bekommt der Name einen vollen Inhalt, wird er zum Ausdruck eines bestimmten politischen Charakters. Diesen Charakter nun sucht Vogt auf Grund der antiken Zeugnisse näher zu bestimmen, die typischen Züge zu einem Bilde zu vereinigen.

Digitized by Google

Mag auch dabei mancher Zug als typisch genommen werden, der einer Einzelerscheinung gehört, man wird dem Redner zugeben müssen, daß seine Schilderung im ganzen den Tatsachen entspricht, und man muß dankbar anerkennen, daß er zum Verständnis dieser Zeit einen wertvollen Beitrag geliefert hat. Fritz Geyer.

Münzer, Friedrich: Die Entstehung des römischen Prinzipats. Ein Beispiel des Werdens von Staatsformen. Festrede bei der Reichsgründungsfeier der westfälischen Wilhelms-Universität in Münster am 18. Januar 1927. Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, 1927. 8°. 32 S. Mk. —.90.

Für einen Kenner der alten Geschichte lag es nahe, bei der Umwandlung der Monarchie in die Republik, die wir erlebt haben, an den umgekehrten Vorgang zu denken, der zur Aufrichtung des augusteischen Prinzipats geführt hat. In seiner Übersicht über die Verfassungsänderungen von den Scipionen bis auf Augustus lehnt Münzer mit Recht die Ansicht ab, Augustus habe im Ernst versucht oder sich eingebildet, die Republik wieder herzustellen. Schon an Marius zeigt er, wie die zeitliche und räumliche Unbegrenztheit der Amtsgewalt und die dauernde Verfügung über ein Berufsheer mit der republikanischen Ordnung unverträglich war. Darüber konnten sich wohl Cicero und Pompejus täuschen, aber Augustus so wenig wie Cäsar. Wenn er sich Prinzeps nannte, so wußte er genau, daß er damit nicht ciceronische Theorie verwirklichte oder pompejanische Praxis fortsetzte. Aber es war ihm erwünscht, wenn andere sich durch diesen Namen irreführen ließen, denn dadurch gelang es ihm, die Pietät gegen die republikanische Vergangenheit in den Dienst der bestehenden Monarchie zu stellen. Daß unsere Republik nur gedeihen kann, wenn es ihr ebenso gelingt, die an der Monarchie hängenden Kräfte in ihren Dienst zu stellen, ist die Mahnung, die vernehmlich aus dieser Festrede herausklingt. Friedrich Cauer.

Gemoll, Wilhelm: Das Apophthegma. Literarhistorische Studien. Wien und Leipzig, Hölder-Pichler-Tempsky A.-G., G. Freytag G. m. b. H. 8°. 178 S.

Das Buch von Gemoll gibt zunächst eine Übersicht über die aus dem Altertum erhaltenen oder bezeugten Sammlungen von Apophthegmen sowie über ähnliche Sammlungen aus späteren Zeiten und erörtert dann auf Grund eines umfangreichen Materials die Frage, welche Literaturgattungen aus den Apophthegmen entstanden sind. Verfasser bejaht sie für die Fabel, das Epigramm, die Ballade, die kynische Diatribe, die Anfänge der Geschichtschreibung, die Novelle, die Erzählungsweise und die Rahmenerzählung, verneint sie für den abendländischen Roman. Er berührt viele literargeschichtliche Einzelfragen, ohne sie erschöpfend oder abschließend zu beantworten. Dabei wird die Bedeutung des Apophthegmas entschieden überschätzt. Wenn

Digitized by Google

manche Novellen und novellistische Episoden eines Geschichtswerkes in einem Apophthegma gipfeln, so ist damit doch noch nicht gesagt, daß Novelle und Geschichtschreibung aus dem Apophthegma entstanden sind. Die Erzählungen (Novellen), durch deren Einarbeitung die annalistischen Aufzeichnungen und rationalisierten Mythen zu Geschichtswerken wurden, konnten ihren Höhepunkt in einem Apophthegma haben, mußten es aber nicht durchaus. So wird zwar Herodots Erzählung von Kroisos und Solon durch Solons Schlußwort beherrscht, die eingelegten Erzählungen aber von Tellus, von Kleobis und Biton geben ihre Idee in Begebenheiten, nicht in zugespitzten Sätzen.

Wertvoll ist, besonders in einzelnen schlagenden Beispielen, der Nachweis für den Zusammenhang der deutschen Gedankenwelt mit der griechisch-römischen. Friedrich Cauer.

Stemplinger, Eduard: Die Ewigkeit der Antike. Gesammelte Aufsätze. 8°. 156 S. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, 1924.

Das gewiß großartige Thema des Büchleins wird im wesentlichen damit erwiesen, daß der Verfasser einige berühmte Schriftsteller, Gelehrte und Künstler ihrer Verehrung des Altertums, d. h. zumeist der Griechen (so E. M. Arndt, S. 45—53) Ausdruck geben läßt. Das Beste liefert, wie sich's gebührt, jener wahrhaft stilvolle Philosoph, welcher sich, der Antike würdig, zu echter Klassizität der Schreibweise durchgerungen hat: Schopenhauer (S. 77—84). Er wie Gutzkow (S. 54—64) sprechen sich ganz vorwiegend zu der einen Seite des Themas aus: die Altertumsstudien als Bildungsgut. Die anderen Hebbel (S. 97—111) und Richard Wagner (S. 112—127), Möricke (S. 85—96) und der Franzose Flaubert (S. 65—76) würdigen die Antike mehr als Lebenselement. Alle diese aber bekannten sich zur Antike, fühlten sich ihr für Kunsteinsicht und Weltanschauung verpflichtet.

Die umrahmenden Aufsätze bewegen sich in anderer Richtung; sie verfolgen die Nachwirkungen des Altertums, suchen „antike Motive im deutschen Märchen" (S. 31—44), „Helleniſches im Christentum" festzustellen. Die Abhandlung über „Das Plagiat" (S. 15—30) wie über „Die ästhetische Spannung" (S. 128—141) behandeln dagegen Dinge, in deren Handhabung und Beurteilung das Altertum ganz anders dachte, aber keineswegs besser. Denn wir vermögen es nicht nachahmenswert zu finden, daß „dem antiken Menschen die Formung höher stand wie (sic!) der Stoff, das ‚Wie' höher wie (!) das ‚Was', der Weg zum Ziel höher wie (!) das Ziel selbst" (S. 141). Solche Auffassung führt schließlich zum Ästhetentum oder zur Blasiertheit; sie macht selbst das Plagiat zum Kunstgebilde und die Formgebung zum Verkünstelungsprozeß.

Während der Aufsatz über das „Plagiat" auf dem Buche des Verfassers über das „Plagiat in der griechischen Literatur" beruht, verwendet der erste, einzig bisher ungedruckte („Über die Einheit der

Digitized by Google

mittelländischen Kultur") wie die anderen eine erhebliche Anzahl von Zitaten; manche Aufsätze lesen sich daher fast wie specimina eruditionis, manche sprechen etwas kräftig pro domo.

Erich Bleich.

Krabbo, Hermann: Regesten der Markgrafen von Brandenburg aus Askanischem Hause. Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. Gr.-4°. 6. Lieferung. 80 S. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1922. Mk. 3.50. 7. Lieferung. 80 S. Berlin-Dahlem, Selbstverlag des Vereins, 1924.

Die mühselige Arbeit wird mit den beiden vorliegenden Lieferungen um ein gutes Stück vorwärts gebracht. In 554 Nummern werden die Jahre 1290 bis 1308 behandelt. Die sorgfältige Arbeit des Verfassers ist zu bekannt, als daß an dieser Stelle auf sie näher eingegangen werden müßte. Der Abschluß des Werkes, der hoffentlich in Kürze erfolgt, dürfte Gelegenheit zu einer Gesamtwürdigung geben.

Friedrich Wilhelm Taube.

Englische Verfassungsurkunden des 12. und 13. Jahrhunderts, herausgegeben von Ludwig Rieß. Bonn, Marcus und Weber, 1926. (= Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen, herausgegeben von Hans Lietzmann, Nr. 155.)

Diese handliche Auswahl der wichtigsten Urkunden zur englischen Verfassungsgeschichte, beginnend mit der Krönungscharte Heinrichs I. und schließend mit der confirmatio chartarum Eduards I. von 1297 und der Annullierungsbulle Clemens' V. Regalis devotionis von 1305 wird nicht nur im akademischen Unterricht, sondern jedem, der sich mit der älteren englischen Verfassungsentwicklung beschäftigt, gute Dienste leisten. Im Mittelpunkt steht natürlich die Magna charta von 1215 und die ihr unmittelbar vorausgehenden Artikel der Barone. Verweisungen auf die jeweils sachlich zusammengehörigen Artikel verschiedener Urkunden, Anmerkungen über ihre Überlieferung und die wichtigste neuere Literatur zu ihrer Erklärung, sowie ein Glossar der wichtigsten lateinischen Fachausdrücke erhöhen noch den praktischen Wert des Büchleins.

Walther Holtzmann.

Der Athos und Utopien. (= Heinrich Brockhaus: Die Kunst in den Athosklöstern. 2. Aufl. 1924. S. 297—312.)

Der sozialdemokratische oder kommunistische Idealstaat muß ein Ideal bleiben, weil er Engel, nicht aber Menschen als Bürger voraussetzt. Ob Sowjetrußland das kommunistische Staatsideal verwirklicht hat, wissen wir nicht; daß es aus Menschen keine Engel gemacht hat, ist trotz Lenins Heiligsprechung sicher. Dagegen wissen wir nunmehr durch die oben angeführte Abhandlung genau, daß die Utopie des Morus kein „Nirgendsland" für Engel vortäuscht, sondern

Digitized by Google

die „Himmelsstadt" der Heiligen, der Mönche des Athos nachbildet (S. 297—300). Denn Morus ist in der Tat — man darf das nicht mehr wie bisher in Zweifel ziehen oder es als Autorenmanier ansehen (S. 299) — Morus ist nur Herausgeber und Bearbeiter eines Berichtes, der durch den Florentiner Buondelmonti 1420/22 über den Archipelagus und das Athosland, diesen Engelshof (angelorum aula) in ungeheuchelter Bewunderung erstattet worden ist (S. 298). Fälschlich vorgegeben hat er aber, daß es ein „Nirgendsland" sei, da es sich doch um die Athosinsel handelt; verschwiegen, daß dies „Keuschheitsland (Hagiopolis)" der Wohnort von Mönchen ist (S. 301). Fälschlich „rühmt er, Utopien leiste, was der platonische Staat nur mit Worten hinzeichnete" (S. 307); denn er war sich bewußt, daß sein Utopien in Wirklichkeit nur Ähnliches leistete, wie Platos Utopie verlangte, daß die Voraussetzungen völlig andere waren, nämlich Trennung von der Welt und ihrem Getriebe, von der Sinnlichkeit und ihrem Drange, unter unbedingter Hingebung an das unerschütterliche christliche Bewußtsein.

Wir vermissen nur den Nachweis, daß Morus den Buondelmonti als Vorlage benutzte und warum er aus der Reisebeschreibung ein staatspolitisches Lügenmärchen gemacht hat, das noch heute ernste Männer narrt.

Bleich.

Hedler, Adolf: Die deutsche Verfassung im Wandel der Zeiten. 2. vermehrte Auflage. Gotha, Leopold Klotz, Verlag, 1925. Geh. Mk. 1.—.

Das in Perthes' Bildungsbüchern erschienene Heft ist durch Arbeit in der Volkshochschule angeregt worden und hat wegen seiner knappen Form der Zusammenstellung des Stoffes der Verfassungsgeschichte auch bei Lehrern und Schülern höherer Schulen viele Freunde gefunden. In 17 Kapiteln behandelt es die Entwicklung der deutschen Verfassung vom altgermanischen Volksstaat an bis zum Jahre 1919.

Jedem Kapitel sind Anmerkungen über Quellen und Schrifttum zugefügt, die dem Leser den spröden Stoff näher bringen sollen.

Gumlich.

Soa, Artur: Das preußische Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 7 im Weltkriege 1914—18. Nach den amtlichen Kriegstagebüchern und Berichten von Mitkämpfern bearbeitet. 8°. 47 S. Berlin, Alb. Frisch, [1923].

Das Regiment ist fast während des ganzen Krieges im Osten tätig gewesen; nach dem Westen kam es erst Ende September 1918, fast nur (S. 40/1) zum schlimmen „für die bisher siegreiche Fronttruppe unfaßbaren Ende". Schlecht wie das Ende war für dieses Regiment auch der erste Anfang; denn der Osten war in dem Schlieffenschen Operationsplan gar wenig bedacht, die Lage dort überaus heikel, das schlesische Landwehrkorps die einzige zwischen Ostpreußen und Galizien eingesetzte Truppe. Davon wird dem Leser

Digitized by Google

nur eben andeutend Mitteilung gemacht. Denn es handelt sich um ein Kriegstagebuch des Regiments; so möchte man diese knappen Angaben über Märsche und Stellungen, Gefechte und Kämpfe am besten bezeichnen. Am bewegtesten erscheint die Zeit vom August 1914 bis Mai 1915 mit ihrem dreimaligen Vormarsch (ihr gelten Abschnitt I—IX); am größten der Sommerfeldzug 1915 (X: S. 20—26); am langwierigsten die „Stellungskämpfe bei Baranowitschi" (XI: S. 26—38). — Die fünf Anlagen (S. 43—47) geben die Stellenbesetzung des Regiments am 2. August 1914, im Winter 1916/17 und am 1. September 1918 sowie die Liste der beim Regiment gefallenen Offiziere.

Das Geleitwort stammt von dem zweiten Kommandeur, Oberst, jetzt Generalleutnant Hoefer; sein Bild dient dem Büchlein zu auserlesener Zierde: Hoefer war und blieb ein Held im strengsten Sinne des Wortes. Bleich.

Leppa, Karl Franz: „Der Königsbrief". 1. Teil. Kl.-8°. 154 S. Augsburg, Verlag Johannes Stauda, 1925. Halbl. Mk. 2.—.

„Der Königsbrief" soll in vier Bänden die Geschichte der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien erzählen. Der erste Teil beginnt mit der Urzeit und schildert unter Verwertung der neuesten Forschung in kerniger Sprache und fesselnder Form das Schicksal der alten deutschen Siedler unter ihrem Führer Marbot und Ariogais. Das Büchlein liest sich wie ein spannender Völkerroman. Es kann dazu dienen, den Geschichtsunterricht zu beleben und dürfte in keiner Schülerbibliothek fehlen. Gumlich.

Bell, Dr. Karl: Banat. Das Deutschtum im rumänischen Banat. Unter Mitwirkung von Franz Blaskovios, Karl Bell, H. Eschker, Anni Götz, Hans Hagel, Peter Jung, Karl von Möller, Kaspar Muth. Mit 1 Karte, 3 Farbdrucken und 40 Abbildungen. Aus der Monographiensammlung „Das Deutschtum im Ausland". 176 S. Dresden-A. 1, Deutscher Buch- und Kunstverlag, 1926.

Das schmucke Buch, das der frühere Reichsminister Dr. Külz mit einem Geleitwort versehen hat, ist das erste einer in zwangloser Folge erscheinenden Reihe von Monographien einzelner deutschsprachiger Gebiete im Auslande. Vor unserm geistigen Auge ersteht ein wertvolles Stück Deutschtum, das seit 1920 unter Rumänien, Südslawien und Ungarn verteilt ist. Rund 268 000 Deutsche wohnen im rumänischen, 100 000 im südslawischen und 3000 im ungarischen Teile des Banats. Wir erhalten einen Überblick über die im 18. Jahrhundert einsetzende deutsche Besiedelung und einen Einblick in das schwere Ringen der Schwaben, ehe es ihnen gelang, aus sumpferfülltem Ödland einen Garten und eine Kornkammer Europas zu machen. Mit scharfen Strichen wird die gegenwärtige Lage des Deutschtums, seine politische Organisation und seine Wirtschaftslage gezeigt. Von Sitten und

Digitized by Google

Gebräuchen, Schriften und Sprachen wird anschaulich berichtet, und für den, der sich mit einzelnen Fragen eingehender beschäftigen will, gibt ein Literaturverzeichnis Anhaltspunkte und Winke. Gumlich.

Fedenko, Panas: Der Nationale und soziale Befreiungskampf der Ukraine. 8°. 80 S. Berlin, J. H. W. Dietz Nachf., 1923.

Der Verfasser, Mitglied des Zentral-Komitees der Ukrainischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, beginnt seinen Beitrag zur Lösung des ukrainischen Problems mit einem geschichtlichen Überblick über die Entwicklung des ukrainischen Volkes. Eingehender schildert er die ukrainische Freiheitsbewegung seit 1905, dem Jahre der Begründung der Urkrainischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, ihr Ringen mit dem russischen Bolschewismus und der in der Zeit der deutschen Besatzung eintretenden agrarischen Reaktion, die Kämpfe, mit den von Osten her eindringenden russischen gegenrevolutionären Freiwilligen unter Denikin und den von Westen her vorrückenden Polen und Rumänen, sowie die bolschewistische Besetzung und Terrorherrschaft in den Jahren 1920 und 1921. Die Darstellung führt bis zum Ende des Jahres 1922, als in Moskau der „Konstituierende Kongreß der Sozialistischen Sowjet-Republiken" beschloß, die „selbständigen" Republiken der Sowjet-Förderation: Rußland, Ukraine, Weißruthenien und die kaukasischen Republiken, zu vereinigen.

Ein Anhang bringt:

1. Das Universal des Kongresses des werktätigen Volkes vom 28. Januar 1919.

2. Den Aufruf der Regierung der ukrainischen Volksrepublik vom 24. September 1919 und vom 4. Dezember 1919.

3. Die Erklärung der jüdischen Sozialdemokratie in Kamenez-Podolsk vom 26. August 1919. Gumlich.

Rohrbach, Paul: Amerika und wir. Reisebetrachtungen. Mit 98 Tafelbildern und 2 Karten. 8°. 200 S. Berlin, Verlag Buchenau & Reichert, 1926. Kart. Mk. 7.—; Leinw. Mk. 10.—.

In fesselndem Plauderton berichtet Rohrbach über Erlebnisse und Eindrücke, die er auf seinen Reisen im Auslande in den Jahren 1913 und 1921—1924 in Amerika gewonnen hat. Dabei übermittelt er eine Fülle neuer Tatsachen, streift die verschiedensten Probleme und regt zum Nachdenken über sie an. Ob wir mit ihm durch Brasilien oder die La Plata-Länder, durch Chile oder Peru reisen, ob wir die tropenhygienischen Einrichtungen am Panama-Kanal bewundern oder die Wirkungen der Prohibition oder der Einwanderungsgesetze in Nordamerika studieren, der Verfasser versteht es stets, uns in Spannung zu halten und mit festen Strichen das herauszuarbeiten, was den Kern der Sache trifft. Immer ist dabei sein Blick auf die deutschen Siede-

Digitized by Google

lungen gelenkt. Er legt die Möglichkeiten deutschen Fortkommens in den einzelnen Ländern dar und gibt den Auswanderern praktische Winke.

Beachtenswert ist sein Rat, auf die öffentliche Meinung in Amerika mehr als bisher von Deutschland aus einzuwirken, nicht durch Verteidigungen und Entschuldigungen, sondern durch Hinweise auf die Errungenschaft der deutschen Wissenschaft in der Bekämpfung von Krankheiten und Seuchen und auf anderen praktischen Gebieten. Ausgezeichnete Photographien veranschaulichen die beschriebenen Länder, ihre Natur- und Kunstdenkmäler. Gumlich.

Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft.

526. Sitzung. Freitag, den 4. Februar 1927. Leitung: Herr Max Lenz. — An Stelle von Richard Sternfeld (†) wurde Herr Professor Dr. Koehne zum zweiten stellvertretenden Vorsitzenden gewählt.

Dann sprach Dr. Fritz Schillmann über „Neue Quellen zur Geschichte der letzten Staufer". Diese werden uns überliefert durch das unter dem Namen des Vizekanzlers Innocenz' IV., Marinus von Eboli gehende große Formularbuch, dessen Bearbeitung der Vortragende jetzt nach 20jähriger Beschäftigung damit zum Abschluß bringt. Es enthält 3358 päpstliche Urkunden aus der Zeit von Gregor IX. bis Nikolaus IV., von denen etwa zwei Drittel bisher unbekannt und anderweitig nicht überliefert sind. Die Sammlung ist in der päpstlichen Kanzlei entstanden, Marinus von Eboli hat sie begonnen, seine Nachfolger sie fortgesetzt. Schon die Persönlichkeit des Marinus, die wir jetzt erst kennen lernen, ist historisch außerordentlich wichtig. Er ist der Hauptträger der großen Politik der Kurie von 1244 bis zu Clemens IV. Wie die großen Reichskanzler neben den Kaisern steht er neben den Päpsten. Der gelehrte Jurist, der von Innocenz IV. wenige Wochen vor der Flucht des Papstes nach Genua und Lyon als Leiter der Kanzlei berufen wird, ist der Gegenspieler des Petrus von Vinea und des Thaddaeus von Suessa. Er, nicht der Papst ist der Verfasser der großen Manifeste gegen den Kaiser. Als der Kampf mit dem Tode Friedrichs II. beendet ist, tritt er am Jahrestage des Todes zurück und wird Erzbischof von Capua. Er übt aber sein Amt nicht aus, bleibt als electus an der Kurie als politischer Berater von Alexander IV. und Urban IV., erst unter Clemens IV. wird er geweiht und geht in seine Diözese. Wie sein Gegner Petrus von Vinea hat auch Marinus ein Formularbuch angelegt, eine historische Quelle ersten Ranges. Sie bietet ein umfangreiches neues Material vor allem zur Geschichte des päpstlichen Kanzleiwesens, da Marinus und seine Nachfolger die Konzepte sammelten. Wir sind jetzt mehrfach in der Lage, Konzept, Originalausfertigung und Registereintragung zu vergleichen. Einzelne päpstliche Behörden, besonders die Tätigkeit der „Audientia litterarum contradictarum" lernen wir erst jetzt kennen. Besonders wichtig sind natürlich die politischen Schreiben, einen Teil davon hat Raynald aus dem Formelbuch veröffentlicht. An erster Stelle stehen hier Privatbriefe der Päpste an Freunde, Nepoten, Vertraute, solche sind von Innocenz IV., Urban IV., Clemens IV. erhalten, von letzterem solche an Karl von Anjou. Wir haben hier eine Fülle von Provisionsurkunden für Bischöfe, die wichtige Ergänzungen zu Eubels Listen geben, Instruktionen für die päpstlichen Legaten, Material über die Verwaltung der Patrimonien, Briefwechsel mit den Städten, Gründungsurkunden für Klöster. Daneben stehen nun eine große Reihe wichtiger politischer Urkunden. Die Manifeste Innocenz' IV. gegen Friedrich II. liegen hier im Konzept vor. Wir bekommen neue Einblicke in die Verhandlungen mit Wilhelm von Holland und Richard von Cornwallis, in die Alexanders IV. mit Manfred. Zur Geschichte des Präfekten Petrus von Vico und Ezzelins, vor allem aber Karls von Anjou finden wir

Digitized by Google

neue wichtige Mitteilungen, ebenso zur Universitätsgeschichte. Den Hauptgewinn trägt die französische Geschichte davon.

Klarheit gewinnen wir jetzt auch über die späteren Formularsammlungen, vor allem des Berard von Neapel, dessen weitgehende Abhängigkeit von Marinus sich erweist. Die eingehende Bearbeitung der Sammlung wird in der „Bibliothek des Preußischen Historischen Instituts in Rom" erscheinen.

527. Sitzung. Freitag, den 4. März 1927. Leitung: Herr Max Lenz. — Zu Prüfern des Kassenberichtes wählte die Versammlung die Herren Stern und Geyer.

Professor Dr. Paul Ritter sprach über den Geist des Allgemeinen Preußischen Landrechts. Er erinnerte zunächst daran, daß dieses Gesetzbuch in seiner endgültigen Fassung zwar erst am 5. Februar 1794 publiziert und am 1. Juni 1794 in Kraft gesetzt worden ist, daß es aber die Ruhmestat der Regierung des großen Königs bleibt. Es lag fertig vor, als Friedrich starb, und die Revision, die Friedrich Wilhelm II. an diesem Entwurf vornehmen ließ, hat wohl den einen und anderen staatsrechtlichen Satz, der nun bedenklich schien, entfernen und auch sonst manche Abänderungen und Umstellungen herbeiführen, den Geist des Werkes aber nicht töten können. Das Preußische Landrecht ist ein echtes Kind der deutschen Aufklärung. Indessen bietet es kein allgemeines Vernunftrecht, sondern ausdrücklich nur das geltende Recht dieses preußischen Staates, so wie es sich im Laufe der Geschichte und vor allem in der Gesetzgebung und Verwaltung der Regierung Friedrichs gebildet hatte. Die eigenartigen Züge dieses Staates spiegeln sich hier überall wider: die volle Souveränität des Staates, wie den Ständen, so auch allen Kirchen gegenüber; die feste Zusammenfassung dieser Souveränität in dem Monarchen, der durch keine Mitwirkung oder Aufsicht beschränkt ist, der sich aber auch selber an seine Gesetze bindet und die Unabhängigkeit der Gerichte achtet; dann die starke Tendenz dieses Staates zur Herstellung seiner inneren Gleichartigkeit, zur Erziehung eines allgemeinen Staatsbürgertums und Staatsbewußtseins, aber auch seine andere Tendenz zu sorgfältiger Erhaltung der überlieferten ständischen Ordnung, der Grundlage seiner Militär- und Finanzverfassung; endlich die alles, Größtes und Kleinstes, umfassende Fürsorge dieses Staates für das Wohl seiner Untertanen, für Wirtschaft, Bildung und Erziehung, in dem Geiste der Regelung und Bevormundung, der die deutsche Aufklärung kennzeichnet, aber auch in dem ihrer gewaltigen sozialen, moralischen und religiösen Energie. Und diesen ganzen Rechtsstoff bringt nun das Landrecht in einen Zusammenhang, der in seiner inneren Vernünftigkeit und Folgerichtigkeit, mit seinen klaren Begriffen und seiner reinen deutschen Sprache nicht nur dem gelehrten Richter, sondern auch jedem Staatsbürger verständlich sein soll. Der Preuße soll die Gesetze, unter denen er lebt, als ein sinnvolles Ganzes verstehen und aus solchem Verständnis jene Freude an Staat und Recht gewinnen, die für Friedrich und seine Mitarbeiter das letzte Ziel aller Gesetzgebung ist. Diese formalen Vorzüge verdankt das Landrecht der gründlichen Arbeit, die seit einem Jahrhundert das deutsche Naturrecht, zumal auf den preußischen Universitäten, geleistet hatte. Das deutsche Naturrecht hatte die Begriffe des älteren westeuropäischen Naturrechts übernommen, aber von vornherein zu den Werten der lutherischen Religiosität und den Bedürfnissen des deutschen Staatslebens in Beziehung gesetzt. Auch das deutsche Naturrecht konstruiert Staat und Recht vom Individuum aus: aber das Individuum ist hier von Natur eine moralische Persönlichkeit, mit Pflichten, gegen seine unsterbliche Seele und gegen sein irdisches Amt. Daraus folgt seine sittliche Freiheit und Verantwortlichkeit, und folgen seine natürlichen Rechte. Der Mensch hat Rechte, weil er Pflichten hat. Diese natürlichen Pflichten und Rechte bringt er als ein unveräußerliches Gut in jeden Gesellschaftsvertrag, den er mit seinesgleichen eingeht, mit, und er erwartet ihre Achtung auch von dem Staat, dem er sich unterwirft. Auch der Staatsvertrag ist ein Verhältnis gegenseitiger Verpflichtung, er ist für beide Teile verbindlich. Das Landrecht steht ganz auf diesem Boden des deutschen Naturrechts: den Beweis dafür an der Hand der wichtigsten Titel des Landrechts unternahm der zweite Teil des Vortrages. — An der Diskussion beteiligten sich die Herren Koehne, Lasson, Lenz, v. Strantz und Hartung.

Digitized by Google

528. Sitzung. Freitag, den 1. April 1927. Leitung: Herr Max Lenz.

Der von Herrn Schuster vorgelegte Kassenbericht ist von den Herren Stern und Geyer geprüft und richtig befunden worden. Die von Herrn Stern beantragte Entlastung wird mit Dank erteilt.

Archivrat Dr. J. Lulvès sprach über „Bismarck und die Römische Frage", das heißt über die Stellung des großen deutschen Reichskanzlers gegenüber den Ansprüchen des Papsttums, den im September 1870 durch die italienische Besetzung Roms nunmehr restlos verlorenen Kirchenstaat wiederzuerlangen. Bismarck war stets der Überzeugung, daß dem Papste als Souverän ein weltlicher Staat gebühre. Aber nicht gleichmäßig waren seine politische Stellung zu dieser Frage und ihre Verwertung von seiner Seite. Da sind drei Perioden zu unterscheiden: Bis zum Ende des Deutsch-Französischen Krieges bemühte sich Bismarck, die Römische Frage dazu zu benutzen, durch Vermittlung des Papstes Pius IX. und damit der französischen Geistlichkeit zu einem schnelleren Ende des Krieges zu gelangen. Das mißlang, da die Voraussetzungen unrichtig waren.

Die zweite Periode bildet die Kulturkampfzeit bis zum Beitritt Italiens zum Zweibund; dabei hat Bismarck verhindert, daß der Dreibundsvertrag (1882) Italien die gewünschte Garantie seines Besitzes der dem Papste abgenommenen Provinzen, einschließlich der Stadt Rom, böte.

Die dritte Periode: Bismarck betrachtet die Lösung der Römischen Frage lediglich als innerpolitische Angelegenheit des damals mit dem Deutschen Reiche verbündeten Italien, in die er sich nicht hineinzumischen habe, wenn er auch dem emporgekommenen Nationalstaat auf der Apenninen-Halbinsel gegenüber nie sein Mißtrauen unterdrücken konnte. Seit der Okkupation Roms bis zu seinem Rücktritt ist wiederholt in politischen Kreisen Italiens, Deutschlands und des übrigen Europa die Ansicht verbreitet gewesen, daß von Bismarck allein der Papst die Wiederherstellung seiner weltlichen Souveränität erwarten dürfe. Das war auch die Überzeugung Papst Leos XIII. bis zum ersten Besuche Kaiser Wilhelms II. bei ihm (Oktober 1888). Die Zusammenkunft bewies ihm, daß er sich in dieser Hoffnung vollkommen getäuscht habe. Bismarck ist der letzte nicht-italienische Staatsmann gewesen, der sich mit der Römischen Frage zu beschäftigen gehabt hat.

Der Vortragende hat vielfach neues Aktenmaterial benutzen können, durch das z. B. die Ende 1881 großes Aufsehen erregenden Erörterungen über die derzeitige Lage des Papsttums in der Berliner Tageszeitung „Post" und andere Einzelfragen in ein ganz neues Licht getreten sind. — An der Diskussion beteiligten sich die Herren Reimann und Lenz.

529. Sitzung. Freitag, den 6. Mai 1927. Leitung: Herr Max Lenz.

Privatdozent Dr. Westphal sprach über Emil Ludwigs „Bismarck" und die Methode der modernen Biographie. — An der Aussprache beteiligten sich die Herren Lenz, v. Wertheimer, Quaatz, Helmolt, Reimann.

530. Sitzung. Freitag, den 17. Juni 1927. Leitung: Herr Reimann.

Studienrat Dr. Geyer sprach über „Die Tragik im Schicksal des makedonischen Volkes". — An der Aussprache beteiligten sich die Herren Krüger, Koehne, Tzenoff, Bleich, Helmolt, Reimann.

Digitized by Google

Neuerscheinungen

Der Erbreichsplan Heinrichs VI.

Von Ernst Perels

Gr. 8°. (VII und 103 Seiten.) 1927. Geh. 5 RM

Inhalt: Einleitung. Erster Abschnitt: Die Quellen. 1. Marbacher Annalen. 2. Reinhardsbrunner Chronik. 3. Ansbert. 4. Lütticher Bistumsgeschichte. 5. Gervasius von Tilbury. 6. Innocenz III.

Zweiter Abschnitt: Entstehung und Schicksal der Verfassungsreform. 1. Ursprung und Ziele. 2. Verlauf der Aktion.

Neue Bände der „Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen". Philologisch-historische Klasse.

Band XX, 2

Rechtsbücherstudien

Von Karl August Eckhardt

Erstes Heft:

Vorarbeiten zu einer Parallelausgabe des Deutschenspiegels und Urschwabenspiegels

Lex. 8°. (IX und 151 Seiten.) 1927. Geh. 10 RM

Band XXIII, 1

Ludwig I. von Bayern und die Georgia Augusta

Von Hermann Thiersch

Mit 6 Tafeln und 1 Faksimile

Lex. 8°. (II und 156 Seiten.) 1927. Geh. 12 RM

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
BERLIN SW 68, Zimmerstraße 94

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Zur Geschichte Heinrichs IV. Von W. Holtzmann 129
Schmeidler, Zur Gesch. des Investiturstreites.

Zur Kriegsschuldfrage. Von Georg Schuster 136
Bourgeois und Pagès, Verantwortlichkeiten des Großen Krieges.
Wilhelm, Kronprinz: Ich suche die Wahrheit!

Neuere Literatur über Vorgeschichte. Von Emil Herr 144
Schmidt, Vorgesch. Europas. S. 144. — „Vorzeit". Bd. 2. 3. 4. 1. S. 144, 147, 155 f. — Feist, Indogermanen und Germanen. S. 145. — Mannusbibliothek. Bd. 26. 31. 40. 38. 36. 37. 20. 25. 27. 41. 22. 34. 21. 39. 35. S. 146—157. — Studien z. vorgeschichtl. Archäologie. S. 153 f. — Scharff, Grundzüge d. ägypt. Vorgesch. S. 158 f. — Ziegler, Weltentstehung. S. 159.

Reformationsgeschichtliches in Zeitschriften und Sammelwerken. Von Gustav Wolf 159
Schriften des Vereins für Reform.-Gesch. Heft 138. 139. 140. 141. S. 159—161. — Archiv für Reform.-Gesch. Bd. 22. 23. S. 161 f. — Lutherjahrbuch. Jg. 6. 7. 8. S. 162 ff. — Zschr. f. Kirchengesch. Bd. 43. 44. 45. S. 165 f. — Lutherana IV. S. 166 f. — Arbeiten zur Kirchengesch. S. 167 ff. — Reformationsgeschichtl. Studien und Texte. Heft 47/8. 49. S. 169 f. — Corpus catholicorum. Bd. 11. S. 171. — Metzler, Canisius. S. 171 f. — Fischer, Veit Erdmann, gen. Amerpachius. S. 172. — Schaffer, Andreas Stoß. S. 172 f. — Zschr. f. bairische Kirchengesch. S. 173 f. — Braun, Nürnberg im Zeitalter der Gegenreformation. S. 175. — Stark, Die christliche Wohltätigkeit usw. S. 175 f. — Jahrbuch f. Gesch. d. Protestantismus. 45.—47. Jg. S. 176 f. — Blätter f. württembergische Kirchengesch. Jg. 28—30. S. 177 ff.

Neuere Schriften zur Methodologie und Philosophie der Geschichte. Von Erich Bleich . . . 179
Bernheim, Einl. i. d. Gesch.-Wissenschaft. S. 179. — Droysen, Historik; Ranke, Das Politische Gespräch (Neudrucke): S. 180 f. — v. Below, Periodisierungen. S. 181. — Groos, Natur- u. histor. Gesetze. S. 181 f. — Sauer, Grundlagen der Wissenschaften. S. 182 f. — Wach, Das Verstehen. S. 184. — Wach, Die Typenlehre Trendelenburgs. S. 185. — Litt, Gesch. u. Leben. S. 185. — Rickert, Die Probleme der Geschichtsphilosophie. S. 185 f. — Utitz, Charakterologie. S. 187. — Breysig, Vom Geschichtlichen Werden. Bd. 1. 2. S. 187—190. — Hirsch, Nietzsche, der Philosoph der abendländischen Kultur. S. 191—193.

Die Inschriften der altassyrischen Könige. (Geyer) 193
Meurer: Seekriegsgeschichte in Umrissen. (Graefe) 194
Hessel und Krebs: Regesten der Bischöfe von Straßburg. II. Bd. (Herr) 196
Strieder: Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen. (Koehne) 197
Häpke: Niederländische Akten und Urkunden zur Geschichte der Hanse und zur deutschen Seegeschichte. (Vogel) 199
Holborn: Aufzeichnungen und Erinnerungen aus dem Leben des Botschafters Joseph Maria von Radowitz. (Haake) 200
Herzfeld: Deutschland und das geschlagene Frankreich 1871—1873. (Neumann) 204
Volkmann: Der Marxismus und das deutsche Heer im Weltkriege. (Neumann) 206
Egelhaafs Historisch-politische Jahresübersicht für 1926. (Schuster) 209
Silberschmidt: Das orientalische Problem zur Zeit der Entstehung des türkischen Reiches nach venezianischen Quellen. (Holtzmann) 211
Kurze Anzeigen 212
Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft 222

Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils jahrg.54-55
906 H62
Historische Gesellschaft zu Berlin.
Mitteilungen aus der historischen Litera
3 1951 002 249 956 N

Digitized by Google